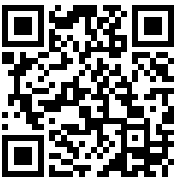
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PM4
.A57

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA

85. JAHRGANG, 157. BAND
DER NEUEN SERIE 57. BAND

BRAUNSCHWEIG, BERLIN UND HAMBURG
DRUCK UND VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1930

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis des 157. Bandes

der neuen Serie 57. Bandes

Abhandlungen

Seite

Anton Dörrer, Die geistlichen Bürgerspiele in Bruneck (Pustertal) 1
Paul Roggenhausen, Hauff-Studien. II. und III 13. 161
Otto Mallon, Ungarische Freunde Bettina von Arnims 182
A. Dörrer, Gilms verloren geglaubtes Erstlingsdrama 'Äbtissin Verena' 188

G. Schleich, Über die Entstehungszeit und den Verfasser der mittelenglischen Bearbeitung von Susos Horologium 26
Julius Freund, Abstufungen des modern-englischen Satzakzents 35
P. Morton Shand, Scotland 216

O. Schultz-Gora, Kritische Betrachtungen über den 'Lai de l'ombre' (ed. J. Bédier) . . 47
A. Götze, Wieland und Frau von Staël im Briefwechsel 63
O. Schultz-Gora, Zwei Studien im Gebiet des Altfranzösischen und des Neufranzösischen 233
Emil Mackel, Die Lehre vom Infinitiv im Französischen auf psychologischer Grundlage 251

Kleinere Mitteilungen

Zu H. v. Kleist. Von C. Fries 69
Das Spiel vom Jüngsten Gericht in Meran 1570. Von Anton Dörrer 69
'Petőfi dem Sonnengott'. Ein bisher unbekanntes Gedicht Bettina von Arnims. Von Otto Mallon 71

Ags. Survey von Bury St. Edmunds. Von Martin Weinbaum 77
The Two Versions of Sidney's Arcadia. Von R. W. Zandvoort 261

Schlüsselblume, Maiglöckchen und Veilchen in der altfranzösischen Lyrik. Von O. Schultz-Gora 78
Zwei Parallelen (Entlehnung oder Zufall?). Von Franz Reuß 82
Klärung von Mißverständnissen. Von Theodor Kalepky 84
Genues. *cucuàcia* 'Küchenschabe'. Von R. Riegler 86
Provenzal. *fagot*. Von O. Schultz-Gora 261
Zur französischen Redensart 'croquer le marmot'. Von R. Riegler 263
Henri de Régniers Odelette. Von Franz Julius Nobiling 264

Verzeichnis der Mitglieder der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen 266

Beurteilungen

Johannes Aal, Tragoedia Johannes des Täufers. Hg. von E. Meyer. (L. Jutz) 270
Hugo Bieber, Der Kampf um die Tradition. Die deutsche Dichtung im europäischen Geistesleben. (Max J. Wolff) 274
H. Bork, Chronologische Studien zu Otfrids Evangelienbuch. (L. Jutz) 88
Hoxie Neale Fairchild, The Noble Savage. A Study in Romantic Naturalism. (Camillo von Klenze) 93
F. Hadamowsky s. F. Trojan.
S. Mauermann und H. H. Schmidt-Voigt, Westeuropa und der deutsche Geist. (Max Kuttner) 275
Gerhart Reckzeh, Grillparzer und die Slaven. (Moriz Enzinger) 271
H. H. Schmidt-Voigt s. S. Mauermann.
L. F. Thompson, Kotzebue. A survey of his progress in France, and England preceded by a consideration of the critical attitude to him in Germany. (Albert Ludwig) . . . 91
Katalog der 'Alten Bibliothek' des Theaters an der Wien, auf Grund der Aufnahme von Friedrich Arnold Mayer ausgearb. u. erg. v. F. Trojan u. F. Hadamowsky, Kataloge der Theatersammlung der Nationalbibliothek in Wien, hg. von der Generaldirektion der Nationalbibliothek. 1. Bd. (Moriz Enzinger) 89

A. Bernhard, Englische Grammatik (Kurzausgabe). (Fritz Fiedler) 114
Roger Bacon, The opus majus: a translation by R. Belle Burke. (A. Brandl) 102
Deutschbein-Hollack. Lehrgang der englischen Sprache für höhere Schulen mit Englisch als 2. Fremdsprache für Aufbauschulen und Gymnasien. Grammatik. Zwölfte, verb. Aufl. (Fritz Fiedler) 287
Deutschbein-Hollack. Lehrgang der englischen Sprache für höhere Schulen mit Englisch als 2. Fremdsprache für Aufbauschulen und Gymnasien. Lesebuch. Zwölfte, verb. Aufl. Dazu das Beiheft: Übungen. (Fritz Fiedler) 287

Digitized by Google

Seite

E. Gerstenberg, The Foundations of English Character. Englisches kulturkundliches Lesebuch für die Oberklassen. (Hans Marcus) 289
I. Handbuch der Englandkunde, Band I von M. Deutschbein, B. Fehr, W. Halbfaß, F. Knapp, R. Müller-Freienfels, H. Niewöhner, Fr. W. von Rauchhaupt, L. Rieß, E. Vowinckel; Band II von K. Arns, Ph. Aronstein, G. Becking, K. Bornhausen, K. Friebel, H. Levy, L. Mackensen, W. Scheidt, E. Wahle. — II. Karl Brunner, Großbritannien. — III. Paul Hartig und Adolph Krüper, England and the English. — IV. E. Bode und D. A. Paul, England und Amerika. Their Character and Culture. Ein Kulturlesebuch für die Oberstufe höherer Lehranstalten. Kurzausgabe von 'Seeds and Fruits'. — V. Wilhelm Effenberger, English Politics from 1902 to 1919. (W. Dibelius) 98
Thomas Platters des Jüngeren Englandfahrt im Jahre 1599. Hg. v. H. Hecht. (Karl Brunner) 110
J. L. Hotson, Colfox versus Chauntecleer. (J. Koch) 104
D. L. Baldwin, J. W. Hebel, L. N. Broughton, B. F. Stelter, L. C. Evans, M. R. Thayer. A concordance to the poems of John Keats. (A. Brandl) 285
The cipher of Roger Bacon, by W. R. Newbold, ed. with forword and notes by R. G. Kent. (A. Brandl) 102
H. Lüdeke, Die Funktionen des Erzählers in Chaucers epischer Dichtung. (J. Koch) . 278
Helene Richter, Lord Byron. (Paul Meißner) 283
Sander-Cliffe. Our English Studies. Englisches Lehrbuch für höhere Mädchenanstalten. Ausg. A. Teil I: Grundbuch für Sexta. — Dasselbe. Ausg. B: Grundbuch für Tertia. (Fritz Fiedler) 288
Sire Degare, hg. von G. Schleich. (K. Brunner) 276
A. C. E. Vechtman-Veth, A Syntax of living English. (Fritz Fiedler). 115
Westermann-Texte, Englische Reihe: Nr. 38, 53, 55, 57, 67, 69, 70—72, 76—79. (Günther Scherer) 290
A. von Zahn-Harnack, Die Frauenbewegung. (Fritz Fiedler) 111

Carl Appel, Raïmbaut von Orange. Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philol.-histor. Kl., N. F. XXI, 2. (O. Schultz-Gora) 299
Marcel Carayon, Lope de Véga. Avec 60 planches hors-texte en héliogravure. Les Maitres des Littératures no. 3. (O. Schultz-Gora) 132
Georg Ellinger, Italien und der deutsche Humanismus in der neulateinischen Lyrik. (J. Klapper) 296
Gustave Fagniez, La femme et la société française dans la première moitié du XVII^e siècle. (C. Appel) 316
Arthur Franz, Aus Victor Hugos Werkstatt. Auswertung der Manuskripte der Sammlung 'Les Contemplations'. I. Teil. Die Methode der Auswertung. (Alfred Götze) . . . 118
Henry Frei, Diplomé de l'École des Langues orientales, Docteur ès Lettres, La Grammaire des Fautes. Introduction à la linguistique fonctionnelle, assimilation et différenciation, Brièveté et Invariabilité, Expressivité. (Elise Richter) 303
Hans Leo Götzfried, Romain Rollands heroischer Idealismus. Ein Beitrag zum Verständnis der Welt- und Lebensanschauung des großen Menschenfreundes. (O. Schultz-Gora) 125
Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz von K. Jaberg und J. Jud. Die Mundartaufnahmen wurden durchgeführt von P. Scheuermeier, G. Rohlfs und M. L. Wagner. Bd. I: Familie — Menschlicher Körper. — K. Jaberg und J. Jud, Der Sprachatlas als Forschungsinstrument. Kritische Grundlegung und Einführung in den Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz. (Friedrich Schürr) 126
Alfred Klug, Mihai Eminescu, Märchen und Novellen. Aus dem Rumänischen übersetzt. (M. Friedwagner) 134
Anna Krause, España y la Cultura española. (O. Schultz-Gora) 133
Walter Küchler, Molière. (Jul. Schmidt) 306
Friedrich Lang, M. Eminescu als Dichter und Denker. (M. Friedwagner) 134
Langenscheidts fremdsprachliche Lektüre. Band 9: G. Richert und Th. Schoen. Un poco de todo. Band 10: R. Großmann, La América española de hoy. (Wilhelm Giese) 319
Eugen Lerch, Historische französische Syntax. Zweiter Band: Untergeordnete Sätze und unterordnende Konjunktionen. (O. Schultz-Gora) 310
La negación en español antiguo con referencias a otros idiomas por E. L. Llorens. (Adolf Zauner) 317
Teatro antiguo español VII. Lope de Vega, El Cordobés valeroso Pedro Carbonero, publicado por José F. Montesinos. (Ludwig Pfandl) 318
Kr. Nyrop, Grammaire historique de la langue française. Tome cinquième. (Eugen Lerch) 116
El cuento de Tristan de Leonis, edited from the unique manuscript Vatican 6428 by George Tyler Northup. The modern philology monographs of the University of Chicago. (Werner Mulertt) 132
José Enrique Rodó, Ariel. Edited with an Introduction and Notes by W. F. Rice. (Wilhelm Giese) 133
G. Oscar Russell, Ph. D., Director of Phonetic Laboratories, Ohio State University, The Vowel, Its Physiological Mechanism as Shown by X-Ray. (Elise Richter) 121
Emma Schill, Les Traductions françaises de l'Intermezzo de Henri Heine. Thèse pour el Doctorat de l'Université de Paris. (Alfred Götze) 124
George Kingsley Zipf, Relative Frequency as a Determinant of Phonetic Change. (Elise Richter) 291

Digitized by Google

Seite

Bibliographie

Allgemeines

H. Waddell, Mediaeval Latin lyrics 138
E. Mackel, Die Kulturströmungen der letzten drei Jahrhunderte im Spiegel der französischen Kunst. Ein Lichtbildvortrag. (Fritz Fiedler) 138
Dom Louis Gougand, Modern research with special reference to Early Irish ecclesiastical history. Lectures delivered at University College, Dublin, April 1929 138
D. J. Kaucher, Modern dramatic structure 139

Neuere Sprachen

M. Müller, Kursbuch für den neusprachlichen Lesestoff. Ein kritischer Führer durch die Schulausgaben. (F. Fiedler) 142
K. Fouquet, Jakob Ayrers 'Sidea'; Shakespeares 'Tempest' und das Märchen 142

Deutsch

A. Helbok, Die deutschen Weiler-Orte 143
H. Sperl, Naturalismus und Idealismus in der ahd. Literatur, dargestellt am Hildebrands-, Ludwigs-, Gallus- und Georgslied 143
A. Lasch und C. Borchling, Mittel-Niederdeutsches Handwörterbuch 143
Johannes von Saaz, Der Ackermann aus Böhmen. Hg. von A. Bernt 144
R. Rask, Briefe an J. H. Halbertsma. Mit einem nordfriesischen Glossar von R. Rask. Bearb. von F. Braun 144
E. Castle, Deutsch-österreichische Literaturgeschichte, ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen nach dem Tode von Nagl und Zeidler herausgegeben. Dritter (Schluß-) Band, 1848—1918, 5. und 6. Abtlg. 145
H. Lechner, Tirols erster Kunstdramatiker Weißenbach im Rahmen der österreichischen Literaturentwicklung 145
Christine v. Thaler, Fantásia: das Lebensbuch der ersten deutschen Journalistin. Bearb. v. R. Schade 146

Englisch

Annual bibliography of English language and literature. Vol. IX. 1928 ed. for the Modern Humanities Research Association by E. Seaton and M. S. Serjeantson 146
The Middle English *Lai le freine*. Edited with a study of the date and dialect of the poem and its analogues by Margaret Wattie 147
H. J. van der Meer, Main facts concerning the syntax of Mandeville's travels 147
Die Erzählung des Haushälters aus den Canterbury-Geschichten G. Chaucers. Hg. von G. Plessow 147
Shakespeares Sonette, ins Deutsche übertragen u. hg. v. Karl Hauer 148
G. F. Bradby, Short studies in Shakespeare 148
W. W. Greg, Review of Tannenbaum's Shakespeare forgeries 1928 149
S. A. Tannenbaum, Shakspere and 'Sir Thomas Moore' 149
O. Funke, Zum Weltsprachenproblem in England im 17. Jh.: G. Dalgarno's 'Ars signorum' 1661 und J. Wilkins' 'Essay towards a real character and a philosophical language' 1668 149
St. A. Leonard, The doctrine of correctness in English usage. 1700—1800 149
L. Hotson, Shelley's lost letters to Harriet 150
H. G. Wells, The king who was a king 150
G. K. Chesterton, Generally speaking 150
H. T. Price, Volkswirtschaftliches Wörterbuch. 2. Teil: Deutsch-Englisch 151
The Preraphaelite poets and painters. Ausgew. u. m. 8 Abb. Hg. von K. Horn 151
T. H. Field, English book 1. Published for Bell's Academy. (Fritz Fiedler) 152
J. Koch, Praktisches Englisch. 1. Teil: Elementarbuch. 64. u. 65. neubearb. Aufl. (F. Fiedler) 152
Lincke-Mühlhäuser, Englisches Unterrichtswerk für Knaben- und Mädchenschulen mit Englisch als erster Fremdsprache. Teil 3. Kulturkundliches Lesebuch für die Mittelstufe (4. bis 6. Unterrichtsjahr). (Fritz Fiedler) 152
Th. Pesta und M. Schmid-Schmidsfelden, My first English book. 1. Teil. Hg. im Auftrag und mit Unterstützung der Arbeitsgemeinschaft der Anglisten in Wien. (Fritz Fiedler) 153

Amerikanisch

Norman Foerster, The American scholar. A study in litterae inhumaniores 153

Romanisch, Französisch, Provenzalisch, Italienisch, Spanisch . . . . . 153—160

Berichtigungen 320

Digitized by Google

Die geistlichen Bürgerspiele in Bruneck (Pustertal).

Von Anton Dörrer (Innsbruck).

Das Bild, das von den bürgerlichen Passionsspielen Alttirols im Verlaufe der letzten drei Jahrzehnte geläufig wurde und in J. Nadlers Literaturgeschichte anschaulich und eindringlich vor aller Augen tritt, verdankt seine festen Grundlagen den Forschungen des Innsbrucker Philologen Jos. Ed. Wackernell. Dieser ging von jenem reichen, noch nicht erschöpften handschriftlichen Nachlaß Vigil Rabers († 1552), des rührigen Sterzinger Malers und umsichtigen Spielorganisators, aus, den seine Vaterstadt erworben und bis in die Gegenwart erhalten hat. Zu diesen Spieltexten besorgte Conrad Fischnaler eine gründliche Auswertung der dortigen Archivalien für die Spielgeschichte der Stadt. Für Bozen, den nächstwichtigen Spielort Südtirols, konnte damals eine solche nicht mit derselben Vollständigkeit erschlossen werden, weil erst um 1910 das Bozner Stadtarchiv durch den Innsbrucker Statthalterei-Archivdirektor Dr. Karl Klaar geordnet und in den 'Archivberichten aus Tirol' (IV, 410—32) beschrieben wurde. Diese Aufstellung bedarf noch der Heranziehung von Dokumenten anderer öffentlicher und privater Sammlungen, um mehrere Lücken des Stadtarchivs zu ergänzen. In diesem Umfange eröffnen die erhaltenen Beschlüsse und Rechnungen ein außerordentlich reichhaltiges Material für eine Geschichte der Bozner Spiele, vor allem nach der kulturhistorischen, volkswirtschaftlichen und nationalen Seite hin. In einer Skizze über altdeutsche Karwochen- und Fronleichnamsspiele Südtirols im Zeitalter des Barock und Rokoko[1] verwerte ich etliches daraus zur Darstellung des Bozner Fronleichnamsumgangs. Doch auch von Passionsaufführungen, die bisher unbekannt geblieben sind, geht in diesen Archivalien noch die Rede. Ähnlich verhält es sich in Brixen am Eisack. Der dortige Heimatforscher Hermann Mang, dem wir u. a. das ebenso gediegene wie gemeinverständliche Werk 'Unsere Weihnacht, Volksbrauch und Kunst in Tirol' (Innsbruck, Tyrolia, 1927) verdanken, erschloß mit dem Brixner Dommesmerbuch von 1550[2] auch eine Kostümschilderung von den Hauptdarstellern eines unbeachtet gebliebenen Osterspiels, das damals am Karsamstag nach der Mette als ein Ausläufer aus der tirolischen Glanzzeit der deutschen Mysterienspiele üblich war. Die 1608 einsetzende Brixner Karfreitagsprozession stellt

[1] Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, hg. von Günther Müller, III (1928) und IV (1929), dazu: Tiroler Heimat, Neue Folge II 2. Heft (Innsbruck 1929).

[2] Zeitschrift für katholische Theologie, Innsbruck 1928, 546—47.

Digitized by Google

die Brücke dar zu den barocken Kirchenspielen, denen wir noch begegnen werden. Desgleichen tritt nun beispielsweise das Unterinntaler Städtchen Rattenberg als Spielort mehrmals hervor[1]. Endlich sprechen Urkunden davon, daß auch schon auf dem Lande abseits der Bergwerke im 16. und 17. Jahrhundert, und zwar auf dem Ritten oberhalb Bozens, der ältesten Sommerfrische des Deutschordens- und Weltklerus aus dem deutschen Südtirol, Fasten- und Weihnachtsspiele stattgefunden haben[2].

Für Bruneck, das bis zur Säkularisation von 1803 zum weltlichen Fürstentum der Brixner Bischöfe zählte, deutet Anton Zangerl[3] auf Bemerkungen der dortigen Stadturkunden über Aufführungen hin. Aber erst der Schriftsteller Paul Tschurtschenthaler, in seinen südtirolischen Schilderungen und Porträtskizzen ein Eigenwuchs aus den Pustertaler Bergen, eröffnet in seinem gehaltvollen 'Brunecker Heimatbuch' (Bozen, Vogelweider, 1928) Einblick in die geistlichen Spiele seiner Vaterstadt. Ihm verdanke ich nachfolgende Auszüge aus den Rechnungsbüchern der Brunecker Bürgermeister. Erst 1609 zur Pfarre erhoben, besitzt Bruneck aus früherer Zeit keine Kirchenraittungen.

Die geistlichen Brunecker Spiele, meist Passionsdarstellungen, sind um ihrer selbst willen wie auch in ihrer Abhängigkeit von Brixen, wo der Bischof als Fürst innerhalb der weltlichen Grafschaft Tirol mit seiner Regierung und Verwaltung wie ein Staat im Staate herrschte, und in ihrem Zusammenhang mit dem tirolisch-bayrischen Volksspielwesen beachtenswert; sie deuten uns das Bild solcher Veranstaltungen abseitiger Städtchen an; wohl alle Texte kamen aus Brixen, und dieses war auch für die Aufführung vorbildlich. Texte und Aufführung fügen sich in den Rahmen der tirolischen Spiele überhaupt. Bruneck wies nie ein reiches Bergwerksleben oder Handelsgetriebe oder große Verkehrsmöglichkeiten wie einstmals Schwaz, Hall, Sterzing oder Bozen auf; seine Stadteinnahmen waren bescheiden, und daher können sich seine Spiele nicht mit der Pracht und Ausdehnung obiger Städte vergleichen, sondern halten sich in engerem Zusammenhang mit dem Kirchenkult in geziemendem Abstand vom bischöflichen Brixen.

Im Jahre 1538 wird zum erstenmal eines Passionsspiels im Ratsprotokoll gedacht. Solche sind freilich erst von 1532 an erhalten. Der Stadtrat erlaubte damals die Aufführung, wofern die Bruderschaften (= Zünfte) für die Kosten aufkämen, wie es

[1] Literaturwissenschaftliches Jahrbuch III, 92.

[2] Freundliche Mitteilung des Pfarrers Bonifaz Kravogl O. T. in Lengmoos am Ritten. (Vgl. Der Schlern X 223, 232, Bozen 1929.)

[3] Aus dem alten Bruneck, ortsgeschichtliche Mitteilungen, Beilage zum Pusterthaler Boten Jg. 1893 ff.

Digitized by Google

ja teilweise auch bei den Passions- und Fronleichnamsspielen von Bozen damals üblich war. Was für die messestolze Handelsstadt an der Talfer der Musterplatz, war für das bischöfliche Rienzstädtchen der Platz vor der Rainkirche, die aus dem 14. Jahrhundert stammte und mit dem Schloß das Stadtbild beherrschte. Hier fanden die meisten geistlichen Spiele statt. Im Rechnungsbuch wird hievon vermerkt:

1542: auf pevelch eines Rats die pün auff den Rain zum spil auff Machen lassen und abprechen hat gehabt 8 tagwerk 1 tag 5 kr. .... 40 kr.
item darzue geben 400 sthuck Negl die hundert p. 7 kr. .... 28 kr.
item hat Hans obstler die flecken [Bretter, Balken, Stämme] wieder herabgefüert ..... 19 kr.
dem Claus Maler geben so er verdient hat zu den spil auf dem Rain ..... 2 fl.

1545: auß bevelch eines Radt hat der statmaister auff dem Rain die hütte zu spill auffgmacht und wider abprochen, davon 5 tagwerk, ist Imb spittel gespeist worden ain tag 6 kr. macht 2 Pf. 6 kr., die knecht 10 tag werkh 1 tag 5 kr. thuet 4 Pf. 2 kr., 200 scharnegel einer 700 per 7 kr. macht 4 Pf. 1 kr. — Sume ..... 1 M 8 kr.

1548: Am Hern Sunntag Im 49 Jar als etliche Burger und Inwoner das Spyl zu Ern aines Ersamen Ratt von dem Rathauss gehaltlen. Innen zu vertrinckhen geben ..... 4 Pf.
den Zimmerleuten vor den pin aufzumachen geben zu vertrinkhen 1 Pf.

1549: adi am tag mathie (21. IX) den spilleiten so die figur des sterbenden Menschen vor dem Rhathaus gehalten, verert ..... **5 Pf. P.**
wein auf die pin, zimerman und andere zahlt ..... 2 Pf.
zu den *Passion* dem stat zimerman die pin auf den Rhain aufzumachen und abzuprechen zohlt, auch daß er die gloggen auf den Rhain anderst gehängt hat ..... 1 M 6 Pf.
dem Onofferus maler das grab und Creuz anzustreichen zahlt 7 Pf. P.

1559: Mer haben die Zimmerleuth pey mir vertzert als das spil ist gewest ..... 20 kr.
mer zu den pien geben 250 scharnagl

1563: Als man das Spill mit dem Reichen man[1] gehalten bey beiden mittern thoren lassen huetten [= Wächter aufstellen] ..... 8 kr.

1573: Mer wie man die Hüten zum spill hat aufgemacht, geben 500 negl; dem Jörg *Widemann* maller auss B. m. H. geben von wegen des spilles 5 fl.
Mer zalt ich dem Meister Albrecht Statzimerman so er gearbeitet hat Auf dem Rain zum Spil ..... 3 fl. 14 kr.

1577: Item zalt ich dem Oſwaldt Schrottenegger so der Zimermann zum Spil auf dem Rain praucht hat 200 schernagl
mer so hab ich zum Daperij [= Draperie] Auf zu nagln dem Amprosch Ratsdiener geben 125 ſchloß negl ..... 8 kr.
Ittems des gewist zum Passion auf dem Rain Auf zu machen hat der meyster sambt den Knechten 24 tagwerch, thuet in Allen lon 2 fl. 30 kr.

1578: *adi* 14 dito (marci) die stämb von spill herabfieren lassen den Zimerleuten 2 maſ wein zalt, da sy geholfen in die Zeug hütten .... 8 kr.

---

[1] Damals hing noch mancher angesehene Bürger dem neuen Glauben an; so heißt es im Ratsprotokoll vom 4. III. 1562, daß 16 Bürger gen Brixen 'für die fürstlichen Statthalter und Räthe umb willen und verantwortung den Teutschen gesanng und Psalben geritten' seien. Von Druckschriften ist selten die Rede; 1550 und 1553 kaufte der Rat je einen Kalender um 2 kr, 1596 gab er dem Peter wiggarius aus Österreich für 12 Druckhtätlen 1 fl. und bald darauf dem Peter Waldt von Wien für 12 Schriften 36 kr.

Digitized by Google

1583: It den Gaall khamerer [Gall, altes Brunecker Adelsgeschlecht] bezalt nach Art [?] eines nachzügl ... umb negl so zum spill oder Jungsten gericht gebraucht geworden ..... 3 fl. 30 kr.
... Saillern, umb schnur und spagatt ..... 54 kr.
Auch so die spilleut der Souj mit seiner *Compagnia* verzert haben 15 fl.
Mer so wie mit den Souj und seinen *Compagnia* gedingt haben umb die besoldung, als Marx *Puel,* Wolfgang *Ruethart,* Ambrosi Löll und Christoff *Schrotenegger* Ist Inen zugesagt worden ..... 6 fl. 30 kr.
Mer das Regall oder regl durch 3 Mann aus Thauffers [= Taufers im benachbarten Seitental] herauss lassen tragen sambt den blas bolgen und bej zalt Inen des tag lon und 10 kr. pesserung, dan si sich beklagt haben das schwer tragen ..... 46 kr.
Mer gleich souil diesen 3 Manen das Regall hinein zu tragen gebn 46 kr.
Mer so der Jorg schneider und der Jakob khniepasser Rotgarber die tapecerei und *Braunegg* deckhen haben auss kert und gepessert In teglen geben ..... 24¼ kr.
wein und brot pesserung des stab halbvon ..... 20 kr.
Mer blab seide und fadn kaufft die tapecerei zu pössern ..... 3 kr.
Mer so der Hansl *paal* guen Luenz [= Lienz] gefarn ist um die Tapecerei zalt ich Ime ..... 5 fl. 6 kr.

1592: den 10 July zalt mer dem Stattzimmermann wass Er und seine khnecht zu Aufmachung der Pün zum Spil gearbeitet hat für Speiss und Lon ..... 4 fl. 42 kr.
zum Spil den Sechs Torhietern geben ..... 24 kr.

1598: *adi* 25 November bezalt ich nach umbgmelden Personen von wegen Sannct Khatarinespyl vermeg Irer Supplication: Jacob schaffmal, schlosser in Oberdorf 2 fl. 16 kr.; Georg Mairhofer den Jungen 1 fl. 40; Jacob Hueber, Pezger 1 Pf. Pixenpulfer 30 kr.; dem Niclas Sölln um dargebne Negl 1 fl.; dem Innes Thintl Appottegger umb Confect 46 kr.; dem Lucas Sölln um Zörung 1 fl. 12; Mer hab ich selbs zu bemelten Spyl hergeben Eysennegl und Anders 3 fl. 42 kr.

1593: Spiel um Pfingsten; den Spielleuten aufgetragen, kein schimpf und sich verhalten, das man zufrieden ist.

Diese Rechnungen erwähnen nur Auslagen, welche die Stadt übernahm; was die Kirche, die Bruderschaften und Zünfte und einzelne Mitwirkende aufwandten und was wahrscheinlich wie andernorts freiwillige Spenden teilweise deckten, davon erfahren wir nichts. Die letzten Rechnungen beziehen sich nicht mehr auf die alten bürgerlichen Passionsspiele. Wie in den übrigen tirolischen Städten, waren sie auch in Bruneck damals schon aufgegeben worden. Ihre uns bekannten Brunecker Aufführungen fallen insgesamt in die Nachblüte, die im Ausgangspunkte Sterzing von 1533 bis 1580 gewährt hatte.

Von den anderen Spielen in Bruneck dürfte jenem vom Sterbenden Menschen die 1510 gedruckte Münchner Moralität (ed. Bolte, Leipzig 1927, Bibl. Literar. Ver. Stuttgart Bd. 269/70), dem Spiel vom Jüngsten Gericht das der Aufführungen in Hall (1507) und München (1510), dem Spiel vom Reichen Mann die Handschrift Vigil Rabers und dem Spiel von der hl. Katharina, der Patronin der Rainkirche, eine rheinische Dichtung zugrunde liegen. Damit träfe für das erstgenannte zu, was schon Traut-

Digitized by Google

mann (Jb. München Gesch. I 201/2) annahm, Hartmann und Creizenach jedoch bestritten, daß jene Moralität mit ihren Totentänzen als Bürgerspiel aufgeführt und verbreitet wurde. Spiele vom Jüngsten Gericht sind gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Umhausen im Oetztal und Mitte des 18. Jahrhunderts in mehreren Dörfern des Inntals nachgewiesen. Die genannten Moralitäten stehen in Form (Prozeß) und Idee dem jüngeren Prosadrama Erzherzog Ferdinands II. von Tirol (Speculum vitae humanae) nahe. Mit den aufblühenden Jesuitenspielen hat die Vorführung der hl. Katharina nichts zu tun, wenngleich eine solche schon 1576 und 1577 am Innsbrucker Hofe unter großem Gepränge stattgefunden hatte.

Vom Brunecker Passionsspiel erfahren wir erst auf dem Umwege der Tiroler Regierungsakte vom Jahre 1765 wieder etwas[1]. Doch war das kirchliche Spiel in der Zwischenzeit nicht ausgestorben. Um 1610 war die katholische Restauration in Tirol so gut wie entschieden. Ein großer Anteil kommt hierbei dem Kapuzinerorden zu. Dieser führte u. a. Karfreitagsprozessionen ein, so in Brixen im Jahre 1608, in Bruneck 1610. Nach der Trauermette in der Kirche zogen Klerus und Laien, Geißler, Kreuzzieher und Ausgespannte, Darsteller des Leidens Christi und Träger von Figuren (Präfigurationen), aus. Die Verse, die hierbei gesprochen wurden, übernahmen die Figuranten vielfach

[1] Adalbert Sikora, Zur Geschichte der Volksschauspiele in Tirol (Zeitschrift des Ferdinandeums III, 50, S. 371), erwähnt eine Brunecker Aufführung des Jahres 1765. Solche oft nur zufällige Erwähnungen der staatlichen Bevormundung und höheren Mesnerei in den Amtsakten besagen für die Geschichte der einzelnen Spiele meist nicht mehr, als daß um das Aufführungsrecht eingekommen oder trotz des Verbots doch gespielt wurde. Sie erwecken leicht den Anschein, als ob erst in diesem Zeitraum zahlreiche Aufführungen üblich gewesen wären, und lassen schließlich alle jene Teile des Landes außer acht, die dem Gubernium damals nicht unterstanden oder auf die sich die Einschränkungen noch nicht erstreckten. Gerade das fürstbischöfliche Bruneck dient als Beispiel, daß dieses Aktenmaterial, so reich es an Eingaben um Spielerlaubnisse und deren Erledigungen aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts ist, noch keinen Grundriß zur Geschichte des Tiroler Volksschauspiels bieten kann, bevor nicht auch die Archivalien der anderen Regierungen in Tirol, der einzelnen Spielorte und die auf uns gekommenen Spieltexte zu Rate gezogen werden. In den Theaterakten des Tiroler Staatsarchivs ist außer obiger Erwähnung laut Sikora von keiner weiteren Aufführung in Bruneck die Rede. Welch einseitiges Bild die bloße Ausnützung dieses Quellenmaterials erwecken kann, zeigt am besten Sikoras Darstellung der Fronleichnamsbräuche in Bozen (Zs. Ferdinandeum III 49), deren Entstehung er bald ins Jahr 1341 (ebenda 50, 372), bald in die Zeit Kaiser Maximilians I. (49, 312) verlegt und deren Ende er bald mit 1765, bald mit 1753 angibt (50, 372 u. 49, 334 ff.). Dies sei zu neuerlicher Vermeidung einer einseitigen Heranziehung dieser statistischen Exzerpte gesagt, ohne Sikoras besondere Verdienste um die Erforschung des tirolischen Volksspielwesens beeinträchtigen zu wollen.

Digitized by Google

aus dem alten Passionsspiel oder bildeten sie sich nach ihnen durch selbstverfaßte Knittelverse weiter. Die Brixner Prozession gewann bald durch Hunderte von Darstellern und Büßern und durch besondere Legate einen großartigen Umfang und eine figurenreiche Erweiterung nach dem Vorbild der biblia pauperum, jener volkstümlichen Schrifterklärung, die den Kapuzinern noch gute Dienste leistete. Diese Präfigurationen nahmen wesentlichen Einfluß auf die Neugestaltung der Passionsspiele. Die Einführung der Kapuziner wurde in Brixen dadurch begünstigt, daß dort schon im 15. Jahrhundert der Auszug der Kirchengemeinde am Palmsonntag sich in anschaulicher Dramatik und Symbolik abgespielt und die ersten deutschen Patres sich besonderer Beliebtheit und großen Einflusses erfreut hatten. Nach Angabe des vormärzlichen Brunecker Chronisten, des Goldschmieds J. Tinkhauser, stellte der Stadtrat von Bruneck seit 1611, nach den Aufzeichnungen der Bürgermeister seit 1617 jährlich 6 bis 12 kleine und große Windlichter für diese Prozession bei. Sie kosteten 4—10 fl. Der ehrsame Rat behielt sich vor, über die Abhaltung ein entscheidendes Wort zu reden. Das beweisen mehrfache Beschlüsse. So am 15. April 1621: 'Die Prozession Am Charfreitag vortgeen Zulassen Ist Ainem Ersamen Rath Auf diess Jar auch nit entgegen.' Am 14. März 1625: 'Auf des herrn Pater Predigers Anbringen Die Charfreitags Procession heur abermals wie vor zuverrichten unnd nit abgeen zulassen, sollen zu befürderung derselben 12 ganze witlichter gefrimbt (= bestellt) unnd dazuegeben werden. Die 6 soll der Burgermaister und die 6 der KürchProbst In namen des Spitals zalen.' Von 1626 an besaß Bruneck sein eigenes Kapuzinerkloster. Die bischöfliche Stadt wurde ein Mittelpunkt der religiösen Erneuerung des Pustertals, das in den Wirren der kirchlichen und sozialen Reformation mehrmals der Herd umstürzlerischer Bestrebungen gewesen war. Nunmehr nahm auch hier die Ausgestaltung des nächtlichen Umgangs am Karfreitag und Karsamstag in ähnlicher Weise wie in Brixen zu, Fahnen und Tragbilder (labra u. fercula) wurden angeschafft, 1624 rückte schon der Hauptmann Radtschöller mit 'Fändrich' Khirchmair und 'füerer' Zächer samt der Bürgerwehr bei der Prozession aus, im Jahre 1646 werden '$^3/_4$ Ellen Zendäl (= Seidenstoff), so zu den fandlen, welches die Reither am hl. Carfreytag brauchten', verrechnet. Seit 1624 treffen wir Ausgaben an, 'was zum hl. Pluetstag verzört' und daß in der Neukirchen 'zum umbgang geschossen' wurde. In besonders kalten Jahren mußte erst das Eis an den Toren oder vor der Kirche für die Prozessionsteilnehmer aufgehackt werden. Wächter in Teufelslarven hatten die zahlreich herbeiströmenden Zuschauer in Ordnung zu halten. Von 1746 an schweigen sich die

Digitized by Google

Bürgermeisterrechnungen über die Karfreitagsprozession aus. Mag sein, daß die Stadt die zunehmenden Auslagen infolge der Kriegslasten nicht mehr trug. 1751 wurden die Figuren und Büßergruppen solcher Prozessionen von der Landesbehörde, 1780 vom Bischof untersagt. Doch hielt das Volk an der Vorführung drei Jahrzehnte fest. Nach dem Brunecker Chronisten Franz Ettl kam die solenne Brunecker Karfreitagsprozession im Jahre 1774 ganz ab und trat dafür in der Kar- und Osterwoche wieder das Passions- und Osterspiel. Hierzu wurde nunmehr das städtische Theater am Rain aufgestellt, die Garderobe aber von der Fronleichnamsbruderschaft übernommen, die sie bei der Karfreitagsprozession verwendet hatte[1].

Das Rechnungsbuch des Bürgermeisters vermerkt nur gelegentlich außerordentliche Spielausgaben:

1606: *adi* 2. January 1607 Ainen Schuellmaister auss Lüsen [Dorf bei Brixen am Eisack] so das weihnacht Spill der geburt *Christy* geholten, auss beuelch meinen Herrn geben ..... 30 kr.

1688: denen Studenten verehrt zu Irer Comedi ..... 1 fl. 30 kr.

1773: von vorgestelter *passion* und auferstehung Christi unsers Herrn: den 27. Märzi [1774] ist bey dieser Vorstöllung Säckhl gelt Eingangen und mier eingehendigt worden ..... 49 fl. 30 kr.
den 30to Mer bey diser gehaltenen Vorstöllung Empfang 22 fl. 12 kr.
den 4 april von gehaltener vorstöllung d. auferstehung Christi Empfang ..... 34 fl. 35 kr.
den 10. april Mer von gehalt. auferstehung Eingang .. 9 fl. 57 kr. 14
den 14 May seindt mier von denen Hr. *acter* von der bewusten Cämedy Eingehendigt worden ..... 22 fl.
Summe dises Empfangs ..... 138 fl. 15 kr. 14

Aussgaben von Gehalt. Passion und auferstehung Christi
Bezieche mich auf von Herrn Franz *Xaveri Kiperer* [Beneficiat] gefierte Rechnung so betrifft ..... 57 fl. 59½ kr.
die von Eingegangenen von denen Acteren bezochnen ..... 30 fl.
zur aussopferung den dargegeben 22 Fleggen à 5 kr. .... 1 fl. 50 kr.
Bodenflëggen 5 zu 8 kr. ..... 40 kr.
Vor Viermahliges Haar Frisiren Einer hl. Frauen ..... 30 kr.
Hr. Balthasar Rayner vor Einem Memorial ..... 45 kr.

1776: (Extra Empfang) wegen gehaltenen Vorstellung des Leidens u. Auferstehung Christi Eingangen wie volgt: Am 23: Martj als Pallen Sontag so in Beysein des Anton Haberster und Jacob Prinstler gezölt worden hat sich befunden ..... 41 fl. 48 kr.
am 27do Mer bey vorgestöllten Leiden Cristi Eingangen 37 fl. 57 kr.
Am 30 dto Bey Gehaltener Vorstöllung der auferstehung Christi 31 fl. 15 kr.
Am 7. aprill aber bey obiger Vorstöllung Eingangen doch mit abzug 16½ kr. schlechter und nit aufbringlicher minz so in den almosen Pixen gelögt werden ..... 14 fl. ½ kr.
Summe 125 fl. ½ kr.

[1] Später mußte Militär den Prozessionen zur Zierde gereichen; so wird 1798 den Husaren für 'Ausziechnung der Fronleichnams-Procession am Donnerstag und Sonntag' 4 fl. 48 kr. gegeben, denen Soldaten so bey der Fronleichnams-Procession mitgangen bezahlt ob 24 Mann a 12 und 2 Corporalen 21 kr.; den Schützen für 12 Gewöhr Richten auf Fronleichnamb 1 fl. 48 kr.

Digitized by Google

Ausgaben: vermög Beylang No. 51 nebst beiliegenden Kontelen habe Herrn Anton Habrester als Rechnungsfierer bezalt .... 55 fl. 3½ kr.
Weiters bezahle Herrn Anton Habrester für Musicanten und andern dabey verdenten Regalien darunter auch mein Conto zusammen 23 fl.
Dann habe denen Acteren zu Einer für Billich Erachtend Ergözlichkeit hinaufgöben ..... 25 fl. 26 ½ kr.
Weiters bezahle Hrn. Johann Gasteiger [= Sonnenwirt] wögen den Garten, albo *Theatrum* aufgemacht und die Vorstöllung gehalten worden ..... 5 fl.

1781: Bey der ersten Vorstöllung (*Passion* und auferstehung Christi) am Palmsonntag ist aingangen ..... 18 fl. 52 kr.
Bey der zweyten Vorstöllung des Leidens Christi ist eingangen 43 fl. 30 kr.
Am Ostersonntag Bey gehaltener Vorstöllung der auferstehung Christi empfangen ..... 15 fl. 3½ kr.
und am weißen Sonntag mehr von dieser Vorstöllung Empfangen 26 fl. 48 kr.

Summe 104 fl. 13½ kr.

Ausgaben: dem wohlehrwürdigen Geistlichen Herrn von Gall als Direktor ..... 6 fl. 15 kr.
dem geistlichen Herrn Santpichler für abschreibung der Arien und abrichtung der Persohnen in der Music, auch für Musicmachen, in allem ..... 8 fl.
dem anton Haberster und seiner Frauen willen gehabte Müehewaltung ..... 4 fl. 12 kr.
fir 4mahl wachtstehen bezahle zween tagwerche, dann dem Bartlme Hellweger und dem Peter Hilber zusammen ..... 4 fl. 37½ kr.
dem Zimmermeister laut Conto ..... 32 fl. 49½ kr.
mehr demselben ..... 4 fl. 11½ kr.
Alss das Holz zur Bühn auf den Rain geführt worden haben die Fuehrleut verzöhrt ..... 1 fl. 46 kr.
fir abbrechung der Bühn ..... 1 fl. 53½ kr.
für das oster Lämpl samt weiters hingegebene Zöhrung ..... 50 kr.
die Juden [= Darsteller der Juden] haben verzöhrt .... 1 fl. 30 kr.
dem Joseph Stifler bezahle ..... 36 kr.
Bey zwei auferstehung vorstöllungen wurde verzöhrt ..... 58½ kr.
Bei Heern Auracher erkaufte 400 Laaden und 400 Scharnögl 3 fl. 36 kr.
denen zwey Genij [= Genien] einen Trunk gebn ..... 29 kr.

Summe der Ausgaben 84 fl. 48 kr.

Einzelrechnungen zum Passion 1781:
Beil. 38: Bey der Biene aufmachen auf den Rain In dem Uncösten Erlaffen: Tomas Salcher, Zimermeister, legt Rechnung über Tagschichten (Meister 12¼ Schichten) ..... 32 fl. 49 kr.
Beil. 39: der gleiche legt Rechnung auf den Tiatrum und mit Wachtstehn ..... 4 fl. 11 kr. 12
Beil. 40: Zu den Passions Vorstellung habe gemacht 11 bar apostlschuech aussgebössert und 2 bar weiße Stifl geflickt, so in allen verdient Josef Stufler ..... 36 kr.
Beil. 41: Zum Bassion hab ich gearbeith und dabei verdient 2 schlafröckh und 2 Brust aussgestickht, vor die Zen [= Szene] aufziechen, die weiße Christus khuden gewöst Sambt 2 leiblen vor die Joseph Brieder und ausgefleckht, mer 10 weiße leiblen geprömbt .... 36 kr.
4 Böschi gewandlen aussgeflickht und ain olten mandl vor Christus in der Verspodung gemacht ..... 10 kr.
2 burpurfarbe Mändtelen Sambt die 2 schuech aussgeflickht 11 kr.

Digitized by Google

mer 4 liecht blaue schürz Sambt die 4 mändl auch die Bedrus [= Petrus] Khuden, mer 4 leinden Röckh aussgepössert und gepöglt 30 kr.
die 4 Hofheern röckh gerichted Sambt Edliche apostl gewänder, auch die schene Christus khuden ..... 26 kr.
mer 4 dogwerch bei den geistlichen Herrn Gall ..... 45 kr.
2 bar Stifl und die köstgeder zu den auferstehung usw. ..... 10 kr.
Ich Theresia Millerin.
Beil. 42: Zur Passion Vorstellung: 1 Buch fein Kranzle Papier 9 kr.
3 Ellen Sheter leinwand ..... 6 kr.
an Seidenfaden und haftl ..... 12 kr.
3 Ellen Seiden Band ..... 9 kr.
3 „ blau Wohlen Damast a 48 kr. ..... 2 fl. 24 kr.
½ „ leinwand und 2 kr. seiden ..... 10 kr.
1 Bund glufen [= Nadeln] ..... 6 kr.
3 fl. 16 kr.
Beil. 43 zum *passion* und auferstehung vorstellung hab ich das *frandispicium* [= vordere Bühnenwand] Renufiert wie auch fir dem Christus das Kleit übermahlen und andre Kleinigkeiten gemacht und damit verdient ..... 2 fl. 48
Benedict Santer

1782: abermals *Passion* am 13. u. 17. april, dann auferstehung am 21. u. 24. April Einnahmen ..... 84 fl. 29 kr.
Ausgaben: Erstlich bey aufmachung des *theatri* 100 Boden Nögl hergeben ..... 36 kr.
dann fier ein 4 klaftrige Boodenflöggen usw. ..... 18 kr.
denen 6 Wachtern miteinander bezahlt ..... 3 fl. 90¼ kr.
dem Rathsdiener für das Einsagen usw. ..... 2 fl.
denen Juden wie gewöhnlich ..... 1 fl. 30 kr.
Bey den abentmahl und genemb ausgeben in Wein, Brodt, Kizernes Prätl [= Kitzbraten] nebst ein Tirtl [= kleine Torte] und Salath usw. ..... 2 fl. 59 kr.
denen Herrn acteren und Musicanten, So in allen 60 Persohnen waren ein Marendl [= Jause] geben ..... 21 fl.
Mehr von die Knaben an Wein, Brodt und Prätl ..... 1 fl. 51 kr.
Dem Peter *Lintner* für die Christus Kuthen bezahlt ..... 8 fl.
Aber dem Zimmermaister fir Erhöhung des Zauns, auch abbrechen ect. ..... 9 fl. 53½ kr.
Einzelrechnungen: Beil. 75½: Peter *Linter* legt Rechnung was mich die Christus Khuthen haben gekostet 6 gämbs fel [= Gamsfelle] das Stuckh von 1 fl. 48 kr.
mer die Kuthen in leidten 5 Schafffel [Kutte für Leidensszenen, aus 5 Schaffellen]
von die Strimpf 36 kr.
vor die Sintellier [= Sandalen] 45 kr.
Beil. 74: Antoni Haberstro legt Rechnung zum *frontespitium* 2 neue Zugseil à 24 kr.
dem Brixner Jagl zahle für die 4 *Passions-* et auferstehungs Biecher sambt etwass gschmuck heribertragen ect.
½ Pf. matrazen Haar zu Bädt [= Bett] auspessern
dem Anton Mair Satler fier Zitternadlen richten mit Trath 18 kr.
Dem Kofler Tischler für *Cupito* Pogen mit anstrich und 2 Urtlstab 10¼ kr.
Für die Juden 6 neue sail à 3 kr. usw.
Maria Zwischenpurgerin Witib fir 4 Tag anlegen den Jungfrauen Theresia Gasteigerin und Anna Kunzanrin à 8 kr.

Digitized by Google

Jakob Prinster fir schweißtuech einnähen ect.
schmit Mërtl fir 4 eiserne Nögeln zu die gätterlen usw.

1785: da von dem Rain das *theatrum* herunterbringen lassen, bezahle ob 2 Tag Tagwercher ...

1797—99: Einen Kornkasten [hat die Stadt 1731/32 erbaut], darinnen man einiges Holz und *scenen* vom Theater aufbewahrt sind.

Mit den Szenerien wurden auch die geistlichen Volksspiele engültig beiseitegeschafft. Die aufgeklärte Staatsregierung hatte sie in den meisten Orten schließlich doch unterdrückt. Die bessere Gesellschaft des Städtchens erfreute sich im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts an Singspielen, vorwiegend nach italienischem Muster, wie sie seit Beginn des 17. Jahrhunderts fast ausschließlich in welscher Sprache und Aufmachung an den habsburgischen Höfen üblich geworden und seit Verheiratung des bayrischen Kurfürsten Ferdinand Maria mit Adelaide von Savoyen neben ihren französischen Aufführungen an den Wittelsbacher Höfen Mode geblieben waren. Wir stehen schon im Zeitalter Mozarts. Der erste Text einer 'komischen Oper' wurde für Bruneck im Jahre 1795 gedruckt und trat unter dem an das deutsche Hausmärchen erinnernden Titel 'aus dem rothen Käppchen' auf; in Wirklichkeit enthält er ein Eifersuchtsdrama eines alten Ehemanns mit seiner jungen Frau. Solche Texthefte erhielten sich weit zahlreicher aus der noch immer angesehenen Handelsmetropole des Landes, Bozen, dessen Merkantiltheater unter dem Einfluß der italienischen Messeteilnehmer stand. Sie bildeten in der Stadt eine gesonderte gerichtseigene Körperschaft, ähnlich wie vordem unter den Fuggern die Deutschen zu Venedig. Diese Opern- und Operettenabende Bozens fanden in bescheidenem Umfang und geringer Zahl Anklang in Brixen und Bruneck. Das erste in Bozen gedruckte Textheft stammt aus dem Jahre 1779: 'Das Serail. Oder die unvermuthete Zusammenkunft in der Sclaverey zwischen Vater, Sohn und Tochter', Musik von Jos. v. Friebert, Kapellmeister des Kardinals von Passau (Joseph I. von Limberg). Ein weiteres, 'Der König Theodor in Venedig', ist unmittelbar aus dem Italienischen übertragen, einzelne Arienverse scheinen im Urtext gesungen worden zu sein. Das darf in jener Zeit nicht wundernehmen, vielmehr ist erstaunlich, daß sogar das Bozner Theaterleben von damals trotz der ansehnlichen Zahl der welschen Marktbesucher und trotz der entscheidenden Bedeutung der Märkte für das Wirtschaftsleben der Stadt fast ausnahmslos in deutscher Sprache sich abwickelte, im Gegensatz zu jenem vieler anderer deutscher Städte. Für die fremde Herkunft vieler Komödianten und Musikanten spricht ein gerade Tirol berührendes Beispiel: Josef Bellomo (Edler von Zambiasi), geboren am 16. März 1754 zu Tajo im Nonsberg (Welschtirol), übernahm als angesehener Schauspieler 1783 das Weimarer Hof-

Digitized by Google

theater und gab dort bis 1791 insgesamt 643 Abendvorstellungen, worauf Joh. Wolfg. Goethe die Leitung übernahm. Bellomo starb am 18. Oktober 1833 zu Graz, wo er sich gleichfalls wie in Weimar schöne Verdienste und Anerkennungen erworben hatte.

Noch ein Jahrzehnt später und darüber hinaus erfreute sich das gesellschaftliche Bruneck an Singspielen, und kein Geringerer als seine gefeierte 'Liedernachtigall' Hermann von Gilm erhob diese gefühlvollen Biedermeierabende durch eigene lyrisch-dramatische Gelegenheitsdichtungen und Festspiele zu künstlerischen Weihestunden des neuen Jugendzeitalters im literarischen Tirol.

Daß die Brunecker Rechnungsbücher, die selbst einzusehen mich die Ungunst der augenblicklichen Verhältnisse hinderte, keine vollständige Liste aller dortigen geistlichen Aufführungen enthalten dürfte, geht aus einem gedruckten Spielprogramm (Perioche) hervor, das sich erhalten hat. Es berichtet von dem moralischen Exempelstück: 'Triumpf der göttlichen Liebe über die Undankbarkeit der menschlichen Seele, vorgestellt in Amorosus, einem königlichen Prinzen aus Engeland, und Argenis, einem (von Basilio, König in Engeland) an Kindesstatt angenommenen armen Mägdlein. Aufgeführt von einer bürgerlichen Gemeinde der Fürstl. Stadt Brunneck, im Jahre 1774. Mit Genehmhaltung der Obern. Brixen, gedruckt bey Thomas Weger, Fürstl. Hofbuchdrucker.' Gekleidet in den Streit der göttlichen Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Liebe um die sündige Menschenseele, findet die durch die Kapuziner wiederbelebte mittelalterliche Litigatio sororum hier in musikalischen Zwischenszenen als der eigentliche Sinn auf das ganze 'historische' Stück Anwendung und durch die Hereinziehung des guten Hirten und Geliebten der Liebe eine barocke Erweiterung, die auch zu Schäferszenen Anlaß bietet. Der englische König Basilius ist nämlich kein anderer als der göttliche Vater und König der Engel; sein Sohn Amorosus und Bräutigam der Argenis vertritt den göttlichen Sohn und Erlöser der menschlichen Seele; Argenis, das an Kindesstatt angenommene arme Mägdelein, versinnbildlicht die aus nichts erschaffene menschliche Seele; der königliche Prinz Theophilus stellt die Unschuld oder göttliche Gnade dar; die Kammerfräulein der Prinzessin übernehmen die Aufgaben der fünf Sinne der Menschen, und die Hofherren des Königs Basiliscus die der höllischen Geister, die auf den Untergang der Seele lauern. Das Stück ist also eine deutsche Schulkomödie, wie deren manche am bischöflichen Hofe und Gymnasium zu Brixen nach dem Vorbilde jener der Jesuitengymnasien im Lande bald in lateinischer, bald in deutscher Sprache veranstaltet wurden. Ähnlich wie die großartigen Figuralprozessionen wanderten auch solche moralische Exempelstücke von den klösterlichen Kultur-

Digitized by Google

zentren in kleinere Städte, die im Besitze von besseren Schulen und musikalischen Kräften waren. Da solche Programme nur von wenigen Aufführungen in öffentlichen Bibliotheken vorzufinden sind, verdanken wir, wie im vorliegenden Falle, nur zufälliger anderweitiger Aufbewahrung eine Kunde von diesen für die Theatergeschichte ebenso wie für die Musikgeschichte beachtenswerten Veranstaltungen.

Die geistlichen Aufführungen des bischöflichen Bruneck sprechen für ein biederes Volksspielleben unter der Bürgerschaft der vergangenen Jahrhunderte. Daß diese fast jährlich wiederkehrenden Volksfeste als Sache der Gemeinde, ähnlich denen der übrigen Städte südlich des Brenners, in deutscher Art und mit tirolischem Gepräge abgehalten wurden, bezeugen die Rechnungsbücher. Das hervorzuheben hat freilich erst die gegenwärtige Not Südtirols gelehrt. Bruneck ist nur wenige Stunden von der nationalen Südgrenze entfernt. Sein ehrsamer Rat hat in der katholischen Restaurationszeit, aus der man solche Ausnahmeentscheidungen vielleicht nicht erwartet, eine offensichtliche Reinhaltung seines Volkstums festgelegt, indem er von Italienern die doppelte Bürgertaxe verlangte. Da aber nur Maurer und Musikanten in Betracht kamen[1], war damit jedweder Gefahr vorgebeugt, daß das gemütstiefe, phantasiereiche deutsche Wesen der Stadt Michael Pachers auch nur im geringsten beeinträchtigt oder beirrt werden konnte. Sie hat denn auch den oben erwähnten Künstler Jakob Philipp Santer und den Bildner der deutschen Weihnacht Josef Bachlechner wie die Dichter und Schriftsteller Josef Seeber, Anton Müller (Br. Willram), Paul Tschurtschenthaler und Josef Neumair dem Lande Tirol geschenkt und damit bis in die Gegenwart ihr reiches kerntirolisches Wesen und ein deutsches Vorwalten jenes Darstellungsvermögens, jener Kunstsinnigkeit und volkstümlichen Innigkeit bekundet, welche ihren alten geistlichen Spielen zu eigen waren.

[1] Die Fälle sind selten; so heißt es 1570: den wallischen maurern daselbst geben all tag ain mas Wein, ist 11 Tag. Italiener und auch Ladiner werden überall als Volksfremde angesehen; so heißt es in den Kastelruther Matrikeln von einer ledigen Mutter ancilla itala (= welsche Dirn); im Bozner Ratschlagbuch von 1542 (2. Juni) Beschluß, daß kein andrer als von 'Teutscher *nation* zu Burg- o. Inwohner aufgenommen und inskünfftig darauf gehalten und niemandt verschont' werden soll. Dieser Beschluß wird i. J. 1524 zum erstenmal gefaßt und im Protokoll vom 30. III. 1543 ausführlich begründet.

Digitized by Google

Hauff-Studien.

Von Paul Roggenhausen (Danzig).

II. Novellen.

1. Othello.

Hauff steht im Banne von Stuttgarter Eindrücken. Weiterhin aber ist der Einfluß der Schicksalstragödie unbestreitbar (1809: Werner, 24. Februar; 1812: Muellner, 29. Februar; 1813: Muellner, Schuld). Das Hauptmotiv — ein Mann zwischen zwei Frauen — kann der Dichter unbewußt aus Lessings 'Miß Sara Sampson' und Goethes 'Stella' herübergenommen haben. Auffällige Parallelen ergeben sich, namentlich am Anfang und am Schluß, zu E. T. A. Hoffmanns 'Don Juan'. — Stark sind gerade in dieser Novelle die Anklänge an Clauren (diese frische Farbe, diese heitere Stirn, diese kindlich reinen milden Augen, dieser holde Mund usw., ganz wie in Claurens 'Christpüppchen'). Die Figur des tapferen Polen kann ebensogut von Clauren wie von E. T. A. Hoffmann herübergenommen sein, dessen 'Gelübde' z. B. in Polen spielt. Ganz Hoffmannisch sind die Figuren des Opernregisseurs (zum Vergleich: Monsieur Cochenille in 'Der Zusammenhang der Dinge') und der mystischen Federtante. — Der Traum der Prinzessin im 9. Kapitel erinnert an E. T. A. Hoffmanns 'Magnetiseur'. Dort träumt der Baron, der Major trete vor sein Bett, rede ihn an und fahre ihm mit einem spitzen Instrument durch das Hirn. Er erwacht, eine dumpfe Luft erfüllt sein Zimmer, es ist ihm, als höre er die Stimme des Majors, der ihn mehrmals ruft. — Ähnlich in E. T. A. Hoffmanns 'Fragment aus dem Leben dreier Freunde', wo die Erscheinung der spukenden Tante zum Vergleich herangezogen werden könnte. — Starker Einfluß der Schicksalstragödie zeigt sich in dem Eintreten des Unheils an einem bestimmten Tage: bei Hauff acht Tage nach der jedesmaligen Aufführung des 'Othello', im Schicksalsdrama am 24. oder 29. Februar. — Im 5. Akt von Zacharias Werners '24. Februar' liest Kunz von einem aus der Bibel herausgefallenen Blatte: 'am 24. Februar 1776, um 12 Uhr nachts es war, als seines Alters 74 Jahr ... und ein großes Kreuz steht daneben'. Dazu vergleiche bei Hauff: 'Er setzte eine große in Bein gefaßte Brille auf und blätterte in der Chronik '... anno 1740 den 8. Dezember ist die Actrice Charlotte Fandauerin im hiesigen Theater erstickt worden. Man führte das Trauerspiel "Othello" ... auf'. Und einige Seiten später: 'Auf dem Rande stand dreimal unterstrichen: den 20. fiel Prinz Ferdinand auf der Jagd.'

Die an und für sich schon Claurensche Gestalt des polnischen

Digitized by Google

Majors läßt insofern schon einen Vorgänger des Grafen Martiniz aus dem 'Mann im Mond' ahnen, als er ebenso wie dieser in froher Gesellschaft plötzlich finster wird, aus der Gesellschaft entfernt werden muß und anfängt zu wüten und zu rasen.

Das Umkleidemotiv, durch das die Katastrophe herbeigeführt wird, bei den Romantikern sehr beliebt, tritt stark hervor bei Zschokke: 'Abenteuer der Neujahrsnacht', wo der Nachtwächter Philipp, der seine Kleider gegen das Maskenkostüm des Prinzen Julian vertauscht hat, von verschiedenen Personen als Prinz angeredet wird und auf diese Weise eine Menge Geheimnisse erfährt. — Dasselbe Motiv kehrt bei Hauff wieder in der 'Geschichte von der abgehauenen Hand' und im 'Lichtenstein', wo Georg Sturmfeder dem Herzog den grünen Mantel abreißt, sich für ihn opfert und ihn rettet[1].

2. Die Sängerin.

Zunächst Verwertung selbstbeobachteter Stuttgarter Originale. Das Maskenballmotiv kann auf Zschokkes 'Abenteuer einer Neujahrsnacht' beruhen oder eine Erinnerung an den Maskenball vom Winter 1824/25 sein, auf dem Hauffs Freund Riecke als Graf von Gleichen erschien. In keiner Novelle sind die Anklänge an Clauren so stark wie in der 'Sängerin'. Die Sängerin selbst, mit dem schwarzen, herabfallenden Haar, den dunkelbraunen Wimpern, der glänzenden Blässe der Stirn, des Gesichts, des schönen Halses, dieser Engel von Reinheit, mit den engelreinen Zügen, der zart geformten Hand, dem dunklen Auge, das nichts von jenem Feuer, jenem Ausdruck verloren hat ..., jener Reinheit der Seele, jenem Adel der Natur ... ist ganz Clauren. Ebenso der nicht gerade gemütstiefe Vater Bolnau, der sich um seinen ungeratenen Sohn nicht im geringsten grämt (Graf Barczikoff in Claurens 'Liesli und Elsi'). Wenn er mit freundlichstem Lächeln alle Mädchen und Frauen grüßt, erinnert er schon an den Grafen Rebs in den Satansmemoiren. Wenn von seinem Sohn gesagt wird, dieser sollte die Laufbahn des alten Herrn auch durchlaufen und 'handeln und sich umtun im Kommerz, so wollte er es haben; der Sohn aber lebte und webte nur im Reiche der Töne', so ist das eine lebhafte Ähnlichkeit mit E. T. A. Hoffmanns 'Artushof', wo Traugott, der korrupte Schwiegersohn, der unkluge Associé, statt den Aviso auszufüllen, seiner Malerleidenschaft frönt und dadurch seinem Schwiegervater einen Verlust von 10 000 Mark verursacht. Ein Claurenscher Typ ist der Medizinalrat Lange, der den Liebesknoten entwirrt. Das

[1] Für die Quellenfrage der Novellen und der Märchen ist vor allem herangezogen worden: Janaki Arnaudoff: 'W. Hauffs Märchen und Novellen'. Diss. München 1915.

Digitized by Google

Taschentuchmotiv beruht vielleicht auf der Novelle 'Das Taschentuch' im Gesellschafter 1826. Wenn Günther Koch (Euphorion, Band 4, S. 804) behauptet, die Gewissensbisse des alten Bolnau seien nicht hinreichend motiviert, so kann ich dem nicht zustimmen. Die durch das Wort der Sängerin hervorgerufene Angst vor der Polizei stimmt durchaus zum Wesen des originellen Sanguinikers. Ebenso stimmt nur teilweise, daß Vater und Sohn uns ihrem Wesen nach fremd bleiben. Falsch ist Kochs Behauptung, über der Entstehung des Liebesverhältnisses Bianetti-Boloni liege tiefes Dunkel. Ihr Kennenlernen wird geschildert, das Schweigen von ihrer Vergangenheit ihm gegenüber wird durchaus genügend motiviert durch seine eifersüchtige und argwöhnische Veranlagung.

Die Vereinigung aller Personen in einem Schlußbilde ist durchaus Clauren, kommt aber ebenso bei Tieck vor.

Erinnerung an das Geschick von Hauffs Vater erblicke ich in folgenden Stellen: 'Er lorgnettierte mit verzweiflungsvoller Miene das Zuchthaus, dessen Giebel aus der Ferne ragte. Dorthin, Bolnau, aus ganz besonderer Gnade und Rücksicht auf mehrjährige Dienste!' Und: 'hatte man nicht Beispiele, daß gerade solche Leute, denen man vor der Welt nichts nachsagen konnte, der Justiz am meisten zu schaffen machten?'

Die Erzählung der Sängerin von ihren Jugenderlebnissen deckt sich ziemlich genau mit Fannys Jugend in Claurens 'Der Generalbevollmächtigte', ihre weiteren Schicksale mit denen von Claurens Doralice in 'Christpüppchen'[1]. Sie erinnert, außer an Clauren, auch auffallend an E. T. A. Hoffmanns 'Vampirismus'. Ein falscher Baron, der von der Mutter für einen entfernten Verwandten ausgegeben wird, macht auf Aurelie einen widerlichen Eindruck. Als sie heranwächst, nimmt er sich Freiheiten heraus, bis sie ihn von sich stößt. Dazu vergleiche man bei Hauff: 'er setzte mich auf seine Knie, obgleich mich ein unwillkürliches Grauen von ihm wegdrängte, er küßte mich trotz meines Schreiens'. — Auffallend wirklichkeitsgetreu ist die Schilderung des verrufenen Hauses. Sie stimmt bis in kleinste Einzelheiten mit zeitgenössischen Schilderungen (z. B. bei Castelli) überein, so daß anzunehmen ist, daß Hauff bei seinem Aufenthalt in Paris an dieser Seite des Pariser Lebens jedenfalls nicht vorbeigegangen ist.

Die Rede des Kapellmeisters Bolnau über den Unterschied zwischen Männer- und Frauengesang stimmt fast wörtlich überein mit Hauffs Festrede über die Macht des Gesanges, am Neujahrsfest 1826 gehalten.

[1] Günther Koch: 'Claurens Einfluß auf Hauff'. Euphorion IV.

Digitized by Google

3. Die Bettlerin vom Pont des Arts.

Die Novelle zerfällt in zwei Teile. Für den ersten, der an ein Gemälde anknüpft, lassen sich als Vorbilder E. T. A. Hoffmann und Tieck feststellen. Von Hoffmann kommt hier wieder in Betracht der 'Artushof', dessen Maler Traugott im Leben den Gestalten begegnet, die er noch vor kurzem auf dem Gemälde bewundert hat. Von Tieck ist heranzuziehen: 'Franz Sternbalds Wanderungen'. Ferdinand sieht ein Gemälde, verliebt sich in die Dargestellte, beschließt sie zu suchen, erkennt sie in der bedrohten Pilgerin und befreit sie. — Franz sieht bei dem alten Maler ein Bild, erkennt darin seine unbekannte Geliebte und kauft ihm das Bild ab. Die Gräfin erzählt ihm, das Bild sei ihre verstorbene Schwester. Dies erweist sich jedoch als Irrtum; es ist seine vergessene Spielgefährtin, die er in Rom wiederfindet. — An Tiecks ganz auf den Dialog gestellte Novellen erinnern ferner die vielen theoretisierenden Zwiegespräche. An Hoffmann wieder erinnert die Szene in der Galerie im 3. Kapitel sowie auch die Beschreibung des Spaniers am Anfang von Hauffs Novelle. In Betracht kommt hier Hoffmanns 'Signor Formica', der jedoch bei Hoffmann Karikatur ist, während Hauffs Spanier imponieren soll. Man vergleiche bei Hoffmann: 'Ah, Carissima ...', bei Hauff: 'O Laura!' — Der Spanier aber glaubt fest, daß das Gemälde Laura sei, während Signor Formica trotz der Ähnlichkeit nicht glaubt, daß die Gemalte wirklich Marianne ist. —

An Clauren erinnert im 4. Kapitel: 'Die schönen Formen dieses Gesichtes, die edle Stirne, dieses sinnende Auge, dieser holde Mund ...', und am Ende des 5. Kapitels: 'Aber diese zierliche Nase, dieser liebliche Mund, diese zarten Wangen, dieses weiche Kinn ...' Ebenso erinnert Josephe mit ihren bleichen Wangen, ihrem abwechselnden Erbleichen und Erröten und ihrem gebildeten Geist noch stark an Claurensche Ideale.

Ihr Ausspruch: 'Wie glücklich sind die, welche auf viele Geschlechter zurücksehen können, die mit den Banden der Verwandtschaft an gute Menschen gebunden sind...' erinnert an Iphigeniens Ausspruch: 'Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt...'

Im 21. Kapitel beginnt dann die von Ernst Müller[1] und Hans Mayer[2] nachgewiesene verblüffende Ähnlichkeit mit Reinbecks 'Schwärmerei' und Carl Wilhelm Salice Contessas 'Manon', geschrieben 1803, erschienen 1811. Reinbeck gegenüber handelt es sich um fast wörtliche Anklänge. Bei Contessa tritt dem Er-

[1] Euphorion IV, S. 319 ff.
[2] 'Die Brüder Contessa'. Diss. Berlin 1906.

Digitized by Google

zähler am Pont Neuf eine verschleierte Straßensängerin entgegen (Manon), die mit einer Untertasse in der Hand (bei Hauff ist es ein Teller) um Almosen bettelt. Der Erzähler, durch Manons Erscheinung gerührt, folgt ihr, pocht an die Tür, hinter der sie verschwindet. Die Öffnende führt ihn an das Lager ihres wahnsinnigen Geliebten und berichtet ihm ihr Schicksal. Sie hat trotz des Fluches der Eltern zu dem Geliebten gehalten; die Eltern wurden in der Revolution hingerichtet, ihr Geliebter wurde irrsinnig. Der Erzähler findet bei der Rückkehr von einer Reise beide tot. — Auch Contessa gegenüber sind einige fast wörtliche Übereinstimmungen bei Hauff festzustellen. Man vergleiche H.: 'da rief die Verhüllte mit zitternder, aber wohltönender Stimme...', bei C.: 'mit schwacher, aber angenehmer Stimme...'. H.: 'Ich trat unschlüssig näher.' C.: 'ich stand einige Augenblicke unschlüssig, ob ich ihr folgen sollte.' Die Ähnlichkeit der Handlungen bei Reinbeck und Hauff hat Ernst Müller folgendermaßen präzisiert: 'Reinbeck und Hauff arbeiten mit Kontrasten. Bernhard und Fröben kommen vom Vergnügen und stoßen aufs bitterste Elend. Beide sind Deutsche. Die Mädchen, den besseren Ständen angehörend, werden durch äußerste Not zu ihrem verzweifelten Schritt getrieben. Gleich beim ersten Mal findet sich der Retter in der Not. Die Mädchen, still und schweigsam, lassen das Elend für sich reden. Erst als sie aufgefordert werden, sprechen sie. Dadurch machen sie einen guten Eindruck und gewinnen das Vertrauen der beiden Männer.'

Die Überraschungsszene im 32. Kapitel erinnert an Jean Paul: 'Hesperus'. Viktor und Clothilde werden in einer ähnlichen Szene von dem eifersüchtigen Flamin überrascht, der sich mit Viktor schlagen will. — Ebenso hat der Leben annehmende Traum des 28. Kapitels sein Vorbild in Jean Pauls 'Unsichtbare Loge'. Gustav träumt von Beate. Erwachend faßt er die Hand Beatens; sie sinkt in Ohnmacht. Der Inhalt des Traumes: ein Bild tritt lebendig aus dem Rahmen und umarmt den Träumer, erinnert wiederum an E. T. A. Hoffmannsche Motive.

Die ganze über der Novelle liegende empfindsame Schwärmerei weist auf Jean Paul hin, der ja auch in den Unterhaltungen Fröbens und Josephens genügend zu Worte kommt.

Daß Pariser Eindrücke Hauffs in dieser Novelle stark wirksam sind, ist ganz augenscheinlich. Heranzuziehen ist Hauffs Schilderung der schönen verschleierten Engländerin in dem Bericht 'Demoiselle Sonntag in Paris' (H. Hofmann, S. 243).

4. Die letzten Ritter von Marienburg.

Tiecks Einfluß ist unverkennbar. In Tiecks Novelle 'Dichterleben' sitzt Shakespeare bescheiden im Hintergrunde, den anderen

Digitized by Google

unbekannt, seinen Wein trinkend. Bei Hauff spielt Calvi, der, abseits in einer Ecke, scheinbar teilnahmlos, vor einem Glase Wein sitzt, diese Rolle. In beiden Novellen stellt sich nachher der Unbedeutende als der große Dichter heraus.

Bei Hauff eifern die Literaten gegen den neu aufgekommenen historischen Roman, der trotzdem weite Anerkennung findet — bei Tieck eifert Marlowe gegen die Ansichten seines unbekannten Tischgenossen, die neu sind und ihm später großen Ruhm erwerben. — Bei Hauff schimpft die ganze Literatengesellschaft auf das Werk Calvis, in dem sie unmöglich den Verfasser des Romans vermuten können — bei Tieck behandelt Marlowe den unbekannten Schreiber geringschätzig und will ihm die Berechtigung, in poetischen Dingen mitzureden, absprechen.

Die Unterbrechung einer Vorlesung durch Ohnmacht, wie am Ende des 5. Kapitels, ist ein beliebtes Motiv bei E. T. A. Hoffmann (z. B. Ausgabe Ellinger I, 160). Hoffmannisch sind auch die Typen des Buchhändlers Kaper — unbeschadet seiner Porträtähnlichkeit mit Hauffs Verleger — und der alte Magister Bunker. Geradezu erwähnt wird ja der Kammergerichtsrat am Ende des 6. Kapitels in einem Zusammenhange, der stark an die Skizze 'Freie Stunden am Fenster' erinnert. Auch diese Novelle ist von einzelnen Claurenschen Anklängen nicht frei: 'Alle jene düsteren Bilder ... verschwanden vor dem Glanz ihrer Schönheit. Er hatte sie nie so reizend, so wundervoll gesehen, wenigstens so huldreich war sie nie gegen ihn gewesen.'

Die eigentliche Marienburg-Geschichte hat als Quelle wahrscheinlich nicht Voigts 'Geschichte Marienburgs', 1824. Es ist unwahrscheinlich, daß ein so umfangreiches Werk, das doch schließlich starken Lokalcharakter besaß, seinen Weg bis nach Schwaben gefunden haben sollte. Eher wäre zu vermuten, daß die zum Besten der Wiederherstellung der Burg in ganz Deutschland verbreitete handliche Flugschrift von Ludwig von Auer 'Kriegsgeschichtliche Denkwürdigkeiten des Ordenshaupthauses und der Stadt Marienburg', Danzig 1824, Hauff vorgelegen haben könnte. Daß Hauff die historische Vorlage sehr frei behandelt hat, bedarf keines Hinweises.

5. Jud Süß.

Die Quellen sind erforscht in: A. Mannheimer, 'Die Quellen zu Hauffs Jud Süß', Dissertation, Gießen 1909.

Das Werk ist mir nicht zugänglich gewesen.

Ganz deutlich auf das Geschick des Vaters bezüglich ist die Stelle im 4. Kapitel: 'Es war damals eine gefährliche Sache, mit der Polizei in Streit zu geraten ... Man erzählte sich mehrere Beispiele, daß biedere ruhige Bürger und Beamte, vielleicht nur,

Digitized by Google

weil sie einem Diener dieser geheimen Polizei widersprochen und Gewalttätigkeiten verhindert hatten, mehrere Wochen lang ins Gefängnis geworfen und nachher mit der kahlen Entschuldigung, es sei aus Versehen geschehen, entlassen worden waren.'

6. Das Bild des Kaisers.

In erster Linie Eindrücke von Hauffs Aufenthalt auf Schloß Guttenberg am Neckar beim Kriegsratspräsidenten von Hügel, der Adjutant Napoleons gewesen war.

Sodann starker Einfluß von Tieck: 'Die Gesellschaft auf dem Lande'. Bei Tieck, wie bei Hauff, Kampf und Polemik zwischen Anhängern des Alten und des Neuen. Bei Tieck ist das Alte, für dessen Beibehaltung gekämpft wird, der Zopf. Die Anhänger des Neuen sind der Herr von Binder und die jungen Freunde. Bei Hauff ist der Verteidiger des Alten der Herr von Thierberg, seine Gegner sind der Napoleonsfreund General Willi und der Weltstürmer, der junge Willi. Bei Tieck wird der Baron von Binder durch seine Feindschaft gegen den Zopf um die Braut gebracht. Dasselbe Schicksal erleidet fast der junge Willi durch seine Gegnerschaft gegen Napoleon. Ebenso wie Albert zum Schluß trotz seines inneren Widerstrebens gut napoleonisch gesinnt wird, findet auch bei Tieck eine Bekehrung statt. Der General Willi, als Verehrer Napoleons, verteidigt diesen gegen Thierberg und den jungen Rantow. Ebenso rechtfertigt bei Tieck der Oberst Friedrich den Großen gegen mancherlei Bemerkungen.

Auch in dieser Novelle finden wir die bei Clauren, aber ebenso bei Tieck beliebte Vereinigung aller Personen zu einem Schlußbild.

7. Phantasien im Bremer Ratskeller.

Stark autobiographisch. Das Bestreben, die Geister der verschiedenen Weinsorten nach Geschmack und Stärke zur Geltung zu bringen und die Vorzüge des Rheinweins gegenüber ausländischen Weinen zu preisen (Drescher: Hauffs Werke, Vorrede zu den 'Phantasien'), hat bereits ein Vorbild in Tiecks Novelle 'Die Gemälde'. Die ganze Kneipszene mit den Aposteln, Bacchus und der Rose erinnert stark an die nächtliche Kneiperei unter Leitung Eulenboecks (Tieck: Sämtliche Werke, Berlin, Reimer, 1852, S. 81 ff.).

Man vergleiche Hauff: 'Fühlst Du nicht einen gewissen Nexus zwischen dem Wein und der Zunge? ... Der andere Arm des Zeigers heißt: In den Kopf! Dahin ziehen die Geister, die sich schon im Faß lange genug bei dem schnöden, gemeineren Stoff gelangweilt haben, und jetzt, da sie freien Lauf nehmen können ... es sind friedliche, verständige Leute, die Geister. Sie erhellen dein Haus, o Seele ... — Tieck: Aber der Geist der

Digitized by Google

Natur versenkt sich auf lieblich anmutige Weise wechselnd und spielend hier und dort in die Rebe und läßt sich in wundersamen Ringen keltern und verklären, um über den magischen Weg der Zunge in unser Inneres zu steigen und dort aus altem Chaos alle glänzenden Kräfte aus Betäubung und Schlummer aufzuwecken.

Hauff: ... Höchstens wird man ihr morgen sagen: 'Gestern Nacht ist er auch wieder bis Mitternacht im Weinkeller gelegen.' — Tieck: 'Seht, da geht der Säufer! Oh, meine Freunde, so schalten und spotteten auch diejenigen ...'

Hauff: 'Ich glaube, dieses Geschlecht fühlt, daß es keines edlen Trankes mehr wert ist, drum sollen sie hier ein Gesöff von allerlei Schnaps und Sirup brauen.' — Tieck: '... Ein so unedler, manierierter, moderner und witzloser Geist, wie dieser sogenannte Punsch ... Dies elende Gebräu aus heißem Wasser, schlechtem Branntwein und Zitronensäure.'

Eulenboeck hält eine ausführliche Vorlesung über die vielfachen hohen Sorten des Rheinweins, den leichten Laubenheimer, den starken Niersteiner, den gewaltigen Rüdesheimer und den tiefsinnigen Hochheimer. Die Rheinweine werden verglichen mit dem heißeren Burgunder, dem heiteren Bordeaux, dem heißen Xeres und dem echten Malaga. Bei Hauff nennt die Rose den Champagner das Kreidegesicht, die Champagnerin. Bei Tieck heißt es: 'Und was soll dieses diplomatische, nüchterne Getränk, der Champagner, in unserem Kreise?' Der nicht Herz und Geist aufschließt und nach dem halben Rausche höchstens dazu dienen kann, wieder nüchtern zu machen?' — Bei Hauff wie bei Tieck nimmt die Kneiperei einen tumultuarischen Abschluß.

Die Bemerkung bei Hauff 'Ich kann eine hinlängliche Dosis Schauerliches ertragen' erinnert wieder an E. T. A. Hoffmann.

Der Kellermeister Balthasar Ohnegrund findet sein Vorbild bereits in Bonosus, dem von Kaiser Probus 280 n. Chr. überwundenen Kronprätendenten.

III. Märchen[1].

1. Märchen als Almanach.

Fast ganz übereinstimmend bei Peter Kling (J. G. Münch) 'Mährlein' 1799.

Bei Kling verschafft sich das Märchen durch List und Betrug Eingang in die Welt, bei Hauff durch seine poetische Schönheit.

Die Torwächter der Aufklärung erinnern an die 'Xenien'. — Heranzuziehen wäre auch E. T. A. Hoffmann: 'Klein Zaches',

[1] Außer J. Arnaudoff wurde benutzt: Joh. Kloße: 'Wilh. Hauffs Märchen in ihrem Verhältnis zum Volksmärchen', Diss. Breslau 1923 (schwer zu erlangen, da nur in wenigen Exemplaren in Maschinenschrift hergestellt).

Digitized by Google

Kap. 4: 'Hatte nicht vor vielen Jahren Fürst Paphnutius der Große die Aufklärung eingeführt und alles tolle Unwesen, alles Unbegreifliche aus dem Lande verbannt, und doch soll noch dergleichen verwünschte Konterbande sich eingeschlichen haben?' — Prosper Alpanus als Geheimer Oberaufklärungspräsident!

2. Die Karawane.

Von der Lust des Orients, besonders der Araber, sich während des Aufenthalts an den Lagerplätzen die Langeweile durch Erzählen und Anhören von Märchen zu vertreiben, spricht unter anderem Zschokke zu Beginn seiner arabischen Sage 'Maryan in der Wüste'. — Außerdem natürlich starke Einwirkung von '1001 Nacht'.

a) Kalif Storch.

Quelle: Cabinet des fées (nach Simon Geulette: 'Soirées bretonnes' 1712), außerdem 'Geschichte vom König Papagei' aus Tausendundeiner Nacht. — Das Verwandlungsmotiv ist uralt und überall im Volksmärchen verbreitet. Das Vergessen des Zauberwortes finden wir auch bei Goethes 'Zauberlehrling' und bei 'Ali Baba' in Tausendundeiner Nacht. Zu der Stelle: 'Denn wer hätte es einem Storchen geglaubt, daß er der Kalif sei, und wenn man es auch geglaubt hätte: würden die Einwohner von Bagdad einen Storchen zum Kalifen gewählt haben?' ist zu vergleichen: Wielands Märchen 'Timander und Melissa (Dschinnistan)', wo es heißt: 'Welches Volk in der Welt würde einen Schmetterling zum Fürsten haben wollen?' — Das menschenähnliche Benehmen und das kluge Aussehen der verzauberten Störche und der verzauberten Eule (Kap. 3) ist ein echter Zug des Volksmärchens (Grimm: 'Brüderchen und Schwesterchen'). Ebenso ist das Belauschen des Zauberers ein Zug, der in den Grimmschen Märchen vorkommt, z. B. 'Rumpelstilzchen' und 'Der Teufel und seine Großmutter'. Die Eule kann nur befreit werden, wenn einer der Störche sie heiratet. Dazu vergleiche Grimm 'Das Eselein' und 'Eisenofen'.

b) Die Geschichte von dem Gespensterschiff.

Quellen: 1. 'Van Evert, oder der Ursprung der Matrosensage vom fliegenden Holländer'. Stuttgarter Morgenblatt 1824, Nr. 45. — 2. Washington Irving: 'The Stormship', 1826, übersetzt von Ch. August Fischer, 1826.

Der gesamte Gedankengang stammt aus 'van Evert'. Gegenüber der Vorlage ist alles konzentriert. Der Erzähler erlebt selbst alles Gruselige. Hauff ist durch das damals sehr beliebte Motiv des ruhelosen Wanderers (Ahasver) angezogen worden, außerdem durch das Grausige Hoffmannscher Art, das er mit der Naivität

Digitized by Google

von Tausendundeiner Nacht geschickt verband. Die Streitszene in der Kajüte, wobei der geisterhafte Capitano mit dem Nagel durch den Kopf erscheint, den Säbel aus der Scheide reißt, auf Deck eilt, wo dann Waffengeklirr und Geschrei ertönen, worauf tiefe Stille eintritt, ist ähnlich in der Erzählung der Prinzessin von Dergabar in Tausendundeiner Nacht. — Der Capitano war verwünscht worden, weil er einen Derwisch verspottet hatte. Bei Musäus' 'Stumme Liebe' hat der Rotmantel seinen Spott mit reisenden Pilgern getrieben. Ein heiliger Mann verflucht ihn, so lange als Geist zu spuken, bis ein Wanderer Vergeltungsrecht an ihm ausübe. — Das Erlösungsmotiv ist bei Hauff neu: Erlösung durch Mitleid (im Volksmärchen Erlösung durch Mitleid oder Liebe).

Der orientalische Rahmen ist aus Tausendundeiner Nacht übernommen, worauf schon die Erwähnung Sindbads hinweist.

c) Die Geschichte von der abgehauenen Hand.

Das Motiv der abgehauenen Hand in Tausendundeiner Nacht: 'Erzählung des christlichen Kaufmanns' und 'Erzählung des jüdischen Arztes'. Auch das Motiv des fahrenden Arztes ist aus Tausendundeiner Nacht.

Clauren hatte im 'Vergißmeinnicht 1818' eine Geschichte veröffentlicht 'Der Grünmantel von Venedig'. Alles in dieser Geschichte Geheimnisvolle und Rätselhafte wurde im folgenden Jahrgang des 'Vergißmeinnicht' wie eine Rätselauflösung ausführlich auf natürliche Ursachen zurückgeführt. Hauff ist sich deutlich bewußt, daß das Reich des Wunderbaren nur das Märchen sein kann. So setzt er dem 'Grünmantel von Venedig' den 'Rotmantel von Florenz' entgegen.

d) Die Errettung Fatmes.

Motive: Trennung zweier Liebender durch Schiffbruch und Seeräuber schon im griechischen Roman. Von dort in alle Literaturen. Verkleidung als Arzt in Tausendundeiner Nacht 'Noama und Noam'. Der als Arztgehilfe verkleidete Noam schickt mit der Arznei einen Zettel an seine Geliebte, um sie von seiner Nähe zu unterrichten. — 'Das Zauberpferd': Prinz Firus verkleidet sich als Arzt, um seine Geliebte zu befreien. Musäus: 'Melechsala'. Die Sultanstochter muß ihren Arm durch einen Blendschirm stecken, damit der Arzt den Puls fühlen kann. Das Motiv der Verwechslung wegen Ähnlichkeit ist außerdem ganz E. T. A. Hoffmann.

Hauffs unmittelbare Quelle ist Christian Jakob Contessa: 'Almansor'[1], Novelle, Leipzig 1804, neue Auflage 1808.

[1] Hans Mayer, a. a. O. S. 43.

Digitized by Google

e) Die Geschichte von dem kleinen Muck.

Der Zwerg ist alte Märchenfigur; er hat aber bei Hauff keinen Bart. Das kleine Männchen ist auch bei E. T. A. Hoffmann sehr beliebt. Hauffs Quelle: Einsiedel, 'Die Prinzessin mit der langen Nase' (nach Cabinet des fées, Genf 1786, und 'Volksmärchen von den drei Junggesellen, die auszogen, ihr Glück zu suchen' in 'Italienische Miscellen' von Philipp Joseph Rehfues, Tübingen 1804/06). Auch von Wieland im 2. Band seiner Märchensammlung 'Dschinnistan' verwertet. Die Schnellpantoffeln sind eine Variation der Meilenstiefel Däumlings, die nach Deutschland erst durch Tiecks Märchenkomödie gekommen sind. Das schätzefindende Stöckchen erinnert an die Wünschelrute und die Springwurzel und Fortunats unerschöpflichen Säckel. Damit beginnt die Ähnlichkeit mit dem Volksbuch von Fortunat. Agrippina raubt dem Andalosia, Fortunats Sohn, Säckel und Wunschhütlein. Andalosia befindet sich allein auf einer wüsten Insel. Bei Hauff bringen Feigen Eselsohren und lange Nase hervor, bei Fortunat wachsen nach dem Genuß von Äpfeln Hörner. Ähnlich bewirkt bei Grimms 'Krautesel' der Genuß von Salat das Wachsen von Eselsohren. In der Vorlage raubt eine Prinzessin dem Abdalla seine Schätze; bei Hauff ist es der König. Hauff hat eine eigenartige Scheu, Frauen an wichtiger Stelle in Märchen zu verwenden.

f) Das Märchen vom falschen Prinzen.

Hauptidee: Ein Feigling kommt durch Schlauheit und Betrug in den Ruf eines Helden, führt mit Hilfe eines glücklichen Zufalls ein Heldenstück aus und wird schließlich durch seine eigene Dummheit entlarvt. Vgl. Grimm, 'Das tapfere Schneiderlein', das durch angebliche Heldentaten, die alle auf List beruhen, die Königstochter erringt. — Das Verdrängen einer Prinzessin durch eine Person niedriger Abkunft auch in Grimms 'Gänsemagd', wo die Kammerjungfer die Prinzessin spielt, während die Prinzessin Gänse hüten muß. — Der Schneider raubt dem Prinzen das Erkennungszeichen, den Dolch. In Voltaires 'Zadig' (Chap. 19, Les combats) werden dem Sieger Zadig nachts die Waffen mit der Devise gestohlen, worauf der Dieb sich zum Sieger ausrufen läßt. — Die Prophezeiung, daß der Prinz bis ins 22. Jahr in Gefahr stehe, von einem Feinde verdrängt zu werden, ist in ähnlicher Form in Tausendundeiner Nacht sehr häufig. — Der Schneider verrät sich schließlich durch den meisterhaft genähten Kaftan. Ähnlich verrät sich in Grimms Märchen das tapfere Schneiderlein dadurch, daß es im Schlafe seinen Lehrling laut schilt. — Die Kästchenwahl ist betreffs der Überschriften ('Ehre und Ruhm' — 'Glück und Reichtum') ganz Shakespeare,

Digitized by Google

sonst aber erinnert diese Episode an E. T. A. Hoffmanns 'Brautwahl'. Bei Shakespeare ernten die schlecht Wählenden nur Trauer und Unzufriedenheit. Bei Hauff und Hoffmann dagegen erhält jeder ein seinem Charakter angemessenes Geschenk. — Die selbsttätig nähende Nadel auch bei Grimm 'Spindel, Weberschiffchen und Nadel'.

Die Rahmenerzählung

zeugt davon, wie stark Hauffs Jugendlektüre, die Räubergeschichten von Spieß, Cramer und Vulpius, auf den Dichter eingewirkt haben. Vom literarischen Standpunkt mußte er derartige Werke verwerfen; Phantasie und Gemüt zogen ihn zu solchen Stoffen immer wieder hin. Deshalb wies er der Räubergeschichte ihren Platz im Märchen an. — Orbasan ist der ideale Räuber. Er treibt keinen gewöhnlichen Raub, erhebt nur Schutzgeld von den Karawanen und leidet keine anderen Räuberbanden in der Wüste. Er ist Räuber geworden 'aus Enttäuschung an jenen Nationen, die man die gebildeten nennt', also an der zivilisierten Welt. Er will die Ungerechtigkeiten, die er in ihr erlitten hat, an ihr rächen. Die Ähnlichkeit mit Karl Mohr ist augenfällig.

3. Der Scheik von Alessandria und seine Sklaven.

Motiv der Rahmenerzählung: Einem Mann ist sein Kind entführt. Als er seinen Sohn nach langen Jahren in seiner Nähe hat, kann er ihn nicht erkennen, fühlt sich aber unbewußt zu ihm hingezogen. Dies Motiv ist in Tausendundeiner Nacht mehrfach vertreten. — Die Prophezeiung der Rückkehr des Sohnes an einem bestimmten Tage kann Einfluß des Schicksalsdramas sein.

a) Der Zwerg Nase.

Vier Motive: 1. Verwandlung durch eine Hexe, 2. Sieben Jahre lang in Zwerggestalt, 3. Dienst am Hofe, 4. Entzauberung durch eine verzauberte Prinzessin.

Die Schilderung der Hexe erinnert an Grimms 'Hänsel und Gretel' und 'Jorinde und Joringel'. Eine ähnliche Schilderung findet sich bei Tieck: Die Haushälterin im Augenblick der Verwandlung ('Die sieben Weiber des Blaubart'). Die Hauptähnlichkeit ist aber die mit der Apfelfrau vom Schwarzen Tor in E. T. A. Hoffmanns 'Der goldene Topf'. Auch hier Meerschweinchen und Eichhörnchen. Hoffmannisch sind auch die in Menschenköpfe verwandelten Kohlköpfe (allerdings auch bei Grimm: 'Der Herr Gevatter'). — Die Schilderung des Zwerges erinnert ganz an die des 'Klein Zaches' in E. T. A. Hoffmanns gleichnamigem Werk. Im deutschen Volksmärchen ist diese karikaturmäßige Häßlichkeit bei Zwergen nicht zu finden.

Die sieben Dienstjahre erinnern an die sieben Jahre des

Digitized by Google

Mönches von Heisterbach. Häufige Verwendung der 7-Zahl im Volksmärchen. —

Der Dienst bei Hofe ebenso bei Musäus' 'Drei Rolandsknappen', wo Amarin Oberküchenmeister wird und ebenso wie der Zwerg Nase eine Probe seiner Küchenkünste ablegen muß. Das Kräutlein Magentrost erinnert an das Kräutlein Augentrost bei Musäus' 'Nymphe des Brunnens'.

Die Entzauberung durch die brennend rote Blume auch bei 'Jorinde und Joringel'. — Wenn die Mutter des Zwerges bei seiner Erzählung ausruft: 'Es gibt keine Feen!', so erinnert das wieder an die Szene in E. T. A. Hoffmanns 'Klein Zaches' (Kap. 4), wo der Referendar die Zaubereien mit Berufung auf die offiziell eingeführte Aufklärung leugnet. Bei Hauff wie bei E. T. A. Hoffmann Vermischung zauberhafter Unmöglichkeiten und urwüchsiger Wirklichkeiten.

b) Abner der Jude, der nichts gesehen hat.

Fast wörtlich aus Voltaires 'Zadig' entlehnt (3. Kap. 'Der Hund und das Pferd'). — Durch glänzende Charakteristik, plastische Schilderung und köstlichen Humor hat Hauff aus der rein verstandesmäßigen Erzählung Voltaires ein breitbehagliches, echt deutsches Volksmärchen geschaffen.

Digitized by Google

Über die Entstehungszeit und den Verfasser der mittelenglischen Bearbeitung von Susos Horologium.

Von G. Schleich (Berlin).

Nicholas Love, 'Prior of the Carthusian Monastery of Mount Grace', hat seinem Mirrour of the Blessed Lyf of Jesu Christ (ed. by Lawrence F. Powell, Oxford 1908) als Nachtrag (S. 301) A short tretys of the hiȝeste and moste worthy sacrament of cristes blessed body and the merueyles there-of folgen lassen. Diese Abhandlung, die von der Vorlage seines Mirrour, den Meditationes Vitae Christi, 'attributed to Cardinal Bonaventura,' unabhängig ist, schließt S. 323 mit den Worten: 'As for a full ende of his' (d. i. oure loord Jesu) 'blessid lyf byfore writen, here foloweth a schort devoute preyere to hym and his blessid body in the sacrament of the awtere, the whiche oweth to be seide in presence of that holy sacrament at the masse with inward deuocioun'.

Dieses Gebet ist nun dasselbe wie in Susos Horologium (ed. Strange) S. 198 und in der mittelenglischen Umarbeitung dieser Schrift (SP = The Seven Points of True Wisdom: Angl. X, 378). Zur Vergleichung lasse ich die drei Texte hier folgen:

S(uso) 198, 1: Oracio ad sacramentum. Ave, sanctissimum *corpus dominicum, in hoc sacramento contentum!* Te confiteor *labiis*, te toto corde diligo, te *totis visceribus* concupisco. Dignare, queso, hodie infirmam animam(5)te, salutarem victimam et fontem omnium graciarum, recipere cupientem tam clementer et graciose invisere, ut *medelam*[1] in corpore et in anima tua ex presencia gaudeam *invenisse*. Ne respicias, domine, ad iniquitates et negligencias meas plurimas, sed ad miseraciones tuas infinitas. *Tu namque es, per quem orbis* (10) *terre est creatus et sanatus, per quem omnes herbe et cuncte res virtuose suas sorciuntur virtutes*. Tu es agnus ille inmaculatus, qui hodie pro tocius mundi redempcione patri eterno victimaris. *O manna* dulcissimum, o nectar suavissimum, confer *ori meo* tue salutaris presencie mellifluum gustum. *Accende in* (15) *me caritatem tuam, extingwe vicia, virtutes infunde, gracias adauge, salutem mentis et corporis tribue. Inclina*, queso, *celos tuos* et descende ad me, ut, tibi coniunctus et unitus, tecum pariter unus efficiar spiritus. O venerabile sacramentum, per te, queso, omnes inimici mei repellantur, peccata dimittantur, et omnia (20) mala per tuam presenciam excludantur. Bonum propositum tribue, mores *corrige* et omnes *actus* meos in tua voluntate dispone. Intellectus per te, Jhesu dulcissime, hic novo lumine illustretur, affectus inflammetur, spes *roboretur*, ut vita mea emendata semper proficiat in melius, et tandem conferatur *exitus* beatus. Amen.

SP (377, 45)	L(ove 323, 13)
'And for an ende' (sagt Wisdam zum disciple) 'þis schalte þou praye	Heyle, holyest body of oure lord Jesu crist, that art now sothfastly

[1] medel[l]a = θεραπεία, cura, remedium; vgl. G. Goetz, Thes. glossarum emendatarum, Lipsiae 1899.

Digitized by Google

to þat holy sacramente: (378, 1) Heyle, moost holye goddes bodye in þis sacramente soþely conteyned, I knowlech þee with my lippes, I loue þe with alle my herte, I desyre the with alle myne inwarde affeccyons. I beseche þee þat þou vouche-saufe, so benignely and gracyously þis daye to viset my seke soule (5) coveityngе forto receyue þe, heelful sacrafyce and welle of alle graces, þat I maye be ioyfull to haue founden hele in body and sowle be þy gracyous presence. Lorde, byholde not to my wickednesse and many-maner necgligences, but to þyne endles mercyfulle ȝiftes: for, in soþe, þou arte þat vndefouled lambe þat þis daye arte offeryd to thy euer-(10)lastynge fader for þe redempcyone of alle þe worlde. Oo þou manna, aungellis mete, Oo þou alþere-swettist drynke, brynge in to myne inwarde mouþe þo hony-swete taste of thy heelful presence, kyndel in me thy charite, caste oute vyces, hylde in me vertues, encrese graces and ȝif me hele of body and soule! Bowe, I beseche the, þyne heuene and (15) come downe to me, soo þat I be (vgl. Arch. 152, S. 187) knitte and oned to þe, be made one spirite wiþ þe! O þou worschepful sacramente, I beseche þe þat þorouȝ þee alle myne enmyes bee putte fro me and synnes forȝeve and alle yuels be þy presence be excluded. Gode purpos þou ȝeue me, myn maneris þou amende, and alle my dedys þou dispose in thy wille. Myne (20) vndirstandynge by þe, swete Jhesu, be here liȝtenyd with a newe liȝte, myne affeccyone be flawmed and kyndelyd, my hope be strengthed; so þat my lyfe in amendemente euer profet in better likynge, and atte laste I mowe haue a blessed hennes-passynge to lyfe euer-lastynge. Amen.'

conteyned here in (15) this most excellent sacramente! I knowleche the, myne lord god, with my mowth, I loue the with all my herte, and I desire the with all the ynward affeccioun of my soule. I beseke the, swete Jesu, that thou vouche sauf of thyne souereyn goodnesse (20) this day so benignely and graciously to visite my seke soule, desirynge to receyue the goostly, oure heleful sacrifice and welle of all graces, that I may with gladnes fynde medicyne and hele in body and soule by vertue of thi blessid presence. Beholde not, lord Jesu, to myne (25) wickednesses and manyfolde necligences and myn grete vnkyndenesse, but rather to thyne souereyn mercy and endeles godenesse. Sothely thou art that holy lambe withoute wemme of synne, that this day art offred to the euerlastyng fader of heuene for the redempcioun of all the (30) world. O thou swettest manna, aungels mete![1] O thou most likynge goostly drink, brynge in to my inward mowth that hony swete taste of thyne heleful presence. Kyndele in me the feruour of thyne charite, quenche in (324) me all manere vices, schede into me the plente of vertues, encrese in me the ȝiftes of grace, and ȝeue me hele of body and soule to thi plesynge. My god, I beseke the that thow wille so graciously bowe the, and fro thi hye (5) heuene nowe come downe to me, that I, knytte and ioynede to the, be made oon spirit with the. O thou worschipfulle sacrament, I beseke the that alle myne enemyes be putte awey fro me by the strengthe of the, and alle my synnes forȝeuen, and alle wickednesse be (10) excluded by the blessid presence of the. Goode purpos, loord, thou ȝeue me, myne maneres thou correcte and amende, and alle myne werkes and dedes thou dispose in thy wille. My witte and vnderstandynge by the, swete Jesu, be made here clere with a newe light of (15) grace, myn affeccioun be enflawmed[2] with fyre of thi loue, and myn hope conforted and strengthed with this blessid sacrament: so that my lyf here profite euer in amendement to bettir, and at the laste fro this wrecchid

[1] manna, cald aungels brede: Spec. Hum. Salvationis (Palaestra VIII 30).

[2] So auch SP Hss. ghi: Wichgraf, Angl. 53.

Digitized by Google

world with a blessid departynge that I may come with the (20) to lyf euerlastynge. Jesu lorde by vertu and grace of thy lyf blessid withowte endyng. Amen.

Daß die beiden Übersetzungen des Abendmahlsgebets voneinander nicht unabhängig sein können, geht aus übereinstimmenden Abweichungen vom lateinischen Text[1] hervor: beide haben *Tu namque es, per quem ... sorciuntur virtutes* (S 9—11) ausgelassen; *in hoc sacramento contentum* (S 2) geben beide in der Weise wieder, daß sie zu in þis sacramente conteyned noch soþely (SP 1) bzw. sothfastly (L 323, 14) hinzufügen; *o manna* (S 13) erweitern sie durch aungellis mete[2] (SP 11; L 323, 30); für *ori meo* (S 14) sagen sie in to myne inwarde mouþe (SP 11; L 323, 31); für *exitus* (S 24) genügt ihnen nicht hennes-passynge (SP 23), departynge (L 324, 20), sondern SP lassen to lyfe euer-lastynge, L that I may come with the to lyf euerlastynge folgen.

SP scheint die ältere Übersetzung zu bieten, die dem Original treuer folgt, während L, der sich ja auch Bonaventura[3] gegenüber weitgehende Freiheiten erlaubt, den in SP vorgefundenen Text durch Zusätze (Synonyma) deutlicher zu machen oder auszuschmücken gesucht hat: vgl. *corpus dominicum* S 2, goddes bodye SP 1, body of oure lord Jesu crist L 323, 13; te confiteor *labiis* S 3, I knowlech þee with my lippes SP 2, I k. the, myne lord god, with my mowth L 323, 16; *totis visceribus* S 3, with alle myne inwarde affeccyons SP 3, w. a. the ynward affeccioun of my soule L 323, 18; ut *medelam* in corpore et in anima tua ex presencia gaudeam *invenisse* S 6, þat I maye be ioyfull to haue founden hele in body and sowle be þy gracyous presence SP 6, that I m. with gladnes fynde medicyne and hele in b. a. s. by vertue of thi blessid pr. L 323, 22; *inclina celos tuos* et descende ad me S 16, bowe þyne heuene and come downe to me SP 14, bowe the and fro thi hye heuene nowe c. d. to me L 324, 4; *accende ... m. et corporis tribue* S 14, kyndel in me thy charite, caste oute vyces, hylde in me vertues, encrese graces and ȝif me hele of body and soule SP 12, k. in me the feruour of thyne ch., quenche in me all manere vices, schede into me the plente of vertues, e. in me the ȝiftes of grace, a. ȝ. me h. of b. a. s. to thi plesynge L 323, 33; mores *corrige* S 21, myn

[1] Es ist gleichgültig für unseren Zweck, ob das Gebet aus Susos eigenem Herzen stammt, oder ob Underhills Bemerkung (p. XIX seiner Ausgabe von Hiltons Scale of Perfection, London 1923) 'the mystics are among the greatest plagiarists of literature' auch für Suso gelten muß.

[2] Vgl. vor. S. A. 1; that hidde manna, that is to say aungelles mete: L 209.

[3] Love selbst sagt S. 300: Thus endeth the contemplacioun of the blessid lyf of oure lorde Jesu: the which processe, for also moche as it is here thus writen in Englisshe tonge lengere in manye partes and in other manere than is the latyne of Bonauenture, therfore ...

Digitized by Google

maneris þou amende SP 18, m. m. thou correcte and amende L 324, 11; omnes *actus* meos S 21, alle my dedys SP 19, a. m. werkes and dedes[1] L 324, 12; spes *roboretur* S 23, my hope be strengthed SP 21, m. h. conforted and strengthed[2] with this blessid sacrament L 16; usw.

Loves Bearbeitung der Meditationes verlegt Powell (p. III) in die Zeit vor 1410 mit der Begründung 'in that year it was presented to Archbishop Arundel, noted for his vigorous persecution[3] of the Lollards', und so hätten wir im Anschluß an meinen Nachweis der Abhängigkeit Loves von den Seven Points einen Endpunkt für die Entstehung der mittelenglischen Umarbeitung von Susos Horologium gefunden, nachdem ich Bd. 156 dieser Zeitschrift wahrscheinlich gemacht habe, daß das Werk unseres deutschen Mystikers schon in der Zeit Richards II. ins Englische übertragen worden ist.

II.

Daß Love seinen Gewährsmann für das Abendmahlsgebet nicht genannt hat, hängt vielleicht damit zusammen, daß ihm der Name des Verfassers der Seven Points nicht bekannt gewesen ist. Auf einen anderen englischen Mystiker aus dem Ende des 14. Jahrhunderts hat er mit Namensnennung Bezug genommen, nämlich auf Walter Hilton. Von ihm sagt er (S. 165 in Powells Ausgabe): 'Who so wole more pleynely be enformed and tauȝt' (nämlich über contemplatyf lyf) 'in Englisshe tonge lete hym loke the tretys that the worthy clerke and holy lyuere Maister Walter Hyltoun, the Chanoun of Thurgartun, wrote in englisshe, ... whose soule reste in euer lastynge blisse and pees.' Love denkt dabei gewiß an Hilton's Scale of Perfection (I, chap. 3 ff. in der oben bezeichneten Ausgabe von Underhill).

Auf S. XLVIII dieser Ausgabe[4] lesen wir, daß in der aus dem

[1] Vgl. auch werkes and dedes L 301 f.

[2] Vgl. auch strengthe vs and comforte vs L 7.

[3] Gegen die Ansichten der 'false Lollardes, disciples of Antecrist', betreffend Beichte und Abendmahl kämpft Love S. 121 bzw. 208, 301, 320 ff.

[4] Sie beabsichtigt nicht, da der Herausgeber nur 'the needs of the general reader and the lover of Christian mysticism' im Auge hatte, 'to be a text for scholars, or to take the place of the much-needed critical edition' (S. LII). Hier und da steht ein me. Wort in einer Fußnote verzeichnet: so gewinnen wir durch die zu II 45, 455 '*I umbigo* this citee' einen neuen Beleg für 'umbego' (NED) durch *hid and hilid* II 43, 443 eine Parallele zu we hyll and hyde (NED: hill v.[1] 2). — Das handschriftliche *lowynge, lowen* hat der Herausgeber I 20, 45 richtig mit 'praising' wiedergegeben; doch brauchte sein Zusatz 'MS. 2, gives lovynge, love: but the context shows that louing (Fr. louange) is meant' nicht auf das Französische Bezug zu nehmen: lowen ist ae. lofian, und auch I 32, 71 ist love in dem Satze 'they love and praise God' wahrscheinlich nicht ae. lufian, sondern lofian, dessen me. Schreibung ich Arch. 152, 184 zu SP 371, 30 besprochen habe und das gegenüber dem

Digitized by Google

15. Jahrhundert stammenden Pergamenthandschrift der Sc(ale) Corpus Christi College, Cambridge, MS. 368[1] zwischen Buch I und II 'A tretyes of the 7 pointes of trewe love and evir-lestyng wysdom, drawyn out of the book clepid Orologium Sapientiae' eingeschoben sei und der ganze Inhalt der Handschrift Hilton[2] zugeschrieben werde.

Daß Hilton der Verfasser der S(even) P(oints) nicht sein kann, zeigen schon die Widmungen der beiden Schriften. *Ghostly sister* in Jhesu Christ sind die ersten Worte der Scale (I 1, 1), und auf den Stand der Angeredeten als Nonne wird fortwährend hingedeutet: thou hast *forsaken the world* ... right so that thine heart might be as it were dead to all earthly loves and dreads, turned wholly to our Lord Jhesu Christ (eb.); *thy body is enclosed* from bodily conversation of men (I 1, 2); thou hast *forsaken riches* and mickle having of this world, and *art shut in a dungeon* (I 71, 172); thou *art enclosed* (I 81, 195); thou shalt be saved as an *anker enclosed* (I 44, 103), art *religious* (I 27, 60); in comfort of thee and all others having the state of *anker enclosed* (I 61, 146); thou *owest not to go out of thine house* for to seek occasion how thou mightest profit thine even-christian by deeds of mercy, because thou *art enclosed* (II 83, 200) usw.; sie selbst läßt Hilton (I 55, 132) sagen: I have *forsaken the world* and am *thrust in an house* and *deal with no man* and contend[3] not. — All dergleichen fehlt SP; dieser Traktat beginnt mit My *moste worschipful lady* aftir ȝowre *hyȝ worþynesse* (Anglia X 325, 1), bringt eb. 28 die Anrede my dere *ladye* und enthält, wenn es auch in unmittelbarem Anschluß an die ersten Worte heißt 'and derrest-loued *goostly douȝhter* after ȝour vertuous meeknes', nirgend einen Hinweis darauf, daß der Verfasser, der trewe chapeleyne, vnworthy þe name of þe *fader*, considerynge ȝowre excellente wisdame bothe to God and to þe worlde (325, 2) an eine Nonne als Veranlasserin seiner Erbauungsschrift (as ȝe deuowtlye desyrene: 325, 10) gedacht haben könnte. — Daher erlaubt er sich auch nie, sie mit dem Fürwort der 2. Sing.

---

einfachen laudare, laus, collaudacio bei Suso in der Zusammenstellung mit preyse in SP (z. B. 379, 10 f., 16, 19, 26; 380, 40) sehr beliebt ist; vgl. auch this infirmyte ... is for the louynge (ὑπὲρ τῆς δόξης: Ev. Joh. 11, 4) of God: Love, Mirrour S. 171. — Dankenswert ist die Bemerkung auf S. 365 'In some MSS. Book III begins here,' d. i. nach II 30, da im NED gelegentlich auf ein drittes Buch verwiesen wird, während sonst nur zwei Bücher unterschieden werden.

[1] Gemäß M. R. James, Catal. of MSS. in the Library of Corpus Christi Coll., Cambr. (1912, vol. II, p. 24) muß es 268 heißen.

[2] Nach James stammt die Bemerkung (at top of f. 2) 'Liber contemplationum Walteri Hilton' erst aus der Frühzeit des 16. Jahrhunderts.

[3] contend ist eine unrichtige Wiedergabe des handschriftlichen flite; vgl. NED flit (5) = to deviate, swerve from a custom, justice, law, etc.

Digitized by Google

anzureden, während Hilton nur dieses[1] bis in die Schlußkapitel des zweiten Buches (43, 449; 44, 454; 46, 464 usw.) hinein gebraucht.

Die Form, in der beide Schriften ihre Anschauungen vortragen, ist voneinander grundverschieden. Die SP sind, abgesehen von der Vorrede, der Einleitung und dem Schlußgebet in Gesprächsform abgefaßt, indem sie die Zwiegespräche zwischen dem Schüler und der ewigen Weisheit (Christus), unterbrochen von dem Gespräch zwischen ihm und der Mutter Gottes (344, 14—346, 28 = Suso 143, 24—148, 29) und der Vision eines sterbenden Jünglings (358, 28—363, 42 = Suso 157, 5—167, 2), enthalten. — In der Scale haben wir nichts Derartiges; Wendungen wie But now sayest thou ... As unto this I can answer (I 84, 203; II 18, 290; 20, 297), then askest thou ... To this I answer and say thus (II 4, 238; 29, 351), But perchance thou beginnest to wonder why ... Unto this I say thus (II 42, 441 f.) sind rein rhetorischer Art.

Buch I und II der Scale stehen in engstem sachlichen Zusammenhang miteinander. II 20, 297 sagt Hilton selbst: 'As I have said before in the first part of this writing,' nämlich I 56, 134 ff. Buch II beginnt mit den Worten: 'For as mickle as thou covetest ... for to hear more of an *image* the which I have before times in party discried to thee, therefore I will gladly ... fall to thy desire; and ... I shall open to thee a little more of this image.' Damit knüpft Hilton an eine Gedankenreihe an, die er schon I 77, 189 (By this that I have said may thou some deal see in this *image of sin* how mickle it letteth thee) angesponnen und dann bis ans Ende des ersten Buches weitergeleitet hatte (By this that I have said mayest thou see a little the murkness of this *image* 84, 203; then is this an ugly *image* for to look upon 85, 205; Adam, that is this *image of sin* 86, 208; break down this *image* 89, 213; this *image of sin* 91, 219; how a man shall be shapen to the *image of Jhesu* 92, 221). Im Anschluß an die vorhin aus II 1, 225 angeführten Worte fährt er fort: 'At the beginning if thou wilt wit plainly what I mean by this *image*, I tell thee that I understand nought else but thine own soul,' während das Kapitel die Überschrift trägt: 'How the soul of every rightful man is the *image of God*.' — Eine solche Verknüpfung der Gedanken ist undenkbar, wenn wir die SP zwischen Buch I und II der Scale, als von Hilton stammend, im MS. 268 des Corpus Christi Coll.[2] eingeschaltet finden. Das letzte Kapitel der SP trägt (Angl. X 378) die Überschrift 'How the disciple of euerlastynge wisdame schalle in alle thinges loue, preyse and worschep hym, Jhesu, and wedde

[1] thee steht mehrfach für den Nom.: Nisi credideritis, non intelligetis; That is, but if *thee* first trow, *thee* may not understand I 11, 265 f.; wot *thee* not well that ...? II 46, 461.

[2] Auf fol. 54—97[a] zwischen fol. 10—52[b] bzw. 98—169[b] (vgl. James, Catal.).

Digitized by Google

hym to hym þorowe trewe love, and bycome his disciple' und schließt 388, 13, ohne überhaupt das von Hilton viel gebrauchte image je anzuführen: 'Now atte þe laste,' quod dyuyne wisdame, 'forto go aȝen sumwhat to oure firste purpos: þou mayhte consyder þat þus myne ... doctryne ... is ful of alle goostly fruyte in worchynge ... Wherefore, kepynge þe ordre of charite here, drawe firste þere (vgl. Angl. 53, 285) a deuocyone to thyselfe, and after be aboute forto profyte to þe hele of þyne neyȝhbores soulle' (= Suso 229, 5 Ordine igitur caritatis debito hic servato, exinde primo devocionem tibi haurias, deinde proximorum provideas animarum saluti).

Der Charakter beider Schriften ist ungleich: entsprechend ihrer Quelle, dem 'poesievollsten Prosadenkmal' des 14. Jahrhunderts (vgl. Vogt, Gesch. der mhd. Lit.[2] S. 357), nämlich dem Orologium Susos, des Frater Amandus, den Scherer (Lit.[1] S. 238) 'geradezu einen geistlichen Minnesänger in Prosa' nennt, sind die SP gemütvoller und wärmer als die düsteren Ausführungen Hiltons. 'The beholding and thinking and the using of creatures is ... a thraldom of the soul' (II 40, 420), 'He is perfect that is sequestered from all fleshly affections and communing with of all creatures' (II 41, 430), 'Bodily feelings, be they never so comfortable, we should not covet, nor mickle regard if they come' (eb. 431), das sind Sätze, die den Grundton in Hiltons Mystik angeben. Die Weltanschauung beider Männer spiegelt sich auch in den Bildern und Vergleichen wider, die sie in ihre Schriften eingeflochten haben. Wisdom sagt SP 334, 6 (= Suso 78, 15) 'so as þe *sonne* is knowene bye *hees bemes and his lihte*, so is mye presence knowene bye hir moste plentevows godenesse'. Suso wie der englische Vermittler seiner Schrift nehmen Bezug auf den süßen Duft der Lilien (331, 25 = S 64, 25), auf das Verlangen des Verliebten nach dem Besitz der Rose trotz ihrer Dornen (337, 42 = S 26, 6), auf den Flug der Taube in ihren schützenden Schlag (344, 3 = S 136, 26); sie wissen, daß das Hirschkalb, sobald es die von der Mutter gespendete Nahrung entbehren kann, sich zu seinesgleichen in die Berge gesellt (348, 10 = S 114, 26); sie hören das Lob Gottes nicht minder aus dem Quaken der Frösche als aus dem Gesang der Lerche und der Nachtigall (379, 17 = S 201, 7); sie sprechen von dem großen Meer, in dem ein Tropfen Essig so spurlos verschwindet, wie die Bitterkeit irdischen Leides durch die Seligkeit des Gottempfindens beim Genuß des heiligen Abendmahls verlorengeht (371, 14 = S 184, 28); sie gedenken der Neujahrsgeschenke und der mit ihnen verbundenen Wünsche (386, 24 = S 225, 1), usw. — Hilton zieht wohl auch angenehme Eindrücke zu seinen Vergleichen heran (As *incense* that is cast in the fire maketh sweet smell by the reek stying up to the air; right so a psalm savourly and softly sung ... yieldeth up a sweet smell to the face of our Lord Jhesu: II 42, 437;

Digitized by Google

hearing of *delectable song* or feeling of comfortable heat in the body, or seeing of light, or sweetness of bodily savour: II 30, 363); aber geläufiger sind ihm die Gedanken an die finsteren Seiten des irdischen Daseins: they begin to rain as *black clouds* water of errors (II 26, 333); thou shalt see all the *dust*, the *filth* and the small motes in thine house (I 48, 117); who so came home to his house and found nothing therein but *stinking smoke* and *a chiding wife*, he would soon run out of it (I 53, 128); thoughts *unclean as kids* (I 79, 192); think what a shame it is to be fed with *swine's meat* of fleshly savours (I 89, 213); some are turned into *swine*, for they ... follow only the lusts of their flesh (II, 14, 277); the feeling of these temptations fouls the soul no more than if he heard a *hound* bark or felt a *flea* bite (I 38, 87); there is mickle pride hid in ... thy heart, as the *fox* lurketh in the den (I 63, 153); some are turned into *foxes*, as false men and deceitful, some ... into *wolves* that live by raven (II 14, 277); a *lion* wreaketh him on a little beast (eb. 276); fleshly lovers' *teeth* are *bloody* and full of filth (II 43, 446); he fleeth the rest as the biting of an *adder* (II 12, 270); he should loathe ... all this world as *stink of carrion* (I 46, 111); he that lieth in a deadly sin ... may not well withstand fleshly likings, but falleth down to them, as beast doth upon *carrion* (I 72, 179; vgl. auch II 12, 270); a *stinking well* (I 15, 30; 45, 110; 55, 132); though he had the cunning of all the seven arts ..., he hath no more dainty of all this ... than for to *gnaw on a dry stick* (II 37, 400); usw.

Die religiösen Anschauungen beider Verfasser berühren sich natürlich: der Ausruf des Jüngers (SP 331, 6 = S 62, 31) 'Aa, souereyne ioye of mye herte, þat I maye have so worþi a *spowse*' kennzeichnet sein Verlangen nach der innigen Vereinigung mit Christus, und den Weg zur Stillung dieser Sehnsucht zu zeigen ist das Ziel, dem der Verfasser der SP unter Susos Anleitung nachgeht. — Ebenso sagt Hilton: 'The business of the soul is aye for to think on Jhesu' (II 39, 412) und 'All the business that Jhesu maketh about a soul is for to make it a true perfect *spouse* to Him' (II 44, 453). — Die höchsten Tugenden sind Hilton die Demut und die Nächstenliebe: 'There is no virtue nor work that thou mayest do may make thee like to our Lord, without *meekness* and charity; for these two are specially God's livery' (= ben to God specially most luf: Ms. Harl. 2387) I 51, 123, und so sind denn das Adj. *meek* und seine Sippe bei ihm beliebte Begriffe[1]: 'The soul is made meek ... by the working of the Holy Ghost ...: He bringeth in ... the virtue of meekness' (II 37, 403; 38, 407); 'If a

[1] So auch in Love's Mirrour, wo ich ihnen über 120mal begegnet bin; auch in den drei ersten Büchern der Imitatio Christi (EETS. LXIII) kommen sie über hundertmal vor.

Digitized by Google

man had knowing of clergy and of all divinity and is not soothfastly meek, he shall err...; but meekness is worthy to receive a gift of God' (I 68, 163). — SP kennen wohl auch die Tugend der Demut, heben sie aber nicht so nachdrücklich hervor; sie rühmen 325, 2 sie an der Urheberin dieser Schrift, sprechen aber dann erst im vorletzten Kapitel (376, 40) wieder von der scole of meeknes (humilitatis scola S 196, 17) und preisen sie 379, 41 (S 202, 3) mit den Worten: 'Trewe *meeknesse* sownith more sweetly þanne chauntynge and broken voys.' Dies sind die wenigen Stellen, an denen meeknes in SP begegnet; zum Vorkommen bei Hilton vgl. neben den obigen Belegen u. a. auch I 54, 129; 58, 139; 62, 150; 66, 158; 68, 164; II 8, 251; 16, 286; 37, 397 ff.

Endlich weise ich noch auf einige andere Abweichungen im Wortschatz hin: *fullhead*, ein in SP nie anzutreffender Ausdruck, ist Hilton sehr geläufig: f. of contemplation I 8, 14, of sovereign joy 44, 107, of charity eb.; 69, 166; 91, 220, of meekness and charity 92, 221, of virtues 1, 2; 8, 14; 9, 17; 14, 28; 18, 39; 87, 210; 92, 221; II 34, 386; 36, 395. — Selbst ein sonst so häufiges Wort wie *caitif* ist SP fremd; Hilton verbindet the most sinful caitiff I 18, 39, a fleshly c. or a sinner 20, 44, so sinful a c. 35, 80, all sinful caitiffs 44, 104, wretched c. 68, 162, Judas ... (Christ's) deadly enemy and a sinful c. 70, 168, a clumsy c. II 45, 457.

Wenn meine Vermutung, SP stamme aus der Regierungszeit Richards II., zutrifft, so wäre es zeitlich möglich, daß Hilton, der nach Underhill, Introd. p. VII on the Vigil of the Annunciation, March 24th, 1395—96 starb, Susos Horologium einem englischen Leserkreis zugänglich gemacht hätte; aber meine obigen Ausführungen vereiteln jeden Versuch, die auf fol. 10 bis fol. 169 in dem MS. 268 des Corpus Christi College, Cambridge überlieferten mystischen Schriften als das Werk eines und desselben Verfassers anzusehen.

Digitized by Google

Abstufungen des modern-englischen Satzakzents.

Von Julius Freund (Berlin).

Inhalt: Betonte Satzglieder: zwangsläufige, spontane und inhärente Betonung. Schwebende Betonung zwei- und mehrgliedriger syntaktischer Einheiten. Einschränkung der schwebenden Betonung im Satz durch Redetempo, Affekt, Kontrast und Rhythmus. Syntaktisch freie und gebundene Satzglieder. Unbetonte Satzglieder. Relativ-unbetonte Begriffswörter. Absolut-unbetonte Formwörter. Enklitische Satzglieder. Starkbetonte Satzglieder. Kontrastbetonung. Gegensätzlichkeit der Gedankenführung. Nichtantithetischer Starkton. Gruppen- oder Sammelakzent. Starkbetonte Formwörter und begriffliche Stützwörter. Affektischer und affektierter Starkton.

Akzentzeichen: Ich bezeichne den normalen Stärkegrad des betonten Wortes durch einen Punkt und den emphatischen Starkton durch ein Ausrufzeichen. Unbetonte Satzglieder lasse ich unbezeichnet.

Aufgabe und Inhalt der Lehre vom Satzakzent ist die Abstufung des Stärkegrades syntaktisch zusammengehöriger Worte, die Unterscheidung betonter, unbetonter und stark betonter (emphatischer) Satz- und Redetaktglieder. Ihr Material ist jeder Redetakt, der aus mehr als einem Wort besteht. Mindestens ein Wort in jedem zwei- oder mehrgliedrigen Redetakt ist Tonwort.

Kürzere Redetakte sind oft so gebaut, daß der Akzent keine andere Wahl hat, als auf ein bestimmtes Taktglied zu fallen, wodurch sich der einzige mögliche Tonträger von selbst ergibt: *He ·died. He is ·dead. He was a ·man. How do you ·do? I got ·wet. I ·think so. I ·hope so. What ·is it? What ·of it? What a·bout it? I am ·at it.* In kurzen Redetakten kann sogar die nachgestellte Präposition, die doch sonst immer enklitisch ist (s. S. 42), Tonträger werden: *Where ·to? What is it ·for?* Diese aus der Struktur des Redetakts folgende zwangsläufige Betonung nannte Sweet 'negative emphasis'.

Das Problem ist natürlich die spontane Betonung. Spontan betont werden in erster Linie die Begriffswörter, und zwar in dem Maße, wie sie bedeutsam sind, d. h. wie sie dem Sprecher wichtig erscheinen, wie es ihm auf ihre Mitteilung ankommt, also vor allem die neuen Begriffe, die zum erstenmal anklingen, mit denen der Hörer erst vertraut gemacht werden soll; dagegen die schon einmal genannten und deshalb der Vorstellung des Hörers bereits einverleibten werden mit verminderter Lautstärke zu Gehör gebracht, ebenso wie die, die sich aus dem Zusammenhang von selbst ergeben: *A ·German came to ·London ... The German ·left London and went to ·Liverpool ...*

Von den Grundelementen des Satzes ist in der Regel das Prädikat das inhaltlich wesentlichste. Deshalb werden in erster Linie

Digitized by Google

die begriffsstarken Prädikatsteile betont, die das eigentliche Sinnprädikat des Satzes ausmachen: *Shall we smoke a ·pipe? He gave the letter to ·me. I am going to ·call on some ·friends. I forgot to wind ·up my ·watch.*

Als Begriffswort von bestimmter Bedeutung wird die Präposition, die nur von einem schwachen Pronomen begleitet ist, betont, und zwar sowohl nach betontem Wort im gleichen Redetakt: *·Close ·to us. I went ·in be·fore him. Will you ·go ·with him? He ·looks ·at us. That is ·good ·for him. ·Don't ·run ·after her!* wie nach unbetontem Wort: *Who is that ·with you?* (Vgl. hierzu: Jespersen, M. E. G. I, 5.46). Dagegen als Bindewort in mehr funktioneller als begrifflicher Verwendung ordnet sich die Präposition, die nur von einem schwachen Pronomen begleitet ist, dem betonten Verb unter: *I will ·think of you. Do not ·talk about it.*

Vor Pause neigen Kopula und Hilfsverb zur Betonung; nicht nur am absoluten Satzende: *I wonder where he ·is. Is he ready? I expect he ·is. Has he seen you? I think he ·has,* sondern auch vor frischem Redetakteinsatz, z. B. vor einem durch *that* eingeführten Subjektsatz oder gleichwertiger Infinitivkonstruktion: *My reason for going ·was that I did not want to meet him. The purpose of the society ·is to promote ...* Wenn unmittelbar nach Kopula, Hilfsverb, Relativwort oder Konjunktion der Fluß der Rede aufgehalten wird, um einer Einschaltung Platz zu machen, rücken diese Bindeglieder aus dem unbetonten Redetaktanlaut oder -inlaut, in dem sie im ununterbrochenen Satzgefüge stehen, heraus und kommen in den Taktauslaut vor Pause. Hier werden sie stark und betont: *He ·is, physically speaking, a failure. He ·has, if I may say so, made a great mistake. A man ·who, if he had the chance, would do great things. ·But, said he, I don't know. ·If, as is most probable, you should see him, ...* Vor Pause, am Satzende, steht auch das prägnante betonte *not,* das einem Objektsatz mit negiertem Prädikat gleichkommt: *I think ·not. I hope ·not.*

Außerhalb des eigentlichen Satzgefüges stehende Satzwörter werden betont, wenn sie dem Satz vorgelagert oder eingeschoben sind: *·What! are you not going home? ·John, are you going home? ·Sir, I would have you know that ... ·Please, tell me ... ·Please, ·Sir, may I ...*

Endlich gibt es Wörter, denen der Akzent anhaftet als Mittel der Bedeutungsdifferenzierung oder als Kennzeichen bestimmter syntaktischer Funktion zum Unterschied von ihren unbetonten Gegenstücken in anderer Bedeutung oder Satzbeziehung. Diese ständige, festgewordene, inhärente Betonung haben z. B. 1. In bestimmter Bedeutung: *the* als κατ' ἐξοχήν-Bezeichnung; *this, that, these, those, here, there* mit voller Demonstrativkraft; *some* als wirklicher Quantitätsbegriff; *have to* = müssen: *You will ·have to have your hair cut; must* der zwingenden Notwendigkeit: *Well, if you really ·must*

Digitized by Google

be off; will und *would,* die das Tun und Treiben des seinem natürlichen Hang folgenden Subjekts kennzeichnen: *Children ·will play. He (says I) ·will sit for hours doing nothing. He ·would stare at me whenever he met me.* 2. In bestimmter syntaktischer Verwendung: das Reflexivpronomen, wenn es nicht Akkusativobjekt ist: *He him·self says so. I will see about it my·self.*

Die Zusammenstellung der Wörter und Wortgruppen, die mit schwebender Betonung gesprochen werden, gehört in die Morphologie. Zu Sweets grundlegender Behandlung des 'even stress' in N. E. G. § 889 ff. wäre hinzuzufügen: Der aus dem Syntagma Attribut + Substantiv erwachsene Adjektivtypus mit dem Suffix -ed *(narrowminded)* ist nur dann schwebender Betonung fähig, wenn beide Glieder für den begrifflichen Inhalt des Ganzen wesentlich und unentbehrlich sind: *He won't see me, for he is ·short·sighted;* wenn dagegen der zweite Bestandteil eigentlich müßiger Zusatz ist, wie z. B. in *cream-coloured,* — denn *cream curtains* würde genügen, um *cream-coloured curtains* zu bezeichnen, — dann wird immer nur dieses wesentliche Vorderglied betont. Vgl. H. W. Fowler, The Concise Oxford Dictionary (1929) unter -ed[2].

Vom Standpunkt des Satzakzents interessieren: die schwebende Betonung zwei- und mehrgliedriger syntaktischer Einheiten und die Einschränkungen, denen die schwebende Betonung überhaupt im Satz unterworfen ist.

Folgende syntaktische Gruppen haben an sich die schwebende Betonung:

1. Attribut + Substantiv: *A ·good ·man. The ·king's ·son.* Zu den Attributen, die mit ihrem Substantiv eine Even-stress-Gruppe bilden, zählen: *the* als κατ' ἐξοχήν-Bezeichnung: *The Adlon is ·the ho·tel in Berlin; this, that, these, those* mit voller Demonstrativkraft: *In ·this ·country; some* als wirklicher Quantitätsbegriff: *With ·some ·difficulty. ·Some ·people; which* und *what,* interrogativ und relativ: *·Which ·boy did it? At ·what ·time? I submit with ·what ·grace I can. Aristotle, ·which phi·losopher* (relative Anknüpfung) ...; *enough*: *E·nough ·bread.* Die letztgenannten bilden auch substantivisch mit pronominaler Genitiverweiterung eine Even-stress-Gruppe: *·Some of ·mine. ·Which of ·those? E·nough of ·this.* Schwebende Betonung gilt auch für die Gruppe Substantiv + Attribut: *·Poet ·Laureate. From ·time imme·morial.* Wenn die Gruppe aus mehreren begrifflich gleichwertigen, für die Mitteilung gleich wichtigen Attributen oder Substantiven besteht, werden alle gleichmäßig betont: *·Three ·big ·dogs. A ·thick ·gold ·chain. It's very hot in here with ·that ·big ·fire. ·Ten ·years a·go* (ursprünglich ein vorangehendes und ein nachgestelltes Attribut). *A ·large ·un·cut ·Cheshire ·cheese. ·English ·language and ·literature. ·Memories ·Grave and ·Gay* (Buchtitel).

Digitized by Google

2. Verb + Adverb oder ein anderes Komplement: *·Go ·off. ·Put it ·down. ·Come ·in* (in ruhiger Rede, ohne Ungeduld). *My watch has not been ·wound ·up. It ·rains ·hard. He ·came ·running. I ·changed my ·mind. He ·failed com·pletely to explain his meaning:* schwebende Betonung macht aus *he ·failed com·pletely* eine syntaktische Einheit und rückt *completely* so ausschließlich an *failed* heran, daß der Sinn ist: es mißlang ihm gänzlich, klarzumachen, was er eigentlich meinte. Ebenso: *He used con·tinually to re·fer to the subject.* Schwebende Betonung auf *con·tinually to re·fer* macht in diesem Falle aus Adverb + Infinitiv eine syntaktische Einheit. Die durch den Schwebeton beurkundete enge Zugehörigkeit des Adverbs zum Infinitiv bewahrt den Hörer vor falscher Beziehung des Adverbs zu dem übergeordneten Verbum *used.* Diese Akzentverteilung genügt, um den Sinn klarzumachen, und damit erübrigt sich der Gebrauch des stilistisch vielfach befehdeten 'split infinitive' *(to continually refer).* — Auch diese Gruppe läßt sich durch gleichwertige betonte Komplemente erweitern: *·Dressed ·up like a ·Turk. ·Lie ·down on the ·sofa.*

3. Intensitätsadverb + Verb oder Adjektiv oder Adverb: *·All ·right. ·Very ·well. I ·quite a·gree with you. You are ·very ·wet. He is ·never ·ready. I am ·always ·here.*

4. Begrifflich vollwertige Präposition in eigentlicher (nicht übertragener) Bedeutung + nominales (substantivisches oder substantiviertes, nicht pronominales) Objekt: *Be·hind the ·door. With·out ·light. ·Through ·life. ·Under ·age. ·Since ·then.*

5. Kontraktion aus Kopula oder Hilfsverb mit *not* + Prädikatskern: *He ·isn't ·here. He ·hasn't ·gone. I ·don't ·know. It ·doesn't ·matter. I ·cannot ·go. I ·won't ·see him.*

6. Zwei formelhaft durch *and* verbundene Adverbia: *·Now and ·then. ·To and ·fro. ·More and ·more.* Und ebenso paarweise zusammengestellte nicht attributive Adjektiva oder Zahlwörter: *·Black and ·tan. ·Black and ·white. ·Five and ·twenty.*

7. Wortpaare, die durch *or* in ungeschwächter Alternativbedeutung verbunden sind: *To-·day or to-·morrow.*

Even stress herrscht nicht unbeschränkt. Neben der bildungsgesetzlichen schwebenden Betonung bestimmter Wort- und Zusammensetzungstypen kommt einseitige Betonung mit Unterdrückung des ersten oder zweiten Akzents vor. Ganz allgemein sagt Sweet, daß schnelles Redetempo dem even stress nicht günstig ist, besonders am Satzende. Hier besteht bei schnellem Sprechen die Neigung, aus *·Chin·ese Chin·ese* zu machen, es sei denn, daß ein besonderer Grund vorliegt, *·Chinese* zu sprechen. Demgemäß betont Sweet (El. und Prim. Phon.): *An Englishman was once travelling in China who couldn't speak Chin·ese.* Unterdrückung des ersten Akzents ist im Ausruf häufig: *A·ha!. Good ·morning. Black·heath. Oxford*

Digitized by Google

·Road); sie kann auch Kennzeichen erregter Rede sein: *Come ·in!* drückt Ungeduld, Ärger über die Störung aus: 'Es klopft? Herein! Wer will mich wieder plagen?' — Es wäre eingehend zu untersuchen, inwieweit der Affekt der schwebenden Betonung abträglich ist.

Greifbarer ist die Art, wie die Kontrastbetonung den even stress einschränkt. Z. B. in dem Syntagma Attribut + Substantiv, wenn der Gegensatz in der Verbindung verschiedener Attribute mit dem gleichen, wiederholten Substantiv liegt: *Some English people have ·light hair and some have ·dark hair.* Oder wenn attributives *some* als Quantitätsbegriff die Kontrastbetonung erhält: *·Some people ·like it,* im ausgesprochenen oder gedachten Gegensatz zu denen, die es nicht mögen. Auch das *teen*-Zahlwort hat, wo es einzeln und syntaktisch ungebunden steht, even stress: *I am ·fif·teen. We were ·thir·teen at table.* Aber beim Zählen und sonst, wenn zwei oder mehrere von ihnen zusammentreffen und infolgedessen miteinander kontrastiert erscheinen, wird es einseitig vorn betont.

Außerhalb der Kontrastbetonung ist einseitige Attributbetonung regelmäßig vor dem substantivischen Füllwort *one*: *·This one. The journey is not a ·long one.* Sie ist häufig in formelhaften Ausdrücken mit *any*: *At ·any rate. In ·any form* usw.

Wenn ein ergänzungheischendes Verb zusammen mit seinem Komplement einen einheitlichen Begriff ausdrückt, dessen Schwerpunkt in dem Komplement liegt, dann ist oft das Komplement Tonträger der Verbindung, z. B. bei dem transitiven Verb *have* in verschiedenen Verwendungen: *to have a ·class, a ·party, a ·cold, a ·smoke, ·breakfast* usw. Diese Tonverteilung ist auf *have* = besitzen ausgedehnt worden: *Have you a ·match? There was a ·man who had ·two ·sons.* Ferner bei Wendungen wie: *to light a ·fire, open the ·door, to run a ·race, to go for a ·walk, to fly into a ·passion, to cut it in ·two, to go out ·hunting, to run a·way, to see him ·off, to feel too ·full* usw.

Aber der wichtigste Faktor, der den Geltungsbereich der schwebenden Betonung einschränkt, ist rhythmischer Natur. Der Rhythmus des sprachlichen Lebewesens hängt, wie der des Menschen, davon ab, ob es frei oder gebunden ist. Die mit schwebender Betonung angesetzten Gebilde haben die schwebende Betonung, wenn sie syntaktisch freie, in sich abgeschlossene Satzglieder sind, sie verlieren die schwebende Betonung, wenn sie syntaktisch an ein anderes betontes Satzglied gebunden sind. Vergleiche freies, schwebend betontes *·seven o'·clock, ·good-for-·nothing* mit attributiv gebundenem *a ·seven o'clock ·dinner, a ·good-for-nothing ·fellow;* isoliertes *·five ·minutes* mit gebundenem *·five minutes to ·ten*; freies *·plum·pudding* mit *an ·English plum·pudding.* Daher der Unterschied zwischen der schwebenden Betonung der gleichen Wörter oder Wortgruppen

Digitized by Google

als Prädikat und ihrer einseitigen Betonung als vorangestelltes Attribut: *·Berlin ·wool. ·Waterloo ·Station. ·Thirteen ·members. A ·Chinese ·mandarin. ·North Country ·surgeon. ·Ten-pound ·note. ·Non-commissioned ·officer. ·Underdone ·meat. ·Secondhand ·book-seller. ·Twenty-five ·members. ·Hardboiled ·eggs. ·Strongminded ·woman. ·Goodlooking ·man. ·All Saints' ·Day. ·Well-known ·voice. ·Turned-up ·nose. ·Grown-up ·daughter. ·Black and tan ·terrier. ·Five-and-twenty ·blackbirds.* Dieselbe Akzentherabsetzung im Redetaktinlaut tritt gelegentlich auch ein, wenn mehrere Attribute vor einem Substantiv nicht gleichwertig aneinandergereiht, sondern logisch unter sich irgendwie abgestuft sind: *A ·great big ·man. A ·heavy round ·stone. A ·little more ·room. The King's Christmas dinner is to be a very ·modest little af·fair in comparison with ...* Gemeinsam ist allen diesen Fällen, in denen syntaktisch gebundene Wörter und Wortgruppen die ihnen im freien Zustande zukommende schwebende Betonung aufgegeben haben, die rhythmische Akzentsenkung im Inlaut des Redetakts.

Den umgekehrten Rhythmus zeigt die Verbindung eines Gruppenattributs mit einem einfachen Substantiv. Hier wird das Ganze unter einem einzigen Sammelakzent auf dem Endglied des attributiven Teils zu einer festen Einheit zusammengefaßt: *A drowned ·rat look. Dead ·letter office. Michael ·Angelo style. Charles ·Dickens edition. A good all ·round man. Cat and ·dog life. Cock and ·bull story. Rag bone and ·bottle merchant. Bank of ·England note. The Commons Enclosure Consoli·dation Act. The Employers' Liability for ·Injury Bill.* Derselbe Rhythmus herrscht auch, wenn einfaches Substantiv + Präposition *of* + Attribut + Substantiv zu einer begrifflichen Einheit verschmelzen: *Jack-of-·all-trades. Cat-o'-·nine-tails.*

Die Gesamtheit der unbetonten Elemente setzt sich aus zwei verschiedenen Gruppen zusammen, diese sind: die im Stärkegrad herabgesetzten, neben den Haupttonträgern des Satzes oder Redetakts relativ unbetonten Begriffswörter und die Fülle der formalen (funktionellen) absolut unbetonten Redeteile, deren Zahl so groß ist, weil die syntaktischen Beziehungen, die einst durch die Nominal- und Verbalflexion ausgedrückt wurden, in der modernen Sprache zum überwiegenden Teil durch Präpositionen, Artikel, Pronomina und Hilfsverba hergestellt werden. Der bestimmte und unbestimmte Artikel, das unemphatische Pronomen, das Relativwort, die Konjunktion, die Präposition, die Formen von *be, have, will, shall* in unemphatischen und nicht negierten Aussage- und Fragesätzen, sowie andere Stützverba vor dem Kernverb stellen das Hauptkontingent der unbetont-schwachen Redeteile.

Folgende Verbindungen haben ein bestimmtes logisches Ver-

Digitized by Google

hältnis ihrer Glieder gemeinsam: das zweite Glied dient dazu, den im ersten Glied gegebenen Allgemeinbegriff näher zu bestimmen und einzuschränken; ist, um eine Parallele aus der Wortbildung heranzuziehen, Bestimmungswort zu dem im ersten Glied gegebenen Grundwort; hierdurch wird das erste Glied, obwohl es von Haus aus Begriffswort ist, auf die Stufe eines den Hauptbegriff vorbereitenden, einführenden Wortes herabgedrückt und bleibt deshalb relativ unbetont; es wird als vortoniger Auftakt zu dem nachfolgenden betonten Bestimmungswort behandelt: 1. Bezeichnungen und Titel wie *Mr., Dr., Professor, Major, Sir, Lord, President, King, Miss, Mrs., Lady* usw. in unmittelbarer Verbindung mit dem Namen der Betreffenden. 2. Gewisse Verbindungen zweier Substantiva durch Präposition: *Commander-in-·chief. A box on the ·ear. Head over ·heels.* Besonders Substantiv mit genitivischer Erweiterung: *Isle of ·Man. Man-of-·war. Matter of ·fact. A cup of ·tea. A glass of ·beer. A piece of ·bread. A man-of-the-·world. The Man of ·Property.* 3. Die formelhafte Verbindung von zwei Verben oder zwei Adjektiven, die durch *and* zusammengehalten werden: *Go and ·look for him. Come and ·dine with us. It's nice and ·warm in here.* Oder statt des zweiten Verbs eine feste Verbindung aus Verb+Objekt wie: *Go and have a ·look. Come and have ·tea.* 4. Substantivpaare vom Typus: *Bread and ·butter. Cup and ·saucer. Knife and ·fork. Butter, saucer, fork* wird als eine Art Bestimmungswort der Gruppe empfunden und deshalb betont. 5. Die in Wirtshausnamen paarweise zusammengestellten Substantiva: *Lamb and ·Flag. Grouse and ·Trout. Elephant and ·Castle.*

Nichtnegiertes *can, may, dare, need* und phraseologisches *must* bleiben vor ihrem Infinitivobjekt unbetont: *I can ·go. ·Gentlemen, you may ·smoke. I dare ·say. Why need he ·do it? You must ·know that... I must say good·bye. I must be ·off.* Ebenso Verben, die den Infinitiv mit *to* als Objekt nach sich ziehen: *We have come to ·stay. I used to ·know professor ·Kay. I happened to ·see...* Auch das Verb, von dem ein Akkusativ mit dem Infinitiv oder ein Akkusativ mit dem Partizip abhängt, bleibt relativ unbetont, wenn, wie es meist der Fall ist, die Konstruktion den Kern und Tonträger der Mitteilung enthält: *I heard him ·go. Did you see him ·start? I had him ·shot. I must have my ·hair cut.*

Begrifflich abgeschliffene Präpositionen, besonders in übertragener oder funktioneller Verwendung, stehen unbetont-schwach vor ihrem betonten Objekt (mit und ohne Artikel etc.): *At the ·door. Under an obli·gation. In·deed. Of ·course. At ·home. In ·life. To ·me. For ·you.* Hierher gehört das rein formale *to* vor dem Infinitiv. Unbetont bleibt auch die allgemeinere Präposition vor der spezielleren: *From ·under the ·table.*

Abgeschwächte Demonstrativbedeutung von *this, that, there* und

Digitized by Google

here geht Hand in Hand mit abgeschwächter Betonung: *this book has not had its ·leaves cut, that window is open* werden mit unbetontem *this, that* gesprochen, wenn sie nicht zur Unterscheidung dienen, weil nur ein Buch, ein Fenster gemeint sein kann. Ebenso wenn *this* oder *that* statt *it* gebraucht wird: *I ·saw that quite clearly.* Ebenso *there* und *here,* wenn sie auf eine bereits genannte oder bekannte Lokalität verweisen: *Did you read as far as page ten? We left ·off there. I ·saw him there ·yesterday. The sooner we ·get there, the ·better. Here we ·are.* Als formales Subjekt zur Kopula hat *there* jegliche Demonstrativkraft eingebüßt und ist deshalb gänzlich unbetont; so das erste und dritte *there* in: *There is ·nobody there, ·is there?* Das Reflexiv als Akkusativobjekt bleibt unbetont: *He ·killed himself.* Das substantivische und das adverbiale Fragewort wird nicht besonders hervorgehoben, d. h. bekommt nur den Nebenton, der sich am Satzanfang ganz von selbst einstellt, wenn die Frage direkt, erstmalig und in ruhigem Ton gestellt ist: *Which ·is it? What's the ·time? Who is your ·father? Where does he ·live? When did he ·come? Why did he ·do it? How do you ·do?* Auch im abhängigen Fragesatz beziehungsweise der gleichwertigen Infinitivkonstruktion bleibt das substantivische und das adverbiale Fragewort unbetont, solange der übergeordnete Ausdruck des Denkens oder Sagens positiv ist: *I know who he ·is. I see how it is ·done. Doesn't he know where to ·look for it?* (negative Form, aber positiver Sinn: er muß doch wissen, er wird schon wissen). Die substantivischen Relativwörter *who, which, what, that, as* und die Relativadverbia sind unbetont: *A ·man who could ·do ·great ·things. The ·lady that I ·saw ·yesterday. The ·place where he ·lived.* Unbetont ist *some,* wenn es keine Quantitätsbezeichnung ist: *Some ·water. Some ·more ·bread.*

Dem Haupttonträger des Sprechtakts werden die folgenden Elemente enklitisch angegliedert: 1. Die nachgestellte Präposition: *The matter this book ·deals with. Whom are you ·looking for? Who do you want to ·speak to? He didn't know what it was ·made of. A country fit for heroes to ·live in.* 2. *Enough,* das ein unmittelbar vorhergehendes Substantiv, Adjektiv oder Adverb näher bestimmt: *We have not got ·bread enough. Is it ·hot enough? This is not ·good enough. You know ·well enough what I mean. ·Sure enough.* 3. Durch *or* eingeführte belanglose Zusätze, die keine wirkliche Alternative bedeuten: *A ·minute or so. In a ·day or two. Have you heard whether the house is in·sured or not?* 4. Satzwörter und Sätzchen im absoluten Auslaut: *·Yes, please. ·Cab, Sir? ·No, m'm. Good ·morning, doctor. Are you going ·home, John? I am going ·home, he said. You are going ·home, I suppose.*

Digitized by Google

Der Gebrauch des Starktons läßt sich nicht in starre Regeln fassen, denn er ist zum großen Teil fakultativ und subjektiv. Es muß dem einzelnen Sprecher überlassen bleiben, ob er die wichtigsten neuen Begriffe, die Pointen, die nicht-enklitischen Vokative und Imperative usw. mit Starkton sprechen will oder nicht. Sweets transkribierte Texte geben reichliches Material für die Beobachtung seiner individuellen Verwendung der emphatischen Betonung. Vgl. z. B. A Primer of Spoken English, 4. Aufl., S. 45 ff.

1. Kontrastbetonung. Der Kontrastakzent wird leicht als Starkton empfunden: *Did he !ride? I thought he !walked.* Besonders wo sich die gegensätzlichen Elemente von einem gemeinsamen unbetonten Element abheben: *The !town mouse and the !country mouse. Some English people have !light hair and some have !dark hair. Did he throw it !to you, or did he throw it !at you?* Wenn die kontrastierten Begriffe durch eine längere Periode voneinander getrennt sind, trägt der auf ihnen ruhende Starkton zur engeren Verknüpfung der Sätze untereinander bei: *!Pipe smoking, to be enjoyable, presupposes sound teeth, and demands the use of the tooth-brush at least twice a day; otherwise pyorrhoea, with a long train of ailments, may result. Ci!gar smoking is believed to be less toxic than a pipe.* So dient der Starkton auf Satzgliedern, die einander gegenüberstehen, der direkten Begriffs- und Wortantithese. Auch das Wort, das Vorausgeschicktes korrigiert, modifiziert, einschränkt, wird stark betont: *The earth is round. It is not !quite round, but a little flattened. He can do it, at least he !says he can.* Der Starkton dient überhaupt dazu, eine allgemeine Gegensätzlichkeit des Gedankengangs zu dem Vorhergesagten auszudrücken. Ein berühmter Schauspieler erzählte, er hätte geträumt Sankt Peter hätte ihn am Himmelstor abgewiesen, weil Schauspieler nicht in den Himmel kämen, und als er sich darauf berufen hätte, daß soeben vor seinen Augen sein Kollege und Rivale X. unbehindert hineingeschlüpft wäre, hätte Sankt Peter lächelnd erwidert: *'Oh yes, I know, he !thinks he is an actor.'* Auch im Gespräch wird das Wort, das die einschränkende, skeptische, abweichende, gegensätzliche Einstellung des Redepartners zum Ausdruck bringt, stark betont: 1. Der Partner antwortet mit Vorbehalt: A.: *Can he do it?* B: *He !says he can.* 2. Der Partner hält das Gesagte für wenig glaubhaft: A.: *He did not remember your name.* B.: *How could he !help remembering it, when he hears it twenty times a day.* 3. Der Partner empfindet das Gesagte als müßige Bestätigung einer ihm bekannten Tatsache: A.: *You have made a great mistake.* B.: *I !know I have.* — A.: *We shall be too late, after all.* B.: *I !told you so.* — Als mir der Kommandant eines englischen Zivilgefangenenlagers nicht glauben wollte, daß ich 45 Jahre alt und deshalb austauschberechtigt war, warf ich ein: *'But I have documentary evi-*

Digitized by Google

dence of it, Sir.' Worauf er entgegnete: *'I !know you have.'* Er wußte, daß ich meinen Militärpaß meinte, aber er wußte auch, daß Tommy Atkins bei seinem Eintritt in die Armee gern versuchte, sich für älter auszugeben, als er wirklich war. Darum gab er nichts auf Militärpapiere, und darum sein ablehnendes *'I !know you have.'* — Auch auf der Kopula und dem Hilfsverb hat der Starkton vielfach allgemein-antithetischen Charakter: der Satzinhalt wird gegen den Geist, der verneint, gegen innern oder äußern, ausgesprochenen oder antizipierten gegensätzlichen Gedankengang, Einwand, Widerspruch verteidigt; die emphatische Form dient der Abwehr, Verwahrung, ist Trutzform. Starkton auf der Kopula oder dem Hilfsverb ist regelmäßig in der antithetischen Replik: A.: *You are not a German?* B.: *But I !am.* — A.: *It doesn't matter.* B.: *It !does matter.* — A.: *He ought not to have told him of it.* B.: *He !didn't tell him.* — A.: *They said nothing.* B.: *Why !should they have said anything?* — Endlich dient der Starkton auf Kopula oder Hilfsverb der antithetischen Tempusunterscheidung und der scharfen Herausarbeitung der Nuancen, die durch die verschiedenen Tempora ausgedrückt werden: ... *!is, !was, and !will be. Man never !is, but always to !be blest. When she (Belgium) addressed, as she !has addressed in these last few days, her moving appeal to us to fulfil our solemn guarantee of her neutrality, what reply should we have given?* (Asquith, Rede im House of Commons am 6. August 1914).

2. Nichtantithetischer Starkton. Mit Anspruch auf allgemeine Geltung kann vielleicht gesagt werden, daß folgende Satzglieder ohne das Element der Antithese stark betont werden: 1. Das interrogative Anfangsglied der direkten Frage, die gestellt wird, um sich zu vergewissern, also besonders der wiederholten Frage: *! What did you say his name was? !Where does he live?* 2. Das interrogative Anfangsglied des indirekten Fragesatzes, dessen übergeordneter Satz nicht bloß negative Form, sondern auch negativen Sinn hat: *I do not know !who he is. I have not the slightest idea !what he means. He will not know !where to look for it. I cannot think !how it is done.* 3. Das Endglied einer Reihe, einer Aufzählung: *One, two, three and a!way. Here and there and !everywhere. The days of the week are: Sunday, Monday, ... !Saturday.*

In Wortgruppen oder Sätzen formelhaft-traditioneller Prägung wird das begriffswichtigste Glied gern durch Starkton hervorgehoben: *This day !week. Cut and come a!gain. All's well that !ends well. This is the house that !Jack built.* In diesen beiden letzten Beispielen steht nun das Kernglied außerdem an vorletzter Stelle, wo sich Starkton überhaupt leicht einstellt, weil der dominierende Akzent an dieser Satzstelle sich nach beiden Seiten hin von relativ unbetonten Gliedern abhebt und dadurch als Starkton wirkt, auch in nicht formelhaften Sätzen: *I must have my !hair cut. Shall we have the !fire*

Digitized by Google

lighted? Shall we smoke a !pipe together? A room with the !windows shut. I am going to !call on him. One gets !used to things. I forgot to wind my !watch up. Ebenso, wenn zu Verb + Adverb, die zusammen eine begriffliche Einheit darstellen, eine präpositionale Ergänzung (Präp. + Subst. oder Präp. + Pron.) als nähere Bestimmung gehört. Tonträger der ganzen Gruppe ist dann ebenfalls das Mittelglied, das Adverb, das deshalb auch mit fakultativem Starkton angesetzt werden kann: *To look !out for him. I cannot get !on with Harry. I am not going to put !up with his behaviour. When do you get !up in the morning?* Nachdrückliche Hervorhebung des syntaktisch vorletzten Satz- oder Taktgliedes hat den Charakter eines Gruppen- oder Sammelakzents, der die unmittelbar vorhergehenden und nachfolgenden Taktglieder unter seine Fittiche nimmt und das Ganze bindet und zusammenhält und ihm etwas Gedrungenes und in sich Abgeschlossenes verleiht. Seine absolute Lautstärke wird aber in jedem Einzelfalle von der Situation und dem Temperament des Sprechers abhängen.

Ferner kann der Starkton ein Verstärkungswort ersetzen: In diesen Fällen nuanciert der Starkton logisch, denn er fügt ein begriffliches Element hinzu. So ersetzt er ein *very* in: *Look how !wet I am! You will catch your !death of cold;* ein *even* in: *Enough to make a !saint swear! I would not have it at a !gift. I did not do it, I never should have !thought of such a thing.*

Als Überbleibsel einer älteren Betonungsweise, die sonst ausgestorben ist, bilden noch einige Verben der nachdrücklichen Behauptung oder Bitte Umschreibungsformen mit unemphatischem *to do* und starkbetontem Kernverb: *I do as!sure you. I do en!treat you.*

Heute kann jeder mit Kopula oder Hilfsverb gebildete Satz durch Starkton auf der Kopula oder dem Hilfsverb bei tonschwachem Prädikatskern emphatisch gemacht werden. Starkton auf der Kopula oder dem rein formalen Hilfsverb macht den Satz als Ganzes emphatisch. Da die Kopula oder das Hilfsverb, die nur der Flexion oder sonstiger Satzbeziehung dienen, in diesen Funktionen gänzlich unbetont sind, ist jede Betonung eines solchen Formwortes etwas Auffallendes, Unerwartetes, Außergewöhnliches und wird deshalb leicht als Starkton empfunden, auch wenn es eigentlich nur der übliche Stärkegrad des betonten Wortes ist: *He !is an ass. What !are you doing?* — A.: *You are late.* B.: *I !am rather late. — I !do smoke. I !did say so. !Do be careful. What !does he know about it? !Do let's* (Galsworthy). Dagegen Starkton auf dem begrifflichen Stützverb hebt gleichzeitig die Eigenbedeutung dieses Stützverbs hervor: *Why !will you persist in denying it?* — Boy: *May I smoke a cigar?* Father: *You !may if you !can.* — Starkbetontes *will* und *shall* der 1. Person drücken besondere Nuancen innerhalb des großen Bedeutungskomplexes dieser Verben

Digitized by Google

aus und unterscheiden sich dadurch von ihren einfachbetonten und ihren unbetonten Gegenstücken. Während aus *I !will do it* Dickköpfigkeit spricht, verkündet *I !shall do it* den unabänderlichen Entschluß: der Sprecher gibt zu verstehen, daß sein Entschluß über die subjektive Willenssphäre hinausgewachsen und zur objektiven Tatsache geworden ist. Die Kombination *I !shall and !will do it* vereinigt diese beiden Bedeutungsnuancen in sich. Umgekehrt ist starktoniges *shall* in dem fragenden Ausruf *What !shall I do?* der Ausdruck hilfloser Verlegenheit. Auch das starkbetonte *must* bezeichnet eine besondere Art des Zwanges zum Unterschied von einfachbetontem und von unbetontem *must*, nämlich die logische Notwendigkeit: *You !must know what I mean.*

Der übertriebene Gebrauch emphatischer Kopula und Hilfsverba ist Kennzeichen einer manierierten Sprache ("gushing"), die beteuert statt zu berichten und drängt statt zu fragen oder zu bitten: *'This !is kind of you!' 'I !do love this dress!' 'I !should like you to see him!' 'Why !don't you have it done?' '!Do have some more of this nice cake!'*

Im Affekt werden natürlich Ausdrücke der Erregung (*What! What on earth! Good heavens!*) gefühlsmäßig-emphatisch gemacht; ebenso Intensitätswörter (*very, quite, all, always, never*), wenn der Sprecher damit einen besonderen Zweck verfolgt, z. B. *I will !very soon show you what I mean*, wenn eine Drohung beabsichtigt ist. Aber es ist manieriert, wahllos jedes Verstärkungswort mit besonderem Nachdruck zu sprechen: durch solch überspannten Gebrauch der Emphase, dem, wie bei Kopula und Hilfsverb, im allgemeinen Frauen häufiger anheimfallen als Männer, wird ein feines Werkzeug sprachlicher Abstufung abgestumpft und unwirksam gemacht.

Digitized by Google

Kritische Betrachtungen über den 'Lai de l'ombre' (ed. J. Bédier).

Von O. Schultz-Gora (Jena).

Der durch Michel nach Hs. A durch Jubinal nach Hs. F i. J. 1836 und 1846 publizierte 'Lai de l'ombre' wurde von Bédier im 'Index lectionum, quae in Universitate Friburgensi per menses aestivos anni MDCCCXC habebuntur' nach allen damals bekannten 6 Hss. herausgegeben. Diese Ausgabe wurde von Suchier (Zs. XIV, 244 ff.), Foerster (Ltrbl. XI, 146 ff.), Tobler (Archiv Bd. 85, S. 350 ff.), G. Paris (Romania XIX, 609 ff.) ausführlich besprochen. Nachdem inzwischen von Gröber noch auf eine neue Hs. (G) in Zs. XIV, 275 hingewiesen worden war, schritt Bédier zu einer Neuausgabe in der Société des anciens textes français, 1913[1], welche natürlich in vielem die frühere hinter sich ließ. Trotzdem lohnt sich, wie mir scheint, noch immer eine Beschäftigung mit dem kleinen, an Eigenartigkeiten reichen Denkmal.

1. Was zunächst den Text angeht, so hat schon Tobler gesagt, daß er 'auch dem erfahrenen Leser manche Nuß zu knacken gibt', und er hat mit seinen Bemerkungen auch andere zu veranlassen gewünscht, 'etwas länger bei demselben zu verweilen'. Doch abgesehen von den eigentlichen Schwierigkeiten weisen der Text, die Anmerkungen und das Glossar der Neuausgabe Verschiedenes auf, das zu einer Erörterung einlädt, beziehentlich herausfordert. Für das Folgende sei bemerkt, daß ich nicht immer die einzelnen Stellen *in extenso* anführen kann und hier und da dem geduldigen Leser die Einsichtnahme in den Text überlassen muß.

V. 22—3. *Par Guillaume qui depieça L'escoufle et art un a un membre.* Im Gl. wird *art* als 3. Sg. Perf. angegeben, und ein Perfekt wird gewiß durch das voraufgehende Perfekt nahegelegt; ebenso liegt die Sache bei *mort* in V. 919, welches das Gl. wiederum als Perfekt anspricht, allein wo finden sich denn sonst satt *arst* und *morst* Perfektformen *art* und *mort,* die doch mit den Präsensformen zusammenfallen würden? Solange sie nicht nachgewiesen sind, wird man hier besser Präsensformen erblicken; Wechsel von Perfekt und Präsens begegnet oft genug, s. Ebeling in Tobler-Abhandlungen S. 345 Nr. 9. Allerdings haben wir gleich an unserer Stelle auch ein mir auffällig erscheinendes *un a un membre,* und ich weiß nicht, wo eine Verbindung von *un a un* mit dem folgenden Substantiv im Sing. noch sonst begegnet,

[1] Sie erschien erst während des Krieges und erfuhr außer einer kurzen, auf die Behandlung der Hss. bezügliche Notiz von Weeks in der Romanic Review VI, 401—2 m. W. keine weitere Anzeige.

Digitized by Google

doch handelt es sich hier um etwas Stilistisches, und stilistische Eigentümlichkeiten sind ja bei Jehan Renart zahlreich.

V. 36. *Et mesaventure li lait.* DEG haben *le lait.* Die im Gl. unter *laire* gegebene Deutung 'si la malechance *le* lui permet' ist m. E. schwer haltbar. Einmal ist *laissier auc. ch. a auc.* 'Jem. etwas erlauben' m. W. nicht belegt, und dann würde der Verfasser damit selbst bei dem Publikum, für das er geschrieben, kaum auf Verständnis haben rechnen können, denn der Sinn müßte doch sein: 'Wenn sein Mißgeschick aufhört und er wieder vom Glücke begünstigt ist.' Ich schlage vor, *li* als *l'i* zu schreiben und zu verstehen: 'Wenn das Mißgeschick ihn da verläßt', nehme also *laissier* in derselben Bedeutung, die es am Anfang des vorausgehenden Verses hat. Diese Bedeutung ist zwar von God. nicht verzeichnet, hat aber unser Verb mehrfach, s. Bartsch-Wiese, Chrest., Gl., G. Paris et Jeanroy, Extraits d. chroniq. franç. S. 61 Z. 13 und vgl. Appel, Chrest., Gl. Die Personifikation von *malaventure* wäre nicht befremdender als die von *ëurs* in der folgenden Zeile. Ganz befriedigt freilich auch Obiges nicht, aber man weiß ja, wie wenig glückliche Dinge mehrfach herauskommen, wenn altfranzösische Dichter in den Einleitungen allgemeine Betrachtungen anstellen.

V. 38—41. *Et por ce l'ai je si enpris Que je vueil mon sens emploier A bien dire et a souploier A la hautece de l'eslit.* Eine Anmerkung hierzu wird nicht geboten, aber im Gl. wird zu *eslit* ein Fragezeichen gesetzt und auf die Einleitung p. XX note verwiesen. Hier fragt B. gelegentlich des Milon de Châtillon-Nanteuil, der 1227 zum Bischof von Beauvais gewählt wurde. 'Ne serait-il pas *l'eslit* (electus) dont il est parlé au vers 41?' Damit wird also die Vermutung von Tobler (S. 355) aufgenommen, daß *l'eslit* = 'der Bischof' sein könnte, aber freilich heißt es im Gl. wieder zu unserer Stelle: 'Les vers 40—1 nous restent obscurs.' *Souploier* ist auf alle Fälle nicht befriedigend. Ich frage, ob nicht das *a souploier* als *asouploier* zu schreiben und als 'geschmeidig machen' zu verstehen sei. *Asouploier* heißt zwar gewöhnlich 'weich, nachgiebig machen', und Tobler, Wb. glossiert hiermit auch die Stelle in Rom. u. Past. III, 32 V. 33[1], aber dieser Sinn paßt hier nicht, denn die Hirtin hat vorher ausdrücklich ihre Bereitwilligkeit erklärt, vielmehr heißt es 'geschmeidig machen', 'in die richtige Lage bringen', wie auch das einfache *ploier* so in der gleichen Situation gebraucht erscheint (Mont.-Rayn., Rec. III, 84 V. 104). *Et asouploier* träte dann parallel zu *je vueil mon sens emploier a bien dire:* 'und ich will ihn geschmeidig machen für die Bedeutung dessen, was ich mir vorgenommen

[1] Spanke, Eine altfranz. Liedersammlung S. 125, druckt mit Unrecht *la souploie.*

Digitized by Google

habe.' *L'eslit* verstehe ich nicht wie Suchier als *l'exquis* ('aspirer à la hauteur de l'exquis'), sondern als den 'gewählten Gegenstand', bejahe also damit die in der 1. Ausgabe von Bédier gestellte Frage. Zwar meint Tobler, daß ein Zeitgenosse des Dichters dergleichen aus den Worten nicht hätte herauslesen können, und ungewöhnlich ist der Ausdruck gewiß, aber zu beachten ist doch wohl, daß der Dichter an dieser Stelle zwei Couplets mit grammatischen Reimen hat machen wollen (V. 41—2, 43—4). Was *hautece,* von der Bedeutsamkeit eines Schriftwerkes gesagt, betrifft, so führt God. IV, 441b ein Beispiel dafür aus der 'Est. del Greal' an; der Ausdruck wäre wohl begründet, wenn man annähme, Jehan Renart hätte dabei an die strikte Durchführung des 'couplet brisé' gedacht, an eine bestimmte Färbung, die er dem Stil geben wollte, und an das schwierige Thema, das eine geschickte Behandlung erforderte. — Bemerkt sei noch zweierlei. Das *Et por ce* in V. 38 schließt sich auf keinen Fall gut an das Voraufgehende an, aber man findet ein ähnliches Ungeschick bei den mittelalterlichen Schriftstellern dann oft, wenn sie von den allgemeinen Betrachtungen zu ihrem Thema übergehen. Tobler meint, daß die folgenden zwei Verse wenig befriedigen, womit er wohl hauptsächlich die Ausdrucksweise *quant ma volentez est eslite* im Auge hat, allein hier wird wieder das beabsichtigte Reimverfahren (s. oben) zu berücksichtigen sein, und dann ist doch schließlich ein 'wenn mein Wille ausgewählt ist', im Sinne von 'wenn ich mich einmal entschlossen habe' verständlich.

V. 46—9. *L'en dit: Qui bien nage et bien rime, Qui de haute mer vient a rive, Qui a port de bien dire arrive, Plus l'en proisent et roi et conte.* G. Paris will lesen: 'On dit que bien nage et bien rime Qui de haute mer vient a rive,' Tobler: 'Qui bien nage et bien rime, Que de haute mer vient a rive.' Darauf beginnt für beide ein neuer Satz. Bédier führt in Anm. nur das von G. Paris Vorgeschlagene an und sagt dann: 'Mieux vaut, à mon sens, conserver la leçon A, en admettant une sorte de chiasme ou de croisement: 'On dit: Qui navigue bien (développé dans le vers *Qui de haute mer vient a rive*) est plus estimé des rois et des comtes; et pareillement, qui rime bien (développé dans le vers *Qui a port de bien dire arrive*) est plus estimé des rois et des comtes.' Das ist unhaltbar, schon weil B. *rime* als 'reimt' faßt und es ausgeschlossen erscheint, daß in einem Sprichwort vom Reimen die Rede sein sollte, ferner aber, weil es voraussetzt, daß in den Inhalt des *l'en dit* das *plus l'en proisent et roi et comte* hineinbegriffen werden müßte, was sehr wenig wahrscheinlich ist; hat doch schon Tobler auf das Sprichwort *A bon port vient qui bien nage* in Jeh. et Bl. 6246 hingewiesen, und man könnte sich nur eine solche Variierung desselben gefallen lassen, wie sie in den

Digitized by Google

ersten beiden Versen (nach G. Paris und Tobler) vorliegen würde. Wie wir sahen, ändern Paris und Tobler ein *qui* in *que*, der erste das erste, der zweite das zweite. Natürlich entschließt man sich zu einer Änderung immer nur ungern, aber hier ist sie unerläßlich, und eine solche von *q'* in *q̄* ist ja auch nur geringfügig. Der Sinn bei der Änderung von Paris ist nicht ganz der gleiche wie bei derjenigen von Tobler; ich ziehe die zweite Ausdrucksweise als die natürlichere vor[1]. Es versteht sich, daß sowohl bei Paris wie bei Tobler *rime* 'rudert' bedeuten muß, was es ja auch durchaus heißen kann. Ich meine also, daß die Stelle im Original so gelautet hat und so zu interpungieren ist: *L'en dit: Qui bien nage et bien rime Que de haute mer vient a rive; Qui a port de bien dire arrive, Plus l'en proisent et roi et conte.* Jetzt liegt ein wirklicher halber Chiasmus vor, indem wenigstens die Mittelglieder korrespondieren, während bei der Auffassung Bédiers nur ein Durcheinander von Gedanken und Sätzen festzustellen wäre. Übrigens scheint Girbert de Montreuil im Veilchenroman 6637 mit dem Doppelsinn von *rimer* zu spielen. Der letzte Herausgeber, Buffum, sagt zwar, daß im Glossar alle Wörter des Textes aufgeführt sind, aber gerade *rimer* vermißt man, was empfindlich ist, da auch eine Anmerkung fehlt.

V. 134. Das *de* paßt dem Sinne nach weder zum Voraufgehenden noch zum Folgenden. Die Stelle mußte besprochen werden. Tobler vermutet, daß *a* im Original gestanden habe.

V. 146 ff. *De tant li a bon plet basti Amors qu'i le connissoit bien, N'onques nule si plesant rien Qui fame fust n'avoit veüe, Ce dist et s'en trait sa veüe A garant qu'il dist verité.* B. interpretiert V. 146—7: 'Insofern hat Amor ihm einen guten Streich gespielt, als er (sc. der Ritter) sie (sc. die Dame) genau kannte.' Letzteres ist natürlich sprachlich sehr wohl möglich (für *le* = *la* war außer V. 211 auch noch 294 und 547 anzuführen), aber est steht dem doch ein Bedenken entgegen: Der Ritter hatte zwar die Dame gesehen, aber daß er sie gut kannte, konnte der Dichter doch kaum sagen, der V. 295 bemerkt, daß die Dame den Ritter nur *par oïr dire* kannte, es müßte denn gerade sein, daß ein aus Nachlässigkeit zu erklärender Widerspruch vorliegt, wie das offenbar im Escoufle 3036 und 3284—7 der Fall ist. Indessen befriedigt auch die Logik nicht in dem Satze, und das *ne* im folgenden Verse stellt einen reichlich gezwungenen Anschluß dar. B. erwägt denn auch die andere Möglichkeit, nämlich daß es heißen könnte, 'welcher (sc. Amor) ihn gut kannte', um sie dann aber zu verwer-

[1] Wenn das *que* vor *de haute mer vient a rive* steht, so ist das ganz in der Ordnung, da ja der voraufgehende Satz mit *qui* einem Wenn-Satz gleichsteht (*qui* = *si quis*) und bei *que*-Sätzen ja gewöhnlich der abhängige Nebensatz nicht eingeschachtelt, sondern dem *que*-Satz vorangeschickt wird.

Digitized by Google

fen: 'Mais le poète n'avait pas besoin de marquer qu'Amor connaissait le chevalier, et d'autre part, *de tant* appelant un *que*, il faudrait au vers suivant corriger *N'onques* en *Qu'onques*.' Allein es fragt sich doch sehr, ob V. 147 nicht doch auf obige Weise aufzufassen sei; man muß nur das 'welcher ihn gut kannte' verstehen als 'welcher seine Empfänglichkeit für Frauenschönheit kannte'. Dann würde sich weiter fragen, ob nicht ein Kolon hinter *bien* zu setzen, im folgenden Verse *nonques* statt *n'onques* zu schreiben und V. 149 durch einen Punkt hinter *veüe* zu beschließen wäre.

V. 172. *Or n'i a fors de tenir chier.* Die meisten Hss. haben *du* für *de*, aber man wisse nicht, meint B., was im Original gestanden habe. Er verweist auf die Verm. Beitr. von Tobler, der nur zwei Beispiele, die keinen Artikel zeigen, anführe und sage, daß solche Beispiele sehr selten seien, und darauf bemerkt er: 'Ils seraient moins rares sans doute, si les éditeurs de textes ne les détruisaient pas à mesure qu'ils les rencontrent.' Gewiß werden gar manche Wörter und Wendungen von den Herausgebern nicht in den Text gesetzt, wo sie es werden sollten, aber in dem vorliegenden Falle müßte das doch erst nachgewiesen werden; überdies sind sie doch nicht gerade 'détruits', wenn sie in der *Varia lectio* stehen.

V. 216—7. Es war eine Anmerkung zu *penssis en son penser et en sa voie* erforderlich, s. die Bemerkung von Tobler.

V. 244—6. *Il dist en sozriant: He! caire, Seignor, por Dieu, or belement! Menez me un poi mains durement.* Mit dem *He! caire* hat bisher noch niemand etwas Vernünftiges[1] anzufangen gewußt. Es muß ein Überlieferungsfehler vorliegen, und ich zweifle kaum, daß das Original *pecaire* aufgewiesen hat, das sehr gut in den Zusammenhang paßt (die Worte des Ritters sind leise ironisch gefärbt). Die provenzalische Wortform *pecaire* erscheint auch im 'Folque de Candie' V. 540; für *pecaire* im Ausruf s. meine Provenz. Studien S. 117 zu V. 36. Der Verfasser des 'Escoufle', der vielleicht mit Jehan Resart identisch ist (s. unter sub 2), gebraucht auch einen Provenzalismus *en bades* in V. 5144 (prov. *en badas*), vgl. Gloss. Die Schreiber unseres Denkmals haben das provenzalische Wort, das nicht unerheblich von *pechiere* abweicht, vermutlich nicht verstanden und daher auf die verschiedenste Art geändert[2].

[1] Bédier berücksichtigt mit Recht die von G. Paris in Romania XIX, 612 versuchte Erklärung garnicht, sondern setzt einfach im Glossar ein Fragezeichen hinter das Wort. Die Vermutung, welche P. Meyer zu [*en*] *aire* im Escoufle 6136 ausspricht, daß vielleicht der Ausruf *caire* vorliege, von dem G. Paris a. a. O. spreche, ist nicht glücklich, da ja [*en*] *aire* = *en eire* = *en erre* 'sogleich' (im Glossar fehlt [*en*] *aire*) zufriedenstellend ist.

[2] Natürlich ist nfrz. *pécaïré*, das zuerst bei Beaumarchais zu begegnen scheint (s. Sachs-Villatte), eine Neuaufnahme aus dem Neuprovenzalischen.

Digitized by Google

V. 254. Nach der Erklärung in Anm. zu V. 256—61 mußte im Text nach *murs* ein Fragezeichen stehen, denn B. zieht den Vers 254 zur Rede der Begleiter des Ritters, und das Anführungszeichen, das hinter *murs* steht, mußte demnach hinter dem *sëurs* des vorigen Verses seinen Platz haben. In Wirklichkeit freilich dürfte das Anführungszeichen nach *murs* zu setzen und der Gedankenstrich in demselben Verse, der die neue Rede anzeigen soll, zu beseitigen sein, denn nichts hindert, soweit ich sehe, den Vers als zur Rede des Ritters gehörig und den Schluß derselben bildend zu betrachten, wie das Bédier auch schon in der 1. Ausgabe getan hat: 'unter der Bedingung, daß es das meinige wäre, so wie es ist, und ich dessen sicher wäre, und alles, was innerhalb der Mauern ist (das meinige wäre)'.

V. 270—1. Man würde gern dem selteneren *aus dames!* den Vorzug geben, wie es Bédier tut, gegenüber ABE: *aus armes,* aber widerspricht dem nicht einigermaßen der Umstand, daß die Begleiter doch gar nichts von den Absichten ihres Herrn auf die Dame des Schlosses wissen, und nun plötzlich *aus dames* rufen sollen? Die Parallele *as dames!* im Guillaume de Dole 223 steht dagegen in passendem Zusammenhang. Allein auch wenn *aus dames* das Ursprüngliche wäre, würde doch *a tel voiage tel tençon,* das Bédier in Klammern setzt und mit 'chanson bien digne de tel voyage' deutet, bedenklich sein, und ich glaube, daß das, was Bédier nur als möglich hinstellt, das Richtige ist, nämlich mit Tobler *a tel voiz et a tel tençon* von AB einzusetzen.

V. 301. Zu dem Qualitätsgenitiv in *la dame de tres grant biauté* (ebenso 544 *dame de biauté*) wäre eine Anmerkung nicht überflüssig gewesen, s. jetzt Archiv Bd. 154, S. 282, wo ich noch Dit dou vrai aniel 326 (*l'aniel de dignité*) und 339 (*l'aniel d'enneur*) hinzuzufügen bitte.

V. 304—5. Die Erklärung von *avoec* im Gl. zu unserer Stelle, die von einem Fragezeichen begleitet wird, ist zweifellos die zutreffende, aber ebenso zweifellos ist, daß nach *encontre,* wie Tobler es verlangt, ein Punkt zu setzen ist, und nicht nach *li,* indem man sich die Worte *avoec la grant biauté qu'a mis Nature en li* in Klammern zu denken hat.

V. 365. Warum ein Komma nach *bien*?

V. 384—7. *Vous me savriiez ja mout bien Par parole et par l'ueil a trere La pene et ce que ne vueil fere A entendre par verité.* Es fehlt eine Anmerkung, und doch hätte B. uns sagen sollen, wie er konstruiert. Soweit ich sehe, macht die Einführung des *et* in V. 385, das die 1. Ausgabe nicht hat, das aber freilich die meisten Hss. zeigen, eine Konstruktion des Ganzen unmöglich. Das starke Auseinandergehen der Hss. an dieser Stelle beweist, daß letztere den Kopisten Schwierigkeiten machte. Daß das *et*

Digitized by Google

im Original gefehlt hat, will ich nicht behaupten; vielleicht stand es schon da, aber es konnte auf einen Hörfehler zurückgehen. Jedenfalls kann man nur mit Hs. E, die das *et* nicht zeigt, ordentlich konstruieren: 'Ihr würdet es bald fertig bekommen, mich mit Worten gründlich zu betören und das als richtig glauben zu machen, was ich nicht (tun) will.' Auch bei dem Text von Bédier erwächst die kleine Frage, ob nicht in *faire* Haplologie vorliegt; Hs. E hat *fere Fere* und vermeidet das + 1 dadurch, daß es *verte* statt *verite* aufweist. Ferner ist auf die Asymmetrie bei *savoir a* + Inf. (V. 385) und *savoir* + Inf. (V. 386) hinzuweisen, vgl. Ebeling in Tobler-Abhandlungen S. 349*a*. Das *par* schließlich in V. 385 ist vielleicht nur Druckversehen, da doch Hs. A *por* schreibt, das auch die 1. Ausgabe hat und das durch V. 391 (*por voir entendant*) gestützt wird.

V. 394. Da *li* für *lui* unserem Denkmaß unbekannt ist, vermag ich nicht zu sehen, warum Bédier *s'une autre li* mesaesmast schreibt; vier Hss. zeigen *le*, was auch die 1. Ausg. aufweist, und *mesaesmer* regiert sonst nicht den Dativ. Will man das *li* beibehalten, so könnte man *l'i* schreiben.

V. 430. Schon Suchier hatte das Komma zwischen *nos* und *dames* als entbehrlich bezeichnet; ich möchte es geradezu gestrichen wissen.

450—1. *'Au mains ne puis je pas faillir, Dame,' fet il, 'que j'ai esté'*. Hier darf man wohl fragen, was denn das eigentlich heißen soll. Vielleicht will der abgewiesene Ritter sagen: 'Das Wenigere, was ich gewesen bin, kann ich nicht verfehlen', d. h. ich bin nun wieder in euren Augen das, was ich war, bevor ich meine Werbung vorbrachte, mit der ich mir offenbar geschadet habe. Immerhin war es angezeigt, dem Leser wenigstens eine Andeutung zu geben, und das um so mehr, als die anderen Hss., außer AB, *a mains (au m.) ne doi je (ne puis je) pas venir* aufweisen, was zwar keinen wesentlich anderen Sinn zu ergeben scheint, wohl aber eine grammatische Verschiedenheit (Natur des *que*) bedeutet.

V. 481—2. *iex: vermiex.* In V. 283 stand in 1. Ausgabe *vermiex: miex,* wozu eine Anmerkung gemacht war, jetzt aber steht dafür: *vermeus: miex;* warum ist also auch hier nicht *iex: vermeus* geschrieben worden? Foerster erklärt im Ltrbl. XI, 149 *vermieus* für eine 'unmögliche Form'.

V. 485—7. Auch hier wäre bei der eigenartigen Ausdrucksweise des Autors eine Anmerkung willkommen gewesen, s. später unter Abschnitt 3.

V. 488. Nach dem Gl. zu schließen, faßt Bédier das *avoec* als Präposition, es ist aber offenbar Adverb, s. E. Richter, *Ab*

Digitized by Google

im Romanischen S. 109 ff. und Tobler, Wb. I, 783; auch im Guillaume de Dole 1445 steht es so.

V. 494. In der Anm. heißt es: 'G. Paris conseille de lire plutôt avec EF: *que j'ai mon seignor mout preudome'*, aber Paris rät nicht, sondern sagt einfach: *'lire'*. Das *et* bei Bédier für *mout* läßt sich rechtfertigen, muß aber als 'und zwar' gefaßt werden, wovon das Gl. nichts verlauten läßt, s. Folque de Candie 846, 981, 1123, 1227 und vgl. meine Prov. Stud. S. 76 zu 62, 9.

V. 497. Zu *ce* war ein Verweis auf S. XIV vonnöten.

V. 538—40. Von der Umrahmung eines bedingten Satzes durch zwei bedingende, die hier vorliegt, ist in meinen Prov. Stud. S. 86 zu V. 1—3 die Rede; ich möchte auf die Erscheinung noch einmal aufmerksam machen, weil bisher nicht viel Beispiele aus dem Altfranzösischen beigebracht sind, und möchte den bisher bekannten noch Yder 5470—1 anschließen[1] nach der Interpretation, die ich im Archiv 137, 233 von der Stelle gegeben habe.

V. 570 ff. Mit Recht gibt Bédier den Hss. DEF den Vorzug, aber gemäß seiner einleuchtenden Erklärung der Stelle mußte er im Text V. 575 nach *doit* einen Doppelpunkt statt eines Punktes setzen.

V. 606. *Doit manel* wird mit 'annulaire' glossiert. Man erwartet nach dem Zusammenhang 'kleiner Finger'. Für die schwierige Frage, ob *d. m.* dies heißen kann, war wenigstens auf die lange Anmerkung von Foerster zur Karre 4658 hinzuweisen.

V. 619. *Et (si)* = 'und' paßt nicht, *et (si)* = 'und doch' ist zu stark; ich erkenne in *et* ein 'und andererseits', das ich Prov. Stud. S. 22 V. 192 und Zs. 42, 360 zu XXXV, 26 nachgewiesen zu haben glaube.

V. 622. Die Lesart *qu'il me prist* scheint auch mir das Ursprüngliche darzustellen, aber daß *il*, wie die Anm. will, Neutrum sein soll, ist nicht wahrscheinlich; es befriedigt doch ein 'daß er mich fing', daß er es so listig und gewandt anstellte, daß ich nichts merkte.

V. 625. Die 1. Ausgabe zeigt statt des Kommas einen Punkt nach *mis*, und dieser ist auch unerläßlich.

V. 676—7. *La dame, qui en grant destrece Estoit seur son cors deffendant.* EF schreiben: *et sor li deffendant.* Schon G. Paris schien das *et* notwendig zu sein (Rom. XIX, 611), und man kann ihm nur zustimmen. *Seur son cors deffendant* ist in Anbetracht der Sachlage kein glücklicher Ausdruck; die Glossierung mit 'malgré elle' schwächt zwar ab, aber sie paßt nicht.

V. 686—8. *Por ce ne l'irai je pas prendre Par ses biaus*

[1] Ombre 700—5 ziehe ich nicht hierher, weil das *se jel devoie estre* gewissermaßen in Klammern zu denken ist ('wenn ich es überhaupt sein würde').

Digitized by Google

chevex. Se je puis, Ainz le menrai ja sor cel puis. Dafür, daß wenn der Hauptsatz mit *ainz* beginnt, der Nebensatz vorangestellt wird, müßten erst Parallelen beigebracht werden. Daher tut man bis auf weiteres besser, *se je puis* zum Vorhergehenden zu ziehen, wie das B. auch in der 1. Ausg. getan hat, und zu verstehen: 'wenn ich das überhaupt kann', vgl. V. 705.

V. 692—3. *Je n'ere pas si fole Que je le gete en mi la voie.* Eine Konjunktivform *gete*, für die Foerster *giet* gelesen wissen will (Ltrbl. XI, 150), ist für einen Verfasser, der *anuit* (< *adnoctet*) im Reime aufweist (V. 462) auffällig; allerdings schreiben fünf Hss. so, und nur zwei scheiden aus, die ein anderes Verb bringen.

V. 704—5. Man findet zwar eine Anm. zu 705 (nicht 706), aber sie betrifft nur eine Einzelheit, die übrigens keiner Deutung bedurfte, und läßt den Sinn des Ganzen unerklärt. Tobler (Arch. 85, 355—6) sagt, daß die beiden Zeilen ironisch zu nehmen seien, und es scheint in der Tat kaum etwas anderes übrigzubleiben, doch hätte B. seine etwaige Zustimmung hierzu besonders vermerken sollen, denn nicht nur muß, damit diese Ironie als solche kenntlich werde, das Vernehmen der betreffenden Stimmfärbung des Vorlesenden vorausgesetzt werden, sondern der Gedanke selbst ist auch ein sehr gezwungener und weit hergeholter ('so würde er es eher recht verdient haben, wenn ich es sein sollte').

V. 714—9. *'A foi! Bone aventure ait hui Ma dame, a cui je sui et iere'! Ne l'a ore en autre maniere Ferue del poing lez l'oïe. Ele a hui mainte chose oïe Qui mout li touche pres del cuer.* Die Verse 716—9 sind in mehr als einer Hinsicht merkwürdig, und es ist schon nicht leicht, genau zu sagen, worin die Schwierigkeiten liegen. Tobler, VB. I[2], 197 (I[3], 203) versteht V. 716—7[1] ohne Bedenken als 'so voller Verehrung hat er sie begrüßt'; mit 'so' will T. offenbar ein *ne ... en autre maniere* wiedergeben, aber das würde voraussetzen, daß *ne* in zweifacher Funktion stünde[2], denn es muß doch auch zur Litotes gehören, anderenfalls würde ja gar keine Litotes da sein, von der doch T. am angeführten Orte spricht, und ein einfaches *ferir auc. lez l'oïe* = 'Jemandem etwas Angenehmes sagen' ist nicht denkbar. Zudem schließen sich die Verse 718—9 bei dieser Auffassung schlecht an. Bédier, der Tobler nicht erwähnt, bemerkt zu V. 719: 'si l'on admet que les vers 716—7 signifient simplement: Cette déclaration d'amour ne l'a autrement émue', und S. XIV sagt er erheblich selbstsicherer: 'Jean Renart, voulant dire que son héros n'a guère réussi à

[1] Man lese bei Tobler 'Ombre 716' statt 'Ombre 70'.

[2] VB. IV, 23 bringt T. zwei Beispiele, wo *ne* aus einem Nebensatz in einen zweiten koordinierten Nebensatz hinüberzuwirken scheint, doch ist für die zweite Stelle das *nisi ... aut* der latein. Vorlage zu beachten.

Digitized by Google

émouvoir sa dame par des propos d'amour, écrit: *Ne l'a ore en autre maniere Ferue del poing lez l'oïe'*, er versteht also: 'er hat die Dame nicht weiter gerührt' und übersetzt die folgenden Verse mit 'elle a déjà entendu mainte chose, qui, en vérité, lui touche beaucoup le cœur' (das letztere soll ironisch sein). Dazu ist verschiedenes zu bemerken. Die Litotes *ne ferir lez l'oïe* begegnet bekanntlich auch im G. de Dole 1409, aber sie heißt hier nicht, entgegen der Meinung von Bédier, 'Jem. überraschen' — eine Bedeutung, die B. braucht, um zu seinem *'émouvoir'* zu gelangen —, sondern 'Jemandem etwas Angenehmes erweisen, (im vorliegenden Zusammenhang) sagen, erzählen'. Ferner setzt B. das *ne ... en autre maniere* dem heute gebräuchlichen *ne ... pas autrement* = 'nicht sonderlich', 'wenig' gleich[1], aber gilt das auch schon für die alte Zeit? Darüber war ein Wort zu sagen gewesen; der erste Beleg bei Littré, *autrement* 3, stammt aus Lesage. Schließlich läßt er *hui* aus dem Spiel und führt dafür in seiner Interpretation 'déja' ein. Wir sahen, daß B. den Sinn von *ne ferir lez l'oïe* verschiebt, und dies ist das schwächste Moment bei ihm, denn es erscheint durchaus nicht als glaublich, daß dieselbe Litotes in 'G. de Dole' und im 'Ombre' in verschiedener Bedeutung auftreten sollte. — Vielleicht ist es möglich, der ganzen Stelle auf etwas anderem Wege beizukommen. Zunächst hat man an *ne ferir auc. lez l'oïe* = 'Jemandem etwas Freundliches oder Erfreuliches sagen' festzuhalten, und auch die zweifache Funktion von *ne,* die Tobler voraussetzt, wird anzuerkennen sein, nur kann *ne ... en autre maniere* m. E. nicht 'so' bedeuten, weil dann der Anschluß zum Folgenden fehlt, dagegen muß ein Nachdruck auf das *ore* gelegt werden, das Tobler und Bédier unberücksichtigt lassen. Ich meine, daß V. 716—7 heißen sollen: Jetzt, d. h. für den Augenblick, hat er ihr nichts weiteres Verehrungsvolles gesagt, ihr keine weitere Huldigung dargebracht, als in der vorher angeführten warmen Begrüßung lag. *En autre maniere* heißt also für mich nicht 'auf andere Art', sondern 'auf weitere Art'. Diesen Sinn von *en autre maniere* kann ich noch aus einem Fablel bei Mont.-Rayn., Rec. IV, 132 feststellen; auch sei auf Tobler, Wb. I, 691 *autre* 'ferner', 'weiter' verwiesen. Nun schließen sich die folgenden Verse mit einem sehr leicht sich einfindenden Zwischengedanken (und das war auch nicht nötig) gut an: Sie hat an jenem Tage (vorher) manches (von ihm) zu hören bekommen, d. h. Eindringlicheres, das ihr recht nahegegangen ist. Was *hui* betrifft, so erscheint es hier, wo es sich um die Erzäh-

[1] Mit der Bemerkung von Mussafia in Sitzungsberichte der Wiener Akademie Bd. 135, S. 30, Anm. 1: *'en autre maniere = autrement,* das wie *pas* gern zur Negation tritt', vermag ich nichts anzufangen.

Digitized by Google

lung eines Geschehnisses handelt, recht auffallend[1], anstatt *le jor* 'an jenem Tage', es kann aber sein, daß es 'eben erst', 'kurz zuvor' bedeutet[2] (der Ritter hatte seine Werbung kurz vor dem hier Berichteten vorgetragen); wenigstens muß es letzteres gemäß dem Zusammenhang in den 4 Büch. d. Kön. ed. Curtius S. 33 Z. 11 heißen, und aus dem *hodie* der lateinischen Vorlage möchte man fast schließen, daß schon im Vulgärlatein diese Bedeutung vorgelegen habe. Es bleibt noch die delikate Frage übrig, ob V. 719 ironisch zu fassen sei, wie Bédier es glaubt, der *mout pres* von ABE im Texte beibehält. Letzteres halte ich für richtig, allein ob wirklich Ironie, die, um verständlich zu sein, wiederum den besonderen Tonfall eines intelligenten Vorlesers voraussetzt (vgl. oben) — ob diese wirklich vorliegt, erscheint mir noch nicht als ausgemacht. Zwar hat die Dame den Werbungen des Ritters eben noch vorher an demselben Tage entschiedenen Widerstand entgegengesetzt, immerhin lassen die Verse 484 ff., 546 ff. und namentlich ihre Verdrießlichkeit darüber, daß der Ritter so schnell Abschied nimmt (586 ff.), den Schluß zu, daß seine begehrenden Huldigungen keineswegs ohne Eindruck auf sie geblieben sind. Angenommen, *mout pres* von ABE war das Ursprüngliche, so sind demgegenüber die Schreiber von CDGF in derselben Verlegenheit gewesen, wie wir es sind: sie haben eine Ironie als nicht recht wahrscheinlich angesehen und daher *mout poi* gesetzt. Man sieht daraus, welche Ungewißheit ein Schriftsteller hinterlassen kann, der sich in einem so gewagten Stil ergeht wie Jehan Renart.

V. 742. Ein *si* 'ob', das der Text zeigt, fehlt im Gl. Liegt Druckfehler vor? Die 1. Ausgabe hat *se*.

V. 780—1. *Chose n'est qui a ce me mete Nule del mont que le repraigne.* Es fragt sich, ob hier nicht eine Interpunktion Platz zu greifen hat. Zwar ist *riens nule, hom nuls* bekannt genug, und auch die Trennung eines Adjektivs von seinem Substantiv ist nachgewiesen, aber das hier etwa vorliegende Hyperbaton wäre doch sehr eigenartig, und obwohl wir V. 828—9 ein in anderer Hinsicht sehr auffallendes Hyperbaton haben, scheint es mir dennoch, daß *nule del mont* zwischen Kommata zu setzen und als eine hinterher angeschlossene nachdrückliche Erweiterung des *chose n'est*, das ja für sich allein genügen würde, aufzufassen sei.

V. 828—31. *Or n'a il en ceste error Tor c'un seul, qu'il ne li*

[1] Man wird vielleicht einwenden, daß V. 716 ja auch das obenerwähnte *ore* begegnet, aber für *ore* könnte im Hinblick auf den Zusammenhang kaum *lors* stehen, es heißt, wie wir sahen, 'im Augenblick', 'für den Augenblick' = 'vorläufig'.

[2] Das wäre nicht einmal so befremdend als die Tatsache, daß selbst *ier* 'soeben', 'kurz vorher' heißen kann, s. Hist. de S.-Louis ed. de Wailly S. 9, Z. 65.

Digitized by Google

coviegne A reprendre ou qu'ele nel tiegne A desleal et a gengleus. Gewiß ist der allgemeine Sinn der, welchen die Anm. angibt, und die Deutung des *ne* durch Tobler ist die einzig mögliche, aber es mußte doch auf die sehr ungewöhnliche Trennung des *error* von dem zugehörigen *que*-Satze hingewiesen werden. Man wird unter den bisher gesammelten Hyperbaton-Stellen (s. die Literatur bei Tobler, VB. II², 34 A. 1; fürs Provenz. vgl. Appel, Prov. Inedita S. XXVIII—XXIX) schwerlich eine finden, an der ein Satz mit der Konjunktion *que* 'daß', der von einem alleinstehenden Substantiv abhängt, derartig abgesondert wird, wobei noch die trennenden Wörter *tor c'un seul* statt *c'un seul tor* ihrerseits eine Stellung aufweisen, für die mir ebenfalls eine genaue Parallele fehlt[1].

V. 904 ff. Der Ritter hat den Ring dem Schattenbild zugeworfen, und dieses scheint infolge des Falles des Ringes zu verschwinden. Das wird so dargestellt: *'Veez', fet il, 'dame, or l'a pris. Mout en est amendez mes pris, Quant ce qui de vous est l'en porte'.* Dann fährt der Ritter fort V. 906—9: *'Quar n'ëust il ore huis ne porte La jus, si s'en vendroit par ci Por dire la seue merci De l'onor que fete m'en a'.* B. übersetzt in Anm.: 'Car, n'y eût-il là-bas ni huis ne porte, cela ne l'empêcherait pas de venir par ici pour qu'on la remercie de l'honneur, qu'elle m'a fait' und fügt hinzu: 'sens proposé par Tobler (p. 357), qui renvoie à une étude de lui sur cet emploi de l'infinitif (*por dire*)'. Mir ist nicht klar, welchen Sinn die Übersetzung bis *ici* haben soll, und wenn B. sagt 'sens proposé par Tobler', so übersetzt doch Tobler anders, nämlich: 'Käme sie doch, in Ermangelung eines Tores nach der anderen Seite, hier heraus, damit ich sagen könnte ...' Natürlich hatte Tobler nur die 1. Ausgabe vor Augen, und da war so interpungiert: *Quar n'ëust il ore huis ne porte!* Warum B. von der Auffassung, daß ein Wunschsatz vorliege, abgegangen ist, sieht man nicht, denn nur dann wird die ganze Stelle durchsichtig:

[1] Im Roland 2904 und in der Chans. Guill. 1311 heißt es, worauf mich Alfred Schulze aufmerksam macht: *ne quid aveir ami un sul* und *n'ameinc home un sul* (s. auch Suchier dazu). Hier finden wir allerdings auch Voranstellung des Substantivs, aber der Fall liegt doch etwas anders; *un sul* scheint mir eine nachträgliche Erweiterung oder Ergänzung des Gesagten zu sein, die gewiß stärker wirkt als einfaches *un sul ami, un sul home:* ich glaube keinen Freund zu haben, nicht einen einzigen. In *or n'i a il tor c'un seul* haben wir aber Zwischenstellung des Substantivs zwischen *ne—que* 'nur', so daß *un seul* wie eine Berichtigung wirkt: er hat keinen Ausweg, er hat nur einen einzigen. Diese Wortstellung wirkt noch nachdrücklicher, und es kann nicht zweifelhaft sein, daß der Verfasser sie ganz bewußt als stilistisches Mittel verwendet, da Versmaß und Reim ihn nicht hinderten, *c'un seul tor* zu schreiben. Was schließlich noch eine Stelle im Thebenroman 7904, *ja n'i prendront que sol un tor,* angeht, so wird wohl nicht 'nur eine einzige (Angriffs-) Wendung' zu verstehen sein, sondern *sol* dürfte in adverbialer Funktion stehen, vgl. das häufige *fors sol* (God. VII, 446 b).

Digitized by Google

'Hätte es doch jetzt keinen Ausgang (nach der anderen Seite)! So würde es hierher (heraus)kommen, damit ich ...' Es bleibt nur noch etwas zur Verwendung von *por* zu sagen übrig. Gewiß kann doch dem Schattenbild nicht die Absicht zugeschrieben werden, deshalb heraufzukommen, damit der Ritter ihm Dank sage, der Nachdruck liegt vielmehr auf dem *ici* im Gegensatz zu der anderen Seite. Man erwartet daher ein 'und ich würde ihm dann Dank sagen'. Ich stehe nicht an, zu glauben, daß wir hier ein altes Beispiel für die der modernen Sprache durchaus geläufige Verwendung einer Finalbestimmung, wo es sich um eine Tatsache oder tatsächliche Folge handelt, vor uns haben. Spitzer, Stilstudien I, 24 redet nur von der heutigen Sprache, aber es fragt sich, ob die Erscheinung innerhalb des Französischen nicht viel weiter hinaufreicht. Wie steht es z. B. mit B. v. Ventadorn 31, 11—2 *E que val viure ses valor Mas per enoi far a la gen?* Die ohne *valor* Lebenden beabsichtigen nicht, den anderen Verdruß zu bereiten; ihr Leben hat zur Folge, daß anderen Verdruß erwächst; oder: ein Leben ohne Tüchtigkeit ist nichts wert, und es verursacht den anderen nur Ärger. Auch auf Gormund 260—1 möchte ich aufmerksam machen, wenngleich man auf die Stelle nichts Sicheres gründen kann, weil die Episode von der Botschaft des Huelin, auf die hier angespielt wird, in der Dichtung nicht überliefert ist.

V. 962. *Contez, vous qui savez de nombre.* Noch zum Schluß hat uns der Verfasser ein kleines Rätsel aufgegeben, wenigstens bekenne ich, wenn auch der Herausgeber nichts bemerkt, den Sinn nicht zu verstehen. Was soll es hier heißen: 'Zählet, die ihr etwas von der Zahl versteht'? Zu *nombre* setzt B. im Gl. keine Bedeutung, während er *conter* mit *compter* glossiert. G. Paris meinte (Romania XIX, 614), daß mit doppeltem Sinn von *conter* gespielt würde, allein er sagt nicht, wie *nombre* zu 'erzählen' passen soll. Ist mit letzterem etwa 'Vers', 'Rhythmus' gemeint, wie es das ja im Lateinischen heißen kann? Aber wo ist diese Bedeutung für die alte Zeit belegt?

Im obigen habe ich schon mehrfach das Glossar berühren müssen; hier seien noch einige besondere Bemerkungen zu demselben angeschlossen.

Das 'etc.' hinter den Belegstellen ist natürlich wenig erfreulich; so hat man sich z. B. unter *que* pron. rel. neutre (forme atone) in das 'etc.' auch V. 877 einbegriffen zu denken, aber hier steht das *que* mit dem *que* in 51, 259 insofern nicht auf gleicher Linie, als es im Nom. an einen ganzen Satz anknüpft, vgl. Lerch, Hist. franz. Syntax I, 213. Aber auch wo kein 'etc.' steht, fehlen Belegstellen z. B. für *entendre* 387, oder für *torner a* 'ausschlagen zu' 877. Ferner ist es mißlich, daß mehrfach keine Bedeutung

Digitized by Google

angegeben wird, so z. B. nicht für *franc* 109, das doch nicht in den Zusammenhang paßt und für das Tobler *fors* gesetzt wissen will, oder bei *tesmoignier* 347, das, so wie Bédier die ganze Stelle versteht, 'zeigen', 'beweisen' heißen muß, vgl. Bartsch-Wiese, Chr. 87a, V. 99; so kommen Belegstellen nebeneinander zu stehen, an denen das Wort verschiedene Bedeutung hat, z. B. *durement* 246 'hart' und 704 'sehr'. Im einzelnen habe ich noch folgendes zu sagen: *Auques* kann in V. 328 kaum den Sinn von 'un peu' haben, wohl aber würde 'sehr' gut passen, s. Zs. 48, 120. — Unter *Bernart* wird mit Recht auf die hier vorliegende Form *chanter de Bernart* (815), die von derjenigen der zwei sonst bekannten Stellen (*chanter* oder *parler* d'autre *Bernart*) nicht ganz unwesentlich abweicht, hingewiesen. An jenen beiden Stellen ist der Sinn, wie Bédier zutreffend bemerkt, *changer de ton*, er fügt aber dann hinzu: 'Il semble que vous m'apprenez une vaine chanson, que vous perdez votre temps'. Letzterem kann ich nicht zustimmen; ich meine, daß man mit obiger Bedeutung auskommen kann und daß der Ritter sagen will: 'Es scheint, daß Ihr mich lehrt (d. h. lehren wollet), den Ton zu ändern, d. h. nachzugeben, von meinem Verlangen abzulassen.' Natürlich erwähnt B. auch die viel öfter begegnende, gleiches bedeutende Redensart *chanter d'autre Martin*, über deren Ursprung man sich ebensowenig klar ist, und ich möchte bei dieser Gelegenheit auf eine, wie ich glaube, unbeachtet gebliebene und, wie mir scheint, nicht unwichtige Variante aufmerksam machen, die in den 'Quatre fils Aymon' ed. Castels in der Rev. d. l. rom. LII, 230, V. 15 949 vorkommt: *Il vos ferai chanter del d o l e r e x Martin.* — Wegen der Glossierung von *chainse* s. jetzt Goddard, Women's costume, S. 73—74. — Unpers. *covenir a auc. d'auc. ch.*, das 951 vorliegt, wird als 'mit etwas fertig werden' gedeutet ('ils se débrouilleront bien tout seuls'), während Tobler (S. 358) sagt, was B. nicht erwähnt, unsere Stelle sei zu übersetzen: 'jenes wird in ihrem Belieben stehen'. Tobler verweist auf seine Ausführungen in Zs. II, 151, wo die Bedeutung 'es steht bei ...', 'es ist anheimgegeben' festgestellt wird und von *laissier covenir* 'gewähren lassen' die Rede ist. Aber ich meine, daß Bédier im Rechte ist, weil 'im Belieben stehen' wenig paßt und andererseits die Bedeutung 'fertig werden mit' gesichert ist durch Erec 5223 (hier persönlich), Wilh. v. Engl. 472, Mont.-Rayn., Rec. I, 291. Nur daran scheint mir B. nicht gutzutun, daß er das *covegne t'en* (in Rom. u. Past. S. 9 V. 30) heranzieht, denn hier hat *covenir* m. E. doch den obenerwähnten Sinn von 'anheimgegeben sein', indem die Mutter meint: Es sei in dein Ermessen gestellt, ich will dir nicht weiter hineinreden (da es doch zwecklos ist). In den obigen Verwendungen kann *bien* dabeistehen, braucht es aber nicht. *Bien*

Digitized by Google

steht immer in der Redensart *bien t'en (lor, nos) coveigne* 'es möge dir gut ergehen, gut bekommen', von der Tobler in Zs. II, 143 u. 607 und Friedwagner zur Veng. Raguidel 3494 sprechen. — *Encore* heißt in V. 470 'immer noch', wie auch sonst im Altfranzösischen z. B. F. de Candie 11451, 6244, vgl. Archiv 148, 282. — *Deçoivre* ist nicht glossiert, aber heißt *deceüe* in V. 530 wirklich 'betrogen'? Der Zusammenhang scheint mir 'übel beraten', 'übel daran seiend' zu verlangen. Diese Bedeutung hat *decëu* zweifellos in der Berner Folie 'Iristan' V. 110 ff.: *Trop sui el païs conëuz; Sanpres seroie d e c ë u z, Se je ne puis changier a gré Ma vestëure et mon aé.* — Bei *entremetre* 475 war die reflexive Verwendung zu vermerken. — *Enresdie* 821 ist nicht sowohl 'Torheit', als 'Starrsinn'. — Da intr. *esfuir* (s. God. unter *effuir*) sonst nicht belegt erscheint, worauf schon G. Paris hingewiesen hat (Rom. XIX, 612), war der intrans. Gebrauch anzugeben. — Zu *geter* 913 vermißt man die Bemerkung, daß es hier von den Augen gesagt wird, welche die Dame in die des Ritters wirft *(li a geté ses iex es suens)*; der heutige Franzose sagt mit anderem Bilde *planter dans.* — Bei *franc* steht keine Bedeutungsangabe, aber für V. 109, wo B. Tobler, der *fors* schreiben möchte, nicht folgt, war eine solche nötig, denn in den Zusammenhang paßt der gewöhnliche Sinn von *franc* nicht; dort werden nur körperliche Eigenschaften aufgezählt, daher etwa = 'von freien, vornehmen Bewegungen'? — Zu dem *hui* in V. 18 bemerkt B.: 'ce n'est guère qu'une cheville', aber es steht hier im negativen Satze, und Ebeling hat schon zur Auberee 148 gesagt, daß es mit der Negation eine starke Verneinung ausdrückt, *omnino non*; er bringt allerdings als Beleg nur unsere Stelle aus dem 'Ombre' bei, aber ich kann eine zweite hinzufügen, nämlich aus Gormund: *n'i tocherai hui escuier* = 'überhaupt nicht' (Bartsch-Wiese, Chrest. 8, 105), und auch das prov. *oi non* (Levy, S.-W. V, 408 b) kann als Stütze dienen. — Unter *loer* fehlt die Angabe der refl. Verwendung *soi loer d'auc.* (447) 'sich lobend über jem. aussprechen', 'sich mit jem. zufrieden zeigen'. — *C'est ore du mains* 603, 947 ist nicht gut mit 'c'est le moins qu'on puisse faire' gedeutet; an der ersten heißt es, 'das ist erledigt', d. h. darüber braucht man nicht weiter zu reden, an der zweiten, 'das ist selbstverständlich', s. Archiv 138, 233. — *Maniere* 544 ist versehentlich unter das Substantiv *maniere* geraten; es gehört zu dem folgenden Adjektiv *manier.* — Bei *mener auc. tendant* folgt B. mit Recht nicht Toblers Deutung (S. 356—7) 'jem. hinhalten'[1],

[1] Tobler gelangt dazu, weil er ein *tendre* im Sinne von 'ohne Erfolg streben, sich abmühen, vergeblich harren' kennt, aber heißt es das wirklich? Koll. Lommatzsch teilt mir mit, daß Tobler im Wb. kein weiteres Beispiel bringt, auch nicht für *muser et tendre*, das er oben aus R Ccy 4425 anführt.

Digitized by Google

denn dies paßt hier entschieden weniger, als 'jem. kurz halten, scharf anfassen', nur wäre es am Platze gewesen, wenn B. auf die übrigen bisher bekannten Stellen verwiesen hätte, nämlich Chev. au bar. 316, Jeu-parti zwischen Gillebert und dem Herzog von Brabant V. 28 (Scheler, Trouv. belges I, 49 ff., Långfors, Rec. gén. d. jeux-partis no. CXLI), Trist. Men. (Rom. XXXV, 518, V. 1224). An der ersten und dritten heißt es sicher 'kurz halten', 'schlecht behandeln', und so auch, trotz Ebeling in Zs. f. frz. Spr. 25^2, 35 und Bartsch-Wiese (Gloss. unter *tendre*), an der zweiten; Långfors verzeichnet die Wendung nicht im Gl., übersetzt aber in Anm. ganz richtig mit 'mener rudement'. — Für *moillier* 'naß werden' (V. 483) vgl. Trojaroman, Gl., doch vermißt man die Angabe des intr. Gebrauches, da God. dafür nur ein Beispiel aus Deschamps bringt. — Bei *ombre* wäre es gut gewesen, zu sagen, daß es im Text als männlich erscheint, da das Wort ja auch weibliches Geschlecht haben kann. — Wenn *opposer* 559 einfach mit 'représenter' glossiert wird, so kann man sich um so weniger eine Vorstellung von der Konstruktion (Akk. der Person) und eigentlichen Bedeutung machen, als die Angaben bei God. ganz ungenügend sind. Tobler (S. 357) deutet ja *o. auc.* ganz zutreffend mit 'jem. zur Rede stellen' und belegt diesen Sinn mit anderen Beispielen. — Zu der Redensart *traire la pene par l'ueil* sagt B. unter *Pene*: 'Il resterait à rendre compte de cette image, l'explication proposée par M. Ebeling étant douteuse'. Ich halte die Erklärung von Ebeling (gefiederter Liebespfeil, den Amor durch das Auge schießt) ebenfalls für recht bedenklich und möchte fragen, ob man nicht am einfachsten so zu deuten habe: Jem. (unvermutet) eine Geflügelfeder durch das Auge, d. h. durch die Augenlider ziehen, so daß er sie unwillkürlich schließt, nicht bemerken kann, was sich um ihn her abspielt und so getäuscht wird. — Über *preu* in V. 527 s. unt. im 3. Abschnitt. — Unter 2. *puis* werden am Schluß pur *puis que* die Stellen 782 bis 783 und 919 angegeben, und es wird mit 'après que' glossiert. Letztere Bedeutung ist aber nur für 919 zutreffend, da es 782—3, wo die beiden Wörter übrigens getrennt stehen, 'dann wenn' heißt, und hierher ist auch 745—7 zu stellen, denn das *que* gehört dort zu *puis*. — *Que* 284 ist weniger 'wie' als 'inwiefern'. — *Reverdir* 912 von den Augen gesagt, ist ganz ungewöhnlich, und diese kühne Metapher verlangte eine Notiz. — *Verite* 387 muß nach dem Zusammenhang 'das Richtige im Handeln' bedeuten, vgl. oben zu V. 384—7. — Wegen *Parçois* s. den folgenden Abschnitt, wegen *rimer* oben zu V. 46—9.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Wieland und Frau von Staël im Briefwechsel.

Von A. Götze (Ilmenau).

Nachdem Joret im Jahre 1902 in seiner Studie über Frau von Staël und Berlin erstmalig einen Brief der Französin an Wieland veröffentlicht hatte[1], ahnte man zwar, daß der liebenswürdige Alte und die reizende Delphine während des Jahres 1804 in regem schriftlichen Gedankenaustausch gestanden haben mußten; es waren aber keine Briefe Wielands an die Frau von Staël bekannt geworden, und als der Graf d'Haussonville in seinem letzten Werk über seine berühmte Vorfahrin feststellte, daß die sonst so ergiebigen Archive von Coppet nichts von Wielands Hand enthielten[2], mußte man vermuten, daß Frau von Staël, wie einen Teil ihrer Korrespondenz überhaupt, auch die Briefe Wielands vernichtet hatte. Um so erfreulicher ist der Fund von drei ausführlichen, französisch geschriebenen Briefen Wielands an Frau von Staël, den die Gräfin Jean de Pange aus den Beständen des Schlosses Broglie vor kurzem meldete[3]. An Hand dieser Veröffentlichungen und des bisher bekannt gewordenen Briefmaterials ist es möglich, sich ein geschlossenes Bild von der Art und dem Umfang des interessanten Briefwechsels zwischen Frau von Staël und Wieland zu machen.

I.

Wieland an Frau von Staël[4].

Le Conseiller Wieland a l'honneur de se mettre aux pieds de Madame la Baronne de Staël-Holstein, et, en la remerciant pour les lignes gracieuses qu'il vient de recevoir avec le billet de son ancienne amie La Roche[5], de la supplier de vouloir bien avoir la bonté de lui indiquer le jour et la (*sic*) heure où il pourra lui faire sa cour[6]. Il ne peut pas pourtant se dispenser de prévenir Madame de Staël d'une circonstance dont à cette occasion il est pour la première fois inconsolable: c'est qu'il lui est très difficile, pour ne pas dire impossible, de s'expliquer dans la conversation avec clarté et précision dans toute langue dans laquelle il n'est pas accoutumé de penser. Quoique familier depuis plus de 50 ans avec la litterature française, et lisant avec délices les ouvrages de l illustre auteur de *Delphine*, il n'a jamais pu parvenir à parler le français assez bien pour être compris par ceux auxquels il désirerait de communiquer sa pensée; quant aux formules, dont assez communément on supplée dans la société le défaut des pensées, il les a toujours et peut-être trop dédaignées. Actuellement son grand âge et l'affaiblissement de sa mémoire augmente encore cette difficulté de s'exprimer dans un autre langage que le sien, qui malheureusement est celui que Charles V ne parlait qu'à ses chevaux, ce qui dans la conversation le réduit au rôle de muet, rôle désespérant pour tout homme qui voudrait y paraître avec quelque avantage. Mais comme le vieillard qui a l'honneur d'adresser ces lignes à Madame la Baronne de Staël est sans aucune prétention vis-à-vis d'une Dame dont le génie et le talent éclipsent tout ce qui aspire à briller auprès d'elle, et comme il se flatte de pouvoir compter sur toute son indulgence, son petit amour-propre ne le privera pas du bonheur aussi désiré qu'inespéré de profiter autant qu'il lui sera permis

Digitized by Google

du séjour dont Mme de Staël veut bien honorer la petite ville de Weimar. En attendant, il la prie d'agréer la faible expression de son profond respect.

Weimar, 15 décembre 1803. Wieland.

II.

Frau von Staël an Wieland[7]. Undatiert. [Weimar, 15. Dezember 1803.]

C'est moi, Monsieur, qui me désole de ne pas entendre l'allemand quand on le parle, puisque je l'entends assez bien en le lisant. J'en sais assez pour avoir admiré vos ouvrages, je n'en sais pas assez pour jouir de votre conversation, cependant moitié français, moitié allemand il me semble que je parviendrai à communiquer avec vous: il y a un langage de l'esprit et de l'âme qui pénètre à travers l'ambarras des mots.

Je suis aujourd'hui à la cour; si votre santé vous permet de venir me voir demain matin, je vous recevrai avec reconnaissance. S'il ne vous convient pas de sortir, vous m'indiquez le moment où je pourrais aller vous voir. Personne n'est plus empressée que moi à vous rendre tous les genres d'hommages.

Ce jeudi. N. Staël de H.

III.

Frau von Staël an Wieland[8]. Undatiert.

Voulez-vous, bon et aimable Fénelon de la philosophie, dîner chez moi samedi à 2h et demie? Acceptez, vous serez plus que seul!

N. Staël de H.

IV.

Wieland an Frau von Staël[9].

Madame,

Les enchanteurs, mes ennemis, ne m'auraient pu jouer un plus vilain tour que de me rendre malade précisément vers la fin de votre séjour à Weimar. J'ai beau murmurer et enrager même quelquefois contre la tyrannie du Destin et de M. Huske[10], il faut s'y soumettre. Le dernier prétend que je ne suis pas encore sans fièvre, et me condamne de garder encore 2 ou 3 jours ma chambre, en m'abreuvant de ses drogues et m'abstenant de tout ce qui pourrait agiter mes esprits. Enfin il prétend que l'état qui approche le plus à l'anéantissement absolu est celui qui me convient le plus, et en ce cas je ne sais pas trop s'il aimerait à me voir exposé aux dangers de l'apparition d'un Esprit comme le vôtre. Pour moi, Madame, qui trouve que ce serait une très belle mort que d'expirer à force de plaisir de vous voir et de vous entendre, je ne vous cache pas que je suis ravi de la gracieuse promesse que vous avez eu la bonté de me donner hier; je suis même très persuadé que votre apparition chez moi (mes Grecs, comme vous savez, appelaient ces sortes de visites des Théophanies), me ferait plus de bien dans un quart d'heure que tous les Apothèques des Duchés de Weimar et d'Eisenach. Il n'y a qu'une seule chose qui me fait de la peine, c'est que je suis obligé de vous recevoir dans une petite chambre, qui ressemble plus au tonneau de Diogène qu'à le demeure d'un homme qui a l'honneur d'approcher quelquefois des Dieux. Je rougis de vous avouer que j'en suis un peu honteux. Quoi qu'il en soit, si vous daignez y paraître, Madame, le tonneau de Diogène, tout aussi bien qu'un boudoir au Donjon de Vincennes, ou même la chambre où vous serez reçue chez moi, se changera, à mes yeux au moins, en un petit temple des Muses et des Grâces et vous aurez la satisfaction d'avoir fait, au prix de quelques petites mortifications de vos sens, une des plus belles actions de votre vie.

Ce 13 février 1804. Wieland[11].

Digitized by Google

V.

Frau von Staël an Wieland[12].

Undatiert.

Je vous parlerai si doucement et si communément que j'espère ne pas vous fatiguer et je ne puis pas avoir une autre raison pour me refuser le plaisir de vous voir. Cependant, si vous aimiez mieux que ce fût ou demain ou après-demain, je suis également libre ces jours-là et je laisserai guider mon impatience par votre santé. Si vous ne voulez pas après-dîner, écrivez sur un petit papier le jour, et voilà tout. Permettez-moi de vous écrire que je vous aime.

VI.

Wieland an Frau von Staël[13].

Undatiert.

... Que cette sensibilité pure, cette douceur angélique, qui par la modération de son esprit a su ménager le faible et trop fragile étui de mon âme, m'a inspiré en même temps du respect et de l'amour plein de reconnaissance! Enfin, j'ose vous adresser les paroles que le grand Haller écrivait à son excellente Mariane:

'Nein, Edelste, dich will ich nicht vergöttern,
Du ehrst die Menschheit allzusehr!'

VII.

Frau von Staël an Wieland[14].

Undatiert.

Le monde de Weimar est tout à fait selon la philosophie de Schelling. C'est le repos ou plutôt le sommeil de l'idéal dans le réel. Mais ce qui vit à jamais, c'est ma tendre amitié pour vous.

VIII.

Frau von Staël an Wieland[15].

Le 31 mars [1804], Berlin.

Oui, mon cher Wieland[16], me voilà à Berlin, au milieu du tumulte de la société, mais portant au fond du cœur le regret de la douce vie de Weimar. On me reçoit ici parfaitement bien, mais on n'a pas le temps de s'y voir ni de s'y connaître et la séparation complète des deux sociétés, celle de la Cour et celle des savants, donne aux salons une frivolité quelquefois assez fatigante. On y parle français, on y fait des calembours français, et moi qui n'entends pas l'allemand, j'ai presque du regret à votre humeur en parlant français, tant je suis convaincue que l'Allemagne ne peut rien gagner à imiter notre grâce parisienne. J'ai vu les savants. Fichte, Ancillon, Spalding et Schlegel sont ceux qui m'ont intéressée davantage avec des nuances différentes. J'ai mis dans la même chambre Schlegel et Kotzebue, comme il convient à une étrangère qui ignore les querelles et j'ai dit à Schlegel, pour qui je me sens du faible, qu'il ferait du tort non pas à vous, mais à lui, s'il attaquait le nom littéraire de l'Allemagne le plus connu en Europe. Je regrette ce temps où il n'y avait que de l'émulation parmi les savants et les hommes de lettres de l'Allemagne. Encore une fois il faut être Français pour se dire des injures; il faut être du pays où tout s'oublie. — Je ne puis rien faire ici que lire de l'allemand avec Schlegel, qui a bien voulu accepter la place de mon maître. Les traductions, les études, tout se perd au milieu de quatre invitations par jour. On m'assure cependant que le mois d'avril sera plus paisible et, ce que j'aime surtout, c'est le mois de juin que nous passerons ensemble sous les beaux ombrages de Weimar. — Dites-moi que vous m'aimez encore et que

Digitized by Google

vous protégerez ma vie toujours de vos vœux et de votre amitié. J'ai écrit à notre séduisante duchesse, comme vous l'appelez, et notre amie mademoiselle de Goechhausen a eu trois fois de mes nouvelles[17] avec injonction de vous parler de moi: l'a-t-elle fait? Je n'ai point encore écrit à Goethe, que vous appelez mon favori, sans vous souvenir qu'étant plus capable d'aimer que lui, vous devez inspirer un retour plus sensible. — Adieu, adieu; donnez-moi votre bénédiction poétique; elle vaut mieux que celle des capucins ou des idéalistes; adieu. N. Staël de H.

IX.

Wieland an Frau von Staël[18].

A Weimar, ce 8 avril 1804.

Madame,

Depuis que vous vous êtes éloignée de Weimar, nous sommes rentrés dans l'état naturel que vous nous connaissez: état d'innocence paisible, monotone et parfois un peu insipide, enfin tel à peu près que les Catholiques Romains imaginent la condition des enfants morts sans baptême. Nous nous ennuyons ensemble avec une bonhomie et une bonne foi que la Madre-Natura n'a, dit-on, accordée qu'aux Allemands et même parmi ceux-ci préférablement aux habitants des petites villes, résidences des petites cours. Cela non obstant je crois comprendre comment il se peut qu'il y ait des moments où au beau milieu de la belle et grande capitale de l'empire prussien vous regrettiez, non pas la maussade bicoque de Weimar, mais une petite société de personnes, qui au mérite négatif d'être sans prétention quelconque joignent celui d'être vrais, sensés, capables de vous comprendre et sensibles à vos éminentes perfections. Je ne doute pas cependant que Berlin vous plaira de jour en jour davantage; je tiens pour impossible que vous n'y trouviez une société qui vous conviendra sous tous les rapports, ce qui n'a pu être le cas ici, où précisément ceux qui vous auraient peut-être convenu le mieux se trouvent dans le désavantage de ne pouvoir s'expliquer avec vous qu'en bégayant.

Oserais-je vous demander, Madame, si Fichte parle assez facilement le français pour pouvoir s'entretenir avec vous sur des objets de spéculation? Je ne connais que très peu le cadet des frères Schlegel, mais il suffit que vous ayez «du faible pour lui» pour le croire bien aimable, et sur ce point, toutes les Dames d'ici qui le connaissent, à commencer par Madame la Duchesse Mère, viendraient vous prêter main-forte contre moi, si j'étais assez impertinent d'en douter. Au reste je ne vous cache pas que j'aurais souhaité que l'amitié dont vous m'honorez ne vous eût pas porté à lui parler en faveur de moi. Tout ce que vous pouvez lui dire là-dessus vient trop tard; le mal, s'il y en a, est fait sans remède. D'ailleurs cela lui donne une importance qu'il n'a ni à mes yeux, ni à ceux du public. Vain et présomptueux, comme il est, il s'imaginera que j'ai cherché votre appui et votre intercession auprès de lui. Malgré toute ma bonhomie et le peu de cas que je fais de mon mérite littéraire, je ne laisse pas d'avoir ma position d'amour-propre tout comme un autre, et je n'aime pas que M. Schlegel s'imagine de m'avoir abaissé jusqu'à ce point. Pardon, Madame, c'est trop peser sur une minutie comme celle-là, et je vous demande en grâce qu'il n'en soit plus fait mention entre nous à jamais.

Mademoiselle de Göchhausen est comme de raison bien fière de la gloire d'être en correspondance avec vous, et elle est trop de mes amies pour avoir manqué de me rendre heureux en m'assurant de votre gracieux souvenir. Je me flatte que vous avez trop bien lu dans mon âme pour douter combien je le suis par le perspective de passer près de vous une partie de juin prochain sous les agréables ombrages de Weimar et de Tiefurt. J'avoue que je n'avais pas osé espérer que vous étiez sérieusement

Digitized by Google

résolue de donner à vos amis de Weimar une si précieuse marque de votre affection. Un mois de la plus belle saison passé avec Mme de Staël à la campagne sera pour moi un ample dédommagement de tout ce que j'ai perdu par la circonstance d'être venu dans le monde 30 ou 40 ans trop tôt pour vous. Pour me louer de la Fortune il suffit qu'elle m'a fait vivre assez longtemps pour jouir encore, à l'âge réduit aux réminiscences, du bonheur de voir, d'entendre et d'être un peu aimé d'une dame, qui, en réunissant l'esprit le plus sublime et le plus enchanteur au cœur d'une bergerie de Gessner, est et sera toujours à mes yeux par l'assemblage de perfections si rarement unies, la première de son sexe. Voilà, Madame, ma confession une fois pour toutes, car il y a longtemps que je n'aime plus à parler de mes sentiments à ceux qui m'en inspirent le plus.

Ou vous aura parlé déjà de la grande nouvelle de Weimar, le Schauspiel de Wilhelm Tell de Schiller. Cette espèce de drame connu en Allemagne sous le nom de Schauspiel a toujours été aussi inconnue à vos Français qu'aux Anciens. Elle a de grandes commodités. On fait un Schauspiel, et on est, ou l'on se croit délivré par là de toutes les lois de la tragédie. Wilhelm Tell paraît avoir produit à peu près la même sensation chez tous les spectateurs. On y a trouvé quelques scènes de la plus grande beauté. Mais tout le monde convient qu'il ne valait pas la peine de mettre toute la chronique de Tschudi en contribution et d'étouffer l'action principale sous le poids de trois à quatre épisodes pour faire une pièce de cinq mortelles heures de représentation. Si le poète aurait voulu se contenter de 3 heures au lieu de 5, il aurait pu faire de son Tell la pièce la plus intéressante peut-être de toutes qui ont paru sur le théâtre allemand. C'est ici que l'on pourrait appliquer l'énigme d'Hésiode, que la moitié est plus que le tout.

Mais je commence à m'apercevoir que je me laisse au vice commun des vieillards et qu'il est bon de vous délivrer de mon bavardage. Je finis donc en vous priant d'agréer l'hommage sincère de mon respectueux et tendre attachement. Wieland.

P. S. Je ne sais pas si je vous dois remercier, Madame, du soin que vous avez bien voulu prendre d'embellir ou plutôt de sonorifier mon nom de famille, tolérablement sonore, en le changeant en «Vielande»[19]. Mais comme il importe à mon amour-propre qu'on sache que c'est à moi et non à un sieur Vielande (qui n'a pas l'honneur d'être connu en Allemagne) que vous écrivez, vous ferez une action méritoire de me restituer mon nom tel que je l'ai reçu de mes pères depuis plusieurs centaines d'années.

X.

Frau von Staël an Wieland[20]. Undatiert [Weimar, 1. Mai 1804].

Je ne puis me résoudre à vous dire adieu[21]. J'espère cependant vous revoir l'année prochaine, mais la vie est si incertaine dans ce temps que le cœur se serre en embrassant une si rare personne que vous. Le monde n'en produira plus de semblable, et je suis solitaire dans ma génération, tandis que mon cœur a toujours appartenu à la vôtre. Je vous ai trouvé plus jeune que jamais par la pensée et il me semble que vous n'oubliez que le terrestre. Daignez cependant donner une place dans votre souvenir à mon admiration pour vous et pensez à moi et à mon père, sur cette terre et dans le ciel.

Anmerkungen.

[1] Revue d'Histoire littéraire de France, 1902, 1—28.

[2] Comte d'Haussonville, Mme de Staël et l'Allemagne, Paris 1928, S. 86 und 89.

Digitized by Google

[3] Comtesse Jean de Pange, Mme de Staël et la découverte de l'Allemagne, Paris 1929.

[4] Ibd. S. 37 f.

[5] Frau v. Staël hatte auf ihrer berühmten Deutschlandreise von Frankfurt aus die Jugendgeliebte Wielands, die gefühlsselige Sophie La Roche, in Offenbach besucht (s. Alfred Götze, Ein fremder Gast, Frau von Staël in Deutschland 1803/04, Jena 1928, S. 18 f.). Das graziöse Billett der Frau von Staël, von dem Wieland spricht, ist nicht bekannt.

[6] Wieland hatte die Französin nach ihrer Ankunft in Weimar am Hofe der Herzogin Amalie gesehen und den Wunsch geäußert, sie im ‹tête-à-tête› näher kennenzulernen (s. Ein fremder Gast, S. 74 f.).

[7] A. Götze, Die Chronologie der Briefe der Frau von Staël, Archiv f. d. Studium der neueren Spr. u. L. 1922, Bd. 44, S. 67.

[8] Goethe-Schiller-Archiv, unveröffentlicht.

[9] Comtesse Jean de Pange, a. a. O. S. 48 f.

[10] Wielands Arzt.

[11] Zum Verständnis dieses und des folgenden Briefes vgl. Ein fremder Gast, S. 77 f.

[12] Comte d'Haussonville, a. a. O. S. 87.

[13] Brieffragment, mitgeteilt von Böttiger im 'Morgenblatt für gebildete Leser', 1855.

[14] Comte d'Haussonville, a. a. O. S. 87 f.

[15] Comte d'Haussonville, a. a. O. S. 179 ff.; der Brief ist nicht, wie d'Haussonville meint, unveröffentlicht, vielmehr ist er bereits von Joret, a. a. O. S. 21/22, wenn auch mit geringen Abweichungen vom Original, bekanntgegeben worden.

[16] Im Original des Goethe-Schiller-Archivs steht ‹Vielande›, s. Brief IX.

[17] Der Brief der Frau v. Staël an die Herzogin Amalia, datiert vom 31. März 1804, ist in der Revue d'hist. litt. de la France, 1902, 718 veröffentlicht, dagegen sind die hier erwähnten drei Briefe an die Hofdame Luise von Göchhausen nicht bekannt; die Archive von Coppet enthalten nur eine Reihe unveröffentlichter Briefe der Göchhausen an Frau von Staël.

[18] Comtesse Jean de Pange, a. a. O. S. 49 ff.

[19] Siehe Anm. 16.

[20] Comte d'Haussonville, a. a. O. S. 88.

[21] Frau von Staël war durch den plötzlichen Tod ihres Vaters gezwungen worden, ihre Deutschlandreise vorzeitig abzubrechen. Auf der Rückreise von Berlin machte sie einige Tage in Weimar halt. Das hier vorliegende Billett ist das Abschiedsschreiben, das sie an Wieland richtete.

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

Zu H. v. Kleist.

In der Questenbergszene hört Wallenstein, daß Oberst Suys gegen seinen Befehl nach Bayern gegangen sei.

> Er rückte vor! Und ich,
> Sein Chef, gab ihm Befehl, ausdrücklichen,
> Nicht von dem Platz zu weichen! Steht es so
> Um mein Kommando? Das ist der Gehorsam,
> Den man mir schuldig, ohne den kein Kriegsstand
> Zu denken ist? Sie, meine Generale,
> Seien Richter! Was verdient der Offizier,
> Der eidvergessen seine Ordre bricht?

Alle erwidern: 'Den Tod'. 'Nach des Gesetzes Wort' und 'nach Kriegesrecht'. Aber Wallenstein meint: 'Dazu verdammt ihn das Gesetz, nicht ich!' (V. 199f.)

Die Stelle bildet eine kleine Episode im 'Wallenstein', mutet aber an wie die Keimzelle eines anderen Dramas, nämlich des 'Prinzen von Homburg' von Kleist. Auch ihm wird diktiert, er solle 'Nach unsres Herrn ausdrücklichem Befehl — Vom Platz nicht, der ihm angewiesen, weichen' (I, 5). Die Worte werden mehrfach in der Szene wiederholt. Auch II, 10 wiederholt Hohenzollern: 'Die Ordre war, Nicht von dem Platz zu weichen ungerufen'. Auch das Todesurteil und die Begnadigung stimmen überein, allerdings geschichtlich gegeben. Aber Wallensteins Haltung entspricht ganz der des Kurfürsten in seiner allseitigen Überlegenheit. An Beeinflussung ist nicht zu denken, die Stelle mag dem jüngeren Dichter nur im Ohr geklungen haben. Albert Fries sah und fühlte solche Zusammenhänge am reinsten und tiefsten, auf seinen Spuren bewegt sich jede stilkundliche Zusammenhangsfrage.

Berlin-Grunewald. C. Fries.

Das Spiel vom Jüngsten Gericht in Meran 1570.

Ehedem Landeshauptstadt, hatte Meran seit dem Wegzuge der Fürsten nach Innsbruck seine Bedeutung eingebüßt und verlor selbst seinen einzigen großen Handelsmarkt an die erstarkende Messestadt Bozen. Das mag dazu beigetragen haben, daß die Stadt Meran auch keine großen Volksspiele betrieb und in seinen Ratsschriften aus dem 16. und 17. Jahrhundert nur ausnahmsweise von kleineren die Rede ist. Das erste Mal im Jahre 1522. Damals verrechnete der Bürgermeister von Meran: 'In der vasnacht dem matheiß Scherer und Andern Seinen mitverwonth vnd purger hie auff beuelch meiner Herrn hie zu Stewr geben 1 Mark'. Die Stelle findet nähere Aufklärung in der Raitung des Bozners 'Hannsen Gadolten alls Burgermaysters' vom Jahre 1522: 'Ausgab der eerung von rats wegen: Item dem Caspar Seckler vnd seiner geselschafft alls sy mit dem spil an Meran vnd hie auf dem rathauß spillen gehabt in der Faßnacht geben 2 M. 6 kr.'. Damals war ein Andre Seckler Torwart am Metzgertor in Meran. Wir haben es also mit einer Meraner Spielgesellschaft zu tun, die auch in Bozen auftrat; danach wäre sie die erste fahrende Komödiantentruppe gewesen, die aus Tirol bisher festzustellen ist (vgl. die Tiroler Volksschauspiele, in: Tiroler Heimat, der neuen Folge 2. Bd., 2. Heft, Innsbruck, Tyrolia 1929).

Digitized by Google

Die nächsten Mitteilungen von Spielen in Meran bestehen in zwei Eingaben von Meraner Bürgern an den Rat der Stadt. Die eine ist datiert aus dem Jahre 1570, die andere trägt keine Jahreszahl. Ich stelle letztere voran, weil dann ohne weiteres sich ihr Zusammenhang mit der datierten ergibt. Beide dürften im Auftrage der Bittsteller vom Schulmeister abgefaßt und geschrieben worden sein.

I.

Ernuest, Fürnem weiß, günstig vnnd gebietund Herrn, aines Ersamen Raths vnnd Burgermaister alhie an meran, Gottes Allmechtigen sëgen vnd Benedeyung, sambt vnseren Vngesparten willigen Diensten mit aller schuldiger Reuerenz vnnd Ererbietung Alzeit vnndtertheniglich beuor, Nach dem schier samentlich Etlich mit Burger Vorhabens wären vngeuer vmb Corporis Cristi oder doch zu Sunenwenden, Alls bald konfftich ain schön Cristlich vnd Traurig Schau Spil Ins werckh zu bringen zuhallten, Als Nämblichen das Jüngst gericht vngeuer von dreissig Personen, fein kurz, aber doch Sendenzlich vnd der schrifft gmäs, mier wollen auch soliches geistlich Schau Spil (souer E. V. vnnd W: sament oder sonders begert zu ersehen, vrpitig sein, damit niemant dardurch zu Tadln geursacht werdt, Vnnd haben soliche Traurige Schau Spil bei den alten vrsach geben, daß man sich Erlich, aufrichtig, dapfer vnd wolhielte vnd der schendtlichen Laster miessig gienge vnd denn menschen zu Cristenlichen glauben, lieb, vnd andacht geben, (was bedenckhen wil.) denn mirs [= wir es] nit von gewins wegen zuhalten bedacht, Sonnder allein vor guetter Kurzweil willen E. V.: vnd W: khan wol gedenckhen daß sich waß für vncosten darüber verlaufen würdt, vnnd mier Spilverwonten gar klain als sachen, als mit der Pin, vnd andere Claidung zu schwach wären, Langt demnach an E. V.: vnd W: vnser aller vndter theniger Pit und beger, die welte doch vnß mit Holz, als Fleckhen [= Stämme] vnnd anders auß dem Pau stadl oder an der sag, verhilflichen sein, vnd mit aufrichtung der Pin vor dem von Spaur [= Adelsfamilie in Meran, die dort ein Haus besaß] oder anderswo E. V. vnd W: vernaint hilflich vnd Ratlich zu sein, alßdann wellen mir [= wier, mundartlich wie oben] vnnß sament vnd sonders mit anderer Zueristung auch zum tain [= thian, tuen, mundartlich] mit vnsern Parat [= Apparat, Ausstattung] nit Sparn. E. V: vnnd W: welle vnnß günstiglichen mit verordnung des Holz zu der Pin mit Hilf Erscheinen, E. V: vnd W: hat wolzubedenckhen, wo man soliche schene Schau Spil halten thuet, daß allain die Spils verwonten mit an Ander Erlicher leit Hilf, als mit darleihen der Claider vnd mit aufrichtung der Pin ausrichten khinden [= könnten], Wier versehens vnß, sament vnnd sonderlich E. V: vnd W: die werde vnß mit ginstiger Bewilligung des Spiels vnnd dargebung deß holz beuolchen Lassen sein vnnd Thuen vns samentlich E. V: vnd W: als sainem Ersamen Rath Inn dem vnnd andern In vndterthenigster gehorsam beuolchen E. V: vnnd W: Vnndtherthenige vnd gehorsame

N. vnnd N. Etlich mit Burger vnnd Spil verwonten wie Obsteet.

[Erledigung:] Ist durch die Herren Bewilligt worden.

II.

Ernuest Fürnem Weiß gonstig vnd gebiet und Herrn aines Ersamen Rath vnd Burgermaister Alhie an meran Nach dem wier am negsten Suntag verschinen ain beyspil vom Jingsten Gericht gehalten haben, vnd wier wol vermaint soliches Spil mit Allem fleiß Ins werckh zu schickhen, Dan mir haben khain Ernstlichen Ober Herrn vber vns gehabt, vnnd willen gar schlecht

Digitized by Google

zuegangen, vnnd ist vnnß doch grosser Vncosten von maler Tischler vnd Anders darüber Ergangen, Dann wier am selben tag souil Erhalten haben, Sonnderlich Vom Adl schier gar nicht Lanngt demnach vnser Aler sament vnd sonders Höchstes Pit an E. V: vnnd W: die welle vnnß noch mit gonstiger Hilf Lassen beuolchen sein, Entgegen mir den Jhenigen Spil Zeug auf dem Rathauß zulassen, Oder Inn die Pfarrkhirchen alhie zuthuen, vnnd hinfüren zu dem vnnd annderen beyspilen zugebrauchen Ist, Thuen vnnß umb gonstige Hilf waß E. V: vnd W: gut bedünckht, Inn aber vnderthenige gehorßam zum höchsten Beuelchen E. V: vnd W: Undterthenige vnd gehorsame

N vnnd N des ganzen Spils
verwohnth. Alhie In meran.

[Erledigung:] Supplication der Spilfuerwanten. Am 2 Juny Ao 1570, den Supplicanten sol vereert, vnd durch den Hn. Burgermaister werden ain gulden Idest 1 f.

Diese beiden Eingaben, die ältesten unter den erhaltenen aus Tirol, streifen viele Einzelheiten einer Vorstellung, die bei Erwähnungen solcher Spiele in den Ratsschriften der Städte Tirols meist unberührt bleiben, so daß ihnen über das Einzelereignis hinaus Bedeutung zukommt. Daß sie gerade aus Meran stammen, dessen Ratsschreiber im 16. und 17. Jahrhundert im Gegensatz zu denen von Bozen, Sterzing und Hall fast nichts von Aufführungen berichten, läßt uns immerhin noch hoffen, durch andere Archivalien Aufschlüsse über das Volksspielwesen von Meran und seiner Nachbarorte, wie Ober- und Untermais, aus jenen Jahrhunderten zu gewinnen. Wie oben gesagt, sank Meran freilich zu einem unbedeutenden Landstädtchen herab, das außerdem nicht an der Straße des Handels, Verkehrs und der Bergwerksorte Tirols lag, die damit die große Kulturstraße des Landes wurde. Sie stellte die Verbindung zwischen dem Mimus des Volkes, wie er z. B. im Vintschgau und Oberinntal in starker Ursprünglichkeit sich erhielt, und der Liturgie der Kirche her und ebnete der Entfaltung der bürgerlichen Misterienspiele den Boden in Tirol. Mit diesen, sonderlich mit seinen Fronleichnamsprozessionsspielen, wurde Bozen einer der bedeutendsten Mittel- und Ausgangspunkte der geistlichen Volksschauspiele Süddeutschland, ohne Meran, zur Nacheiferung anspornend, in seinen Bann zu ziehen. Erst in den barocken Figuralprozessionen, welche die Kapuziner am Karfreitag seit Beginn des 17. Jahrhunderts veranstalteten, näherten sich Meran und Bozen in ihren kirchlichen Vorführungen.

Innsbruck. Anton Dörrer.

'Petöfi dem Sonnengott'.

Ein bisher unbekanntes Gedicht Bettina von Arnims.

'Wie Vögel, die kaum befiedert im Frühlicht flattern,
Nächtlich aufrauschen im Nest — schlummertrunken —,
Wähnend im Schlaf sich zu heben gen Abend oder gen Morgen:
So aus Träumen auffahrend, ungewohnt schwebender Fühlung,
Nicht ihr vertrauend — sinket betäubt ihr zurück,
Schüchterne Vögel, Gedanken.
Nacht ist's! — Betheuert der Mond euch und glitzernde Sterne,
Die Flügel verschränkt, duckt ihr zusammen im Nest;
Da schwellen Träume euch den Busen.

Digitized by Google

Aus der umfangenden Eos Saffranbinde
Windeln sich los — so träumt ihr — die Morgenwinde und tragen
Goldbewimpelt glorreich durchs leuchtende Blau
Euer Gefieder Helikons Gipfel hinan
Zur schwankenden Flut, die sein Bild malt dem Narciss,
Und er liebt sich in ihr — nur des Liebenden Spiegel ist Liebe —
Wie ihm schönheitlusttrunken euerm Abglanz zu lauschen
Auf sonniger Welle — sendet liebreich der heitere Gott,
Euch umleuchtend, euer Antlitz zurück euch —
Träumende Vögel, Gedanken!
Und hymnenbeschwingt, durchrudert ihr rhythmusströmende Lüfte.
Dem tönenden Schwan nach, der frei von der Sorge Befleckung
Siegender Feuer kraftvoll — das trübe Leben, das sterblich nur ist
Über die Alles schauende Zeit,
Zum hochwolkigen Zeus
Mit unsterblichem Liede hinauftönt,
Oder in wolkensammelnder Gewitter Sturmbett,
Über Donnergeprassel und wirbelnder Purpurglut
Getragen euch bringt mit sausendem Fittig.
Euch durchschauern nicht am nachtgedeckten Himmel
Die hintreibenden Winde. Denn warm eingehüllt ganz
In deiner Strahlen goldnem Schnee
Wenden das Antlitz sie dir zu, Apollon,
Der herablächelnd wieder sie anglühest, Phöbus Apollon!
Und tönest — so wähnen sie träumend und lauschen —
Zärtlichen Wiegengesang ihnen zu.
Willst du die Alles schauende Zeit nicht hinein haben, so laß sie hinaus
Und während Dunkel auf irrenden Pfaden
Der Menschen Geschicke umkreist,
Preisen den ahnungsvollen Tag sie
In sonnedurchschimmerter Nacht, die geheiligt, o Taggott.
O wieder zu früh macht Geräusch ihr Päanszwitschern! —
Horche, Lichtspender! Eh' noch dein siegendes Lied
Mächtig dem Wiederhall ruft, dem Jo, im Traum dir gesungen,
Süßer Zärtlichkeit voll, schlummerempfangen von dir.

Doch jetzt weckt Mondlicht sie,
Das jenseit der Haine scheidend herabsinkt;
Silbern leuchtet der Fluß durch Morgennebel,
Die bald du zertheilest, Himmelwandelnder!
Wie flockigte Heerden hinab zur Flut sie treibend.
Schon streift die frühe Schwalbe
Mit schneidendem Flug die kreiselnden Wasser, —
Durchkreuzt lustathmend deine Bahn.
In heiterer Bläue fängt ihr nächtlich Gefieder
Deiner Pfeile blitzenden Glanz auf,
Und am weiten Himmelsbogen erspäht sie
Allein nur d e i n e s Tempels Zinne, schützender Gott,
Ihr Nest sich zu bauen.
So, Leuchtender! der die Himmelsvesten durchmißt,

Digitized by Google

Ermesse an deines Tempels Gebälk
Mir den Raum — klein, wie ein Vöglein bedarf —
Wo ich schlafe, in Träumen dir nach mich schwingend,
Wo dein frühester Strahl mich weckt
Und wie die Schwalbe die Flügel ich netze im Quell
Zwischen Reigen goldumschleierter Musen
Silbern — dem Rossehuf entsprudelnd — hinab vom Gipfel,
Der von allen stolzen Gebirgen zuerst am Morgen
Den purpurhüllenden Mantel abwirft vom Nacken,
Deinem feuerküssenden Strahl.
Dann wie die Schwalbe durchkreuz' ich deine Bahn
Mit morgenfrischem Hauch, fort bis zum Abend
In deinem Licht, milder Gott, mich freuend,
Und beseligt, daß dein ich gehöre,
Berg' ich, beim Sternenlicht im Nest mich am Tempel,
Wo du, Wissender! der Menschen sterbliche Sinne
Unsterblich erleuchtest.
Da schlaf' süß ich — in Träumen schüchtern deiner Saiten Spiel rührend.
Und mich freuet ihr Klang, wie wenn selber du anschlägst das Erz.
Gewaltiger! — geheimnißvoll emporblühende Göttersprache strömend.
Dann im geträumten Zwielicht blitzet vergoldet der Hain
Des heiligen Lorbeer, und am wankenden Zweig
Bersten schwellende Knospen dem kommenden Tag.'

Das umfangreiche literarische Lebenswerk Bettina von Arnims besteht zum größten Teil aus dichterisch verarbeiteten echten Briefwechseln, von denen der mit Goethe ('Goethes Briefwechsel mit einem Kinde', 1835) am bekanntesten geworden ist. Ferner kennen wir von ihr eine Reihe von kleineren und größeren Aufsätzen, einige Liederkompositionen sowie Zeichnungen, und wir wissen seit kurzer Zeit, daß sie einen von ihrer Tochter Gisela begonnenen Märchenroman ('Das Leben der Hochgräfin Gritta von Rattenzuhausbeiuns') vollendet hat. Auffallend gering an Zahl sind ihre lyrischen Schöpfungen, ihre Gedichte im engeren Sinne. Die kurz nach dem Kriege erschienene neue Gesamtausgabe ihrer Schriften von Waldemar Oehlke kann uns im ganzen nur vier Gedichte Bettinas auf neun Oktavseiten vorlegen, von denen noch dazu eins Achim von Arnim gehört und hier Bettina mit Unrecht zugeschrieben wird.

Die oben wiedergegebene, offenbar Hölderlin nachempfundene Hymne Bettinas an den ungarischen Nationaldichter Sandor (Alexander) Petöfi ist daher eine wertvolle Ergänzung der uns bisher bekannten Dichtungen Bettinas. Nach ihrer künstlerischen Gestaltung und ihrem dichterischen Gehalt darf sie wohl als Bettinas hervorragendste Schöpfung in gebundener Sprache angesehen werden.

Seltsamerweise ist dieses Gedicht dem Herausgeber Oehlke und den Rezensenten seiner Ausgabe unbekannt geblieben, obwohl an mehreren Punkten bei systematischem Nachforschen Kunde von seiner Existenz zu erlangen war. Bettina hat es mehrmals niedergeschrieben und mindestens zweimal verschenkt. Je ein Stück finden wir in den Sammlungen von Alexander Meyer-Cohn (1905, Bd. 1, Nr. 919) und Moriz Carriere (1921, Nr. 383), ferner zwei eigenhändige Bruchstücke des Anfangs und eine voll-

Digitized by Google

ständige Abschrift von ungelenker Hand im Bettina-Nachlaß, der Oehlke nach seiner Angabe zugänglich war und erst im Frühjahr 1929 versteigert worden ist. Außerdem ist eine stark abweichende Fassung schon vor zwei Menschenaltern an versteckter Stelle gedruckt worden: im Anhang zu einer seltenen, auf Berliner Bibliotheken nicht nachweisbaren Übersetzung von Petőfis Dichtungen, die 1858 mit einem Vorwort von Friedrich Bodenstedt, dem Mirza-Schaffy-Dichter, in Leipzig erschien.

Wie kam Bettina dazu, den ihr persönlich nicht bekannten und ihr in seiner Muttersprache nicht verständlichen fremdländischen Dichter in einer Weise zu ehren, die sie selbst Goethe, dem Idol ihres Lebens, nicht zuteil werden ließ? Die Erklärung ist vielleicht in ihrem — soweit wir bisher sehen können — letzten größeren Briefwechselerlebnis mit einem geistig hochstehenden, sie verehrenden Manne zu suchen.

Bettina nahm sich aller Unglücklichen, Bedrängten und Verkannten an, zu deren Unterstützung ihr Einfluß und ihre Mittel ausreichten. Werktätige Nächstenliebe war ein hervorstechender Grundzug ihres Wesens. Von ihrem mutigen Wirken in der Cholerazeit des Jahres 1831 an bis zu ihrem Eintreten für die aus Göttingen vertriebenen Brüder Grimm, von ihrem sozialpolitischen 'Königsbuch' bis zu ihren wiederholten, furchtlosen Gnadengesuchen für Revolutionäre von 1848, für die sie sich einsetzte, selbst wo unleugbares Verschulden ihre Wünsche fast aussichtslos machte: aus vielen Quellen besitzen wir Zeugnisse von ihrer uneigennützigen, mitempfindenden Sinnesart. Diese Menschenliebe schloß denn auch — wie das so damals in der Zeitstimmung lag — bedrückte Volksschichten und sogar ganze Völker ein, welche sich mit Waffengewalt gegen die Staatsautorität erhoben: die Polen und die Ungarn. Hatte Bettina sich 1848 für die aufständischen Polen u. a. durch eine (ebenfalls in die neue Gesamtausgabe nicht aufgenommene) anonyme Denkschrift 'An die aufgelöste Preußische National-Versammlung' öffentlich eingesetzt, so wurde in den nächsten Jahren ihre Sympathie lebhaft für die eben mit russischer Hilfe beruhigten Ungarn erregt. Der junge Dichter und Freiheitskämpfer Petőfi (1823 bis 1849) war für sie der Repräsentant seines Volkes. Sein geheimnisvoller Untergang — er entschwand während eines Gefechtes plötzlich den Augen der Seinigen für immer — umwob ihn mit einer Gloriole und hob ihn in den Augen vieler über das Maß des allgemeinen menschlichen Schicksals hinaus.

Petőfi wurde ihr von einem Landsmann nähergebracht. Durch einen ungarischen Studenten, Karl Maria Benkert (1824 bis 1882), der unter dem Namen Kertbeny schrieb, lernte sie 1847 einiges von der ungarischen Literatur in Übersetzung kennen, ohne von ihr zunächst besonders berührt zu werden. 1849 ließ Kertbeny eine Übersetzung ausgewählter Gedichte Petőfis erscheinen und sandte ein Exemplar aus Frankfurt am Main an Bettina nach Berlin. Bettinas Dankbrief 'An den Übersetzer Petőfis' wurde dann der Anfang eines umfangreichen Briefwechsels zwischen beiden, der bis zum Ende des Jahres 1850 dauerte. Insgesamt wissen wir von 61 Briefen Bettinas an Kertbeny und 42 Briefen Kertbenys an Bettina. Für Bettina bedeutete dieser bisher unbeachtet gebliebene Gedankenaustausch eine letzte Fortsetzung seiner großen Vorgänger: mit Goethe, mit Achim von Arnim, Clemens Brentano, Karoline von Günderode, Fürst Pückler und Philipp Nathusius ('Ilius Pamphilius'). Ihre Natur bedurfte steter Fühlung

Digitized by Google

mit einem Menschen, von dem sie sich verstanden glaubte. Wie Kertbeny in seinen Erinnerungen ('Silhouetten und Reliquien', Wien 1861, Band 1) sagt, fühlte er sich durch Bettinas ersten Brief von einem Geiste berührt, der bei jeder Wendung sich großartiger im Erfassen der Lebensrätsel erwies. Ihr 'noch stets warm pulsierendes und großmüthiges Herz, voll von Theilnahme für alle leidenden Völker, ahnte sogar aus der unbeholfenen Sprache jener Dolmetschung heraus, in welch edler Gestalt der Dichter im Original dastehen und unsterblichen Blickes in die sterbliche Welt blicken müsse'.

Bettina und Kertbeny sahen sich persönlich nur einmal für wenige Minuten im Jahre 1847. Ihre späteren Beziehungen der Jahre 1849 und 1850 beruhten ganz auf geistiger Verbundenheit. Wie Bettina ihre Stellung zu Kertbeny auffaßte, geht aus folgenden Briefstellen hervor:

'Nun den kleinen Platz hier muß ich mir aufsparen für Liebesworte! Du! Ich habe Deinen Brief nur erst flüchtig durchgelesen, weil ich diesen heutigen Abend gleich zum Antworten benützen wollte! Ich weiß ja, ich bin nicht leicht zu verstehen, und weiß auch, daß Du ein bischen magst gestutzt haben über Manches, was ich Dir da sagte. Jetzt aber wirst Du mich durchfühlen, denn von allen Wesen, die da leben, glaube ich, daß Du den rechten Geist habest, der das begreift! ... (14. 8. 1850) ... Über meine Briefe an Dich ein paar Worte zum Verständniß. Meine Gedanken gähren im Herzen; ihr Wein duftet mich an, daß ich ohnmächtig oft sie nicht fassen kann und wirklich sie nur stotternd vortrage. Der Schöpfungskreis meiner Sinne sind sie; da wallt mein Blut, da klopft mein Herz, und lauter Kunstsinnlichkeit ist's, da stürmen Bilder herauf, die sagen alles! ... Das Buch Deiner Übersetzungen hat mich in Deine Heimath geführt. Der Schmelz all der Perlen, die es vor mir ausstreut, blendet mein Aug und rührt meine Seele und gesellt mich ihm auf alleinigen Wegen, und Du und Er sind mir ganz Eins, bist wirklich des Dioskuren Bruder, der seine Unsterblichkeit in reiner Schale sammelt und Gewährung erhält, mit ihm zu theilen ... (Winter 1849 auf 1850). ... Dein Buch — es führt mich nachts die Wege durchs Ungarland. Von einem Traum zum Andern wache ich auf und geb immer wieder dem Buch die Hand, daß es mich weiter führe ... (21. 5. 1850). ... Du hast so schön, so rein Deinen Freund übersetzt, Du hast jede Richtung und Beziehung dieser Schwungseele faßlich und fühlbar zu machen verstanden und den organischen Bau der Sprache allen Gliedern der Seele so edel angefügt, daß sein Genius ganz frei daraus hervortritt ...' (16. 6. 1850.)

Ihrer überströmenden Begeisterung für ihren neuen Helden gab Bettina durch den hymnischen Gesang an 'Petöfi den Sonnengott' Ausdruck. Eine Niederschrift vom 16. 1. 1850 schickte sie aus Jüterbog an Kertbeny.

Im letzten Teil des Briefwechsels sprach sie sich öfters über zeitgenössische Dichter und Schriftsteller aus, so z. B. über den inneren Gegensatz zwischen Petöfi und Heinrich Heine:

'Heine! Ich nahm seine Gedichte hervor in der Nacht, als ich Deinen Petöfi gelesen hatte. Diese Gedichte sind Gift; kein sehr schnelles, absolut tödtendes, aber ein latschiges Gift der Selbstbekosung. Also nur nicht den heiligen Eifer der Gottsinnlichkeit im reinen Dichter Petöfi verglichen mit dem Honigthau der klebrigen Dichterblüthen des Heine! — Übrigens

Digitized by Google

gönne ich ihm alles Gute, möchte alle Schmerzen ihm gelindert wissen und jedes Erdenweh fern von ihm! Aber die Gesundheit des echten Dichters ist nicht in ihm! Ich sage es nicht laut, ich bin kein Kritiker; ich gönne jedem die Erdenlust auch des nicht natürlich Erwachsenen, wenn es genossen wird mit Appetit. — Aber: viel hängt doch davon ab. Nämlich der ganze Mensch! Der verwirrt sich nur zu oft im Gefühl und Begriff, und eben solche Ansichten, Begriffe und Schätzung von Werken des Geistes spiegeln die Wirkung ihres Genusses.... (16. 6. 1850.) ... Der Kerl hat kein reines Blut in sich, wie kann der Dichter sein! Die ganze reine Menschheitswürde gehört zum Dichter, wie Goethe sie hatte, wie der Petöfiknabe, der mich immer an den Jon erinnert, wie er vor den Tempel tritt, wo er als Tempelknabe angestellt war, morgens in der Frühe, nachdem er gekehrt hatte und die Säulengänge mit Wasser besprengt — da sieht er in die Höhe, wie die Störche herbeigezogen kommen, und ruft ihnen zu: "Ihr Störche, verunreinigt mir die Tempelzinne nicht, oder ich werde es euch leid machen!" Ach, so rein wie die Morgenluft schallte das hinauf! und am Abend hatte ihn schon sein unerbittlich grausames Schicksal erreicht...' (14. 8. 1850.)

Seit Ende des Jahres 1850 wurden Bettinas Beziehungen zu Kertbeny kühler; der Briefwechsel schlief ein. Die Ursache ist nicht zu erkennen. Sie fand wohl bei ihm nicht mehr die volle freudige Zustimmung zu ihren Gedanken wie im Überschwang der Gefühle der ersten Bekanntschaft. Auch die Widmung von Kertbenys Sammlung 'Ungarischer Volkslieder' (1851) an Bettina änderte daran nichts. Er versuchte in den nächsten Jahren mehrmals, das alte Verhältnis wieder herzustellen, durch Vermittlung Varnhagen von Enses, der Bettina lange Zeit hindurch nahestand. Am 7. 9. 1852, kurz nach dem Erscheinen von Bettinas letztem Werk, den 'Gesprächen mit Dämonen', schrieb er aus Pest an Varnhagen:

'Durch dritte Hand erfuhr ich unlängst, daß die Verfasserin der "Gespräche mit Dämonen" neuestens von einem Krankheitsanfalle heimgesucht wurde. Nebst dem Gefühle der Trauer und innigster Besorgniß befiel mich noch ein eigentümlicheres Gefühl bei dem Gedanken, daß ein Wesen, welches bisher so göttlich unabhängig von körperlichen Schwächen durchs Leben zog, die Fesseln irdischen Seins fühlen sollte. Hoffentlich ist die Irritation nicht so ernstlich, als das moderne schwache Geschlecht in seiner freilich würdigen und warmen Besorgnis sie auffaßte; der Himmel möge es wenigstens geben!... Bis heute erhielt ich noch kein Exemplar der Gespräche; leider ist das Buch hier nirgends aufzutreiben.' (Trostler, in der Ungarischen Rundschau 1913, Jg. 2, S. 945 ff., für diese und die zwei nächsten Stellen.) Ferner bat Kertbeny am 28. 7. 1855 Varnhagen ihm mitzuteilen, welche seiner Schriften er noch nicht habe, weil die Verleger die Freiexemplare nicht vertragsgemäß abgesandt hätten. 'Besonders aber werden Sie mich, hochgeehrter Herr, verbinden, benutzten Sie etwaige Zeit und Gelegenheit, dieselbe Frage auch an Frau Bettina von Arnim zu stellen und mir ihre Antwort gefälligst wissen zu lassen'...

Den Ausklang brachte eine Mitteilung an Varnhagen aus Wien vom 3. 4. 1856: 'Meinerseits stelle ich alle Versuche an, um über Bettinas Befinden Neueres zu erfahren; doch direkte Briefe bleiben ohne Antwort, und indirekte Anfrage wage ich nicht an wirklich Eingeweihte zu richten. Ich erfuhr bloß, daß Gisela die Gattin meines berühmten Landsmannes Joachim

Digitized by Google

geworden...' Das Unglück wollte es, daß diese einzige Nachricht falsch war: Bettinas jüngste Tochter Gisela heiratete nicht den Musiker Joachim, sondern den Kunsthistoriker Herman Grimm, Wilhelm Grimms Sohn.

Eine Andeutung über den Grund des Zerwürfnisses mit Bettina können wir vielleicht aus einer anderen Stelle desselben Briefes entnehmen, die uns Kertbeny als einen resignierenden, von Minderwertigkeitsgefühlen erfüllten Menschen zeigt: 'Ich habe in der That auch viel eigene Schuld einzugestehen. Es gibt Naturen im Gegensatze zu vielen glücklicher begabten, welche das Schicksal so recht zu Gegenständen mitleidenswerther Lächerlichkeit in Hinsicht des abnormen Abstandes zwischen ihrem Wollen und Können anlegt, mit dem Stempel des Schlehmihltums auf der Stirne, und leider daß ich ein Prachtexemplar dieser Sorte sein muß...' —

Mit Kertbeny schwand nicht auch Petöfi aus Bettinas Gedanken. Sein rätselhaftes Schicksal, das Verlangen, ihm im Geiste und nach Möglichkeit auch im Leben nahezustehen, beschäftigte sie noch lange Zeit. Wie uns Varnhagen in seinen 'Tagebüchern' (Band 12 bis 14) überliefert, war sie von der Unrichtigkeit aller Erzählungen über Petöfis Tod durchdrungen. Sie verfocht mit einem Eifer, der keinen Widerspruch litt, ihre Meinung, daß er an einem verborgenen Zufluchtsorte gesichert lebe und nach Besserung der Verhältnisse wieder zu seinem Volke nach Ungarn zurückkehren werde. Ein Bild, das Kertbeny darstellte und ihr 1856 von diesem ohne Begleitschreiben zugesandt worden war, erklärte sie für ein Bild Petöfis, durch dessen Verbreitung Petöfi seinen Freunden seine baldige Wiederkunft anzeigen wolle. Auch durch den Hinweis auf Kertbenys Namenszug unter dem Bildnis ließ sie sich von ihrer Idee nicht abbringen: der Geweihte, der Einsichtige werde dadurch nicht getäuscht. Dabei blieb sie.

Ihr Wunsch, ihres letzten Lieblingsdichters Heimkehr aus der Fremde zu erleben, verwirklichte sich nicht. Die Hoffnung darauf erfüllte sie aber bis zu ihrem Tode.

Berlin. Otto Mallon.

Ags. Survey von Bury St. Edmunds.

In English Historical Review XLIII, 376 ff. druckt und analysiert D. C. Douglas ein Klosterinventar von Bury St. Edmunds, auf das Schröer schon 1888 gelegentlich hingewiesen hatte (in den 'Ags. Prosabearb. der Benediktinerregel'). Die Hs. befindet sich jetzt in Corpus Christi College, Oxford. Der Text ist teils unter Abt Leofstan (1045—65), teils unter Abt Baldwin (1065—98) abgefaßt; die vorliegende Hs., offenbar eine Kopie, stammt aber wahrscheinlich auch aus der 2. Hälfte des 11. Jh.s. Die Sprache ist spätwests., die gewöhnliche Schriftsprache der Zeit, für deren Gebrauch in Anglien wir hiermit ein Zeugnis mehr gewinnen. Abgesehen von dem berechtigten lokalen Interesse, das eine Aufzeichnung einer so bedeutenden Abtei beanspruchen kann, eröffnet sich hier indessen noch ein Einblick in die Umwandlung der wirtschaftlichen Verhältnisse nach und infolge der normannischen Eroberung. Der ältere Teil des Textes zeigt die Einnahmen des Klosters als noch ausschließlich auf Naturalwirtschaft beruhende, der jüngere dokumentiert den Aufbruch zur Geldwirtschaft, die ja dann im 12. Jh. in den Zinszahlungen durchdrang. D. C. Douglas ist endlich geneigt, die Terminologie der Aufzeichnung als ein Glied in eine Beweiskette einzufügen, welche den Übergang der Rechtsverhältnisse des Landbesitzes darstellt von der ags. hide über

Digitized by Google

den typisch dänischen Bauernbesitz des manlot oder der bovata zu den normannischen Hundertschaften und carucatae. Der Wandel von der ags. zur dänischen Administration vollzog sich leicht, weil die ags. leet und die kleine dänische Hundertschaft einander entsprachen, während die große normannische Hundertschaft nur ein äußerlich aufgelegtes fiskalisches Schema darstellt, das die innere Struktur des Bauernbesitzes nicht ändert.

Berlin. Martin Weinbaum.

Schlüsselblume, Maiglöckchen und Veilchen in der altfranzösischen Lyrik.

Die formelhaften Frühlingsschilderungen in den Eingangsstrophen der Lieder in der mittelalterlichen französischen Lyrik erhalten etwas Reiz und Farbe durch die Erwähnung bestimmter Blumen, und zwar ist letzteres, soweit ich sehe, erheblich häufiger im Norden der Fall als im Süden. Ob dieses daran liegt, daß in Nordfrankreich die Wald- und Wiesenflora wegen des feuchteren Klimas entwickelter ist als in Südfrankreich, oder ob dort die Beobachtung der Natur etwas genauer und lebendiger war, möge derjenige untersuchen, welcher einmal zusammenfassend über alle Blumen handeln wird, die in der mittelalterlichen französischen Lyrik vorkommen. Hier beabsichtige ich nichts weiter, als einen kleinen Beitrag dazu zu liefern, indem ich mich auf die Schlüsselblume, das Maiglöckchen und das Veilchen beschränke, wobei ich auf Vollständigkeit gerade keinen Anspruch erhebe. Die Pastourellen rechne ich zur Lyrik und schließe sie mit ein.

Am seltensten scheint die Schlüsselblume zu begegnen. Ein in drei Hss. erhaltenes Lied des Gille le Vinier beginnt: *Beaus m'est prins tans au partir de fevrier Ke primerole espanist el boscaige* (Rayn. 1280; Arch. 42, 246; A. Metcke, Die Lieder des Gille le Vinier [1906] S. 41, wo mit Unrecht gesagt wird: 'bisher ungedruckt'); Godefroy, der in VI, 406a noch zwei weitere Belege aus literarischen Denkmälern (Rosenroman und G. de Deguileville) für *primerole* beibringt, sagt, daß diese Bezeichung für schriftfranzösisches *primevère* noch heute in der Normandie anzutreffen ist. An unserer Stelle zeigt die Berner Handschrift, in der das Lied anonym steht, *premevoire* für *primerole*, also die volkstümlichere Form gegenüber heutigem *primevère*, und in einem anderen Gedicht, das von Richard de Fournival herrührt (Rayn. 759 = 1281; Jeanroy, Orig. S. 472; Zarifopol, Die Lieder des R. de Fournival [1904] S. 22), V. 81 weist die Hs. O gleichfalls *primevoire*[1] auf, während H N C *primerose* (*premeroxe* C) schreiben. Fast scheint es, daß wir in diesem *primerose* einen dritten Ausdruck für die Schlüsselblume vor uns haben, wenigstens läßt das englische *primrose*, das 'Schlüsselblume' bedeutet, darauf schließen, und auch eine Perceval-Stelle (*par les prez cueillir les floretes, Primeroses et violetes*) spricht wegen der Erwähnung der Wiesen eher für

[1] God. hat diese Belegstellen nicht, dagegen in X, 418a drei andere aus den Hss. des Lothringerepos, unter denen die der Berner Hs. hervorzuheben ist: *Al matin lievent mescines et puceles Vont primevoire et la flor de lis querre.* Diese Belege hat wohl Gamillscheg im Auge, wenn er in EFW schreibt: '12. Jahrh. in östlichen Hss. *primevoire*'. Übrigens steht die Stelle bei R. de Fournival nicht innerhalb einer Frühlingsschilderung, sondern es heißt, daß wie die Blüte des *aiglent* und die *primerose* mehr *bonté* haben (als andere Blumen), so das Mädchen vor der Frau den Vorzug verdient.

Digitized by Google

die Schlüsselblume als für etwas anderes. Immerhin paßt die Bezeichnung *rose* für Schlüsselblume recht wenig, und God., der in VI, 406b unsere Stelle nicht anführt, dagegen nach den Handschriften eine andere aus dem Lothringerepos und die obige aus dem Perceval beibringt, glossiert *primerose* mit *passerose*. Inwieweit ist das letztere richtig? *Passe-rose* heißt heute neben *rose trémière* und *alcée rose* 'Stockrose', also eine Gartenblume, aber das stimmt gar nicht zu der Perceval-Stelle; freilich ist auch hier die Sache wieder nicht so einfach, denn wenn Littré *passe-rose* als 'Stockrose' erst aus dem 16. Jahrhundert belegt, so erscheint das Wort doch schon im 13. Jh. (s. God. X, 291b), einmal im Tornoiement Antecrist als auf einem Schilde abgebildet und dann im Fablel 'Guillaume au faucon' im Vergleich mit den roten Lippen einer Dame. Ich vermute, daß an diesen beiden Stellen die rötliche Malve gemeint ist, aber wohl nicht die einfache Feldmalve (*malva alcea*), welche in der alten Sprache, wie heute, *mauve* heißt (s. God. VI, 113b), sondern eine schon damals in Gärten angepflanzte Malve mit größerer Blüte und stärkerem Rot[1]. Wie ist es nun aber zu dem Ausdruck *primerose*, sei es für 'Schlüsselblume', sei es für 'Gartenmalve', gekommen? Mir scheint, daß eine Kreuzung von *primevoire* und *passerose* stattgefunden hat, also *primevoire*+*passerose*>*primerose*. Um mich nicht in eine Monographie der *passe-rose* zu verlieren, habe ich hier kurz sein müssen; zur erschöpfenden Behandlung des kleinen Problems würden wohl noch der Atlas linguistique, Rollands Flore populaire de la France und vor allem eine Geschichte der französischen volkstümlichen Blumenbezeichnungen sowie eine solche der Gartenzucht von Feldblumen in Frankreich heranzuziehen sein.

Etwas häufiger erscheint das Maiglöckchen. Zu den anmutigen Zügen, mit denen uns die altfranzösischen Pastourellen erfreuen, gehört auch das Maiglöckchen-Pflücken. Hierfür habe ich vier Stellen, von denen sich zwei bei God. X, 183 finden[2]. In der hübschen Pastourelle des Richart de Semilli (Rayn. 1583; M. et M., Th. S. 32; Ba., R. u. P. S. 242; Steffens im Foersterband S. 355) wird V. 16 ff. berichtet, daß Robin frühe aufgestanden war, *por cueillir la rose et le muguet*[3], und aus den Blumen Kränzchen gemacht hatte, eines

[1] Wenn *passerose* im Ménagier (14. Jh.) auch 'Kornrade' bedeutet, so sehe ich darin erst eine Übertragung von der Malve, die sich aus der Gleichheit der hellroten Farbe erklären mag.

[2] God. verzeichnet außerdem je einen Beleg aus einem Salut d'amours und aus Manekine 2174. Littré, der von God. nicht berücksichtigt wird, hatte schon eine Prosastelle aus dem 13. Jh. und Jeh. et Blonde 3537 (bei Suchier 3556) angeführt, wozu noch aus dem letzteren Denkmal 3552 und 3564 kommen. Das D. G. zitiert schließlich eine Stelle aus G. de Coincy nach Delboulles Recueil.

[3] Schon bei M. et M., Th. findet man S. 32 die Form *musguet* als in der Arsenalhs. (K) stehend, was durch die Angabe von Steffens bestätigt wird (P hat *mulget*). Desgleichen schreiben in einer oben weiterhin genannten Pastourelle (Ba. S. 283) nicht nur die Hs. K (M. et M., Th. S. 36), sondern auch die Hss. PX *musguet*, s. die Ausgabe von Richter S. 58. Ich mache auf diese, wie es scheint, ursprüngliche Form im Hinblick auf das aufmerksam, was Gamillscheg und das D. G. zur Herkunft des Wortes sagen (G. gibt für *muguet* das 15. Jh. an, was wohl nur ein Druckfehler für 13. Jh. ist). Beiläufig sei noch bemerkt, daß Azaïs, der in seinen Troubadours de Béziers auf den Gedanken verfiel, die zweite Pastourelle ins Altprovenzalische zu übertragen, S. 86 für *musguet* ein *musquet* einsetzt, das aprov. 'Moschus' bedeutet.

Digitized by Google

für Marot und eines für sich. Gleichfalls als Maiglöckchen pflückend erscheint Robin in einer anderen Pastourelle (V. 11), die wohl dem Jehan de Nueville angehört (Rayn. 962; Ba. S. 283; Die Lieder des Jeh. de Nueville ed. M. Richter [1904], S. 58). Eine dritte, allerdings sonst wenig erbauliche anonym überlieferte Pastourelle (Rayn. 961; Ba. S. 171) zeigt uns die Schäferin eben damit beschäftigt: Putepoinne trifft sie an *ou cuet muguet* (V. 3).

Die vierte in Betracht kommende Pastourelle steht in der Oxforder Hs. (Rayn. 1697; Ba. S. 146), wo ihr erster Teil als ballete wiederkehrt (Rayn. 974; Gennrich, Rondeaux, Virelais ... I, 199). Hier heißt es V. 6 von der Schäferin, daß sie einen Kranz machte *partit a muguet*; das volle Verständnis wird durch das Fehlen der folgenden Zeile unmöglich gemacht, aber daß die Hirtin Maiglöckchen gepflückt hat, die sie zu einem Kranze verwenden will, kann nicht zweifelhaft sein. Ich erwähnte oben in der Anmerkung, daß Godefroy auch eine Stelle aus einem Salut d'amours (*de floretes et de mugeit*), also aus der Lyrik, anführt, da er aber nach der Hs. und ohne Angabe des Anfangsverses zitiert, so ist es schwer festzustellen, ob jenes Salut im Druck vorliegt. Es kann hierher auch noch die gleichfalls von Godefroy beigebrachte Stelle aus Manekine 2174 gezogen werden, denn sie trägt durchaus lyrischen Charakter: Das Erwachen des Frühlings und die Frühlingsfreude werden geschildert (ed. Suchier V. 2153 ff.); Burschen und Mädchen, unter deren Namen 'Marot' und 'Robechon' nicht fehlen, ziehen nach dem Wald, um Maiglöckchen zu pflücken (*puis s'en vont au bos au muguet*). Aus der späteren Lyrik habe ich mir nur G. Paris, Chansons du XV^e^ siècle no. 27 angemerkt, wo V. 4 von einem Gärtchen die Rede ist, *ou croist la rose et le muguet*.

Am häufigsten treffen wir unter unseren drei Frühlingsblumen das Veilchen an. Von dem wiederholten Vorkommen desselben in der nordfranzösischen Lyrik lassen freilich die Wörterbücher, das sei gleich hier bemerkt, nichts ahnen; es ist begreiflich, daß Littré nur zwei Belege bringt und das Dict. gén. einen, aber es verblüfft, daß bei Godefroy X, 860b *violete* im Sinne von 'Veilchen' nur in Marbods Steinbuch und in einem Beleg aus dem 15. Jh. erscheint. Wohl die älteste Stelle findet sich am Eingang eines Liedes, das den Kastellan von Coucy zum Verfasser hat (Rayn. 986[1]; Brakelmann, Les plus anc. chansonniers franç. I, 115): *Li novels tens et mais et violete Et roisignors me semont de chanter*; der Kastellan zeigt auch sonst, wie das schon Voretzsch, Einführung[3] S. 348 zutreffend andeutet, in seinen Liedereingängen eine gewisse Wärme der Empfindung für die sich neu belebende Natur. Raoul de Soissons beginnt ein Lied (Rayn. 929; E. Winkler, Die Lieder des Raoul de Soissons [1914] S. 44): *Quant avril et li biaux estez Fet la violete espanir*. Am Anfang eines nur in einer Hs. überlieferten und dort dem Raoul de Ferrieres zugeschriebenen Gedichtes (Rayn. 1412; Brakelmann, Chans. II, 52) heißt es: *Quant je voi les vergiers florir Et la violete ou buisson*, und in dem eigenartigen Liede, das anonym überliefert ist (Rayn. 1645; Rev. d. lang. rom. 39, 265; Spanke S. 224): *En ces vergiers violete florist* (V. 3). Weiterhin liest man im Eingang eines ebenfalls anonymen, aber ebenso wenig wie das vorige volkstümlichen Charakter tragenden Gedichtes: *Quant marz commence et fevrier faut, Que li printems revient jolis, Que violete nest el gaut* (Rayn. 391; Spanke S. 96). Eine Pastourelle des

[1] Die Nummern 985 und 986 bei Raynaud sind in eine zusammenzuziehen, s. Brakelmann im Archiv 42, 372.

Digitized by Google

Moniot de Paris (Rayn. 987; Ba. S. 300) beginnt: *Au nouviau tens que nest la violete*, und eine andere dem Jocelin de Bruges angehörende Pastourelle (Rayn. 968; Ba. S. 318; Scheler, Trouv. belges I, 158): *Quant j'oi chanter l'aluete Et ces menus oisillons Et je sent de violetes Odorer tous ces buissons.* Der Anfang eines anonymen Gedichtes, das Gennrich, Rondeaux I, 213 als ballete auffaßt, Spanke als Rotrouange[1] (Rayn. 988[2]; Noack bei Stengel, Ausg. u. Abh. Nr. 98, S. 125; Gennrich, s. oben; Spanke S. 242) lautet: *En marx quant la violete Nest par ces vergiers indete.* Schließlich gehört hierher noch ein Motett: *Quant florist la violete* (Rayn., Rec. de mot. I, 39, no. XXIV; Stimming, Bamberger Motette S. 57). Für sich stehen die beiden folgenden Stellen: G. de Coincy vergleicht in einem Marienliede V. 20 (Rayn. 526; P. Meyer, Rec. II, 380) die Jungfrau mit einem Veilchen, und in einem Motett der Wolfenbütteler Hs. heißt es V. 5—6 sinnig und zart: *Mis cuers dort En la violete*[3] (Stimming S. 97).

Was das Veilchenpflücken angeht, so sind auch hier die Stellen ziemlich zahlreich, doch begegnen sie nur selten außerhalb der Refrains, Rondels und Motetten, im höfischen Liede, wie es scheint, gar nicht. In der Pastourelle eines Ungenannten (Rayn. 1709; Ba. S. 193; Spanke S. 164) sucht der Bewerber die Hirtin, nachdem er ihr Geschenke angeboten hat, damit zu locken, daß er ihr ein gemeinsames Veilchenpflücken in Aussicht stellt (V. 25). Ein débatähnliches Stück (Rayn. 980; Jeanroy, Orig. S. 466; Spanke S. 107) zeigt uns eine Dame, welche unter einem Haselstrauche Veilchen pflückt (V. 3). In einem Motett *Quant repaire la verdor* (Raynaud, Rec. de mot. I, 42) heißt es: *Par un matin me levai Sorpris d'une amorete. En un vergier m'en entrai Por cuillier* (sic) *violete*, und ähnlich in einem Rondel: *Introy m'en en un giardin, Ay lorin, lorin, Culhir la violeta* (Franz. Lieder aus der Florentiner Hs. Strozzi-Magliabecchiana[4] Cl. VII. 1040 ed. R. A. Meyer no. 20, V. 5—6) sowie am Anfang von zwei fast gleichlautenden Stücken in derselben Hs. (unter Nr. 32 von Meyer zusammengefaßt): *Je me levoy un matin au jort prenant, Entroy m'en en un giardin la flor culhant (d'amour pensant), Si chulhoy de violetas mes pleyn gans.* Hierher gehört auch die Stelle aus einem Bamberger Motett: *Ele m'a navré d'un chapiau de violete Qu'ele m'a doné* (Stimming S. 46, V. 11 ff.), denn natürlich muß das Mädchen die Veilchen zu dem Kranze vorher gepflückt haben; *violete* heißt zwar auch 'veilchenfarbener Stoff' (s. God. VIII, 254c), aber dieser kann hier nicht gemeint sein. Auch mag hier Platz finden das Motett: *Sor la rive de mer Fontenelle i sordoit cler, La pucele i vault aler, Violete ai trovee.* Schließlich die Refrains: *Et pour çou que j'ai bone amor Keudrai la violete au jor* (Ba. S. 93, V. 10—11) — *Bien doit quellir violete Qui par amours aime* (ib. V. 13—14) — *Qe qessistes ore ci? Je keuc la violete* (Ba. S. 181, V. 27—28) —

[1] Spanke hat versäumt, Gennrich namhaft zu machen.

[2] Rayn. führt dasselbe Lied als besonderes unter 990 auf, es liegt aber nur eine andere Fassung in Hs. I vor, s. Spanke S. 407.

[3] Ich glaube zwar kaum, daß man zu übersetzen habe 'mein Herz schläft in den Veilchen', sondern etwa nur 'mein Sinn ruht in dem Veilchen' (vgl. für *dormir* 'fest (unangerührt) daliegen' Bartsch, R. u. P. S. 318, V. 92), d. h. ist ganz dem Veilchen zugewandt. Immerhin wäre auch bei dieser Bedeutung die Ausdrucksweise recht bemerkenswert.

[4] Gennrich, Rondeaux ... berücksichtigt, soweit ich sehe, diese Gedichte nicht.

Digitized by Google

Au bois irai Pur cullir la violeite (Mélanges Jeanroy S. 504). — Auch in der späteren Lyrik begegnet noch das Veilchenpflücken; wenigstens kann ich auf G. Paris, Chans. du XV^e siècle no. 22 V. 7—8 (*Et yray seullette au bois avec luy Cueillir violette pour passer ennuy*) und no. 27 V. 13—14 hinweisen (*Je la vi l'autre jour cueillir La violette en ung vert pré*), vgl. auch M. Haupt, Franz. Volkslieder S. 129, wo ein Mädchen sagt, daß es Veilchen pflücken ging.

Vielleicht ist es dem Leser erwünscht, wenn ich noch einen kurzen Blick auf die provenzalische Lyrik werfe. Hier begegnet der Zug des Veilchenpflückens nur einmal, und zwar in der allerliebsten Pastorela in Ballatenform *Per amor soi gai*, die doch wohl Guiraut d'Espanha zum Verfasser hat[1]: *Eu·m levei un bon mati Enans de l'albeta, Anei m'en en un vergier Per cuillir violeta*[2] (Hoby, G. de Espanha S. 47). Aber mit dieser Pastorela hat es ja eine besondere Bewandtnis: sie erinnert nach Inhalt und Ton sowie auch in Einzelzügen sehr lebhaft an eine anonyme altfranzösische Pastourelle, nämlich an Ba., R. u. P. II, 68 (S. 193), so daß ich schon in Zs. VIII, 108 Einwirkung von daher annahm[3] und u. a. auch auf die Übereinstimmung im Zuge des Veilchenpflückens, der sonst der altprovenzalischen Lyrik fremd ist, aufmerksam machte. Dazu kommt nun noch der Umstand, daß der Eingang der provenzalischen Pastorela fast gleich lautet mit den Anfangsversen altfranzösischer lyrischer Stücke, die ich oben aus dem Florentiner Codex angeführt habe, insbesondere des Motetts aus der Hs. von Montpellier: *Par un matin me levai Sospris d'une amorete, En un vergier m'en entrai Por cuillier violete*; der zweite Vers weicht allerdings ab, aber *sospris d'une amorete* ist eine echt nordfranzösische Wendung, und es ist viel wahrscheinlicher anzunehmen, daß Guiraut hier geändert hat, weil ein *amoreta* dem Provenzalischen so gut wie unbekannt ist[4], als daß man an ein umgekehrtes Abhängigkeitsverhältnis denkt.

Jena. O. Schultz-Gora.

Zwei Parallelen (Entlehnung oder Zufall?).

I. Im Text zu Richard Strauß' Ägyptischer Helena schrieb Hugo von Hofmannsthal im Zwiegesang zwischen Helena und der Nymphe Aithra:

[1] S. zuletzt dazu meine Äußerung im Archiv 134, 432—33.

[2] Das Wort *violeta* wird nur noch einmal im Lex. Rom. V, 550 belegt: *capelz an de violetas* (Un troubadour anonyme: *Seinor vos*). Gemeint ist mit der Quellenangabe die erzählende allegorische Dichtung eines Ungenannten, 'Hofhalt der Liebe', in der Hs. N^2 (Cheltenham); der betreffende Passus steht in dem vollständigen Abdruck, den Constans in der Rev. d. l. r. XX geboten hat, S. 217, V. 1076, außerdem aber finden sich noch zwei andere Stellen für *violeta* darin, nämlich S. 159, V. 56 und S. 211, V. 850. Hinzu kommt noch Flamenca^2 V. 948. Das Simplex *viola* 'Veilchen', das im Norden sehr selten ist — ich kenne keine Stelle —, belegt Raynouard aus A. Daniel (ed. Canello XVI, 12, wo es sich nur um einen übrigens wenig glücklichen Vergleich handelt) und aus einer allegorischen Dichtung des P. Guillem, bei Raynouard irrtümlich P. Vidal genannt (Bartsch, Chr. S. 267, V. 23).

[3] Savj-Lopez erkennt in Studi Medievali I, 405 wenigstens nordfranzösischen Einfluß an.

[4] Es erscheint erst im 'G. de la Barra', also erst im 14. Jahrhundert, V. 2139 und auch hier wieder in Versen, die an den Norden erinnern.

Digitized by Google

'Stärker als Krieger, reicher als Könige
Sind zwei Frauen, die sich vertrauen.'
(I. Akt, Seite 35)

In Akt II, Szene 11 der Komödie 'Gli occhi del cuore' des venezianischen Dichters Giacinto Gallina (1852—1897), des 'modernen Goldoni', sagt in der schriftsprachlichen Fassung Teresa (die Komödie ist ursprünglich im Dialekt der Lagunenstadt geschrieben gewesen): Se due donne fanno lega tra loro spiantano tutti i chiodi del mondo. Es ist wohl möglich, daß Hofmannsthal 'Gli occhi del cuore' gelesen oder gesehen hat.

II. Schwieriger und interessanter ist der Fall einer scheinbaren, doch nicht unwahrscheinlichen Motiventlehnung bei Rostand und Paul Ernst. In des Franzosen geistsprühendem Werk Cyrano de Bergerac (Uraufführung 28. Dezember 1897), das vor nicht ganz drei Jahrzehnten in der kongenialen deutschen Bearbeitung von Ludwig Fulda (1898) unzähligemal auch über die deutschen Bretter ging, begegnet uns folgendes Motiv: Roxanes Liebhaber, Christian de Neuvillette, weiß sich weder schriftlich noch mündlich so auszudrücken, wie die preziöse Roxane es wünscht, und muß am succès verzweifeln. Sein Freund Cyrano kommt ihm selbstlos zu Hilfe, indem er ihm aus dem Urquell seiner 'gaskonischen' Verve Briefe und Verse zur Verfügung stellt und — auch souffliert (in der berühmten Balkonszene, III. Akt, le baiser de Roxane; als Motto zu dieser Szene würde wohl das schöne Wort passen aus dem Rostandschen Aiglon III, VII, welche das Heldenideal auch Cyranos bezeichnet: 'C'est du vrai luxe, — inaperçu!'), Cyrano tut dies, da er erkannt hat, daß die von ihm selbst geliebte Roxane nicht ihn, sondern seinen Freund liebt und er sowohl dessen als Roxanes Glück begründen will. Die Täuschung gelingt, das Geheimnis, wer der Verfasser der geistvollen Briefe, Verse und Gespräche ist, bleibt — im Stück — drei Lustren lang bis gegen den Tod Cyranos wohlbewahrt und wird erst in Cyranos Sterbestunde offenbart, lange nach dem Tode des Freundes.

Dies Motiv findet sich in geistreich zierlicher Umbiegung nun auch wieder in Paul Ernsts Novelle 'Dichterglück', enthalten in dem neuen Bande Romantische Geschichten (Verlag Georg Müller, München, 1929/30; entstanden, nach des Dichters freundlicher Mitteilung an mich, 'etwa um 1922'). Hier ist die Sache so: Ein adliges Madrider Fräulein, das nicht weniger hohe Ansprüche an den Geist, das Feuer und die Beredsamkeit des Liebhabers stellt, wird von einem albernen, reichen Einfaltspinsel (Rostands Christian ist das nicht!) geliebt, den ihr die Eltern auch zum Gemahl bestimmt haben. Derselbe wendet sich in seiner Not an einen bettelarmen jungen Poeten, der ihm auch in der gewünschten Weise mit Lieferung von herrlichen Gedichten gegen Bezahlung aushilft. Infolgedessen läßt sich das Fräulein zu einer Entführung bereit finden (die eigentlich ziemlich überflüssig ist, doch ihrem Drang nach Romantik Genüge schaffen soll). Ihr Tölpel von Liebhaber jedoch verbummelt das Stelldichein, die verschleierte Dame findet vor ihrer Tür im Abenddämmern den wahren Verfasser der sie so entzückenden Sonette vor, reißt ihn im Glauben, er sei der rechte, mit in die bereitstehende Kutsche, das Paar fährt los, der Dichter zeigt sich ganz auf der Höhe der Situation und reißt das Glück an sich, was in einer posada vollzogen wird, wo das süße Pärchen nächtigt. Andern Morgens kommt beim Tageslicht die Geschichte heraus. Die Dame ist zunächst erstaunt und erzürnt, einen anderen als den ihr wohlbekannten Seladon an ihrer Seite erwachen zu sehen; nach

Digitized by Google

einer von graziösem Reiz geradezu funkelnden Aussprache klärt sich jedoch alles, die Entrüstung der Dame wendet sich gegen den Dummkopf, der ihr fremde Gedichte als eigene vorzulegen sich unterstanden, und ihre Bewunderung und Liebe überträgt sie auf den Dichter, mit dem sie ein neckischer Zufall in der Kutsche und im Gasthof zu Kuß und Scherz vereinigt hatte. Darüber erscheinen die Eltern und in ihrem Gefolge auch der reiche Bewerber, es löst sich alles in Wohlgefallen auf für alle, außer für den dummen Kerl von adeligem Stutzer, der mit Hohn zurückgewiesen wird. Der Dichter und die Dame werden, wie es sich gehört, ein glückliches Paar, gemäß — der sogenannten poetischen Gerechtigkeit, die sich bei Vorlesungen im Salon so gut macht, wenn auch das rauhe Leben sie meistens vernachlässigt und etwas anders verfährt.

Chemnitz. Franz Reuß.

Klärung von Mißverständnissen.

(Zu *Archiv* 156, 139 ff.)

Die Kürze meiner Darlegungen im *Neuaufbau der Grammatik*, zu der mich die Forderung des Verlegers zwang, die Zahl von hundert Seiten nicht zu überschreiten[1], hat in der — wie alle Publikationen des Herrn Rezensenten — scharfsinnigen und geistreichen Besprechung des Büchleins durch Max Kuttner gewisse Mißverständnisse hervorgerufen, deren Beseitigung denjenigen Lesern (mag ihre Zahl auch nur gering sein), denen theoretische Untersuchungen der allgemeinen Grammatik am Herzen liegen, willkommen sein dürfte.

1. Gegen meine Behauptung, 'daß es eine sich nur des Mittels der Worte bedienende Sprache weder gibt, noch gegeben hat usw.', führt Rezensent die 'mathematischen oder sonstigen wissenschaftlichen Lehrsätze oder Definitionen' ins Feld. Das Mißverständnis liegt hier darin, daß Rezensent an *langage* denkt, während ich *langue* gemeint habe. Ich hätte statt: 'eine sich nur des Mittels der Worte bedienende Sprache existiert nicht' ausführlicher sagen sollen: 'Kein Volk der Erde hat (oder hatte oder wird haben) eine Sprache, welche usw.'

2. Gerade um dem (auch mir 'recht unfruchtbar' erscheinenden) Ellipsenstreit ein Ende zu machen, habe ich die Anwendung dieses Terminus seiner Etymologie entsprechend auf diejenigen Fälle beschränkt, in denen eine wirklich 'mangelhafte' Ausdrucksweise vorliegt und von ihnen die unzähligen Kurzausdrücke der Sprache gesondert (vgl. 'und ob!', *plus souvent!*) die nach der landläufigen — jedoch unzutreffenden — Anschauungsweise 'unvollständige Sätze darstellen', aber nichtsdestoweniger jedem Sprachangehörigen ohne weiteres verständlich sind. Eine bei einem Turnerfest an die Vereinsgenossen gerichtete Aufforderung, das Lied 'Wohlauf' zu singen, wäre eine hochgradige 'Ellipse', da es nicht weniger als fünf mit diesem Worte beginnende Turnerlieder gibt, und würde dem Auffordernden sicher eine stür-

[1] Dies mag zugleich als Rechtfertigung gegenüber dem von E. Otto erhobenen Vorwurf dienen, daß ich mich nicht mit all den von ihm S. 26 aufgeführten Gelehrten — er nennt deren zehn — im einzelnen auseinandergesetzt habe. Übrigens: Hätte es wohl einen Sinn gehabt, wenn der Begründer der heliozentrischen Astronomie die sämtlichen von der geozentrischen aufgestellten Epizyklentheorien im einzelnen widerlegt hätte? Waren diese ja doch durch Einführung des neuen Standpunktes insgesamt erledigt!

Digitized by Google

mische Vorhaltung der Kameraden eintragen, sich gefälligst etwas genauer auszudrücken. Daß man 'guten Tag', *bonjour* verschieden 'ergänzen' könne (und zu verschiedenen Zeiten tatsächlich verschieden ergänzt hat) vermag ich als Argument gegen die Bezeichnung 'Kurzsatz' nicht gelten zu lassen: 'Kurzsatz' ist eben alles, was, in welcher Weise auch immer, auf eine ausführlichere Form (mit Träger, Verlauf usw.) gebracht werden kann.

3. Befehls- und Fragesätze sind darum 'Kurzsätze', weil in ihnen ein Teil ihres Begriffsinhaltes — statt durch Worte — durch Tonklang bzw. Gebärde ausgedrückt ist. Bei 'Komm!' besagen die letzteren: 'Ich befehle, daß ...', bei 'Kommst du?': 'Ich will (möchte usw.) wissen, ob ...' Man kann das hier von der Sprache angewandte, höchst sinnreiche Verkürzungsverfahren mit den 'Sigeln' der Stenographie vergleichen.

4. 'Jemanden, der mir bei einer Verhandlung mit einem Dritten warnend mehrfach auf den Fuß tritt oder mir verschiedene heimliche Rippenstöße versetzt, einen Demosthenes zu nennen,' ist auch mir nie in den Sinn gekommen. (Ich erkenne sehr wohl, daß diese Bemerkung des Rezensenten nur ein Scherz ist.) Doch möchte ich mir erlauben, auf den für unsere Erörterung höchst bedeutsamen Unterschied hinzuweisen, der zwischen derartigen aus purem Übermut entspringenden 'Freundschaftsbekundungen' oder gar zornigen Mißhandlungen einerseits und zur Warnung gegebenen Zeichen anderseits besteht. Im letzteren Falle stellen sie Gedankenübertragungen, Mitteilungen dar ('Bedenke, was du da sprichst'), sind also — laut Definition — Sätze.

5. 'Analyse' und 'Subsumption' (als Elemente der Sprechtätigkeit) haben nichts mit der Deutung, d. h. der Erkenntnis des Sinnes eines Vorgangs zu tun (vgl. K.s Beispiel von den beiden, Pelze ausklopfenden Männern), sondern sind lediglich vorbereitende psychische Akte für die sprachliche Mitteilung. Für diese genügte (als Analyse) die Erkenntnis, daß von gewissen Seienden eine gewisse Tätigkeit ausgeübt wurde, und (als Subsumption) die Erfassung dieser Seienden als zweier Männer und der Tätigkeit als eines Klopfens (auf ein Nichterkennbares, ein 'etwas'). Sprachliches Ergebnis: die Mitteilung 'Zwei Männer klopfen auf etwas'. Habe ich dann den Zweck des Klopfens erfahren, dann kann ich die Mitteilung entsprechend präzisieren; doch bietet die Sprache die erforderlichen Ausdrucksmittel (sowie entsprechende Analyse und Subsumption) auch für die verworrensten und unklarsten Sinneseindrücke dar.

6. So lehrreich das vom Rezensenten über die Bedeutungen von *sujet* und *objet* beigebrachte Material auch ist, das, worauf es im vorliegenden Falle ankam, war lediglich, ob es im Französischen einen dem des angeführten deutschen Satzes entsprechenden Sinn ergäbe, wenn man sagte: 'L'Allemagne, d'un *sujet* de la politique européenne, en est devenue l'*objet* seulement (entsprechend englisch: 'G , from a *subject* of European politics, has become its *object* only). Ich glaube, diese Frage verneinen zu müssen.

7. Die Pause, die Herr Baruzi hinter *La philosophie française contemporaine* gemacht hat, ist nicht ein Beweis dafür, daß er damit 'seinen Gegenstand, sein "Subjekt" angab und diesem dann mittels einer Gedankenverbindung, also einer Synthese, ein "Prädikat" zufügte', sondern sie bekundete lediglich ein Schwanken im Analyse- und Subsumptionsakt. (Bei einem weniger gewiegten Redner könnte sogar Zögern im Benennungsakt, d. h. Suchen nach Worten für die durch Analyse und [Begriffs-]Subsumption ge-

Digitized by Google

wonnenen Gedanken vorliegen.) Man versuche einmal, als Nichtfachmann den Zustand eines zertrümmerten Autos zu beschreiben, das man eben gesehen und ganz deutlich in der Erinnerung hat (oder gar in einer Abbildung vor sich sieht), und man wird die Erfahrung machen, daß man trotz deutlichsten Bewußtseinsinhalts bei den verschiedensten Satzteilen zögern oder nachträgliche Konstruktionsänderungen (wie die aus Valéry und Loti zitierten: *Quant au texte ... Mais le texte, on ne songerait même pas à l'écrire. — Moi! ... un de ces jours, oui, je ferai mes noces ...*) vornehmen wird. Niemals stellt sich ein Antrieb zum Sprechen ein, ohne daß schon ein Bewußtseinsinhalt (Sinneswahrnehmung, oder Erinnerungsabbild einer solchen, oder Erkenntnis oder Phantasiegebilde) vorhanden ist oder sich plötzlich aufdrängt, und niemals kommt ein Sprechen, sei es im Französischen oder Botokudischen oder welcher Sprache auch immer, anders zustande als durch Analyse, Subsumption und Benennung, nur daß jede Sprache in diesen drei Stücken ihre Besonderheiten hat.

8. 'Deckt sich das wirklich mit unserem Sprachempfinden?' (nämlich, daß in 'Sie ist glücklich' — im Gegensatz zu franz. *elle est heureuse* — 'glücklich' ein Vollwort, d. h. Substantiv, ist). Ich antworte: Nicht das 'Sprachempfinden' ist maßgebend, denn das ist bei den meisten Sprechenden gleich Null und unterliegt leicht den wunderbarsten Irreführungen (vgl. vulgär: 'Laß der man kommen,' oder, auch bei Gebildeten: 'Bevor du nicht abbittest, spreche ich nicht mit dir' usw. usw., vgl. insbesondere die französische 'unlogische' Negation). Entscheidend ist lediglich — wie in allen Dingen des Lebens — das Urteil des gründlich untersuchenden Fachmannes, also hier des Grammatikers.

9. Die sog. franz. 'Konjunktion' *que* ist dasselbe Wort wie *que* in 'c'est un grand trésor *que* la santé', und dieses *que* hat m. W. noch niemand als 'Konjunktion' bezeichnet. Gotisch *thatei* ist genau gleich lat. *quod*, und das deutsche 'daß' weiter nichts als ein orthographisch (und durch Voransetzung eines Kommas auch interpunktionell) verballhornter 'bestimmter Artikel' (l. 'präsentatives Bekanntheitspräfix'), also in: 'Ich erwarte das "mein Freund kommt"' genau dasselbe Wort wie in 'Ich erwarte *das* Kommen meines Freundes'. Aber noch viel einleuchtender dürfte es jedem sein, daß in *depuis* que je suis parti ganz dasselbe *depuis* vorliegt (vgl. das unmittelbar vorher über *que* Gesagte) wie in *depuis* mon départ, und daß nur der irregehende Grammatikunterricht der Schule — zusammen mit der irregehenden 'Orthographie' von *lorsque, puisque* — die Gebildeten zu dem irregehenden Glauben geführt hat: in *depuis que* bilde *depuis* eine Einheit mit *que* und sei daher ein anderes Wortwesen als die 'Präposition' *depuis*.

Berlin-Schlachtensee. Theodor Kalepky.

Genues. *cucuàcia* 'Küchenschabe'.

Garbini Antroponimie 1391 führt für die Küchenschabe (blatta orientalis) aus Genua *cucuàcia* an[1], dessen Herkunft ihm dunkel ist. Dieses Wort ist zweifellos span. *cucaracha* 'Küchenschabe'[2], das die Genuesen jedenfalls

[1] Außerdem *cucaràcc* aus Chieti (a. a. O.).

[2] Garbini kennt dieses Wort, da er es bei den Schnecken op. cit. S. 162 Anm. 1 mit Berufung auf Baráibar, Vocab. de palabras usadas en Álava selbst anführt.

Digitized by Google

auf spanischen Schiffen hörten, hält sich doch dieses Insekt besonders gern in Schiffsräumen auf[1]. *Cucaracha* dürfte eine Vermischung sein von *kakerlak*[2], das aus einer südamerikanischen Eingeborenensprache stammt, mit span. *cuca*[3] 'Kornwurm', das dial. für 'Küchenschabe' gebraucht wird (z. B. in Álava). Auf dieselbe Weise ist *cucaracha* nach England gekommen, wo es als *cockroach* weiterlebt[4]. Daneben kommt abstrahiert einfaches *roach* vor — *cockroach* wurde als eine Zusammensetzung mit *cock* 'Hahn' aufgefaßt —, das nicht mit dem Fischnamen *roach* 'Rotauge' (mit deutsch *Roche*[5] verwandt) verwechselt werden darf.

[1] Brehm, Tierleben, 3. Aufl. Bd. 9, S. 578.

[2] Im Deutschen und im Ndl. (*kakkerlak*) gebraucht (Weigand-Hirt, DWb. s. v.). Im Franz. ist das Wort eine Vermischung mit *cancer* 'Krebs' eingegangen; *cankerla* (La Rochelle, Rolland, Faune pop. 3, 286), *canquerlin* (Paris, ebenda), *kìnkarlà* (prov., Rolland, op. cit. 13, 88).

[3] Rolland, op. cit. 13, 87 führt für die Küchenschabe aus den Basses-Pyrénées *cuke*, aus den Hautes-Pyr. *cuko* an.

[4] Rolland, op. cit. 13, 88.

[5] Vgl. Skeat, A concise dict. of the Engl. language 451 und Weigand-Hirt, DWb. 2, 597.

Klagenfurt. R. Riegler.

Digitized by Google

Beurteilungen.

H. Bork, Chronologische Studien zu Otfrids Evangelienbuch. (Palaestra, 157.) Leipzig, Mayer & Müller, 1927. VIII, 202 S. 16 M.

In einer überaus eingehenden und fleißigen Untersuchung hat der Vf. hier die wesentlichen Hilfsmittel herangezogen, soweit sie geeignet sind, zu einer Klärung der Frage über die relative Chronologie der Dichtung Otfrids in ihren einzelnen Teilen und über seine Arbeitsweise beizutragen. Da bietet insbesondere das Verfahren des Dichters in seiner Reimtechnik, in Versbau und Rhythmik mancherlei Möglichkeiten, die der Vf. bis ins einzelne untersucht und auswertet. Reim und Versbau verursachen dem Dichter zunächst noch verschiedene Schwierigkeiten, die er erst im Laufe der fortschreitenden Arbeit nach und nach überwindet, indem er sich eine größere Fertigkeit aneignet. Immerhin verhält sich die Sache nicht ganz so einfach, da Otfr. manche Partien seiner Dichtung später einer Umarbeitung unterzog, in denen er seine weiter ausgebildete Technik zur Anwendung bringt, und dadurch wird die Aufgabe des Vf. natürlich sehr erschwert. So hebt sich beispielsweise das 11. Kap. des ersten Buches mit Anzeichen einer späteren Überarbeitung von seiner Umgebung ab.

Der Fortschritt in der Entwicklung der Kunstfertigkeit des Dichters wird vom Vf. nun für jedes Kapitel hinsichtlich der einzelnen Reimarten usw. geprüft, und als Endergebnis dieser Untersuchung stellt sich dar, daß Otfr. zuerst die erste Hälfte von Buch I, dann einzelne Partien aus Buch III, IV, weiter die zweite Hälfte von Buch I und Buch II sowie die übrigen Teile von Buch III und IV und schließlich Buch V verfaßte. Das Schreiben an Hartmuat und Werinbert fällt vermutlich vor die Abfassung der zweiten Hälfte des ersten Buches, die Akrosticha an Ludwig und Salomon an den Schluß der Dichtung.

Außer diesen Kriterien hat der Vf. auch noch das Verhältnis Otfr. zu seinen Quellen in die Untersuchung einbezogen, und auch in dieser Hinsicht zeigt der Dichter ein verschiedenes Verfahren in den einzelnen Teilen des Werkes. Während er sich in den ersten Kapiteln eng an die Quelle anschließt, hat er sich in den späteren Abschnitten mehr und mehr von ihr frei gemacht, so daß auch von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet die erste Hälfte des ersten Buches aus dem Gesamtrahmen herausfällt und, wie dies schon früher vermutet wurde, eine Sonderstellung einnimmt. Ebenso zeigt auch das Buch IV, das auch metrisch kein einheitliches Bild gibt, ein anderes, ungleichartiges Verhalten des Dichters zu seinen Quellen als die übrigen Abschnitte. So werden im großen und ganzen die durch die metrischen Untersuchungen gewonnenen Ergebnisse durch die Quellenkritik bestätigt.

Schließlich kann auch im Wortgebrauch Otfr. eine fortschreitende Entwicklung beobachtet werden, indem der Dichter in den früheren Partien mehrfach Wörter und Wendungen verwendet, die sich späterhin nicht mehr so häufig vorfinden oder die er geradezu meidet. Aber der Vf. beurteilt richtig die Bedeutung dieses Kriteriums wie anderer rein sprachlicher Beobachtungen als isolierte Beweismittel für weitergehende Schlußfolgerungen als nicht ausreichend; nur im Zusammenhang mit den übrigen Verhältnissen können sie zur Bestätigung gewonnener Erkenntnisse dienen. Das legt nun allerdings auch die Frage nahe, ob es auch mit allen vom Vf. angewendeten Hilfsmitteln überhaupt möglich ist, eine so scharfe Abgrenzung der einzelnen Partien und deren gegenseitige zeitliche Fixierung durchzuführen, und es will mir scheinen, daß der Vf. trotz der bestechenden tabellarischen Aufstellungen mit prozentuellen Berechnungen, die uns ein

Digitized by Google

vorzügliches Bild der tatsächlichen Verhältnisse geben, in den Schlußfolgerungen manchmal über die Grenze des Sicheren hinausgegangen ist.

Innsbruck. L. Jutz.

Katalog der 'Alten Bibliothek' des Theaters an der Wien, auf Grund der Aufnahme von Friedrich Arnold Mayer ausgearb. u. erg. v. F. Trojan u. F. Hadamowsky, Kataloge der Theatersammlung der Nationalbibliothek in Wien, hg. von der Generaldirektion der Nationalbibliothek. I. Bd. Wien, in Kommission bei O. Höfels, 1928. 167 S., 3 Tafeln. 12 M.

Im Jahre 1921 wurde an der Wiener Nationalbibliothek eine Theatersammlung gegründet, die bestrebt ist, das alte wertvolle Material der Theaterstadt zu sammeln und an zentraler Stelle der Forschung bequemer zugänglich zu machen, als das bisher der Fall war. Fünf große Archive und die unschätzbare Sammlung Hugo Thimig sind jetzt zusammengefaßt. Die Generaldirektion gibt nun Kataloge der Bestände heraus, um diese auch weiteren Kreisen vor Augen zu führen und brauchbare bibliographische Hilfsmittel zu schaffen. Denn bisher war man doch mehr auf Suche angewiesen, und man konnte von Glück reden, wenn man bestimmte Stücke ohne allzu viel Umschweife auftreiben konnte. Dies die literarische Seite des Unternehmens. Aber der Zweck reicht darüber hinaus. Denn es soll durch diese Kataloge ermöglicht werden, rasche und gute Überblicke über Repertoire, Besetzungen usw. zu schaffen, so daß damit unentbehrliche Arbeit für die Theatergeschichte geleistet wird. Bisher gab es ja nur von einzelnen Theatern und auch da häufig nur von einzelnen Epochen Repertoirestudien, die in mancher Hinsicht lückenhaft geblieben waren. Nun soll das anders werden. Den Auftakt bildet die vorliegende Publikation über die 'alte Bibliothek' des Theaters an der Wien, jenes Theaters, in dem Mozarts 'Zauberflöte' und Grillparzers 'Ahnfrau' das Licht der Bühne erblickten.

In großherziger Weise haben Josef Simon und Konsorten (Hubert Marischka) die bisher auf dem Dachboden des Theaters an der Wien untergebrachte Sammlung der Nationalbibliothek in dauernde Verwahrung und Verwaltung übergeben. Ein ursprünglicher Katalog gruppierte nach Titeln. Dr. Gertrude Doublier legte 1925 ein Verzeichnis nach Autoren und Titeln an, das aber nur für den internen Gebrauch bestimmt war. Friedrich Arnold Mayer hatte als erster eine vollständige Aufnahme der Sammlung schon vor dem Kriege noch am alten Aufstellungsorte in Angriff genommen, ohne die Arbeit beenden zu können. Hier setzen nun Felix Trojan und Franz Hadamowsky ein. Der Leiter der Theatersammlung an der Wiener Nationalbibliothek, Josef Gregor, steuert eine kurze Geschichte der Sammlung bei und weist auf die Neuartigkeit des Druckunternehmens hin. Da es sich nicht um den Katalog von Druckschriften im engeren Sinne handelt, sondern um Theaterdokumente, so war mit den gebräuchlichen Grundsätzen für Bibliothekskataloge nicht auszukommen. Die genaue Beschreibung, die Erwähnung von bei Druckschriften entbehrlichen Nebenumständen brachte es mit sich, daß der Theaterkatalog sich vielfach einem Handschriftenkatalog näherte. Die Publikation selbst stellt einen ersten Versuch auf dem neuen Boden dar, für den daher noch keine Erfahrungen vorhanden sind. Daß mir der Versuch vorbildlich gelöst erscheint, sei gleich hier vorweggenommen.

Die Sammlung des Theaters an der Wien besteht aus zwei Gruppen, die auch im Katalog getrennt vorgeführt werden: der Bibliothek Emanuel Schikaneders und der Gesellschaft der Kavaliere und der Bibliothek Franz

Digitized by Google

und Alois Pokornys. Der erste Teil umfaßt 366 Pappbände, von denen 48 Reste des Schikanederschen Archivs darstellen, aus der Zeit von 1784 (so muß es wohl heißen, 1684 S. 11 ist wohl Druckfehler) bis 1805. Es handelt sich hier zumeist um Exemplare, die von der Zensurbehörde durchgesehen und bewilligt wurden. Daneben finden sich aber auch Exemplare mit Bühneneinrichtungen, Besetzungsangaben usw., so daß sich also der theatergeschichtliche Wert erhöht. Die Sammlung der Gesellschaft der Kavaliere geht wahrscheinlich auf den Grafen Pálffy zurück (1807 ff.), sie wurde nach 1810 mit der Schikanederschen Abteilung zusammengeschlossen und neu signiert. Spätere Umsignierungen erfolgten um 1825 unter Direktor Carl und nach 1862. Die zweite Gruppe von Stücken bildet das Archiv des Josefstädter Theaters unter Franz Pokorny (1837—1850) mit einigen Stücken aus dem Besitz seiner Vorgänger seit Stöger (1832), ferner das Archiv des Theaters an der Wien unter Franz Pokorny (1845—1850) und Alois Pokorny (1850—1862), einschließlich der von ihnen geführten Sommertheater. Diese Gruppe setzt sich aus aufgeführten oder auch nur eingereichten Manuskripten, zur anderen Hälfte aus Drucken zusammen.

Der Katalog scheidet nun diese beiden Gruppen und gibt so auch ein Bild von der Herkunft der Stücke. Er bringt die einzelnen Nummern in alphabetischer Reihenfolge nach dem Stichworte des Titels, bestimmt den literarischen Charakter und die szenische Gliederung der Stücke und fügt Namen des Autors und Komponisten bei. Dazu tritt in abgesetzter Zeile die Bezeichnung des Standortes in der 'Alten Bibliothek' des Theaters an der Wien, der bibliothekarische Charakter der Textbücher und ihre theatralische Verwendung (zu Regie-, Soufflier- oder Zensurzwecken), die Angabe des Umfanges auf Grund der Originalzählung, die Anzahl der Rollen. Ferner werden Ergänzungen beigefügt über Stücke, die nur als Ausschnitte aus Sammelwerken vorliegen, die Daten der Erstaufführungen für alle von den Gründern und ersten Besitzern des jüngeren Archivteils geleiteten Theater beigebracht, mit Ausnahme des Theaters in Preßburg, Drucknachweise von im Manuskript vorhandenen Stücken und Namen der Komponisten und jener Autoren, die ihre Werke mit dem Hinweis auf ein früheres Stück zu benennen liebten. Ein genau durchdachtes System von Abkürzungen ermöglicht es, all das auf sparsamstem Raume zu bringen. Franz Hadamowsky steuert dann noch eine Übersicht über alle unter Franz und Alois Pokorny aufgeführten Stücke bei, die sich nicht in der Sammlung erhalten haben. Dadurch wird für Gruppe II ein Überblick über das gesamte Repertoire geboten, was bei Gruppe I, wohl aus Mangel an Material, nicht der Fall ist. Ein umfassendes Register ergänzt fehlende Vornamen, berichtigt falsche Namensformen, führt neben den Pseudonymen die bürgerlichen Namensformen der Autoren auf und bestimmt die Verfasser anonym erschienener Stücke. Durch dieses Register wird die Arbeit erst recht brauchbar. Generaldirektor Bick hat einbegleitende Worte vorausgeschickt, die die Geschichte der Theatersammlung und das Ziel des vorliegenden Unternehmens umschreiben, drei Tafeln geben Beispiele von Zensurbewilligungen mit oft einschneidenden Änderungen. So ist der Katalog ein unentbehrliches und höchst belehrendes Nachschlagewerk für alle die geworden, die sich mit dem Wiener Volkstheater einläßlicher beschäftigen.

Noch fehlt eine genaue Bearbeitung des Repertoires, die natürlich nicht Aufgabe der Herausgeber war. Denn sie konnten nur bringen, was noch vorhanden ist. Darum fehlen ja auch begreiflicherweise im Katalog die Aufführungsdaten, darum sucht man gerade die berühmtesten Stücke, wie die 'Ahnfrau' oder die 'Zauberflöte', an zuständiger Stelle vergeblich. Von dieser ist nur ein späteres Buch aus der Sammlung Pokorny erhalten (S. 127), von jener nur eine Aufführung im Josefstädter Theater aus dem Jahre 1838 belegt (S. 133). Der Literar- oder Theaterhistoriker wird sich

Digitized by Google

also hüten müssen, aus dem vorliegenden Katalog etwa das Repertoire abstrahieren zu wollen. Das kann und will der Katalog, der ein höchst verdienstliches Unternehmen vorstellt, nicht leisten.

Innsbruck. Moriz Enzinger.

L. F. Thompson, Kotzebue. A survey of his progress in France, and England preceded by a consideration of the critical attitude to him in Germany. (Bibliothèque de la Revue de la Littérature Comparée, Bd. 51.) Paris, Champion, 1928. 174 S.

Die Studie zerfällt, wie der Titel zeigt, in drei Teile, von denen der erste von der Ansicht ausgeht (S. 9), es sei noch niemand eingefallen, Kotzebue als Sohn seiner Zeit zu studieren und demgemäß zu verstehen. Das ist denn doch übertrieben — ich darf auf meine eigene Darstellung in dem von R. F. Arnold herausgegebenen Werke *Das deutsche Drama* (München 1925) hinweisen, das Thompson augenscheinlich nicht kennt. Bei seiner Rechtfertigung des fruchtbaren Theaterschriftstellers gegen deutsche Beurteiler übersieht der Verf. zweierlei: Kotzebue hat sich nun einmal dem Großen und Zukunftsvollen in unserer Dichtung und Philosophie, ja auch den gewiß unklaren aber hochsinnigen Idealen der nationalen Jugend entgegengestellt, ohne für diesen Widerstand die nötigen geistigen Eigenschaften zu haben; darum hat er mit dem unbestreitbaren äußeren Erfolg seiner Schriften auch seinen Lohn dahin gehabt, hat ihn mit der Geringschätzung seiner Persönlichkeit zahlen müssen, die dann auch eine Mißachtung dessen, was er konnte, nach sich zog. Was sodann den Vorwurf der Unmoral anbetrifft, so handelt es sich darum, zu begreifen, was ursprünglich damit gemeint war. Kotzebue verstand das selbst nicht, und daher gingen alle seine durchaus ehrlich gemeinten und, soweit sie reichen, auch gegründeten Rechtfertigungen vorbei. Die Zeit des kategorischen Imperativs empfand dieses Theatermannes Stellung zu den tiefen Fragen des Lebens als entsetzlich flach; sie empörte sich gegen die billige Rührung, die seichte Vernunft, mit der ernsteste Konflikte leichtherzig gelöst wurden (Beispiel: *Bruder Moritz)* — daß solch Empfinden nicht auf Deutschland beschränkt blieb, lehrt u. a. das Urteil des Franzosen Geoffroy, das der Verf. selbst in anderm Zusammenhang auf S. 123 zitiert. In diesem Sinne aber hatte man durchaus das Recht, von Unmoral zu sprechen; gewiß war Kotzebue gerade mit solcher trivialen 'Aufklärung', mit seiner oberflächlichen Versöhnung zwischen den Gefühlen des edlen Herzens und des weisen Kopfes ebensogut ein Sohn seiner Zeit wie die Schüler Kants, aber gerade dieser matten Zeitstimmung galt der Kampf der Besten. Auf einem ganz andern Blatt steht es, daß spätere Geschlechter diese Anklage auf falsche oder schlechte Sittlichkeit dahin erweiterten und mißverstanden, daß Schlüpfrigkeit gemeint sei, und ohne eigene Nachprüfung sich in dieser Beziehung über den sittenlosen Kotzebue aufregten. Deshalb aber geht es noch lange nicht an, ihn (S. 40) den *dramatist par excellence* jener Entwicklungsstufe zu nennen, in der das Theater nichts als *a means for amusement pure and simple* geworden sei, während man es vorher als *instrument for conveying a moral lesson* angesehen habe. Soundso viele von Kotzebues Schauspielen enthalten eben doch *a moral lesson*, wie er den Begriff verstand, und darum mußte er es sich auch gefallen lassen, daß man zu Art und Inhalt dieser 'Moral' Stellung nahm. Seine tatsächlichen Verdienste um den Spielplan, seine große dramatische Begabung können wir deshalb ruhig anerkennen, freilich war auch schon vor ihm *the people* durchaus nicht bloß auf Schmiertruppen angewiesen, wie Verf. S. 41 meint. Und was seinen Einfluß auf die Weiterentwicklung anbetrifft, so werden

Digitized by Google

wir viel deutlicher, als es Thompson tut (S. 51), zwischen wirklichem Fortleben seiner dramatischen Art und bloßen stofflichen Einflüssen scheiden müssen: um mehr als solche kann es sich bei Freytags *Botz* (lies Bolz) und *Funk* (lies Fink), bei Spielhagens *Oldenburg* (die beiden letzten sind Romangestalten!) nicht handeln, erst recht nicht bei Grillparzers *König Ottokar* (mit Bezug auf Kotzebues *Rudolf von Habsburg*) und anderen seiner Tragödien.

Der zweite Abschnitt *Kotzebue in England* hat manche deutschen Vorarbeiten, zu denen Thompson Nachträge und Richtigstellungen gibt (auf S. 59 kann Meißners *Bianca Capello* — so heißt der Titel — nicht wohl unter deutschen Dramen genannt werden, es ist seinem Wesen nach ein Roman); dankenswert ist vor allem die Erörterung der Gründe von Kotzebues Erfolg in England. Thompson zeigt, daß das englische Drama der Zeit mancherlei verwandte Züge aufwies, so daß also die Bearbeitungen dieser deutschen Schauspiele nicht als fremdartig, sondern als Erfüllungen heimischer Ansätze wirkten — dabei ist allerdings kaum daran zu denken, daß der Deutsche von englischen Vorbildern lernte; was der Verf. in dieser Beziehung anführt, sind Dinge, die sich aus Stoff und Art dieser Theaterdichtung sehr natürlich von selbst ergeben, und im übrigen hebt er selbst mit Recht hervor, daß es sich bei dem Kotzebue, den die Engländer kennenlernten, nicht um einen Vertreter eigentlich deutschen Geschmacks handelte: seine Gestalten und Handlungen waren überall zu Hause, wurden überall verstanden, man kann hinzufügen, daß das auch für die slawische Welt gilt. In dieser Beziehung ist es auch kein Zufall, daß bei uns Kotzebue am längsten als Lustspiel- und Possendichter lebendig geblieben ist (*Die deutschen Kleinstädter*); in England wie in Frankreich erwies sich dagegen vor allem der Verfasser tränenreicher Rührstücke als zugkräftig: Thompson weist *Menschenhaß und Reue* noch 1891 auf einer Londoner Bühne nach, im Odéon zu Paris wurde dasselbe Stück 1862 in neuer Übersetzung aufgeführt, und *Die Verführung* zierte den Spielplan der Comédie française noch 1883. Dabei wäre bei uns um diese Zeit ziemlich undenkbar, daß angesehene Kritiker sich in einer Weise geäußert hätten, wie sie Thompson (S. 127) für Sarcey, Gautier, Ulbach belegt; dagegen wurden *Die deutschen Kleinstädter* erst 1841 ins Französische übersetzt und sind anscheinend nicht aufgeführt worden — herausgegeben wurden sie zwischen 1840 und 1902 mehr als zwanzigmal, aber als Schulbuch, also zu sprachlichen und 'kulturkundlichen' Zwecken.

Die Frage der Einwirkung Kotzebues auf das englische und französische Drama wird auf S. 86 ff. und auf S. 156 ff. behandelt. Dabei gibt der Verf. eine ganze Reihe von Einzelnachweisen; es hätte sich vielleicht gelohnt, darüber hinaus dem Einfluß auf die Gesamthaltung mindestens einer Gattung, des Melodramas, nachzugehen; für England scheint mir das Zitat aus einem Kritiker des Jahres 1823 (S. 91) den Weg zu weisen, für Frankreich drückt sich Thompson auf S. 157 in dieser Beziehung sehr vorsichtig aus — das große Werk von Eggli über *Schiller et le romantisme français*, das über die Entstehung der Gattung reichen Aufschluß gibt, ist ihm anscheinend unbekannt. Im übrigen wird man mit ihm übereinstimmen, wenn er sonstige Nachwirkungen für Frankreich gering einschätzt — vielleicht ließe sich an stofflicher Übernahme noch einiges feststellen (auf das Verhältnis von Delavigne zu Kotzebue denke ich gelegentlich einmal einzugehen); indessen das Gesamtbild wird sich dadurch kaum wesentlich ändern.

Im ganzen haben wir also dem Verf. für eine lehrreiche, vielfach fördernde Arbeit zu danken; den Druck hätte er freilich genauer überwachen müssen, die Fehler sind zahlreich und stehen häufig in den Titeln.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Digitized by Google

Hoxie Neale Fairchild, The Noble Savage. A Study in Romantic Naturalism. New York, Columbia University Press, 1928. IX, 535 S.

Wir stehen im Zeichen des Primitivismus. Nicht nur, daß die plastischen Künste seit einem Menschenalter fruchtbare Anregungen durch Berührung mit 'wilden' Völkerschaften gewonnen haben, auch die Literaturwissenschaft wendet sich mehr und mehr dem Studium der Entstehung und des Einflusses des Mythus vom 'edlen Wilden' zu. Den ergebnisreichen Werken Gilbert Chinards ('L'exotisme américain dans la littérature française au XVIe siècle, Paris 1911; L'Amérique et le rêve exotique dans la littérature française au XVIIe et au XVIIIe siècle, Paris 1913; L'exotisme américain dans l'œuvre de Chateaubriand, Paris 1918) folgte im Jahre 1922 C. W. Tinkers Studie 'Nature's Simple Plan. A Phase of Radical Thought in the mid-eighteenth Century, Princeton N. J., und im Jahre 1925 die fleißige Monographie von B. Bissell 'The American Indian in English Literature of the Eighteenth Century', New Haven, Conn. (Von kleineren Aufsätzen wären noch zu erwähnen: P. A. Barba, 'The American Indian in German Fiction', German American Annals, New Series, vol. II, Philadelphia 1913, p. 143 ff., und G. Desczyk, 'Amerika in der Phantasie deutscher Dichter', Jahrbuch der deutsch-amerikanischen historischen Gesellschaft von Illinois, Bd. XXIV—XXV, Chicago 1925, p. 16 ff.) Diesen Schriften reiht sich das vorliegende Buch würdig an, ja überbietet entschieden die Arbeiten Tinkers und Bissells an Reife des Urteils und Gründlichkeit der Methode. Während Chinard und Bissell die Gestalt des Indianers — Chinard in der französischen, letzterer in der englischen Literatur — verfolgen, behandelt F. die Stellungnahme englischer Schriftsteller zu dem Begriff 'der edle Wilde' im weitesten Sinne des Wortes, um auf diese Weise tiefer in das Wesen der englischen Romantik einzudringen. Um das Bild vollständig zu machen, mußte daher neben der Bedeutung des Indianers auch die anderer Wilden herangezogen werden. Denn wie es ganz richtig p. 1 f. heißt: 'the rather common restriction of the term "Noble Savage" to the American Indian has no logical basis. Negroes, South Sea Islanders and other sorts of savages are often regarded in precisely the same light as the redman. To me, a Noble Savage is any free and wild being who draws directly from nature virtues which raise doubts as to the value of civilization. The term may even be applied metaphorically to romantic peasants and children when a comparison between their innocent greatness and that of the savage illumines the thought of the period.' Aber gleich hier sei die Frage erlaubt, warum dann zwei weitere Gattungen von 'edlen Wilden', nämlich Skythen und Zigeuner, auslassen, die wohl auch in der englischen Literatur sowie in den Literaturen des Kontinents, neben Indianern, Negern, Südseeinsulanern, romantischen Bauern und Kindern als Kontrastfiguren zu den Vertretern der verderbten Kultur erscheinen müssen. Für Voltaire — man denke an sein Stück 'Les Scythes', 1767 — und Goethe ('Iphigenie') stellt gerade der 'klassische' Wilde — d. h. der Skythe — die edelste Gattung des 'primitiven' Menschen dar. Wenn F. selbst einmal sagt (S. 247): 'Marlowe's "Scythian Shepherd" has much in common with Byron's Noble Savage', so regt sich bei dem Leser der Argwohn, daß in England nicht nur Tamburlaine, jener 'sturdie' 'Scythian', der 'a most puissant and mighty Monarque' wurde, sondern daß auch andere Tataren und echte Skythen — man wußte zwischen beiden nicht zu unterscheiden — besonders im Zeitalter Wordsworths und Coleridges einen ähnlichen Reiz ausgeübt haben müssen wie Indianer. Was aber den Zigeuner anbetrifft, so hat er seit seinem Eintritt in die Weltliteratur durch Cervantes' 'Gitanilla' in den 'Novelas ejemplares' immer wieder als 'Wilder' in romantisch gefärbten Zeiten — man

Digitized by Google

denke hier an Goethes 'Goetz' — eine große Anziehungskraft entwickelt. Es ist daher zum mindesten unwahrscheinlich, daß in der englischen Literatur — besonders da in Godwins 'Fleetwood' einmal 'gypsies and savages' in einem Atem genannt werden (Fairchild, S. 154) — George Borrows 'The Zincali' (1841) und 'Lavengro' (1851) keine Vorläufer hätte haben sollen. — Nach der allgemeinen Einleitung über die Gesichtspunkte, die ihn geleitet haben, verfolgt F. die Momente, den Anregungen Chinards folgend, die zur Bildung der 'Noble Savage convention' geführt haben. Die Hauptfaktoren sind des Las Casas' 'Brevísima relación de la destrucción de las Indias' (1552) und Montaignes Aufsätze 'Des Cannibales' (1580) und 'Des coches' (1558). Hier wären ein paar Worte am Platze gewesen über die Gründe, warum des Las Casas' schmächtiges Büchlein einen so gewaltigen Widerhall in der ganzen Welt — und nicht zum wenigsten in der angelsächsischen — bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts finden konnte. Ich gedenke an anderer Stelle auf diese Frage einzugehen, möchte aber schon hier daran erinnern, daß es gerade zu der Zeit erschien, als der Protestantismus sich für seinen erbitterten Kampf mit der katholischen Kirche zu rüsten und als die spanische Weltherrschaft eine ernste Gefahr für andere Völker zu werden begann. Was konnte den Feinden des Papstes und des Königs von Spanien — zu denen neben den Holländern besonders die Engländer gehörten — willkommener sein als die furchtbaren Anklagen, die hier ein menschenfreundlicher katholischer Priester gegen seine Kollegen und gegen die Beamten seines Königs schleuderte. Kein Wunder daher, daß Übersetzungen und Bearbeitungen immer wieder im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts, also während der Religionskriege und der Kämpfe der Holländer, Franzosen und Engländer gegen Spanien, erschienen, und daß im 18. Jahrhundert, dem Zeitalter der Humanität und der Toleranz, besonders infolge der Beliebtheit von Marmontels Roman 'Les Incas' (1778), Las Casas, und in seinem Gefolge der glückliche Wilde, noch einmal die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. So blieb sein Büchlein, wie wenige andere, immer aktuell und trug neben den 'Comentarios reales' des Inca Garcilaso de la Vega (1609, 1617) — die dem absolutistischen Zeitalter das Idealbild einer absolutistischen Regierung vorhielten — dazu bei, je und je überall das Interesse für den edlen Indianer wach zu erhalten. Neben Las Casas und Montaigne sind dann noch, wie F. richtig hervorhebt, Sir Walter Raleighs 'The Discoverie of the ... Empyre of Guiana' (1596) und vor allem Sir Francis Drakes 'Voyage' für die Bildung eines Mythus vom edlen Wilden in der englischen Welt von besonderer Bedeutung. Die Verbreitung des Drakeschen Buches als eines Berichts des vor Nelson größten englischen Seehelden und eines Lieblings des englischen Volkes hätte F. etwas näher verfolgen können. Vor allem hätte auf das vielgelesene Werk 'The World Encompassed by Sir Francis Drake', London 1628, mit seiner rosigen, durch Drakes Spanierhaß erklärlichen Auffassung der Wilden hingewiesen werden sollen. — Nach diesen allgemeinen Betrachtungen wendet sich F. im zweiten, 'The Noble Savage in the Pseudo-Classical Period' überschriebenen Kapitel der Besprechung der Rolle des edlen Wilden im Zeitalter Drydens, Lockes, Addisons und Swifts zu. Von einem tieferen Verständnis für den edlen Wilden ist noch verhältnismäßig wenig die Rede, wie Aphra Behns 'Oroonoko' und Drydens 'Indian Emperour' beweisen. Bedeutsamer sind die Aufsätze von Addison und Steele im 'Tatler' (1710) und im 'Spectator' (1711) über den vielbesprochenen Besuch der vier Indianerhäuptlinge in London. Hier erscheint der Wilde zum erstenmal als Kritiker englischer Verhältnisse — eine Rolle, die er später öfter spielen sollte und in der auch 'Wilde' ganz anderer Art, nämlich die 'Houyhnhnms' auftreten. Sind F.s Ausführungen über die 'Houyhnhnms' zu billigen, so scheint er mir sich einer Unterwertung von Drydens 'Indian

Digitized by Google

Emperour' schuldig zu machen. Das Stück kann keinen literarischen Wert beanspruchen, aber es bedeutete für die Verbreitung des Mythus vom edlen Wilden und für die Geschichte des europäischen Dramas nicht wenig, daß hier Wilde auf die Bretter traten, die die Welt bedeuten und somit eine breite Bresche in die dramatische Überlieferung schlagen halfen. Drydens kühner Anregung folgend, konnte ein Menschenalter später Voltaire wagen, Menschen aus aller Herren Ländern in seinen Theaterstücken einzuführen und somit die Bewegungsfreiheit des modernen Dramas vorzubereiten. Außerdem ist zu bedenken, daß, trotzdem, wie F. richtig betont, Drydens Peruvaner und Mexikaner eher 'Barbaren' als 'Wilde' sind, sie doch als Wilde empfunden wurden. Denn bis ins 19. Jahrhundert hinein wußte man nicht zwischen den 'kultivierten' Untertanen der Inkas und Montezumas und Irokesen und Huronen und anderen echten 'Wilden' zu unterscheiden. Noch Herder, der im 18. Jahrhundert bei weitem bedeutendste Kenner auf diesem Gebiete, schreibt einmal: 'Ich finde diesen Kunstgriff fast unter allen Wilden, wie ihn z. B. Garcilasso di Vega von Peruvanern, Condamine von den Brasilianern, La Loubere von den Siamesen, Resnel von den Nordamerikanern anführt' (Suphan Bd. V, S. 87).

Schwankt also das Charakterbild des Wilden noch heftig in der englischen Literatur bis etwa 1730, so entwickeln sich immer klarere Umrisse seiner Gestalt von dann an bis gegen Ende des Jahrhunderts, d. h. während der Frühromantik, wie F. im 3. Kapitel ('Early Romanticism') nachweist. Trotzdem immer noch viele Dichter (wie James Thomson, Goldsmith u. a.) starke Inkonsequenzen verraten, so zeigen Werke wie Helen Maria Williams' Epos 'Peru' (1784), George Colmans Schauspiel 'Inkle and Yarico' (1787), besonders aber Mackensies 'Man of the World', daß auch in England Wilde aller Gattungen, seien sie Nord- oder Südamerikaner, Lappländer oder Bewohner weniger bekannter Gegenden, dazu benutzt werden, die Schäden europäischer Kultur zu geißeln, wobei dem Leser die viel größere Bedeutung des 'Edlen-Wilden-Mythus' für Frankreich als für England auffällt. Die unerträglichen Verhältnisse im Vaterlande Lahontans und Voltaires motivieren die Leidenschaft, mit der die Koryphäen des französischen Geisteslebens den Wilden als Sturmgesellen gegen geistige und soziale Tyrannei anrufen, während in Deutschland das Bestreben der erlauchtesten Geister nach Verbreitung eines hohen Humanitätsideals die Bedeutung erklärt, die Männer wie Herder, Goethe und Kant dem Wilden als Bundesgenossen zuweisen. In seiner Skizze des Einflusses von Steeles Geschichte von Inkle und Yariko (S. 86) hätte F. neben Bodmer, Gellert, Geßner und Chamfort noch Goethe erwähnen können, der sich in seiner Jugend mit dem Plan einer Dramatisierung dieses Themas trug. Er schreibt an die Schwester (13. Oktober 1766): 'J'ai commencé de former le sujet d'Ynkle et d'Jariko pour le Theatre, mais j'y ai trouvé beaucoup plus de difficultés, que je ne croiossi, et je n'espere pas, d'en venir à bout' (Morris, Bd. I, S. 153). (Über die große Bedeutung des Ynkle- und Jariko-Stoffes für das pietistische Zeitalter vgl. die eingangs erwähnte Studie von Desczyk, S. 17 f.). — Ehe F. nun zur Behandlung des Wildenmythus in der Zeit von Wordsworth und Coleridge übergeht, fügt er zwei Kapitel ('Eighteenth Century Travelers. Rousseau' und 'Some English Jacobins') ein. Im ersteren beweist F. die Bedeutung besonders von Carvers berühmten 'Travels through the Interior Parts of North America' (1778—79) für das in der englischen Hochromantik geltende Bild des Indianers, von Hawkesworths 'Voyages' (1773) für das des Südseeinsulaners und von Mungo Parks 'Travels in the Interior Districts of Africa' (1799) für den Neger. Sehr hübsch wird an Hawkesworths Auslegung des ihm vorliegenden Materials gezeigt, wie verhältnismäßig nüchterne Berichte zu einem Idealbild umgebogen werden können. Sollte außer den erwähnten Büchern nicht auch Prévosts

Digitized by Google

'Histoire générale des voyages' (Paris, 1745 ff.) genannt werden, ein Sammelwerk, das in Frankreich stark gewirkt hat und das gewiß auch in England zur Förderung des Interesses für alles Exotische beigetragen haben muß? Die auf neuen Forschungen gegründeten Bemerkungen F.s über Rousseau — ohne dessen überwältigenden Einfluß wir uns die primitivistische Modekrankheit der europäischen Romantik schlechterdings nicht denken können — rücken diesen Gegenstand in ein zum Teil neues Licht. Erst nach dieser Auseinandersetzung mit dem Genfer Philosophen sind wir in der Lage, die Stellungnahme mehrerer Jakobiner wie Thomas Day, Godwin, Mary Woolstonecraft, Robert Bage zu verstehen. Ein wie willkommenes und biegsames Werkzeug der Wildenmythus für diese Schriftsteller wurde, erhellt aus F.s Bemerkung: 'Throughout this period, the Noble Savage is a convenient example for whatever a writer may wish to prove. The perfectibilitarian can use him to suggest what man, once free, might become; the deteriorationist can use him to show what man formerly was, and never more will be' (S. 142). Noch wichtiger als für die Godwins und Bages wird der Wilde für Wordsworth, Southey und Coleridge, die von F. im sechsten, dem vielleicht interessantesten Kapitel, besprochen werden. Seine Bedeutung für diese Dichter kann man in einer allerdings in anderer Verbindung von F. geprägten Wendung (S. 460) zusammenfassen: 'One may well doubt whether the Lyrical Ballads could have taken shape without the Noble Savage idea.' Sehr richtig spricht in diesem Kapitel F. von der Verwandtschaft zwischen dem Interesse für den edlen Wilden und der Bewunderung für den Schweizer Alpenbewohner. In diesem Zusammenhang scheinen ihm aber zwei für sein Thema wichtige Schriften entgangen zu sein: E. Ziehen, 'Die Schweizerbegeisterung in den Jahren 1750—1815', Frankfurt a. M. 1922, und besonders desselben 'Philhelvetism', Marburg a. d. L. 1925 (vor allem Kapitel 4: 'Von Wordsworth zu Scott'). Kann man aber sogar bei Wordsworth, Southey und Coleridge doch nicht von einer konsquenten Wildenverehrung reden, sondern eher von einem Parallelismus zwischen dieser Verehrung und den Schwankungen ihres 'romantic naturalism' (S. 228), so treten bei Byron, Rogers, Campbell und Moore schon ganz unzweideutige Anzeichen des Verfalls des Mythus hervor (Kapitel 7). Wir können hinzufügen, daß um dieselbe Zeit ein ähnlicher Verfall in der deutschen Literatur zu verfolgen ist. Nach Goethes 'Iphigenie' mit ihrem edlen Thoas erscheint Grillparzers 'Goldenes Vließ' mit seiner realistisch aufgefaßten Medea (vgl. mein Buch 'From Goethe to Hauptmann', New York 1926, S. 187 f.). Ob es der Mühe wert war, im 8. Kapitel ('Minor Poets Negative and doubtful Results') so viele halbversunkene Gestalten ins Licht zu heben anstatt nur einige typische zu behandeln und die übrigen in Anmerkungen zu verweisen, möge dahingestellt bleiben, jedenfalls bereitet dieses Kapitel geschickt auf das nächste, das 9. vor, in dem von den 'Enemies of the Noble Savage' die Rede ist. Es zeigt sich, daß in dem 'age of sensibility' der streitbare Vertreter des englischen 'common sense', Samuel Johnson, und in der nächsten Generation Shelleys Freund Peacock die als Unterströmung damals herrschende Abneigung gegen den edlen Wilden zum Ausdruck bringen. Es hätte darauf hingewiesen werden können, daß diese Abneigung schon seit der Entdeckung Amerikas immer wieder, und zwar zeitweise in abstoßender Form, auftritt, und daß neben spanischen Schriftstellern gerade Engländer besonders streng in ihrem Urteil sind. Wenn ein Spanier wie Gómara in seiner 1553 erschienenen und noch im 18. Jahrhundert in weitesten Kreisen bekannten 'Historia de las Indias' die Ausschreitungen seiner Landsleute durch übertriebene Betonung der indianischen Charakterfehler zu verschleiern sucht, so ist das immerhin noch verständlich. Aber geradezu verletzend wirken die oft brutalen Angriffe englischer Kolonisten, wie des John Smith, der in seiner

Digitized by Google

'History of Virginia' (London 1624) feindliche Indianerstämme einfach als 'hell-hounds' brandmarkt, oder wie des bekannten 'Pastor of the North Church in Boston, New England', Cotton Mather, der in seiner 'Magnalia Christi Americana', London 1702, Gott dafür dankt, daß durch des Allmächtigen Hilfe 'there can hardly any of them — d. h. Indianer — now be found under any Distinction upon the Face of the Earth'. Es ist daher wohl kein Zufall, daß es im 'age of prose and reason' gerade ein großer englischer Historiker, nämlich William Robertson, in seiner im 18. Jahrhundert hochgeschätzten 'History of America', London 1777, war, der, frei von aller Rousseauschen Schönfärberei, dem indianischen Wesen im modernen Sinne gerecht zu werden bestrebt ist. Sein Werk hilft uns die Einstellung von Männern wie Samuel Johnson verstehen. — Es wäre zu begrüßen gewesen, wenn F. am Schluß dieses 9. Kapitels nach den Worten '... the Noble Savage, deprived of his philosophical significance, becomes a mere outworn fad, and gradually gives place to other aspects of the romantic spirit. He is as immortal as the phoenix, but he dies one of his many deaths in the neighborhood of 1820' (S. 364) darauf hingewiesen hätte, daß im 19. Jahrhundert der 'edle Bauer' und der 'edle Proletarier' die Nachkommen des edlen Wilden werden, wie ich in meinem oben erwähnten Buche S. 263 ff. ausgeführt habe. Ansätze zur Verherrlichung beider sind schon früher, wie F. im 10. Kapitel ('The Child of Nature and the Noble Savage') zeigt, zu finden. Aber erst bei Béranger, Tolstoi und Zola erscheinen Bauern und Proletarier, ähnlich wie der edle Wilde im 18. Jahrhundert, als die Verkörperung aller Hoffnungen und Illusionen, die eine rauhe Wirklichkeit immer wieder zerstört. — Sehr einleuchtend deckt F. im 12. Kapitel ('The Noble Savage and the Religion of Nature') die fruchtbaren Anregungen auf, die für das romantische Denken von dem Edlen-Wilden-Mythus ausgingen und die diesem Denken anhaftende Unreife, ja Kindlichkeit. Eine merkwürdige Mischung, die vielleicht am besten durch die Worte F.s gekennzeichnet werden: 'The boy who hurried home from skating beneath the watchful eyes of the mountains never quite grew up, although he learned to clothe his feelings in the pantheistic rapture of "Tintern Abbey"' (S. 425). — Dadurch, daß in dem anregenden letzten Kapitel ('Natural Man and Natural Poetry') der Nachdruck fast ausschließlich auf die für die Form und den Geist der englischen Lyrik höchst fruchtbaren, vom Wildenmythus ausgehenden Einflüsse liegt, schließt das Werk mit einer positiven Note und erinnert uns wieder nachdrücklich an die gewaltige Bedeutung, die das Erlebnis der Berührung mit dem 'primitiven' Leben und Empfinden für die englische — und wir können hinzufügen, für die gesamte europäische — Kultur gehabt hat. Die wortreiche 'Conclusion' bestärkt nur diesen Eindruck. — Zum Schluß noch zwei Bemerkungen. Dem Leser dieses Buches muß auffallen, wie wenig in der englischen Literatur, im Gegensatz zur französischen und deutschen, der Mythus vom edlen Wilden zur Verbreitung des Toleranzgedankens ausgebeutet worden ist. Man halte einmal die kühlen Ausführungen über Wilde in der 'Letter concerning Toleration' und in 'Of Human Understanding' neben Voltaires 'Les Scythes', Marmontels 'Les Incas' oder Goethes 'Iphigenie' und Herders 'Ideen', um sich des Abstandes zwischen Hauptvertretern des Toleranzgedankens diesseits und jenseits des Kanals in ihrer Stellungnahme dem Wildenmythus gegenüber zu vergegenwärtigen. Zweitens aber fällt bei der Lektüre des F.schen Werkes die geringe Rolle auf, die der Weltschmerz — diesmal im Gegensatz zur französischen und besonders zur amerikanischen Literatur — in England in Verbindung mit dem Wildenmythus gespielt hat. Die englische Literatur hat anscheinend nichts, das sich in dieser Beziehung mit Chateaubriands 'Les Natchez', mit Coopers Lederstrumpf-Pentalogie (vor allem mit der 'Prairie'), mit Long-

Digitized by Google

fellows 'Hiawatha' oder sogar mit Washington Irvings 'Traits of Indian Character' vergleichen ließe. — So hat uns denn F. ein außerordentlich anregendes und wertvolles Werk beschert. Trotz gelegentlicher Weitschweifigkeit und einiger nicht unbedeutender Auslassungen gehört es bei weitem zum Besten, das bisher über den Primitivismus in der Dichtung erschienen ist, und wir müssen dem Verfasser aufrichtigen Dank dafür wissen.

München. Camillo von Klenze.

I. Handbuch der Englandkunde, Band I von M. Deutschbein, B. Fehr, W. Halbfaß, F. Knapp, R. Müller-Freienfels, H. Niewöhner, Fr. W. von Rauchhaupt, L. Rieß, E. Vowinckel; Band II von K. Arns, Ph. Aronstein, G. Becking, K. Bornhausen, K. Friebel, H. Levy, L. Mackensen, W. Scheidt, E. Wahle. (Handbücher der Auslandskunde, hg. von P. Hartig und W. Schellberg, Bd. I, II.) Frankfurt a. M., Diesterweg, 1928, 1929. 348 u. 370 S.

II. Karl Brunner, Großbritannien. (Die Handbibliothek des Philologen, ed. Engwer.) Bielefeld, Leipzig, Velhagen & Klasing, 1929. 214 S.

III. Paul Hartig und Adolph Krüper, England and the English. 1927. 257 S.

IV. E. Bode und D. A. Paul, England and America. Their Character and Culture. Ein Kulturlesebuch für die Oberstufe höherer Lehranstalten. Kurzausgabe von 'Seeds and Fruits'. Frankfurt, Diesterweg, 1929. 239 S.

V. Wilhelm Effenberger, English Politics from 1902 to 1919 (Extracts from the Times). Diesterwegs Schulausgaben 1928.

Die Zahl der Handbücher, in denen dem Lehrer der höheren Schule ein anschauliches Bild des heutigen England vermittelt werden soll, und der Textsammlungen zu gleichem Zwecke für die Schüler unserer höheren Lehranstalten mehrt sich in erfreulicher Weise.

I. Weite Ziele steckt sich das Handbuch der Englandkunde, herausgegeben von Hartig und Schellberg.

Es will im Sinne der modernen kulturkundlichen Ideale eine Gesamtdarstellung des englischen Lebens bringen. Nebeneinander werden behandelt Geographie (Halbfaß), Ethnographie, Prähistorie (Scheidt, Wahle), Wirtschaft (Levy), Gesellschaftsleben (Rieß), Staat (Niewöhner), Musik (Becking), Literatur (Arns, Aronstein, Fehr, Vowinckel), Erziehungswesen (Friebel), Volkskunde (Mackensen), Religion (Bornhausen), Recht (von Rauchhaupt), Philosophie (Müller-Freienfels), Kunst (Knapp). Ein Buch mit so umfassendem Inhalt ist unter allen Umständen eine erhebliche Bereicherung unseres Wissens, und niemand wird es ohne Nutzen lesen. Daß wichtige Gebiete wie der Sport ganz fehlen, daß für die sprachlichen Dinge so wenig Raum geblieben ist, daß die Darlegungen Deutschbeins eigentlich nur dem verständlich werden können, der des Verfassers andere Werke kennt, das gehört nun einmal zu den schwer zu vermeidenden Mängeln aller Sammelwerke. Nicht alle Beiträge stehen auf gleicher Höhe. Einige bieten nur kurze Zusammenfassungen von Dingen, die auch anderweitig zu finden sind. Dafür sind andere zunächst einmal wertvoll durch die Fülle von Tatsachen, die hier in bequemer Zusammenstellung geboten werden. Der Aufsatz von Mackensen über Volkskunde macht auf die starken keltischen Einschläge in Sitte und Brauch aufmerksam. Die Schlaraffiaden und

Digitized by Google

Lügenmärchen, die Geschichten von Helden voll übermenschlicher Riesenkraft wie Jack the Giantkiller, die Vorliebe für den Kehrreim, die Feen- und Elfengeschichten sollen keltisches Erbgut sein, sogar der weltabgewandte Typus der Religiosität, der später im Puritanismus auftritt — Behauptungen, die freilich wohl eine eingehende Nachprüfung verdienen. Vom Standpunkte des kulturkundlichen Gesamtprogramms aus sind natürlich besonders wertvoll allerhand Tatsachen, in denen deutliche Eigenheiten speziell englischer Kultur sich in überraschenden Einzelheiten auf entlegenem Gebiete spiegeln oder sehr deutlich eine Divergenz auftaucht. Der Kunsthistoriker Knapp findet z. B., daß der romanische und der gotische Stil in höchst charakteristischer Weise in England national verändert werden. Wuchtige Größe und Kraft tritt an Stelle alles Feingliedrigen, der breite Rhythmus verdrängt den Höhenakzent; die wirklich große Raumgestaltung fehlt, da der Trieb zur Entwicklung in die Höhe sich nicht ausbildete, also mehr Massivität als Feinheit im Gegensatz zu kontinentaler Entwicklung. Die reine Plastik kommt nicht zur Entwicklung, wohl aber ein linear stilisierender Trieb (Fächergewölbe, Perpendikularstil), den der Verfasser mit der Dekorationsfreude der altirischen Buchillustration in Verbindung bringt. [Also der Trieb zur Feinheit fehlt keineswegs ganz, äußert sich aber auf einem anderen Kulturgebiete!] In der Malerei betont Knapp, daß die Kunst lange akademisch und hofmännisch blieb, daß aber im 19. Jahrhundert die Freude an der Landschaft von England ausgeht und hier wirklich im Volke wurzelt, daß England mit Constable das Heimatland des modernen Naturalismus und Impressionismus geworden ist (S. 170). Bedeutsam ist hier die Feststellung, daß das ganze 18. Jahrhundert über die Kunst eben nicht Ausdruck des Volkscharakters ist, daß dieser sich erst später durchsetzt, daß also vorschnelle Verallgemeinerungen nicht am Platze sind.

In dem sehr lesenswerten Kapitel über die englische Musik von Becking überrascht eine Feststellung über den Kanon und die englische Polyphonie überhaupt: 'Nicht die Freude daran, eine Anzahl individuell möglichst verschiedener Stimmen nebeneinander zum Ganzen zu ordnen (ist für englische Musik charakteristisch), sondern das Bestreben, im Grunde gleiche Individuen doch unabhängig voneinander zusammenwirken zu lassen' (II, 216), also aus der Musikgeschichte eine überraschende Parallele zu dem, was ich England, 5. Auflage, I, 184 über den Typenindividualismus des englischen Volkscharakters gesagt habe. Solche Darstellungen seien der eingehenden Kritik des kunsthistorischen Fachmannes empfohlen; für den Philologen werden sie mindestens wertvolle Arbeitshypothesen sein.

Voll gelungen scheint mir ferner die Darstellung der englischen Philosophie durch Müller-Freienfels. Obgleich auch hier der Laie etwas zurückhaltend urteilen muß, so kann es schwerlich ein Zufall sein, daß die Hauptgedankengänge des mittelalterlichen Nominalismus, den der Verfasser Konkretismus zu nennen vorschlägt, mit überraschender Zähigkeit vom Mittelalter bis zum modernen Pragmatismus die englische Philosophie beherrschen. Ein typischer, immer wieder auftauchender Zug ist ferner eine hedonistische, utilitaristische Auffassung der Ethik; bemerkenswert ist drittens, daß die große Synthese erheblich seltener ist als die Freude, konkrete Einzelheiten zu studieren. Hier scheinen wirklich Eigenheiten des englischen Volkscharakters in der Philosophie zum Ausdruck zu kommen. Aber sehr richtig macht der Verfasser auch darauf aufmerksam, daß neben dieser, die englische Kultur wirklich beherrschenden Philosophie eine volksfremde Philosophie der Universität einhergeht, die sich im Platonismus des 17. Jahrhunderts und im Interesse für Hegel in neuerer Zeit zeigt, und daß hier sich eigentlich überall Auffassungen offenbaren, die dem eigentlichen Drange des Volkscharakters diametral entgegengesetzt sind.

Digitized by Google

Hier zeigt sich die ganze Gefahr dieser kulturkundlichen Richtung mit voller Deutlichkeit; die Kultur eines Volkes läßt sich eben nur zu einem Teil aus einer gewissen nationalen Eigenart erklären. Es wirken daneben zweitens Zeitsignaturen internationaler Art und drittens höchst individuelle Signaturen, die sich aus dem Fortwirken der Eigenart großer Individuen erklären. Shakespeare allein aus englischem Volkscharakter heraus deuten zu wollen ist unmöglich, die Zeitsignatur der Renaissance ist doch wohl stärker als die nationale und die individuelle Signatur. Bei Byron oder Keats, Oscar Wilde kann man sogar von direkter Gegensätzlichkeit sprechen. Literaturgeschichte nach kulturkundlichen Gesichtspunkten allein zu schreiben, ist schlechterdings unmöglich; will man sie überhaupt in den Vordergrund rücken, so erfordert dies einen Raum, der in einem Handbuch nicht so leicht zur Verfügung gestellt werden kann. Einigermaßen fertig geworden sind mit diesen Schwierigkeiten eigentlich nur die überaus gedrängte, gedankenreiche Darstellung der Lyrik von Fehr und die Darstellung des Romans von Vowinckel, wenngleich die starke stoffliche Zusammenfassung des letzteren schon hart an die Grenze dessen geht, was noch lesbar ist. Vowinckel bemüht sich sehr ernstlich, die modernste Literatur in große Gedankengänge zu fassen, allerhand verschiedene Auswirkungen von Spieltrieb, Rationalismus und Glaube in ihr zu entdecken. Fehr betont die Vorliebe der englischen Lyrik für alles Realistische, weist hin auf die ungeheure Vielheit der in der Lyrik behandelten Objekte; zur vollen Auswirkung des Widerspiels nationaler und anderer Gesichtspunkte konnte es keiner der Autoren auf dem knappen Raum bringen; Aronstein verzichtet in seiner Darstellung der englischen Dramatik nahezu ganz darauf.

Es ist mir leider unmöglich, alle Beiträge im einzelnen auch nur aufzuführen. Die meisten sind, soweit ich sie beurteilen kann, wertvoll und zuverlässig. Eine starke Revision verlangt dagegen der Beitrag von Niewöhner über die englische Verwaltung: Das heutige Nordirland ist nicht von England ganz geschieden, sondern hat zwar einen eigenen Landtag, sendet aber seine Abgeordneten weiter zum Londoner Parlament (I, 288). Die Armenpflegeverbände der Guardians of the Poor werden nicht von den Grafschaftsräten eingesetzt (S. 321), sondern von einer autonomen Behörde; diese Organisation hat mit der Einteilung des Landes in Grafschaften nichts zu tun; daß sie nunmehr aussterben soll und ihre Tätigkeit von den Grafschaftsräten übernommen wird, war bei Abfassung des Buches noch nicht vorauszusehen. Nicht ganz richtig ist die Feststellung, daß die Gewerkschaften im Kriege ihr Streikrecht opferten; sie wollten es zwar tun, aber trotz ihres guten Willens waren die Jahre 1916 und 1917 von sehr ernsthaften Streiks erfüllt (S. 318). Das unter Lloyd George riesenhaft angewachsene Kabinettssekretariat (S. 323) ist neuerdings wieder sehr stark vermindert worden. Zu korrigieren sind auch die Angaben Mackensens (II, 34) über das Common Prayer Book, das angeblich auch von den Dissenters gebraucht wird (das kann nur sehr ausnahmsweise der Fall sein) und von der katholischen Universität, die nach Bornhausen (II, 270) angeblich in London besteht.

Und bei einer neuen Auflage müßte das Buch sehr energisch von Druckfehlern gesäubert werden. Recht unerfreulich ist in dieser Darstellung (vor allem in dem Artikel von Knapp, I, 131 ff.), die doch als Nachschlagewerk gedacht ist, die Nachlässigkeit, mit der die englischen Namen immer wieder falsch geschrieben werden; die Liste ist zu umfangreich, als daß ich sie hier hätte aufführen können. Auch ein Sachregister wäre zu wünschen. Alles in allem ist das Buch ein wertvoller Beitrag zu unserer Kenntnis des Gegenstandes.

II. Keineswegs auf der Höhe steht das Werk von Brunner. Es ist ungeheuer tatsachenreich, jedoch werden die Tatsachen fast immer ohne jeden

Digitized by Google

Deutungsversuch gegeben; die historische Darstellung ist auf ein Minimum beschränkt. Brunner behandelt die geographischen Grundlagen, Staatsverfassung, Verwaltung, Kirche und Schule. Aber wie kann man von der englischen Kirche sprechen, ohne die Reformation, die methodistische Bewegung, die Oxforder Bewegung, wenn auch noch so knapp, historisch darzustellen; wenn das Buch nicht einmal Platz hat für die Darstellung der Unterschiede von High Church und Low Church, so kann eine verständliche Darstellung nicht herauskommen. Andererseits ist es überladen mit Ballast. Was hat es für einen Zweck, die Einfuhr- und Ausfuhrstatistik von fast allen Ländern der Welt zu bringen, die sich ja in jedem Whitaker nachschlagen lassen, wenn das Buch keinerlei Schlüsse aus dem vorhandenen Tatsachenmaterial zieht? Was für einen Zweck hat es, die Bevölkerungsdichte nahezu aller Grafschaften genau anzugeben, wenn aus dem breit vorgetragenen Material nichts folgt? Ist es wirklich erheblich, bei den Rechten des Königs zu erfahren (S. 74), auf welche Weise eine Prinzessin von 25 oder mehr Jahren sich auch wider den Willen des Königs das Recht auf Heirat nach eigenem Willen erzwingen kann? Sollte dieser interessante Fall jemals konkret werden, so ist es sehr zweifelhaft, ob das von Brunner dafür aus irgendeinem juristischen Buche herausgehobene Verfahren wirklich angewandt wird oder irgendein anderer Weg; in solchem Falle würden die Stimmung der öffentlichen Meinung und die politische Lage wahrscheinlich sehr viel wichtiger sein als irgendwelche juristische Theorien. Im allgemeinen folgt das Buch den üblichen Darstellungen; es geht darüber hinaus, indem es in dankenswerter Weise auch die abweichenden Verhältnisse Schottlands in Verwaltung, Gerichtssystem und Schule eingehend darstellt. Im einzelnen ist es leider nicht immer zuverlässig. Nicht nur ist auch hier die Zahl der ungenau gegebenen englischen Namen unverzeihlich groß, sondern im einzelnen findet sich auch manches, was längst überholt oder einfach unrichtig ist. Die Beschlüsse der Reichskonferenz von 1926 haben das Vetorecht des Gouverneurs praktisch abgeschafft (zu S. 69), haben den Kolonien das Recht, selbständig Verträge zu unterzeichnen, gegeben, und Kanada hat im Halibut-Treaty davon bereits längst Gebrauch gemacht (zu S. 71). Die Prüfung für den Indian Civil Service findet nunmehr auch in Indien statt, und die höhere Beamtenschaft in Indien rekrutiert sich in keiner Weise nur aus Engländern (zu S. 72). Die englische Miliz besteht nicht mehr, die special reserve ist abgeschafft (S. 144). Die englische Altersversorgung ist seit 1925 entscheidend geändert worden; es gibt nicht nur Alterspensionen, sondern auch eine Altersversorgung und Witwen- und Waisenversorgung ähnlich wie in Deutschland mit Beiträgen; in den Kolonien (S. 67) heißen die beiden Häuser des Parlaments nicht allgemein Senate und House of Representatives, sondern auch andere Namen sind üblich (Legislative Council, House of Commons, Assembly). Gladstones Home Rule Bill wurde nicht 1888, sondern 1886 eingebracht (S. 98). Das grundlegende Armengesetz datiert nicht von 1832, sondern von 1834 (S. 120). Die Verwaltung der nördlichen Universitäten (S. 189) liegt nicht nur in der Hand der akademischen Lehrer, sondern an der entscheidenden Stelle im Council (ganz abgesehen vom Court) sind die Geschäftsleute sehr stark vertreten, die Erhebung zur Peerage bedeutet im parlamentarischen Leben für einen aktiven Politiker nicht eine Erhöhung seines Einflusses, sondern im Gegenteil ehrenvolles Ausscheiden, da der Einfluß des Oberhauses sehr stark zurückgegangen ist. Die industrielle Entwicklung Irlands (S. 30) stammt nicht aus dem 18. Jahrhundert, sondern schon im Mittelalter gab es eine irische Tuchindustrie, und bei der Darstellung der Gegenwart ist eine der wichtigsten Industrien, die Schiffsbauindustrie von Belfast, einfach vergessen. Alles in allem braucht das Buch eine äußerst gründliche Revision, um seinen Zweck zu erfüllen.

Digitized by Google

III. Krüper und Hartig geben in ihrem Lesebuch Stücke verschiedenen Inhalts, geordnet unter dem Gesichtspunkt *The English Country* (Geographisch), *The English Races, Leading Personalities and Main Currents of History, Sensualism and Empirism, Political Activism, Individualism, Common Sense, Love of Nature, Methaphysical Belief, Humorous Satire, Humanitarian Utilitarianism.* Schon diese Überschriften zeigen, daß die Auswahl wohl überlegt ist. Alle Stücke stammen von namhaften Verfassern, sie geben eine klare Übersicht auch über verschiedene historische Perioden, einschließlich älterer Einflüsse (Normannenzeit, Wikinger); auch Königin Elisabeth, Cromwell und das 18. Jahrhundert kommen zu ihrem Rechte; einzelne Stücke sind vorzüglich ausgewählt, so z. B. Stevensons amüsante Darstellung von der Unkenntnis des gewöhnlichen Engländers mit Bezug auf Schottland. Nicht genügend ist das Kirchentum vertreten; die fundamentalen Begriffe High Church, Low Church und Broad Church werden ebensowenig klar wie das schottische und methodistische Element. An Einzelheiten notiere ich: Zu Seite 50, 13: Der Ausdruck 'die protestantische Garnison in Irland' hat nichts mit Militär zu tun, sondern bezieht sich auf das englische Element von Adligen und Bauern, das England oft bildlich als seine Garnison von Irland bezeichnete; auf Seite 145, 11 ist die Insel, die sich über 9 Längengrade und 7 Breitengrade erstreckt, natürlich England und nicht Südafrika. Im großen und ganzen kann man das Buch als eine geschickte, wenn auch sicher nicht voll umfassende, Zusammenstellung wichtiger Seiten des englischen Volkstums empfehlen.

IV. Das Buch von Bode und Paul ist eine völlige Neubearbeitung des in dieser Zeitschrift früher (CLII 129) besprochenen Buches: *Seeds and Fruits.* Von dem Material der ersten Auflage ist nur ein geringfügiger Rest stehengeblieben. Nahezu alles Gebotene ist neu, und zwar ist die Neuauflage in jeder Beziehung der alten überlegen. Weggefallen ist alles dürre Zahlenmaterial, alle Urteile, die kleinen Handbüchern entnommen waren, alles hat jetzt literarischen Wert und Niveau. In der Einleitung wird noch einmal betont, daß umfassende literarische Lektüre unbedingt neben diesem Kulturlesebuch getrieben werden muß. In seiner jetzigen Form ist das Buch eine durchaus brauchbare Lektüre geworden.

V. Unter den Einzelschriften, die als Schullektüre kleine Ausschnitte aus der englischen neuesten Geschichte verwerten, ist als sehr brauchbares Hilfsmittel zu erwähnen die Zusammenstellung von Artikeln aus der Times von 1902 bis 1919 von Effenberger. Die Zeitungsstimmen sind mit kritischer Umsicht ausgewählt und zeigen deutlich die allmähliche Verschärfung der Stimmung in den kritischen Jahren und den scharfen, vor keiner Übertreibung und Entstellung zurückschreckenden Kriegswillen der Kriegszeit. Die Sammlung ist ein auch über den Krieg hinaus wertvolles Dokument zur Geschichte der englischen Presse und bietet sehr brauchbares Material zur Schullektüre.

Berlin. W. Dibelius.

Roger Bacon, The opus majus: a translation by R. Belle Burke. Philadelphia, University of Pennsylvania Press, 1928. Vol. I: XIV, 418 S.; vol. II: 419—840 S.

The cipher of Roger Bacon by W. R. Newbold, ed. with forword and notes by R. G. Kent. Philadelphia, University of Pennsylvania Press, 1928. XXXII, 221 S.

Das Latein Roger Bacons zu lesen ist ein mäßiger Genuß; gern greift man daher zu den zwei stattlichen Bänden, in denen ihn der Lateinprofessor und College-Dean von Philadelphia in bequemes Englisch gewandet hat. Das

Digitized by Google

Vorwort ist ganz knapp, das Inhaltsverzeichnis beschränkt sich bei jedem Bande auf den Bruchteil einer Seite, aber das Register ist reichlich und umfaßt nicht bloß Namen, sondern auch Gegenstände; da kann man sich praktisch orientieren.

Wer im 'Opus majus', dem Hauptwerk des gelehrten und nachher eingesperrten Franziskanergenies von Oxford (geschr. 1268) einen Ausbruch von 'bitterness of a disappointed and despairing man' erwartet (Kent, S. 13), ist auf den ersten Blick enttäuscht, daß überall die Kirchenlehre als die maßgebende und die Wissenschaft nur als deren Ergänzung hingestellt wird. Bacon wandte sich eben hilfesuchend an Papst Clemens IV., um durch ihn eine Hebung des abendländischen Geisteslebens zu erreichen. Die Zweifel sind vorsichtig abgebogen, die Kritik muß man zwischen den Zeilen lesen. Ungeteilt und machtvoll war noch die Kirche, aber schon mißtrauisch. Die Familie Bacons hatte im Kampfe für Heinrich III. ihren Reichtum eingebüßt; Hilfe und Sicherheit suchte der Forscher bei den geistlichen Organisationen; aber schon neun Jahre nach dem Tode von Clemens IV. erließ der Bischof von Paris eine schneidige Verurteilung der Astrologie-, Magie- und Averroesstudien an seiner Universität, und noch in demselben Jahre 1277 wurde Bacon durch seinen Ordensgeneral Jerome de Ascoli ins Gefängnis gesteckt und seine Lehre als 'gefährlich' verurteilt (Kent, S. 17). Aus den Folgen haben wir zu schließen, wie die geistlichen Behörden das Opus Bacons lasen.

Wer nun ketzerische Ausfälle mit Absicht sucht, kann in Bacons sieben Kapiteln immerhin einiges Anstößige finden. Merkwürdigerweise liegt es zunächst mehr auf philologischem als auf naturwissenschaftlichem Gebiete. Die lateinische Bibelübersetzung sei mangelhaft; Dominikaner und Franziskaner seien wetteifernd um die verderbten Stellen bemüht; die Theologen sollten mehr Sprachen studieren, nicht bloß Latein, sondern auch Griechisch und Hebräisch und namentlich die arabischen Aristoteles-Übertragungen lesen. Hiermit erfolgt dann der Übergang zur Hauptsache. Bacon hat eine Welterkenntnis aufgebaut, die mit Atomen, Experimenten, Mathematik arbeitet und von der Offenbarung völlig absieht. Er verfügt über ein heidnisches System des Wissens und betont, besonders wo er auf seine Lieblingsthemen, auf Strahlen, Linsen, Explosiva u. dgl. zu reden kommt, auch dessen Macht. Das war gegenüber den dogmatischen Kreisen eine Kriegserklärung, nicht mit Worten, aber mit einem breiten Masseneinbruch. Vorsicht, ja Unterwürfigkeit in Redensarten fiel dagegen nicht ins Gewicht. Er war ein auf die Vernunft gestellter Forschungsmensch und erklärte die Unlust, zu lernen, für das größte Übel. Wie viele Autoritätsmenschen mußten sich da beleidigt fühlen!

Über seine Lehrer spricht Bacon mit größter Offenheit. Voran stellt er Aristoteles, vermittelt durch Avicenna und Averroës; nur durch 'dense ignorance' (I 22) seien deren Bücher in Paris angefeindet und dann sogar verboten worden. Er kennt und schätzt Platos 'Phaedo', weil dieser Dialog ein Preis der freien Seele war, scheint aber sonst über die Naturphilosophie des Altertums fast nur durch Cicero, in zweiter Linie durch Seneca und Boethius unterrichtet. Von Zeitgenossen steht ihm am höchsten der Lincolner Bischof Robert Grosseteste, der 'alone knew the sciences' (I 76). Nicht immer reicht das Urteil Bacons über das seiner Umwelt hinaus; ernsthaft glaubt er z. B. an die Gleichzeitigkeit von Moses und Prometheus (I 88). In ästhetischen Dingen ist er mit dem ganzen Mittelalter der Ansicht, der Dichter wolle die Laster angreifen und die Tugenden verklären, 'so as to attract men to a love of good and hatred of sin' (I 80). Er war ein für seine Zeit ausgezeichneter Fachgelehrter nach außen, im Inneren aber doch weit mehr.

Hat er in der englischen Volksliteratur des 13./14. Jh.s eine Spur hinterlassen? Man denkt unwillkürlich an das 'Fragment on popular science', das zuerst Wright in 'Popular treatises' 1841 veröffentlichte und dann Mätzner Sp. Pr. I 136 ff. bequem erreichbar nachdruckte. Dies Fragment hat mit Bacons 'Opus majus' ohne Zweifel eine Reihe Probleme gemeinsam: Sternenhöhe, Pla-

Digitized by Google

neteneinfluß, Wetterkunde. Aber die Ähnlichkeit dürfte lediglich auf paralleler Benutzung des Ptolemäus beruhen; alles für Bacon Charakteristische ist beim Fragment nicht vorhanden. Scholastik und Volksdichtung blieben tief getrennt.

Ein eigenartiges Dokument ist im Begleitbande von Newbold und Kent ans Tageslicht gefördert worden. Der Neuyorker Bibliophile Woynich entdeckte 1892 'in einem alten Schloß Südeuropas' einen Kodex aus dem Ende des 13. Jh.s (S. 30), der durch eine seltsame Geheimschrift und durch kunstreiche naturwissenschaftliche Zeichnungen auffiel. Ein am Vorderdeckel angefügter (attached: S. 31) Brief vom gelehrten Jesuiten Marcus Marci '1665 oder 1666', damals Rektor der Universität Prag, an den Mitjesuiten Athanasius Kircher, den Begründer des Museum Kircherianum in Rom, teilt mit, der Kodex habe dem Kaiser Rudolf gehört, der 600 Dukaten dafür gab: 'He believed the author was Roger Bacon, the Englishman' (S. 32). Das erregte die Aufmerksamkeit von W. R. Newbold, der als 'Professor of intellectual and moral philosophy' an der Universität Philadelphia lehrte, in Syrisch, christlicher Archäologie u. dgl. sehr bewandert war und eine jahrelange Arbeit der Liebe an die Entzifferung setzte, bis er 1926 plötzlich starb. Ganz vermochte er die Schrift nicht zu enträtseln, aber doch so weit, daß er einige aufschenerregende Vorträge darüber hielt; an einer Stelle glaubte er auch ein Bekenntnis Roger Bacons als Autor zu entdecken. Laut Newbolds Entzifferungen schrieb Bacon dies Dokument nach vergeblicher Überreichung des 'Opus majus' an Papst Clemens IV. und nach seiner Gefangensetzung für einen Freund und Helfer namens John, weil 'he felt himself buried alive, and the fruits of his labors seemed destined to be finally buried with him in the Priory Church at Oxford' (S. 27). Obwohl der Text noch nicht ganz feststehe, ergebe sich schon jetzt, besonders aus den Zeichnungen, daß Bacon ein Teleskop und ein Mikroskop erfunden und hiermit sowohl anatomische als astronomische Dinge gesehen hatte, die niemand vor ihm kannte. 'He is here trying to weave them into, and interpret them by, a preconceived system of ideas drawn in the main from the Platonic tradition' (S. 28). Newbolds Arbeit wurde posthum herausgegeben von R. G. Kent, dem Sprachvergleicher an der Universität Philadelphia. In zusammenhängendem Text — ne. übersetzt — ist daraus allerdings nur mitgeteilt ein Bericht über einen Streit zwischen Rittern und Geistlichen zu Oxford 1273 (S. 183 ff.).

Wer wird auf Grund eines solchen Materials so leicht ein Echtheitsurteil wagen? Das nächste Wort haben jetzt offenbar die Fachkenner mittelalterlicher Chiffrierung, sobald sie das Woynich-Ms. selber eingesehen haben werden. Bis dahin möchte ich nur die Möglichkeit andeuten, daß eine solche Nachlaßschrift von Bacon zur Entstehung des Volksbuches vom Friar Bacon (repr. Thoms) beigetragen haben kann, das den Dramatiker Greene veranlaßte, ihn als Erfinder des Fernrohrs zum Helden eines bekannten Lustspiels der Marlowe-Zeit zu machen. Jedenfalls hat sich die Universität Philadelphia durch die vorliegenden drei Bände bereits ein großes Verdienst um das Studium Roger Bacon erworben.

Berlin. A. Brandl.

J. L. Hotson, Colfox versus Chauntecleer. Publ. Mod. Lang. Ass. Am. XXXIX, 762—781.

Die Ansicht, die ich vor einiger Zeit an anderem Orte[1] über die Beteiligung Nordamerikas an der Chaucerforschung aussprach, nämlich, daß quantitativ seine Beiträge hierzu die aller anderen Länder übertreffen, daß qualitativ aber deren Wert nicht immer der Sorgfalt, mit der sie unleugbar durchgeführt werden, entspricht, wird in dem vorliegenden Bande vollauf bestätigt, der außer dem angeführten noch 7 andere Aufsätze über denselben

[1] S. Angl. N. F. XXVII, S. 194 f.

Digitized by Google

Dichter und seine Werke enthält[1]. Sie alle lassen mehr oder weniger das Streben erkennen, eine Untersuchung bis zu den äußersten erreichbaren Grenzen zu verfolgen, wozu die Hochschulen der Vereinigten Staaten besonders durch den Erwerb eines reichlichen bibliographischen Materials wie durch ergiebige Unterstützung zu wissenschaftlichen Studien im Auslande beitragen zu können in der glücklichen Lage sind. Andererseits verrät sich aber auch, namentlich in dem in Rede stehenden Artikel, die Neigung amerikanischer Gelehrter, auf die ich wiederholt hingewiesen habe[2], auf unsicheren Prämissen weitgehende Schlüsse aufzubauen.

Doch nun zum Inhalt des in Rede stehenden Aufsatzes, zu dessen Erörterung mich der verehrte Herausgeber dieser Ztschr. freundlichst eingeladen hat. Es handelt sich hierin um die bekannte Erzählung des Nonnenpriesters in den C. T., die in den Hauptzügen auf dem Roman de Renart beruht, die aber von Chaucer eigenartig im Stile des komischen Heldenepos ausgestaltet ist. Wir sehen darin, wie ein Fuchs, *daun Russell*, durch Schmeicheleien einen Hahn betört und ihn fortschleppt, wie aber der Hahn nachher seinen Feind überlistet, indem er ihn zum Sprechen veranlaßt, und als dieser das Maul dazu öffnet, davonfliegt. Ohne bei des Dichters köstlicher Beschreibung der Nebenpersonen, der Witwe nebst ihrer Wirtschaft, welcher besagter Hahn angehörte, der Dame Pertelote, seiner Lieblingsgattin, und den humorvollen Gesprächen der Eheleute über die Bedeutung von Träumen usw. zu verweilen, wende ich mich gleich zu der Stelle der Erzählung, von der der Verf. bei seinen Untersuchungen ausgeht. V. 15 999 (B 4405) bezeichnet Ch. den Fuchs als *Colfox*, nchdem er ihn vorher V. 15 686 ff. (B 4094 ff.) wie folgt beschrieben hat:

a beest,
Was lyk an hound...
His colour was betwixe yelw and reed,
And tipped was his tayl and bothe hise eeris
With blak, vnlyk the remenaunt of hise heeris usw.,

d. h. er gehörte zu einer Abart, die wir Brandfuchs oder Kohlfuchs nennen. Da dieser Ausdruck aber als Bezeichnung eines Tieres nur an jener Stelle belegt ist, dagegen öfters als Personenname erscheint, kommt Hotson auf den Gedanken, daß es damit eine besondere Bewandtnis haben müsse. Er

[1] I. R. K. Root und H. N. Russell, A Planetary Date of Chaucer's Troilus, S. 48—63, wozu ich Engl. St. 64, S. 86 ff. Stellung genommen habe. II. C. K. Maxfield, Chaucer and Religious Reform, ebd. 64—74 (Ch. weder Wycliffit noch Lollard). II. Grace W. Landrum, Chaucer's Use of the Vulgate, ebd. 75—100. (Obgleich seine biblischen Zitate meist zweiter Hand sind, zeigen einige eigene Kenntnis der Hl. Schrift.) IV. E. Kuhl, Chaucer and Aldgate, ebd. 101—122, von mir Engl. St. 59, S. 105 f. besprochen. V. W. Farnham, England's Discovery of the Decameron, ebd. 123—139. (Bekanntschaft mit diesem Werk daselbst nicht vor dem 16. Jh. nachweisbar, daher auch nicht von Ch. benutzt, woran ich stets gezweifelt habe; s. Angl. l. c. S. 222.) — XXIII. W. W. Greg, The Early Printed Editions of the Canterbury Tales, ebd. S. 737—761. (Außer den von Zupitza und mir bei der Untersuchung des Hss.-Verhältnisses in der Pard. T. verglichenen ersten beiden Drucke Caxtons und dem Thynnes von 1532 werden auch die beiden Drucke Pynsons und der de Wordes für V. 1—116 der Kn. T. herangezogen; Ergebnis: nur Caxton 1 hat selbständigen handschriftlichen Wert; die Verbesserungen der folgenden Drucke lassen sich nicht auf Einfluß bestimmter Mss. zurückzuführen [?]). XXIV. s. o. XXV. F. S. Damon, Chaucer and Alchemy, 782—88 (Ch. verwirft nur die angebliche Goldmacherkunst).

[2] S. besonders meine Bemerkungen Angl. l. c. S. 212 f., 215 f., 218 f., 224 f., 231; ferner Literaturblatt XLVIII, Sp. 263 ff.

Digitized by Google

findet nun, nach Durchstöberung alter Dokumente und Chroniken, daß ein Nicholas (Johan) Colfox, ein 'Esquier' im Dienste Mowbrays, des Herzogs von Norfolk, auf dessen Anstiften nebst anderen an der heimlichen Ermordung des Herzogs von Gloucester, des verfemten Oheims König Richards, in Calais i. J. 1397 beteiligt war, und schließt daraus, daß jenes Wort eine Anspielung auf diese fragwürdige Persönlichkeit sein soll. Diese Untat kam jedoch erst nach der Thronbesteigung Heinrichs IV. (30. Sept. 1399) an die Öffentlichkeit, worauf die Mitschuldigen, sobald man ihrer habhaft werden konnte, grausam hingerichtet wurden. Colfox dagegen, der sich wohl in Sicherheit gebracht hatte, erlitt nur die Konfiskation seiner Güter, erlangte aber später (1404, also nach dem Tode des Dichters) Begnadigung auf sein demütiges Gesuch.

Die Richtigkeit dieser Beziehung sucht Hotson durch verschiedene Argumente zu stützen. Zunächst hebt er hervor, daß die Mörder Gloucesters wegen (Hoch-)Verrats bestraft wurden, und verweist auf eine Stelle dieser Erzählung (V. 16 011 ff., B 4421 ff.), an der Ch. seinen Brandfuchs mit allbekannten Verrätern (Judas, Ganelon, Sinon) vergleicht, während er an einer anderen (V. 15 834 ff., B 4240 ff.) seinen Abscheu vor einer Mordtat ausdrückt, die eines Tages sicher ans Licht kommen müsse, usw. Dann geht der Verf. einer Vermutung weiter nach, daß diese Dichtung neben ihrer eigentlichen Bedeutung, ähnlich wie Drydens Bearbeitung derselben Fabel[1], einen besonderen politischen Hintergrund habe, zu dem jener unbedeutende Esquire nur die Unterlage bilde. Er sieht ein, daß die grauenvolle Mordtat an einem Mitglied der königlichen Familie keinen Anlaß zu einem komischen Heldengedicht gegeben haben könne, und sucht daher nach einem anderen Motiv aus der Zeitgeschichte. Er findet dieses in dem Zweikampf zwischen Heinrich von Hereford und Derby und jenem Mowbray, der im letzten Augenblick vom König abgebrochen wurde und mit der Verbannung der beiden Kämpfer endete, welche Szene aus Shakspere in seinem Richard II. (I. 3) so dramatisch packend vor Augen führt. Hotson meint nun, daß dieser unblutig verlaufene Kampf sich in dem ebenfalls erfolglosen Überfall des Fuchses auf den Hahn widerspiegele, und bemüht sich weiterspürend Ähnlichkeiten zwischen dem Hahn und Derby und zwischen dem Fuchs und Mowbray aufzudecken. Namentlich hält er die bei der Beschreibung Chauntecleers (V. 15 643 ff., B 4049 ff.) aufgezählten Farben für eine Anspielung auf das Wappen Derbys, die oben angeführten des Fuchses für solche im Wappen Mowbrays vorkommende. Das Geschrei und Getümmel, das sich bei der Entführung des Hahns im Hofe erhebt, soll dem Geschrei des Volkes entsprechen, in das es bei der Verkündung des Verbannungsurteils gegen Derby ausbrach. Auch für den Namen des Fuchses *Russel* entdeckt er ein Vorbild in einem der verhaßten Günstlinge Richards. Freilich vermag er nicht zu allen Momenten in der Erzählung eine historische Parallele zu finden; so fehlt ihm ein passendes Gegenstück zu Dame Pertelote, auch will der Tag des Zweikampfs, der an einem Montag stattfand, nicht mit Chaucers Freitag übereinstimmen. Aber das schade auch nicht viel, meint er, da Ch. nicht beabsichtigt habe, eine die Wirklichkeit in allen Einzelheiten wiedergebende Allegorie zu schreiben. Vielmehr stellt sich Hotson die Entstehung der Nun's Priest's Tale so vor, daß der

[1] Ein hinkender Vergleich, da Dryden bekanntlich mehrere politische Satiren geschrieben hat, während bei Chaucer wohl eine gemütvolle Teilnahme an dem Geschick seines Herrscherhauses (s. B. D., P. F., Prol. LGW.) und seines Landes (Former Age, Stedfastnesse), aber nie die Tätigkeit als Parteimann nachweisbar ist. Ein Versuch Hotsons, die Erz. des Melibeus als politische Allegorie zu deuten, wird im Archiv, Bd. 145, S. 156 als wenig überzeugend bezeichnet.

Digitized by Google

Dichter durch den fruchtlosen Ausgang des erwähnten Zweikampfes veranlaßt wurde, eine Satire darauf mit zeitgemäßen Anspielungen zu verfassen. Bei der Suche nach einem dazu geeigneten Stoff stieß er auf die bekannte Tierfabel vom Fuchs und vom Hahn, die er demgemäß auszugestalten beschloß. Mit der Zeit aber wuchs sein Interesse für diese, so daß er sie schließlich ausführlicher behandelte und die Satire mehr in den Hintergrund schob. Als Abfassungszeit nimmt der Verf. Oktober oder November 1398 an, d. h. bald nach jenem Ereignis, welches damals noch lebhaft im Bewußtsein des Volkes sein mußte. Und um zu zeigen, daß Ch. auch in seinem hohen Alter seinen Humor nicht eingebüßt hatte, verweist er auf seine Klage an die Börse, die sogar noch ein Jahr später geschrieben sei.

Auf den ersten Blick erscheint dies künstliche Gebäude der Beweisführung wohlgefestigt, aber bei genauerer Untersuchung wird man bald merken, auf wie unsicherer Grundlage es steht. Zunächst ist darauf zu achten, daß *Colfox* gar nicht der Name des Fuchses in dieser Erzählung ist, sondern als Gattungsbegriff gebraucht wird: a colfox, dessen Eigenart, wie oben zitiert, bereits vorher beschrieben ist. Sein Name ist vielmehr, wie gleichfalls schon gesagt, Russel (= Rötling), wie auch im Tierepos der jüngste Sohn Meister Renards genannt wird. Auch sonst wird das Wort zur Bezeichnung eines Fuchses gebraucht; s. N. E. D. sub verbo. Und nun sollen hier sogar zwei verschiedene Personen (C.: dem Mörder, R.: dem Günstling) entlehnte Namen auf dasselbe Geschöpf übertragen sein! Aber nehmen wir wirklich an, daß Ch. bei der Wahl jenes Wortes an den berüchtigten Dienstmann Mowbrays gedacht habe, so könnte ihm dieser Name schwerlich vor Oktober 1399, wo die Untersuchung über Gloucesters Mord im Parlament stattfand, bekannt geworden sein, da diese Untat bis dahin geheim gehalten wurde. Oder aber, wenn er selbst ihn durch seine Beziehungen zum Hofe erfahren haben sollte, hätte er eine gleiche Bekanntschaft bei seinem Publikum schwerlich voraussetzen können, um seine Anspielung allgemein verständlich zu machen. Will man aber dieses Datum als Entstehungsjahr der Erz. vorläufig als richtig annehmen, so würde der von Hotson ergründete enge Zusammenhang mit dem Zweikampf zwischen Derby und Mowbray gelöst sein. Aber noch aus einem anderen Grunde ist die vermutete Anspielung des Ausdrucks Colfox auf eine noch lebende Person höchst unwahrscheinlich, nämlich die Vorsicht, mit der Ch. sonst auf zeitgenössische Ereignisse oder Personen hinzudeuten pflegt: die Herzogin Blanche heißt *faire Whit*, ihr Gemahl ist der schwarze Ritter; der Graf von Huntingdon erscheint unter der Maske des Mars, die Herzogin von York unter der der Venus; König Richard ist der Liebesgott, Königin Anna Alceste im Legendenprolog usw. Seine Freunde Gower und Strode nennt er zwar im Epilog zum Troilus, doch um ihnen seine Huldigung darzubringen; ebenso Scogan und Buxton, denen er seine humorvollen Geleite widmet; ebenso auch Harry Bailey, den munteren Wirt vom Gasthause zum Heroldsrock, den Führer auf der Pilgerfahrt nach Canterbury, aber nie nennt er einen Lebenden, den er bloßstellen will[1]. Und nun soll er gerade mit einem so gefährlichen Burschen wie Nicholas Colfox, der sich an ihm rächen konnte, eine Ausnahme gemacht haben?

Was ferner jenen Zweikampf betrifft, übersieht der Verf., daß in der Fabel überhaupt kein Kampf stattfindet, da ja der Hahn gar keinen Widerstand leistet. Lassen wir aber trotzdem eine beabsichtigte Anspielung darauf gelten, so endete dieses Duell freilich, ohne daß die Waffen die Entscheidung brachten, aber durch einen willkürlichen Machtspruch des tyran-

[1] Jakke Straw, V. 16 178 (B 4783), der Führer des Bauernaufstandes von 1381, war längst tot.

Digitized by Google

nischen Königs, der ohne Untersuchung des Streitfalls Mowbray auf Lebenszeit, Derby auf 10 Jahre des Landes verwies und des letzteren Güter unrechtmäßig einzog. Ist es denkbar, daß ein so tragischer Ausgang Ch. den Anlaß zu einer komischen Darstellung geben konnte?

Daß der an Gloucester ausgeübte Mord als solcher nicht in Betracht kommt, erkennt Hotson, wie gesagt, selbst an, aber auch die Verse der Dichtung, die nach seiner Ansicht durch diese Greueltat hervorgerufen sein sollen (s. o.), zwingen nicht zu dieser Deutung. Zunächst gehören sie nicht der eigentlichen Erzählung an, sondern einem Exemplum des Hahns, dem sie sich ganz natürlich anschließen. Dann will der Dichter sie offenbar ganz allgemein verstanden wissen, ohne jede Beziehung auf einen bestimmten Fall, wie besonders V. 15 836 (B 4242) zeigt:

Mordre wol out, that se we day by day . . .,

eine Erfahrung, die er wohl genugsam hat machen können (s. auch Form. Age, V. 64).

Doch bei seinem Bemühen, Derby mit unserer Erzählung in Zusammenhang zu bringen, legt Hotson besonderen Wert auf die schon erwähnte Beschreibung des Hahns, deren Ausführlichkeit ihm zunächst auffällt. Indessen ist daran zu erinnern, daß Ch. öfters Vergnügen daran findet, die äußere Erscheinung seiner Gestalten bis auf nebensächliche Einzelheiten auszumalen. Die Beschreibung der Schönheit der Herzogin Blanche (B. D. 895—918) können wir hier beiseite lassen, da sie eine Nachahmung französischer Vorbilder ist, doch selbstgeschaffen sind seine Porträte der Königin Alceste und des Liebesgottes im Legendenprolog (V. 212 ff.), der beiden streitbaren Fürsten Lygurge und Emetreus in der Kn. T. (V. 2129 ff.), der keuschen Virginia in der Phis. T. (11 970 ff.), der hübschen Frau Alison und des verliebten Clerks Absolon in der Mill. T. (V. 3131 ff. und 3346 ff.), des Junkers Thopas (V. 13 630 ff., B 1915 ff.) und namentlich die der Wallfahrer nach Canterbury. Richtig ist wohl, daß der Dichter mitunter Personen durch Angaben über ihr Wappen kennzeichnet, so Bertrand du Guesclin in der Monk's T. (V. 15 471 ff., B 3373 ff.), wie er auch dem Liebesgott die Embleme Richards beilegt. Daher ist es auch möglich, daß er hier eine gleiche Absicht hegte. Er gibt dem Hahn einen roten Kamm, einen schwarzen Schnabel, blaue Beine, weiße Zehen und ein goldenes Gefieder, welche Farben auch in Derbys Wappen vorkommen, die aber in ihrer Mannigfaltigkeit kaum noch etwas Charakteristisches bieten. Um aber eine solche Beziehung wahrscheinlich zu machen, betont der Verf., daß Ch. sich bei dieser Beschreibung heraldischer Ausdrücke bediene, zu denen auch *azure* für blau gehört; doch gebraucht er dieses Wort auch ohne solchen Nebensinn, z. B. Anelida V. 330. Andererseits wäre *gules* der heraldische Ausdruck für *red*, das an der angezogenen Stelle steht. Also viel Beweiskraft haben diese termini hier nicht. Demgemäß fragt es sich, ob der Dichter bei seiner Beschreibung nicht ein wirkliches Tier im Auge gehabt hat. Nun zeigt die Tafel mit den Abbildungen der wichtigsten Hühnerrassen in Brehms 'Tierleben' (Bd. 7) nur e i n e Art, welche die dem beschriebenen Hahn eigenen Merkmale so ziemlich vereint, das englisch-belgische Kampfhuhn mit rotem Kamm, goldenem Halsgefieder, blauen Beinen, weißen Zehen, doch auch weißem Schnabel. Nun ist es ja möglich, daß ein unserem Hahn genau entsprechender Typus infolge der verschiedenen Kreuzungen und Züchtungen von Rassen verschwunden oder nicht mehr bekannt ist, und daß Ch. tatsächlich einen Vogel, wie er ihn beschreibt, gesehen hat. Es wäre dann die schwarze Farbe des Schnabels nicht, wie Hotson meint, eine bloße Hinzudichtung, um auch in dieser Nuance das Gefieder des Hahnes dem Wappen Derbys anzugleichen, zumal auch auf diesem das Schwarz nur in einem nebensächlichen Teile, den Schwänzchen

Digitized by Google

im Hermelinmantel, vertreten ist. Doch das sind bloße Vermutungen. Geben wir indes zu, daß des Verf.s Auslegung zutrifft, so wäre es doch unglaublich, daß Ch. seinen ehemaligen Dienstherrn, den Sohn seines alten Gönners, der sich durch ruhmreiche Kriegsfahrten ausgezeichnet hatte und vom Volke allgemein verehrt wurde, eine so klägliche Rolle, wie sie der Hahn spielt, zuerteilen konnte. Sollte er hierin das Original, nach dem der Hahn sich zum Schutz der durch den Fuchs erschreckten Hennen diesem mutig entgegenstellt, absichtlich geändert haben, um den Helden als Feigling lächerlich zu machen? S. V. 15 611 ff. (B 4098 ff.), wo ihm Pertelote zuruft:

'Avoy! ... fy on you, hertelees!
I kan nat loue a coward! ...'

Und weiter, als er den Fuchs bemerkte (V. 16 060 ff., B 4436 ff.), heißt es:

... vp he sterte,
As man that was affrayed et his herte, usw.

Auch die Warnung vor Schmeichlern (V. 16 109 ff., B 4515 ff.) möchte Hotson irgendwie mit Derby in Verbindung bringen. Doch ergibt sich diese Mahnung ungezwungen aus dem Gange der Erzählung und steht auch nicht vereinzelt da, da Ch. sich schon im Legendenprolog (V. 352 ff.) ähnlich geäußert hat. Ebenso unzulänglich wie in diesem Falle ist des Verf.s Versuch, die Farben von Abzeichen Mowbrays auf den Fuchs zu übertragen. Denn wenn der jenem vom Könige verliehene Marschallstab von Gold war und schwarze Enden hatte, so könnten diese ja auf die schwarzen Stellen am Felle des Fuchses hindeuten, aber das Fell selbst war nicht goldig, sondern gelblichrot (s. oben). Die den beiden Tieren verliehenen Färbungen sind allerdings ungewöhnlich, aber wird diese Darstellung nicht genugsam durch Ch.s Bestreben, seine Gestalten zu individualisieren, wie wir dies in den vorher zitierten Fällen sehen, erklärt? Es würde dann das prunkvolle Gefieder auf die Eitelkeit und das Selbstbewußtsein des Hahns, die schwarzen Tupfen auf die dunklen Absichten des Fuchses anspielen. Gibt nicht auch die Tracht der Pilger Aufschluß über ihren Charakter?

Wenn ferner das Geschrei, das das Volk bei der Verurteilung Derbys erhob, dem Dichter Anlaß gegeben haben soll, die Schilderung der Lärmszene bei der Verfolgung des Fuchses in seine Erzählung einzufügen, so ist daran zu erinnern, daß er die Anregung hierzu bereits in seinem Originale vorfand, das den Aufruhr im Gutshofe beim Raube des Hahns kurz schildert, welche Darstellung Ch. dann so wirkungsvoll erweitert hat. Überdies hat der hier bis ins Lächerliche gesteigerte Lärm gar keine Ähnlichkeit mit dem leidenschaftlichen Gefühlsausbruch der Menge bei jenem Vorgange.

Endlich noch ein Wort zum Datum von Chaucers 'Compleynte to his purse', von der nur das Geleit mit Sicherheit in den Oktober 1399 zu setzen ist, während der humoristische Hauptteil sehr wahrscheinlich schon früher als Bittschrift an König Richard entstanden war. Demgemäß kann man aus dieser Jahreszahl nicht folgern, daß Ch. seinen heiteren Sinn bis in sein letztes Lebensjahr bewahrt hatte. Eher wird man um diese Zeit, wenn man den Ton in den letzten als (vorläufigen?) Abschluß gedachten Stücken der C. T. — die Erzählung des Schaffners und der damit eng verbundene Übergang zur Erzählung des Pfarrers — betrachtet, eine ernstere Stimmung bei dem Dichter annehmen dürfen.

Gegenüber all diesen Widersprüchen und Bedenken wird man die wenigen auffallenden Anklänge an die Wirklichkeit als Zufälligkeiten bewerten müssen. Und wenn man unsere Erzählung unbefangen, ohne überall ein Geheimnis zu wittern, liest, wird man erkennen, daß sie in ihrem Gange einfach als Wiedergabe eines vorhandenen Stoffes beabsichtigt war. Die Stelle, an der sie steht, paßt genau in den Aufbau der Gruppe von Erzählungen (B^2 nach Skeat u. a.), zu der sie gehört, und in der stets ein

Digitized by Google

heiteres Stück mit einem ernsten abwechselt: auf die Zote des Seemanns folgt die fromme Legende der Äbtissin, auf diese die lustige Travestie vom Junker Thopas, dann die lehrhafte Geschichte von Melibeus, und so mußte den trübseligen 'Tragedien' des Mönchs ein Stück mit komischer Wirkung entgegengestellt werden. Und was eignete sich besser dazu als die Fabel, wie ein Hahn vom Fuchs, und nachher der Fuchs vom Hahn überlistet wird? Zum Erzähler wählte der Dichter einen gelehrten, aber lebensfrohen Gottesmann, der die nützlichen Lehren, welche er aus seiner Belesenheit in den Schriften der Alten und der Weltweisen schöpft, durch feine Ironie und guten Humor schmackhaft zu machen versucht. Vielleicht schwebte Ch. als Vorbild eine bestimmte Persönlichkeit vor, aber da selbst Manly (s. Some New Light on Chaucer, S. 221 ff.) keine solche hat entdecken können, verzichte ich auf weitere Nachforschung. Will man indes eine Satire in seiner Erzählung erblicken, so könnte es nur die gutmütige Verspottung eines spießbürgerlichen Ehepaares sein, von dem der Gatte sich mit seiner Gelehrsamkeit, die Gattin sich mit ihrer Erfahrung in der Heilmittelkunde brüstet. Da das Datum, das Hotson für diese Dichtung gefunden zu haben glaubt, sich als unhaltbar erwiesen hat, werden wir uns auf fernerhin damit begnügen, sie in die reifste Periode von Chaucers poetischem Schaffen zu setzen, ohne diese durch bestimmte Jahreszahlen begrenzen zu können.

Berlin-Zehlendorf. J. Koch.

Thomas Platters des Jüngeren Englandfahrt im Jahre 1599. Hg. v. H. Hecht. Halle, Niemeyer, 1929. XXXIX, 181 S., 15 Abb. u. 1 Faks. Geh. 8 M., geb. 10 M.

Die Herausgabe des ganzen auf England bezüglichen Teiles der umfangreichen Reisebeschreibung des jüngeren Thomas Platter (1574—1628) aus Basel ist jedenfalls dankenswert. Bisher war aus dem umfänglichen, zwei Folianten starken Werke bloß Einzelnes gedruckt worden, aus der Beschreibung der Reise nach England (ungefähr fünf Wochen im Herbst 1599) nur der das Theater betreffende Teil (von Binz, *Anglia* XXII, 456—464, und danach von E. K. Chambers, *Elizabethan Stage* II, 364 bis 366). Aber auch die Schilderung der anderen Reiseerlebnisse sind interessant genug, um vollständig vorgelegt zu werden; sie ergänzen unsere Kenntnis des elisabethanischen England, wenn sie auch, wie der Herausgeber in seinem Vorwort und in den Anmerkungen zeigt, nicht überall Originalberichte sind. Was aber der Basler Medizinstudent aus anderen Beschreibungen entnimmt, verwebt er geschickt mit der Erzählung seiner eigenen Erlebnisse, die doch den Hauptteil des Buches ausmachen und lebendig dargestellt sind. Der Glanzpunkt ist für Plattner sowie für den Leser unstreitig der Besuch im königlichen Schloß Nonsuch (in der Puritanerzeit zerstört, doch erinnert Nonsuch Park, 13 engl. Meilen von London an der Straße nach Epsom, an seine Lage), bei dem er die Königin selbst zu Gesicht bekam. Wie lebendig wird einem Hofleben und Hofsitte durch Platters Darstellung, wie weit mehr als durch lange Sittenschilderungen! Dazu kommen eine ganze Reihe anekdotenhaft eingestreuter Bemerkungen, die für das Bild des damaligen England wertvoll werden, so über Einreise- und Ausreisebestimmungen, über Straßen und über Mahlzeiten in den Gasthäusern, über die große Zahl der Wirtshäuser, über französische Einwanderer in London, Sitten bei Hofe, Sprachkenntnisse der Engländer (Platter und seine Begleiter kannten kein Englisch und waren daher auf einheimische Dolmetsche angewiesen) und anderes mehr. Kurzum, das Buch verdient zahlreiche Leser, die sicher auf ihre Rechnung kommen werden.

Die sachlichen Anmerkungen hätten meines Erachtens etwas zahl-

Digitized by Google

reicher ausfallen können. Über die Identifizierung der von Platter erwähnten Ortsnamen, für die Hecht keine Erklärung geben kann, vgl. Schöfflers Besprechung des Buches in *Angl. Beibl.* April 1929, S. 120f., doch glaube ich nicht, daß Schöffler in allem Recht hat. Daß Platters *Wickham* das heutige *High Wycombe* und sein *Westmickne West Wycombe* sind, ist wohl sicher, das Schloß bei West Wycombe ist *Desborough Castle*, das als Ruine noch auf der Ordnance Survey Map eingezeichnet ist. Hingegen halte ich die Identifizierung von Platters *Wadle* oder *Wadlington* mit *Wheatley* für unrichtig und glaube doch, daß darunter, wie Hecht annimmt, *Watlington* zu suchen ist. Platter ist in seinen Entfernungsangaben recht genau, wie ein Vergleich mit der Ordnance Survey Map zeigt. Sein Wadle oder Wadlington ist nun von Windsor 18—20 engl. Meilen entfernt, von Oxford 8—10 Meilen. Das stimmt zwar für Watlington ungefähr, nicht aber für Wheatley, das von Oxford nicht ganz 5 Meilen weit weg ist. Damit ist auch Schöfflers Identifizierung des von Platter erwähnten Wirtshauses *Techer* mit *Tetsworth* (11 Meilen östlich von Oxford an der Straße nach Beaconsfield) hinfällig, wir müssen uns damit zufrieden geben, daß dieses Wirtshaus nicht mehr feststellbar ist. Ebensowenig ist der Flecken *Bongrien* Platters, zwischen Eton und Wycombe gelegen, feststellbar. Camdens *Uburn*, wohl das heutige *Wooburn*, das Schöffler darunter vermutet, liegt zwar auf dem Wege von Eton über Slough nach Wycombe (wenn man nicht wie auf der heutigen Hauptstraße über Beaconsfield fährt), es gibt auch heute noch ein Wooburn Green, aber Zusammensetzungen mit Green sind gerade in dieser Gegend sehr häufig. Platters *Heininken* und *Eckin* zwischen Uxbridge und London können wohl *Hillington* und *Acton* sein, wie Schöffler glaubt.

Unter *Bouch* und *Bruch* zwischen Dover und Canterbury möchte ich auch nicht *Beusborough* vermuten, wie Schöffler. *Bouch* ist wohl ein *Bush* (vgl. *Bushy Rough House* bei Temple Ewell, 2½ Meilen nordwestlich von Dover auf der heutigen Straße nach Canterbury, doch kann Bush auch sonst der Name irgendeines Gehöftes oder Wirtshauses gewesen sein, den Platter zu einem Dorfnamen machte), *Bruch* könnte *Bridge* sein, etwa 3 Meilen vor Canterbury auf der heutigen Straße, freilich wäre dann anzunehmen, daß der damalige Weg schon längs dieser führte und nicht mehr auf dem alten, auf der Ordnance Survey Map als *Pilgrims Way* bezeichneten Weg. Für *Laneth* ist leider gar nichts Passendes vorzuschlagen.

Innsbruck. Karl Brunner.

A. von Zahn-Harnack, Die Frauenbewegung. Geschichte, Probleme, Ziele. Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft, 1928. 375 S.

Viele Leser (und Leserinnen?) gehen auch heute noch, wenn überhaupt, mit einem für die Frauen ungünstigen Vorurteil an die Lektüre eines Buches, das über 'Frauenbewegung' handelt. Daß ein solches Vorurteil unberechtigt und ungerecht ist, wenigstens in den Fällen, wo wir es nicht mit den Auswüchsen, sondern dem echten Typus der Frauenbewegung zu tun haben, geht aus der ungewöhnlich anregenden und von umfangreicher Belesenheit und Sachkenntnis zeugenden Darstellung der geistreichen Verfasserin auf Schritt und Tritt hervor.

Im ersten Kapitel werden wir nach einer scharf herausgemeißelten Begründung des Themas 'Frauenbewegung' (nicht Frauenfrage oder -emanzipation) mit den Führerinnen der ersten Generation bekannt gemacht, Louise Otto und Auguste Schmidt. Der nächsten Generation gehört Helene Lange an. Die seit etwa 1900 in der Bewegung stehenden Frauen werden nicht näher charakterisiert. Unter ihnen ist jedenfalls kaum mehr der agitatorische Führerinnentypus zu finden, weil er entbehrlich geworden

Digitized by Google

ist (S. 5). Die Frauenbewegung umspannt drei Lebenskreise: Familie, Bildungs- und Berufsleben, Staat und staatenähnliche Gebilde (S. 15). Das Leben der Frauenbewegung ist nur in Vereinen möglich. Von diesen gehören trotz mehrfachen Zusammenfließens der Interessen die karitativen und politischen nicht zur eigentlichen Frauenbewegung. Die 'reinen' Frauenbewegungsvereine, auf die es hauptsächlich ankommt, gliedern sich in drei Typen: neutrale, konfessionelle und Frauenberufsbewegung (S. 16 ff.). Die folgenden Seiten behandeln die geschichtliche Entwicklung der verschiedenen Frauenvereine (Bund deutscher Frauenvereine, Allgemeiner deutscher Frauenverein usw.).

Das zweite Kapitel entwirft ein eindrucksvolles Bild von der Frauenbewegung, wie sie 1. in der Ehe und Mutterschaft und 2. in der Sittlichkeitsbewegung ihren Ausdruck findet. Zunächst wird 'die Rechtsstellung der Ehefrau und Mutter' als unzulänglich gekennzeichnet (S. 29 ff.). Es folgt 'die Persönlichkeit und Berufsleistung der Frau in der Ehe', worin namentlich die wirtschaftliche Abhängigkeit vom Ehemanne und die Schwierigkeit der Ausübung eines Berufes neben den Pflichten als Hausfrau betont werden (S. 58 ff.). Der Abschnitt 'neue Mütterlichkeit' verweist sodann auf die Teilnahme, die die Frauenbewegung allen Bestrebungen der Kinderfürsorge und allem Kinder- und Jugendleben entgegenbringt (S. 76 ff.), und leitet über zu dem 'Bevölkerungsproblem' (S. 86 ff.). Dieses wird besonders vom juristischen und medizinischen Gesichtspunkt beleuchtet, die Lösung aber erblickt die Verfasserin allein in der Aufhebung des moralischen Zwanges der Ehefrau im Eheleben.

Die Betätigung der Frauenbewegung auf dem Gebiete der Sittlichkeitsbewegung führt uns durch das traurige Reich der Prostitution mit all ihren düsteren und unheimlichen Begleiterscheinungen wie Bordell, Mädchenhandel usw. Die an diesem Treiben Schuldigen sind weniger die eigentlichen Akteure als die wirtschaftlich daran Interessierten. Als wirksames Mittel wird die weibliche englische Polizei im damals besetzten Köln angeführt. Andererseits wird die Prostitution als Folge bestimmter sozialer Verhältnisse erkannt und daher meist auf wirtschaftlichem Gebiete zu bekämpfen sein. Als mächtigsten Gegner gilt es gegen den Alkohol vorzugehen. Die beste Waffe hierzu bietet die Erziehung der männlichen Jugend neben Selbsterziehung und Erziehung des eigenen Geschlechts (S. 106 ff.).

Besondere Bedeutung kommt dem dritten Kapitel zu, das die 'Frauenbildungs- und Frauenberufsbewegung' behandelt und in anschaulicher Weise die Hindernisse zeichnet, die trennend zwischen Frauenwunsch und Frauenziel standen. 'Das Bildungsstreben der Frau und die ihm entgegenstehenden Kräfte' (S. 146 ff.) führt uns die unter der kultur- und bildungsfeindlichen Armut Deutschlands 1820—1840 besonders leidende Frau vor Augen. Mit dem Einsetzen der Frauenbewegung trat die Forderung, zu l e r n e n, auf. Dieser standen zunächst medizinische Bedenken wegen der physischen und psychischen Beschaffenheit der Frau entgegen, Hinweise auf ihre Unproduktivität, körperliche Zartheit usw. Auch das Idealbild, das der Mann sich durch Jahrhunderte von der Frau gemacht hat, nicht ihm gleich, sondern ihm dienstbar, war ein weiterer Grund für die Enge des Frauenlebens. Aus dieser Enge strebten die Frauen unter dem Einfluß der Revolution von 1848 heraus und verlangten, daß 'die Arena der Arbeit' auch für sie geöffnet werde. Es war kein Zufall, daß in diesen Jahren die Frauenbewegung entstand. Der Wunsch, durch Arbeit frei und selbständig zu werden, machte die Frauenbewegung zu einer sozialen und für das öffentliche Leben bedeutungsvollen. Die Forderung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins, namentlich Gründung von Schulen, auch höheren, führte in den nächsten Jahrzehnten zu schärfstem Widerspruch, aber schließlich doch zu den 'ersten Anstaltsgründungen' (S. 167 ff.).

Digitized by Google

Als Entgegnung auf die vielfach von sozialistischer Seite vertretene Ansicht, daß die bürgerliche Frauenbewegung sich nur der Förderung des Bürgertums angenommen habe, verweist die Verfasserin auf die Programmpunkte des ersten deutschen Frauentages, die sich, mit Ausnahme des letzten, die Förderung der wissenschaftlichen Bildung betreffend, ausschließlich mit der Lage der arbeitenden Frau befassen. Die in den 60er und 70er Jahren entstandenen Unterrichtsanstalten, die des Lettevereins, die Viktoria-Fortbildungsschule und das Viktoria-Lyzeum, verdankten ihre Entwicklung großenteils dem Einfluß der Kaiserin Friedrich.

Damit kommen wir zur 'Entwicklung der Frauenbildung bis zur Schulreform von 1908' (S. 173 ff.). In die Zeit von 1880—1908 fällt a) 'die Reform der höheren Mädchenschule'. Die höhere Mädchenschule wurde in Preußen nach der Schulkonferenz von 1873 eingerichtet und war nicht auf die spätere Erwerbstätigkeit ihrer Schülerinnen eingestellt. Sie vermittelte nur eine oberflächliche Schulbildung, woran auch die Reform von 1894 nichts änderte.

b) 'Das Mädchengymnasium' (S. 176 ff.) entwickelte sich aus 1889 in Berlin eingerichteten 'Realkursen für Frauen', die 1893 in Gymnasialkurse umgewandelt wurden und 1896 die ersten Abiturientinnen mit bestem Erfolg entließen. Das Universitätsstudium aber blieb den Frauen noch verschlossen. Dennoch gab es ein c) 'Frauenstudium bis zum Jahre 1908' (S. 180 ff.), ehe eine geordnete gymnastische Ausbildung bestand, aber nicht in Preußen, sondern in Amerika, England, Frankreich, Rußland und in der Schweiz. Als Hörerinnen stand den Frauen, allerdings mit vielen Hindernissen und Anfeindungen verbunden, die Universität in Preußen seit 1896 offen. Die verworrenen Verhältnisse drängten zur d) Umgestaltung der Lehrerinnenbildung und Sicherung des Fraueneinflusses in der Mädchenerziehung' (S. 185 ff.). In den 70er Jahren gab es Lehrerinnen nur auf der Unterstufe der öffentlichen Mädchenschulen, allenfalls noch auf der Mittelstufe; zur Oberstufe aber reichte ihre Vorbildung nicht aus. Aus psychologischen Gründen strebten die Frauen nach einer Vorbildung, die sie für den Unterricht auf der Oberstufe und für die Leitung von Mädchenschulen befähigte. Auch diesem Bestreben türmten sich Hindernisse aller Art entgegen, dennoch führte es zur Schaffung des Oberlehrerinnenexamens (1894), das sich aber aus mannigfachen Gründen sehr bald als unzulänglich erwies.

Ordnung in die verwickelten Verhältnisse brachte erst 'die Mädchenschulreform von 1908' (S. 195 ff.). Sie bescherte den Frauen neben einigen erfreulichen Erfolgen aber auch fast ebenso schwere Enttäuschungen. Ein 13jähriger Lehrgang bis zur Universitätsstufe war durchgeführt, die Immatrikulation den Frauen gewährt, wenn auch mit Einschränkungen und ohne rechtliche Sicherungen. Daneben war aber die höhere Mädchenschule ohne sinngemäßen Abschluß geblieben. Wenig geglückt war auch die als 'Frauenschule' bezeichnete Fortbildungsanstalt, die sich an die 10klassige Mädchenschule anschloß, wegen des wirren Nebeneinander von Fächern und Durcheinander von Lehrzielen. Besonders bedenklich erwies sich die Zusammensetzung des Lehrerkollegiums und die Neuerung: das Lehrerinnenseminar (später Oberlyzeum genannt), die für das Universitätsstudium geradezu eine Hindernisbahn bedeuteten. Als überraschende Folge der Reform trat eine leidenschaftliche Gegnerschaft gegen den Einfluß der Frau in der höh. Mädchenschule auf den Plan und führte sogar zu organisiertem Widerstande. Mit dem Kriegsende sind diese Kämpfe neu entbrannt und gehen um ein Problem, an dessen Lösung die Frau unermüdlich weiterarbeiten muß.

Einer eingehenden Betrachtung wird darauf 'die Entwicklung des Mädchenschulwesens und der akademischen Frauenberufe von 1908 bis zur

Digitized by Google

Gegenwart' unterzogen (S. 206 ff.). Die Reform von 1908 führte zu einem raschen Aufblühen des Frauenstudiums, und die Weimarer Verfassung räumte auch die letzten Hindernisse für die Wahl eines akademischen Berufes aus dem Wege. In den folgenden Abschnitten äußert sich die Verfasserin mit gleicher Ausführlichkeit über 'die Mädchenfortbildungsschule' (S. 213 ff.), 'die Idee eines weiblichen Dienstjahres' (S. 228 ff.) und 'die Berufsberatung' (S. 236 ff). Das Kapitel schließt mit der Betrachtung 'Der Schutz der Frau im Berufsleben' (S. 245 ff.).

Das vierte Kapitel behandelt 'die politische Frauenbewegung' (S. 272 ff.). Außer den erkämpften Erfolgen werden die Aufgaben hervorgehoben, die der Frauenbewegung zu lösen noch vorbehalten sind in bezug auf 1. das Reichs- und Landeswahlrecht, 2. das Gemeindewahlrecht und 3. das kirchliche Frauenstimmrecht. Das Buch schließt mit dem fünften Kapitel, einer gedankenreichen Beleuchtung der 'internationalen Beziehungen der deutschen Frauenbewegung' (S. 360 ff.).

Wenn sich auch gegen einzelne Ausführungen der Verfasserin von männlicher Seite Widerspruch regen wird und muß, so ist doch das Buch als Ganzes eine Leistung, die weit über dem Durchschnitt steht. Den Vertreterinnen der Frauenbewegung konnte kein wertvolleres Material in geradezu fesselnder Form an die Hand gegeben werden. Aber auch den Männern bietet es einen wertvollen, weil tiefen Einblick in die Gedankengänge der Frauenwelt, die bei allen Nöten und Kämpfen im Berufsleben unbeirrbar an dem Glauben festhält, durch ihre Mitarbeit ein gut Teil zur Besserung der Menschheit beizutragen.

Potsdam. Fritz Fiedler.

A. Bernhard, Englische Grammatik (Kurzausgabe). München, Kellerer, 1928. 96 S.

Auf dem engen Raum von knapp 90 Seiten ist viel gutes Material zusammengestellt. Auch ohne das Vorwort merkt man, was der Verf. der einschlägigen Literatur (Deutschbein, Kruisinga, Sweet, Onions usw.) verdankt. Der Stoff ist eingeteilt in Laut-, Formen- und Satzlehre. Die Lautlehre ist sorgfältig und ausführlich, fast zu ausführlich, weil auch Nebensächliches oder Selbstverständliches zu breit behandelt ist, z. B. die Konsonanten-Laute I und II (S. 14); diese hätten sich m. E. wesentlich kürzer darstellen lassen. Die Umschrift ist korrekt, doch sollte unbetontes *do* nicht mehr als *[du:]* erscheinen (S. 12). Andererseits ist die Intonation (S. 10) etwas stiefmütterlich behandelt. Hier hätte mehr geboten werden können, sehr zum Vorteil der Lehre von der Wortstellung. Auch bei der Behandlung der Adverbien (S. 90) hätte zweckmäßig die Intonation herangezogen werden können. — Die Formenlehre gibt in alter Weise breite Paradigmen, ist im allgemeinen aber zuverlässig. Vereinzelt sind einige Formulierungen zu beanstanden, z. B. 'der bestimmende Artikel wird im Engl. weggelassen (S. 32) 1. vor Stoffnamen ...'; richtiger ist doch wohl: steht nicht. Die Formen *elder* und *eldest* werden nicht 'nur bei Personen derselben Familie' gebraucht (S. 36). Unvollständig ist die Angabe: 'sehr heißt bei Verben *very much* (S. 43); man sähe gern auch *highly, greatly* u. a. m. — Auf die Satzlehre legt der Verf. das Hauptgewicht. Hier wird viel Phraseologisches geboten, das zwar sehr nützlich ist, aber, wie so manches andere, nur zu einer Übersetzungsfragmentik paßt. Die Hervorhebung der inneren Sprachkräfte und -tendenzen kommt dabei zu kurz. An Kleinigkeiten ist mir aufgefallen: die unzulängliche, wenn auch landläufige Definition des Perfekt (S. 55, 11); das Fehlen von *to be going* als Umschreibung für 'wollen' (S. 58); die Angabe, daß in Beispielen wie *once*

Digitized by Google

a week der unbest. Artikel als abgeschwächtes Zahlwort vorliegt (S. 75, II b); ein Hinweis, daß *a* die urspr. Präposition *on* ist, fehlt; *each other* und *one another* können nicht ohne weiteres als gleichbedeutend angegeben werden; unter den verbalen Ausdrücken für deutsches Adverb (S. 91 III) ließe sich erwähnen: *that is the house where we used to live* (= früher).

Potsdam. Fritz Fiedler.

A. C. E. Vechtman-Veth, A Syntax of living English. Utrecht, Kemink & Zoon, 1928. XII, 330 S.

Wer sich in dem Labyrinth der ne. Grammatik zurechtfinden und auskennen will, erreicht sein Ziel am sichersten, wenn er möglichst viele Mustersätze aus guter Lektüre nach grammatischen Gesichtspunkten zusammenstellt und kritisch vergleicht. Nach diesem Gesichtspunkt verfährt der Verf. der vorliegenden, englisch geschriebenen Grammatik in Beispielsätzen, die zwar für Holländer bestimmt ist, aber auch deutschen Benutzern ohne Kenntnis des Holländischen vortreffliche Dienste leistet. Daß den angeführten englischen Beispielsätzen der holländische Wortlaut gegenübergestellt ist, stört ebenso wenig wie die vereinzelten Hinweise auf abweichenden oder übereinstimmenden Sprachgebrauch im Holländischen. Als Vorzüge der Grammatik dürfen gelten die zahlreichen guten Hinweise auf die Intonation, namentlich zur Bedeutungsunterscheidung wortgleicher Sätze, ferner die starke Berücksichtigung der Unterschiede zwischen der Literär- und der Umgangssprache und schließlich die Heranziehung der modernen und modernsten Spracherscheinungen. Im ganzen eine vorzügliche Grammatik, die auch über viele Einzelheiten Aufschluß gibt, nach denen man in anderen Grammatiken vergeblich sucht. Behandelt werden: der Satz, die Wortstellung und die Redeteile, die letzteren in der Reihenfolge: Substantiv, Adjektiv, Verb und Pronomen. Wenn ich im folgenden einige Kleinigkeiten zusammenstelle, die mir aufgefallen sind, so soll das nicht eine kleinliche Bemängelung sein, sondern nur ein Versuch, das Buch nach Möglichkeit von kleinen Schönheitsfehlern zu befreien. Wenn unter § 3 Sätze wie *go home* und *try* angeführt werden als Beispiele dafür, daß nur das Prädikat ausgedrückt ist, so gehört m. E. dazu ein Beispiel wie *coward!* (= *you are a coward*). In § 59 könnte vielleicht hingewiesen werden auf den Unterschied zwischen *the congregation fall asleep* und *falls asleep*. § 70 unterscheidet Adjektiva mit dem Präfix *a-* und Gruppen, die eine Präposition enthalten. Das Präfix *a-* ist doch von Hause aus auch Präposition. Dem letzten Beispiel in § 90 ließe sich als Parallelbeleg anfügen: *he is a real good author*. Das Beispiel: *the house is building* (§ 172) verdient einen Hinweis auf das Gerundium. Die Angabe, daß in Kompositis wie *sailing vessel* usw. der Ton gewöhnlich auf dem Gerundium liegt (§ 202), ist mit Vorsicht aufzunehmen; gerade *sailing vessel* und daneben *sowing silk, rowing boat* u. a. m. habe ich überwiegend mit dem *level stress* gesprochen gehört. § 240 gibt an, daß *it is me* üblicher ist als *it is I*. Die oblique Form der anderen Pronomina wird als *vulgar* oder *very familiar* angeführt. Gilt das nicht auch noch für *me* statt *I*? Auf *Note 2* zu § 251 wäre schon in § 11 zu verweisen. Auf S. 287 unten befremdet das unenglische Wort *Bretagne* statt *Brittany*. Unter § 321, 5 sähe ich gern neben den üblichen *school, church, college* das Wort *university* und eine Erklärung dafür, daß man nur sagt: *he went up to the university*. Die Frage nach der Zugehörigkeit des bestimmten Artikels beim angelsächs. Gen. (§ 322) fordert zu einer Erörterung des Beispiels *to-day's paper* heraus. — An störenden Druckfehlern wäre zu berichtigen: *by* statt *bij* (§ 93, 3. Z.), *give* statt *hive* (§ 158, 2. Beisp.), *well* für *wel* (§ 175, S. 182, 1. Beisp.), *example* für *examqle* (S. 217, 1. Z.), *'to expect'* aus *'to ...'* (§ 209, 3, letzte Z.), *girls* aus *firls*

Digitized by Google

(S. 265, 4. Z.), *proves* für *prove* (S. 312, 3. Z. v. unten) und *Viertes Kapitel* statt *Vierter* (S. 315, Mitte).

Potsdam. Fritz Fiedler.

Kr. Nyrop, Grammaire historique de la langue française. Tome cinquième. Copenhague s. d. (1925), Gyldendalske Boghandel. VII, 464 S.

Nach 12jähriger Vorbereitung — der 4. Band, *Sémantique*, erschien 1913 — veröffentlicht Nyrop einen neuen Band seines großen Werkes: den ersten Teil der Syntax. Es ist dem Verfasser, laut Vorwort, trotz aller Bemühungen nicht gelungen, die ganze Syntax in einen Band zu pressen; der vorliegende behandelt — das mag denen zu denken geben, die andere derartige Werke zu 'breit' finden — nur die Lehre vom Nomen und vom Pronomen. Voraufgeschickt sind freilich (ähnlich wie in meiner eigenen Syntax) etwa 100 Seiten Bemerkungen über Erscheinungen von allgemeinerer Bedeutung (Pleonasmus, Ellipse und Stellvertretung, Kontamination, Analogie u. dgl., Accord et non-accord). Dann folgt ein Kapitel über Substantiv, Adjektiv und Zahlwort (wobei die Kasus-Lehre behandelt wird, nicht aber die Stellung des Adjektivs) und ein weiteres über den Artikel; die letzten 6 Kapitel sind den verschiedenen Arten der Pronomina gewidmet. Alles übrige soll in einem zweiten Bande Raum finden, der die Syntax der Partikeln, des Verbums und der Satzarten enthalten soll; es erscheint aber einigermaßen fraglich, ob sich eine solche Zusammendrängung als möglich erweisen wird. Dabei ist Nyrops Darstellung eher zu knapp als zu breit. Hat doch sein Landsmann Kr. Sandfeld seither allein die Lehre vom Pronomen nochmals behandelt, und zwar lediglich für die heutige Sprache, und dazu einen ebenso stattlichen Band gebraucht wie Nyrop für Nomen und Pronomen zusammen (Kr. Sandfeld, Syntaxe du français contemporain, I. Les Pronoms, Paris 1928, H. Champion, 475 Seiten Lex.-Format). — Warum eigentlich beide Autoren mit der Lehre von den deklinablen Wortarten beginnen, ist nicht recht ersichtlich; es zeigt sich darin wohl die alte Neigung, die Syntax als eine Art Fortsetzung der *Flexionslehre* aufzufassen. Ist es nicht angemessener, die Satzlehre entweder mit der Lehre vom Satz und den Satzarten zu beginnen oder aber mit dem Verbum, das das Kernstück des Satzes ausmacht und ihm wesentlicher ist als z. B. das Subjektspronomen (das altfranzösisch noch fehlen konnte) oder der Artikel (den die Römer nicht kannten)? Immerhin gewinnt der Leser dadurch den Vorteil, daß Nyrop und Sandfeld Kapitel behandeln, die in den beiden bisher erschienenen Bänden meiner eigenen Syntax noch nicht zur Sprache kommen.

Die Vorzüge von Nyrops Darstellung: klare, übersichtliche Anordnung, reiche Dokumentierung, ungewöhnliche Kenntnis besonders der modernen Sprache, sind zu bekannt, als daß näher darauf hingewiesen zu werden brauchte. Vollständigkeit ist nicht angestrebt worden und ist auch nicht Aufgabe eines solchen 'Handbuches'; aber was behandelt wird, wird hinreichend durch Beispiele belegt, die wenigstens für das letzte Jahrhundert in der Hauptsache auf eigenen Sammlungen beruhen. Höchstens wäre mitunter eine eindringlichere Behandlung der aufgeworfenen Probleme erwünscht gewesen: oft wird doch mehr konstatiert als erklärt. Dafür nur ein Beispiel (und zwar eine Erscheinung, auf die Nyrop schon im Vorwort besonders hinweist): in § 214 behandelt er Fälle wie *Il se sentit plus maître de soi* (statt *de lui* bei Huysmans). Aber er begnügt sich damit, die Beispiele (fast eine Seite) durch drei Zeilen Text einzuleiten (Actuellement on *constate* — von mir hervorgehoben —, chez beaucoup d'auteurs, une forte tendance à se servir de *soi*...) — ohne jedwede Erklärung. Dabei scheint

Digitized by Google

diese nicht fernzuliegen: *soi* statt *lui* ist eine ähnliche Erscheinung wie die sog. 'Erlebte Rede' (die ja in der Literatur ebenfalls erst seit Flaubert häufiger ist). *Il se sentit plus maître de lui* wäre vom Standpunkt des Autors aus gesagt — *Il se sentit plus maître de soi* ist mehr vom Standpunkt des Helden selbst gesagt; es ist etwa = *Il se dit: Je suis plus maître de moi.* — Im nächsten Paragraphen folgen dann einige wenige altfranz. Beispiele, die ebenso zu beurteilen sind — aber der kurze einleitende Text läßt zunächst vermuten, es werde nunmehr eine ganz andersartige, wo nicht geradezu entgegengesetzte Erscheinung besprochen. Eines der Beispiele lautet *Descendue* est, et si home entor soi (Gaydon) — das bedeutet freilich '...um *sie* herum'; versucht man aber wörtlich zu übersetzen ('um *sich*'), so erkennt man sofort, daß der Dichter aus der Seele seiner Heldin heraus spricht ('sie *hatte* ... oder *sah* ... um sich'). Bedenkt man nun, daß im Altfranz. bis ins 17. Jh. hinein genau wie noch heute im Deutschen auch sonst meist das Reflexiv gebraucht wurde und nicht das Personalpronomen ('er hat Geld bei *sich*', nicht 'bei *ihm*', altfrz. meist *argent at o sei*, nicht *o lui*, vgl. Nyrop § 212), so erkennt man, daß der heute offizielle Gebrauch von *lui* statt *soi* auf die Grammatiker des 17. Jh.s (Bouhours) zurückgeht, die offenbar eine (objektive) Darstellung vom Standpunkt des Sprechenden aus verlangten statt einer solchen von der handelnden Person aus. Die moderne Sprache emanzipiert sich, wie in so vielen anderen Fällen, von den klassizistischen Regeln; sie gebraucht wieder *soi*, das vermutlich in der Umgangssprache stets weitergelebt hat. — Das aber wäre nur zum Ausdruck gekommen, wenn Nyrop statt der systematischen eine mehr historische Darstellungsweise gewählt hätte. Und das gilt auch sonst. Es ist schwerlich ein Zufall, daß Brunots *Histoire de la langue française* kaum je zitiert wird (außer z. B. zu dem spezifisch historischen Kapitel vom Duzen und Siezen, Literaturangabe zu § 195) und in der Bibliographie unter den allgemeinen Werken fehlt. Aber die systematische Darstellung ist (mag sie auch 'klarer' erscheinen) willkürlicher als die historische. Eine Sprache ist, wie H. Paul betont, kein System.

Damit hängt nun ein weiterer Punkt zusammen. Nyrop interessieren im Leben der Sprache mehr die allgemeinen, ahistorischen, sozusagen systematischen Kräfte (wie Analogie, Kontamination usw., die er in der Einleitung besonders behandelt) als die eigentlich historischen (wie z. B. Einfluß der Grammatiker). Dadurch erhält seine Sprachauffassung etwas Mechanisches, und man darf sagen, daß er die Wirksamkeit des Mechanischen überschätzt. Auch dafür ein Beispiel. Bekanntlich bilden die Franzosen die Namen von Straßen usw. ohne *de*, falls es sich um einen Personennamen handelt (z. B. *Rue Soufflot, Avenue Jean-Jaurès*; d. h. sie behalten alsdann den alten Typus *Hôtel-Dieu* bei), aber mit *de* in den übrigen Fällen (*Rue de Lille, Rue de Rennes, Boulevard de Strasbourg* usw.). Nyrop jedoch meint (§ 100), der erste Typus sei 'analogisch' auf Fälle der zweiten Art ausgedehnt worden: man finde schon bei Joinville *la rue Sainte-Croiz*. Ebenso sei man (§ 97) 'vielleicht analogisch' nach Fällen wie *El nom Dieu, El nom la virgene* dazu gekommen, auch *En nom la vraie croiz* zu sagen. Aber hier sagt Tobler (I^1 60 = I^3 75), dessen Beispiele Nyrop z. T. benutzt, mit mehr Recht, *croiz* sei alsdann 'in leicht verständlicher Weise behandelt wie die Namen anderer heiliger Wesen', und man wird zugeben, daß Toblers h i s t o r i s c h e Erklärung zugleich psychologisch tiefer ist als Nyrops ahistorische mit der vielberufenen 'Analogie'. Das Kreuz war eben für den mittelalterlichen Menschen eine (heilige) Person, die angebetet wurde (vgl. noch Calderóns bekanntes Drama!), und so erklärt sich auch die *rue Sainte-Croiz* bei Joinville. Von den vier anderen Beispielen aber, die Nyrop für die analogische (d. h. eigentlich sprachwidrige) Ausdehnung des *de*-losen Typus beibringt, sind zwei (*Rue Vau-*

Digitized by Google

girard und *Boulevard Sébastopol*) insofern höchst zweifelhaft, als diese Straßen auf dem Plan im Baedeker von 1923 noch 'Rue *de* Vaugirard' und 'Boulevard *de* Sébastopol' heißen; auch Renan schreibt in seinen *Souvenirs d'enfance et de jeunesse* (1883, Abschnitt *Le Séminaire Saint-Sulpice)* 'rue *de* Vaugirard', und ich selbst habe in Paris nie etwas anderes gesehen oder gehört (obwohl es natürlich möglich ist, daß einmal auf Briefadressen oder in der Konversation *der Kürze halber* — nicht analogisch! — das *de* weggelassen wird). So würden also von Nyrops Beispielen nur *Rue Montmartre* und *Faubourg Montmartre* übrigbleiben, und auch hier ließe sich wohl eine andere Erklärung denken als die Analogie. Es ist im Gegenteil festzustellen, daß die beiden Typen 'Rue Saint-Jacques' und 'Rue *de* Lille' von den Franzosen all die Jahrhunderte hindurch streng auseinandergehalten worden sind (die *Avenue Jean-Jaurès* hat ihren Namen offenbar erst nach dem 1914 ermordeten Politiker erhalten, die *Rue de Rivoli* den ihren sicherlich erst nach dem italienischen Dorf, bei dem Napoleon 1797 siegte), genau wie im Deutschen die Typen 'Friedrich(s)strasse' und 'Leipziger Straße' sich niemals analogisch zu '*Friedricher-Straße' oder '*Leipzig-Straße' vermischen.

Ist hier Tobler benutzt und doch wieder nicht benutzt, so finden sich hinten in der Bibliographie (13 Seiten) auch sonst Schriften oder Aufsätze angeführt, von deren Ausführungen Nyrop abgewichen ist, ohne daß er sie im Text diskutiert hätte. Das gilt z. B. für die Frage des *accord* in Fällen wie *L'appartement bourdonne telle* (oder *tel*?) *une ruche* (§ 419). Hier sind hinten Kalepkys Artikel in der ZrPh. angeführt, aber obwohl Kalepkys Auffassung durchaus zutreffend war (vgl. meine Syntax II, 404 ff.), gibt Nyrop im Text eine andere, gerade entgegengesetzte und zweifellos irrige; in den 'Additions et Corrections' (p. 437) druckt er dann eine Deutung des französischen Lycealprofessors Pierre Laurent ab, die (ohne daß das gesagt würde) mit derjenigen Kalepkys übereinstimmt, bemerkt aber dazu, die Frage des *accord* sei meist rein zufällig und nicht so wichtig!

Doch das sind Kleinigkeiten, die Nyrops Leistung nicht vermindern können. Eine Leistung, die um so erstaunlicher ist, als sie von einem seit langen Jahren Blinden vollbracht wurde. Auch wenn sich unsere Auffassungen vom Leben der Sprache noch so sehr ändern sollten, so wird dieses Buch doch immer seinen Wert als ausgezeichnete Beispielsammlung behalten. Dieser Wert bleibt auch dann, wenn die Erklärungen fehlen oder als verfehlt betrachtet werden müssen, während umgekehrt eine Syntax, die das Hauptgewicht auf psychologische Erklärungen legt, wertlos wird, sobald diesen Erklärungen die Überzeugungskraft mangelt. — Deshalb soll auch auf weitere Einzelheiten nicht mehr eingegangen werden. Wir wünschen dem Bande den gleichen Erfolg wie seinen Vorgängern und sehen der Fortsetzung mit Spannung entgegen.

München-Pasing. Eugen Lerch.

Arthur Franz, Aus Victor Hugos Werkstatt. Auswertung der Manuskripte der Sammlung «Les Contemplations». I. Teil. Die Methode der Auswertung. (Gießener Beiträge zur Romanischen Philologie, hg. von D. Behrens. V. Zusatzheft.). Gießen 1928.

Die hier vorliegenden methodologischen Erörterungen bilden eine Einführung in die bisher noch nicht erschienenen Teile II und III, in denen die poetische Werkstatt Victor Hugos untersucht und eine größere Anzahl von Gedichten der *'Contemplations'* interpretiert werden sollen. Nicht zum ersten Male wird die Auswertung der Manuskripte eines Dichtwerkes zum Gegenstand philologischer Forschung gemacht, insbesondere lagen gerade über

Digitized by Google

V. Hugos Werk nicht unbedeutende Studien vor. Während man aber bisher auf französischer Seite gewohnt war, solche Untersuchungen unter rein stilistischen Gesichtspunkten anzustellen, und die deutsche Romanistik dazu neigte, aus der Auswertung der Manuskripte Folgerungen für die Entwicklungsgeschichte des Dichters oder die Geistesgeschichte seiner Zeit zu ziehen, stellt sich Verf. ein anderes Ziel: er will 'mit Hilfe der Manuskriptänderungen einen Teil der Genese der Gedichte erschließen und etwas über das Wesen ihrer Struktur aussagen' (S. 10). In einem ersten Abschnitt schreitet er zur Darstellung seiner Auswertungsmethodik an der Hand von Beispielen. An dem Gedicht VI. XXIV: *'En frappant à une porte'* zeigt er, wie die zu verschiedenen Zeiten in dem Gedicht vorgenommenen Änderungen ganz verschieden gewertet werden müssen. Die Feststellung der Chronologie der Änderungen ergibt sich als ersten wichtigen methodologischen Schritt. Stilistische Gesichtspunkte sind bei V. Hugo nur ganz selten Ausgangspunkte für Änderungen; Besserungen, bei denen der auszudrückende Gedanke erst ungenau und dann genau formuliert wäre, lassen sich nicht nachweisen. Vielmehr sind andere Gründe Anlaß zu Korrekturen; in dem erwähnten Gedicht handelt es sich z. B. um die nachträgliche Erarbeitung eines gleichmäßigen Aufbaues durch Einschub einer Strophe oder um die Einwirkung einer biographischen Tatsache. Dabei ist zu beachten, daß bei V. Hugo neben einer Grundinspiration eine ganze Reihe sekundärer Inspirationen wirksam waren, die die ursprüngliche Schöpfung umgestalteten; denn es gehört zur Eigenart des lyrischen Schaffens V. Hugos, daß die Ausdrucksmittel nicht nur den poetischen Inhalt verwirklichen, sondern selbst immer wieder neue poetische Antriebe auslösen. Durch die 'Werkstattarbeit', während der handwerklichen Bemühung um die Vollendung, werden solche sekundäre Inspirationen wachgerufen und finden in den Manuskriptänderungen ihren Niederschlag. Durch ausführliche Handschrifteninterpretation des philosophischen Gedichtes 'Magnitudo Parvi' wird diese typische Entstehungsweise Hugoscher Gedichte nachgewiesen. In einem zweiten Abschnitt setzt sich Verf. in gründlicher Weise mit den bisherigen Auswertungsmethoden, insbesondere mit Vianey, dem Herausgeber der kritischen Ausgabe der *'Contemplations'*, auseinander.

Es wäre verfrüht, über die noch des Abschlusses harrende Studie ein Gesamturteil fällen zu wollen; immerhin läßt sich schon jetzt sagen, daß hier ein erfolgversprechender, neuer Weg beschritten wird, um dem Werden Hugoscher Dichtkunst nahezukommen. Die Franzsche genetische Methode macht zwar die übrigen Methoden der Interpretation eines Dichtwerkes nicht überflüssig, bietet aber in ihrer sicheren wissenschaftlichen Fundierung eine gute Grundlage, von der aus jede künftige Gesamtwürdigung Hugoscher Kunst wird ausgehen müssen. Man mag sich davor hüten, von solchen Untersuchungen mehr zu erwarten, als sie geben können: das Geheimnis der dichterischen Konzeption zu ergründen, wird der genetischen Methode ebensowenig gelingen wie irgendeiner anderen. Daß sie aber mit der romantischen Vorstellung vom Wesen des dichterischen Berufes aufräumt, daß sie den Dichter gleichsam entzaubert, indem sie bewußt das Handwerksmäßige seiner Kunst stark betont und die Technik der Umformung der dichterischen Eingebung in sprachliche Form an praktischen Beispielen aufzeigt, gibt ihr einen Wert über die zufällige Anwendung auf Victor Hugo hinaus. Es wäre wünschenswert, die von Franz mustergültig gehandhabte Methode der Auswertung von Manuskripten an all den Dichtern, deren Werk groß und bedeutend genug ist, erprobt zu sehen. Den Lohn würde man in einer tieferen Erkenntnis des Dichters und seines Werkes finden.

Im einzelnen sind mir bei der Lektüre einige Kleinigkeiten aufgefallen, die ich anmerken möchte. Auf S. 29 wird die Änderung des Verses: *'Quand votre jour s'en va'* in *'Quand ton soleil s'en va'* besprochen und von dem Ersatz des *'votre'* durch *'ton'* behauptet, er sei für die Wirkung des Verses

Digitized by Google

nicht nebensächlich: 'der ruhige *Tieftonabschluß* der ersten Fassung ist zerstört.' Was soll das heißen? — Verf. liebt überhaupt gelegentlich die Verwendung von Worten, mit denen der Leser keine klare Vorstellung verbinden kann. Was ist z. B. ein 'Bremsvers' oder eine 'Bremsstelle', von der auf S. 83 gesagt wird, sie sei für die biographische Ausdeutung am wenigsten geeignet? Oder was soll man darunter verstehen, wenn auf S. 31 von einer 'Veränderung des Tempos' die Rede ist auf Grund einer Korrektur der Verse:

'Voyaient de toutes parts dans l'étendue obscure'
in *'Voyaient l'urne d'en haut, vague rondeur obscure'*
und *'Sur les bois, sur les monts, sur les campagnes blondes'*
in *'Et verser sur les monts, etc. ...'*

Das Tempo dieser Verse ändert sich doch nicht — wie ja bekanntlich das Tempo in der französischen Verslehre so gut wie keine Rolle spielt, da es nicht zuletzt von der Sprechweise des Vortragenden abhängt —, sondern höchstens der Rhythmus, d. h. *la répétition, à intervalles égaux, d'un effet sensible*[1]'. Und auch dann bliebe noch ein Wort darüber zu sagen, inwiefern sich in obigen Versen durch die Korrekturen der Rhythmus ändert. Gerade auf dem Gebiete der Verslehre sind solche Ungenauigkeiten bedauerlich, weil wir doch immerhin die auch heute noch nicht veralteten exakten Forschungen Toblers über den französischen Versbau besitzen; entschuldigend muß freilich angeführt werden, daß in neuester Zeit viel Verwirrung auf diesem Gebiet angerichtet wurde.

S. 34 ist die Rede von folgenden Versen aus *'Magnitudo Parvi'*:

La pâle nuit levait son front dans les nuées;
Les choses s'effaçaient, blêmes, diminuées,
Sans forme et sans couleur.

Dazu sagt Verf.: *'diminuées* ist Reim zu *nuées*; aus der Anschauung stammt das Wort nicht, denn unter den geschilderten Umständen werden nicht die Dinge kleiner, sondern ihre Deutlichkeit wird kleiner.' Es ist eine eigentümliche Gepflogenheit des Verf., die Entstehung eines Verses, wenn sich keine anderen Gründe auffinden lassen, aus Reimzwang zu erklären (s. auch S. 15). Ganz abgesehen davon, daß mit solcher Argumentation gar nichts gewonnen ist, da sie vollständig subjektiv ist, muß sie bei V. Hugo besonders gewagt erscheinen, dessen 'Dichtenkönnen' und 'bewundernswerte Meisterschaft im Gebrauch von Wort, Klang, Stimmung und Gedankenverbindung' (Franz, S. 21) es nicht wahrscheinlich machen, daß er sich durch das Reimwort in seiner Bild-, Gedanken- und Wortwahl hätte binden lassen. Im übrigen ist doch wohl die Vorstellung, daß die Dinge bei hereinbrechender Dunkelheit verkleinert erscheinen, durchaus der Anschauungssphäre entnommen; natürlich handelt es sich dabei nur um eine Impression, die mit dem Worte *diminuées* festgehalten wird; denn daß in Wirklichkeit nicht die Dinge kleiner werden, sondern nur ihre Deutlichkeit abnimmt, das hat vermutlich nicht nur Verf., sondern auch V. Hugo gewußt. Wie stark V. Hugo hier gerade auf sinnlicher Anschauung fußt, mag eine parallele Auffassung der

[1] J. Romains et E. Chennevière, Petit traité de versification, S. 11. Wenn Grammont meint, es könne eine Verlangsamung eines Verses innerhalb einer Versreihe dadurch eintreten, daß Hebung nach Hebung ohne zwischengefügte unbetonte Silben gesetzt werden, so verwechselt er, wie nach ihm übrigens auch Klemperer in 'Die moderne französische Lyrik' S. 25, Betonung und Länge und läßt die Grundtatsache außer acht, daß für den französischen Vers nur die Zahl und unter Umständen die Betonung der Silben in Betracht kommt, niemals dagegen die Quantität, und daß die Länge des Vokals und nicht minder die Länge der Zeit, welche die Aussprache der gesamten Silbe erfordert, für das Maß des Verses vollkommen gleichgültig ist (s. Tobler, Versbau, S. 1 f.).

Digitized by Google

gleichen Erscheinung erhärten, die sich bei einem modernen deutschen Schriftsteller findet, der nicht durch Reimzwang behindert war: Im 'Helianth' von Albrecht Schaeffer (I, S. 17) heißt es: '... und plötzlich ergraute alles und losch aus und schien *verkleinert* — oben hatte eine kleine Wolke sich vor die Sonne gestellt.'

Solche Ausstellungen beeinträchtigen natürlich in keiner Weise den Gesamtwert der Studie, die wir aufs freudigste begrüßen.

Ilmenau. Alfred Götze.

G. Oscar Russell, Ph. D., Director of Phonetic Laboratories, Ohio State University, The Vowel, Its Physiological Mechanism as Shown by X-Ray. The Ohio State University Press, Columbus, 1928. XLI, 353 S.

G. O. Russell ist ohne Vorurteil an seine phonetischen Studien gegangen. Bei sämtlichen bedeutenden Phonetikern beider Weltteile hat er sich persönlich Aufschlüsse geholt, um der Wahrheit näherzukommen. In einem kurzen geschichtlichen Überblick zeigt er die Mängel der früheren Untersuchungen und gelangt damit zu dem eigentlichen Hauptpunkt, dem Nachweis, daß die besten Forschungsergebnisse durch Röntgenaufnahmen erreicht werden. Russell berichtet von schweren Lehrjahren bei diesen Aufnahmen, von lebensgefährlichen Verbrennungen und Erkrankungen, abgesehen von den hohen Kosten und den langsam errungenen technischen Vorteilen für Erzielung der deutlichen, schönen Bilder, die er nun veröffentlicht. Er machte über 3000 Aufnahmen an 400 Versuchspersonen (Deutschen, Franzosen, Engländern, Spaniern u. a.), gibt dem Leser ausführliche Belehrung über die günstigste Einstellung des Apparates, über Exponieren und Entwickeln der Aufnahmen und beschert ihm eine Reihe von Stereoskopbildern. Aus dem Studium der Bilder erhellt nun, daß die bisherigen Anschauungen über die physiologische Beschaffenheit der Laute mit dem Sachverhalt nicht übereinstimmen. Die gesamten Lautsysteme und alle Arten von Vokaldreiecken werden untersucht und als ungenügend verworfen. Mit Genugtuung beruft sich Russell auf Viëtor, der 1914 selbst die Vokaldreieckanschauungen als hinfällig bezeichnet hat. Die Einteilungsgründe von Sweet-Bell nach der Zungenstellung high — back — narrow usw. werden ad absurdum geführt. Die wahre Zungenstellung, wie das Röntgenbild sie zeigt, ist so ziemlich für alle Vokale anders, als bisher angenommen wurde, vor allem aber werden die vorläufig noch geltenden Einreihungen unmöglich. Ist die Stellung für *[I]* tiefer nicht nur als die für *[e]*, sondern sogar als die für *[œ]*, wo bleibt dann die bisherige systematische Einteilung? Russell zeigt sich schließlich der topographischen Methode Jespersons am geneigtesten. Daß er dabei das griechische Alphabet durch Buchstaben ersetzt, die aus den Bezeichnungen für den Sprechapparat genommen sind, ist gewiß nicht unpraktisch; daß er als Grund für die geringe Verbreitung von Jespersons Messungsmethode die Schwierigkeit in Betracht zieht, die das Schreiben und Erlernen des griechischen Alphabets verursacht (S. 310), berührt — überseeisch.

Mit Recht legt Russell das Hauptgewicht auf die Gestalt der Rachenhöhle, während die Gestalt der Mundhöhle nur ein Akzidens ist, worüber man sich am besten Gewißheit verschaffen kann, wenn man mit dem Finger auf die Zunge drückt und nach einiger Übung alle Vokale auch so herausbringen lernt. Russell hat sich zwar viel mit den früheren Erklärungen beschäftigt, sich aber nicht die Mühe genommen aufzudecken, woher es kommt, daß die Gestalt der Mundhöhlen um so viel mehr beachtet wurde als die der Rachenhöhlen. Es liegt nicht nur daran, daß die letzteren sich bis vor kurzem der Beobachtung so gut wie ganz entzogen, sondern auch daran, daß

Digitized by Google

das Bewußtsein der Vorderzungenstellungen wesentlich lebhafter ist, als das der Hinterzungenstellungen. Andererseits aber ist die Vorderzungenstellung doch korrelat zu der Hinterzungenstellung, und der eigenartige Sachverhalt ist also der, daß wir unbewußt die Rachenhöhlengestalt hervorbringen, die die beabsichtigte Lautung bewirkt. Die dadurch sich ergebende Zungenwurzel- und Hinterzungenstellung aber bedingt zwangsläufig die Ballung beziehungsweise Streckung der Vorderzunge, die allein uns bewußt wird. Wollen wir absichtlich einen Laut bilden, so beeinflussen wir nicht die Rachenpartien, sondern die Mundpartien, und bewirken so rückläufig, was beim natürlichen Sprechen in entgegengesetzter Richtung vor sich geht.

Ist nun die Gestalt der Rachenhöhle das Maßgebende für die Lautung, so ergibt es sich, daß die Röntgenaufnahmen den größten Fortschritt der physiologischen Beobachtung bilden. Außerdem hat Russell auch Aufnahmen mit dem von ihm erfundenen (im Buch nicht beschriebenen) Laryngoperiskop veröffentlicht, die unsere Kenntnisse über die Vorgänge im unteren Rachenraum anschaulich erweitern und zeigen, daß da in erster Linie der Kehldeckelwulst (turberc. periglottis) in Betracht kommt. Bei [i] steht der Kehldeckelwulst ganz ab von den Stimmlippen, der Luftstoß geht frei nach oben. Bei [ə] berührt er sie oder die Arytenoiden (Stellknorpel): der Klang ist gedämpft. Bei [o] wölbt sich die Zungenwurzel so stark über die Stimmlippen, daß man den Kehldeckel fast gar nicht sieht. Das Herabdrücken des Kehldeckelwulstes bewirkt nicht nur Dämpfung, sondern auch Vertiefung des Klanges. Bei den tiefen dumpfen Lauten, die das Englische in druckloser Stellung aufweist, 'vereinigen sich Kehldeckelwulst, die Wülste der Stellknorpel, die falschen Stimmbänder zu einem Dämpfer, der die Stimmlippenschwingungen ganz überdeckt, so daß alle Vokale, ausgenommen [i], für das Ohr die gleiche Beschaffenheit haben'. (S. 93.) Wobei zu bemerken ist, daß diese Tatsache eigentlich besonders erklärungsbedürftig wäre. Gerade das [i] müßte in dieser Stellung der Wülste am ersten vernichtet werden.

Zur besseren Kenntnis der Höhlengestaltung bringt Russell die Beobachtung des Hyoid hinzu, und zwar Stellung und Bewegung von Hyoid und Thyroid in ihrem gegenseitigen Verhältnis. Für [u] z. B. geht das Zungenbein um 10 mm nach vorn, der Schildknorpel um 3. Für [o] dagegen geht der Schildknorpel um 2 nach rückwärts, das Zungenbein um einen nach vorn. Die horizontalen Bewegungen des Zungenbeins zeigen natürlich die Ausdehnung der unteren Rachenhöhle an. (S. 113.) Nicht weniger bemerkenswert sind die vertikalen Bewegungen: [ə] hat die tiefste, [æ] die höchste Zungenbeinstellung, so daß bei diesem letzteren der Abstand zwischen Gaumen und Zungenbein der kleinste der ganzen Vokalreihe ist.

Bei der Untersuchung der Velumbewegungen ist Russell zu dem Ergebnis gekommen, daß der Nasenweg durch die Schwingung des Gaumensegels von vorn nach hinten und zurück mehr beeinflußt wird als durch die Auf- und Abbewegung (S. 116), was unabhängig von ihm auch Eijkmann festgestellt hat[1].

Die Messung der verschiedenen Höhlenausdehnungen ist von maßgebender Bedeutung für die Erfassung ihrer Mitwirkung an dem zu erzeugenden Laut. Zu den zwei längst bekannten Faktoren: Luftvolumen als Resonator und Enge des Luftkanals fügt Russell als dritten die Beschaffenheit der Oberfläche der Höhlen. Ist die Oberfläche weich, so wirkt sie wie ein Dämpfer, sie saugt den Schall auf, ertötet ihn, wie wenn Klaviersaiten mit dem Filzhammer berührt werden. Ist sie hart, fest, so gehen die Schwingungen unvermindert mit unbeeinflußter Beschaffenheit durch. Bei weicher Oberfläche werden die hohen Teiltöne absorbiert, nur die dunklen, tieferen bleiben übrig. Bei harter Oberfläche ergibt sich ein metallischer Klang, wie wenn Klaviersaiten mit einem Holz- oder Metallhammer geschlagen werden.

[1] Neophilologus, 1926.

Digitized by Google

[ɔ] (= *aw*), [o] [u], aber auch [*I*] und [ɛ] gehören zur 'gedämpften' (*mellow*-) Reihe, [e] [i] zur 'metallischen', [a] kann zu beiden gehören (S. 90). Russell leugnet die Notwendigkeit, Vokalpaare aufzustellen, wie sie sich in den herkömmlichen Einteilungen (offen — geschlossen, usw.) ergeben. Jeder Vokal ist eine Wesenheit für sich und kann nur aus sich selbst verstanden werden.

Die herkömmlichen Gegenüberstellungen narrow — wide, front — back usw. lehnt Russell ganz ab. Er geht nämlich von der Anschauung aus, daß jede physiologische Bezeichnung vermieden werden solle, weil unsere physiologischen Erfahrungen dem bisher Vorgestellten widersprechen, andererseits aber doch noch nicht sicher genug sind, als daß Endgültiges auf sie aufzubauen wäre. Nicht nur der Anhänger alter Systeme wird hier Widerspruch erheben. Zugegeben, daß 'front' und 'back' bei der Beschauung der Röntgenbilder hinfällig wird. Auch an offen — geschlossen (narrow — wide) ist Russells Kritik durchaus begründet. Nicht aber die an 'gespannt' — 'ungespannt' (tense — lax), und zwar gerade, wenn man geneigt ist, die Theorie von dem Einfluß der 'Oberfläche' anzunehmen. Ich selbst vertrete diese Meinung — ist doch aus der Instrumentenlehre bekannt, welchen Einfluß die Beschaffenheit der Wand auf den Klang hat; es fehlte nur die sinngemäße Anwendung auf den Sprechapparat. Gerade dann aber sind die Ausdrücke 'gespannt' und 'ungespannt' nahezu unentbehrlich. Denn es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß die 'weiche' oder 'feste' Oberfläche das Ergebnis einer Spannung bzw. Entspannung ist. Und diese Spannung der Oberflächen ist verbunden mit der Spannung der Zunge. Die stärksten Spannungen, die wir mit dem Finger an der Zunge unmittelbar feststellen können (bei [i] und [e]), werden auch von stärksten Spannungen der Oberflächen begleitet. Allerdings paßt hier Russells zweite Begründung der Ablehnung: Die Spannung ist eine physiologische Tatsache, die wir noch nicht messen, also nicht einwandfrei objektiv feststellen können, wenn auch verschiedene annähernde Messungsmethoden schon vorhanden und an den Tatsachen selbst keine Zweifel möglich sind. Russell ist unseren Gaumen- und Zungenempfindungen gegenüber skeptisch und befürwortet akustische Bezeichnungen, mindestens vorläufig, bis wir nämlich die physiologische Ursache des akustischen Eindrucks unwiderleglich aufdecken können. Die Eindrücke 'gedämpft' und 'metallisch' sind natürlich durch bestimmte physiologische Vorgänge hervorgerufen. Aber die Zahlentabellen stehen noch aus, wie Russell sie für die Oberflächenausdehnung vom Kehlkopf bis an die Lippen aufstellt (S. 167 bis 243). Diese Tabellen sind auf Grund der Röntgenaufnahmen errechnet, wobei alle Kunst aufgewendet wurde, die Mittellinie der Zunge von ihren Seitenlinien kenntlich zu machen und den Diameter der Höhlen festzulegen. In der mathematischen Grundlage der Berechnungen ist Russell Lord Rayleighs *Theory of Sound* (II, S. 173) und Lloyds *Speech Sounds* (Neuere Sprachen, 1890 = Phonetische Studien III, 125) gefolgt. Da der Flächenraum jeder einzelnen Höhle mit der Spannung der Oberfläche notwendig in Beziehung stehen muß, sollte man meinen, daß hier in nicht allzu ferner Zeit auch die Möglichkeit gegeben sein wird, die Spannung selbst zu berechnen. Das Experiment müßte in der Weise gemacht werden, daß unter Festhaltung einer bestimmten Zungenstellung 'metallische' oder gespannte und 'gedämpfte' oder ungespannte Aussprache willkürlich hervorgebracht wird. Wobei nochmals daran erinnert sei, daß die 'gedämpften' Laute nicht durchweg dieselben sind, die wir jetzt als 'ungespannte' zu bezeichnen pflegen. Wir scheinen doch annehmen zu dürfen, daß die 'gedämpfte' akustische Wirkung und die Veränderung des Flächenmaßes auf ein und dieselbe Ursache zurückgehen. Gegen die 'Höhlentheorie' führt Russell an, daß ein Mann und eine Frau aus derselben Gegend, deren Aussprache akustisch ganz gleich war, so verschiedene Gaumenbilder lieferten, daß die der Frau kaum die Hälfte des

Digitized by Google

Flächeninhaltes aufwiesen als die des Mannes. Offenbar liegt die Wirkung nicht im Flächenmaß an sich (und also auch nicht im Volumen an sich), sondern in der Verhältniszahl aller Mitwirkenden. Übrigens macht sich hier — und nur hier — ein methodischer Fehler bei Russell geltend. Gewiß ist das Ohr ein feiner Beobachter und sicherer Zeuge. Aber für objektive Beurteilung bleibt nichts übrig als die physikalische Messung. Das [*i*] der Dame wird eben doch anders geklungen haben als das [*i*] ihres Landsmannes, so gut dasselbe Rondo auf einer Diminutivgeige anders klingt als auf einer normalen Geige oder auf einem Cello.

Auffallend ist es, daß Russell, der sich mit der Höhlentheorie von Willis bis Scripture, mit der Resonanztheorie von Wheatstone bis Helmholtz und der 'unharmonischen' Theorie Hermanns usw. beschäftigt, die Vokalanalyse Stumpfs nicht erwähnt, obwohl er an D. C. Miller anknüpfend sagt, der beste Beweis für eine Vokaltheorie wäre die Herstellung der Vokale durch Zusammensetzung der Teiltöne, die die Analyse ergibt (S. 163) und M. H. Liddells Vokalspektrum als brauchbares Unterrichtsmittel empfiehlt, sowie auch z. B. Crandalls wichtige Frequenzanalyse erwähnt. Die 'Tonchemie' Stumpfs, der Hinweis auf die eigenartige Zusammensetzung der Laute aus oft gleichen Schwingungselementen, aber von verschiedener Stärke bei verschiedenen Intervallen der fehlenden Elemente, hätte hier wohl in Betracht gezogen werden müssen. Bei der Besprechung der Vokalspektren, die leicht ineinander übergehen, bemerkt Russell, die Romanisten werden daraus allerdings keine Stütze für die Veränderung der Lautungen gewinnen, aber es werde über kurz oder lang eine Untersuchung einsetzen müssen, ob die sogenannten offenen Vokale wirklich in der Mittellinie der Zunge 'offener' waren als die geschlossenen und ob hierin die Ursache der Verschiedenheit und der Veränderung zu suchen sei (S. 306). Inzwischen hat bereits Pierre Fouché in seinen *Études de Phonétique Générale* (Paris 1927) zu beweisen versucht, daß z. B. bei [*e*] die Unterschiede nicht in 'offen' und 'geschlossen' zu suchen seien, sondern in der Art der Spannung (S. 27), und zwar in der Art des Silbenschlusses. Ich hoffe in nächster Zeit hierüber ausführlicher sprechen zu können.

Russells Buch leidet zwar an vielen Wiederholungen, ist aber mit seinen zahlreichen, gut erklärten Abbildungen und Tabellen, mit seinen praktischen und theoretischen Auseinandersetzungen nicht nur ein belehrendes und anregendes, sondern für den Experimentalphonetiker von heute ein unentbehrliches Buch.

Wien. Elise Richter.

Emma Schill, Les Traductions françaises de l'Intermezzo de Henri Heine. Thèse pour le Doctorat de l'Université de Paris. Paris 1928. 160 S.

Das Problematische jeder Übersetzungskunst liegt in einer zwiefachen Ursache begründet: Methode, Grenzen und Ziele der Übertragung eines Dichtwerks in eine andere Sprache hängen unmittelbar ab vom Wesen der in Frage stehenden Sprachen, von ihren Ausdrucksmöglichkeiten, dem Wort- und Formenreichtum, dem Stil, daneben aber auch von der besonderen Kunsttheorie, der 'nationalen Poetik' und weisen somit sowohl in sprachphilosophische wie in kunsttheoretische Richtung. Daneben wurzelt der Wert der übersetzerischen Leistung wie jede künstlerische Tätigkeit in der persönlichen Eigenart und Anlage des Übersetzers selbst. Damit ist deutlich zum Ausdruck gebracht, daß jedes Übersetzungswerk ein Lösungsversuch, aber niemals eine endgültige Lösung der Übersetzungsaufgabe sein kann. Inwieweit trotz der wechselnden und vergänglichen Bedeutung der

Digitized by Google

Übertragung eines Originals feststehende Grundzüge und Richtlinien für die Übersetzungskunst von einer Sprache in die andere vorhanden sind, vermag nur die induktive Methode der Erforschung und Analyse einer Reihe von Übersetzungen zu ergründen.

In diesem Zusammenhang erhält die obenerwähnte 'Thèse' ihren Wert. Sie vergleicht die seit Gérard von Nerval im Französischen vorhandenen zahlreichen Übersetzungen von Heines 'Intermezzo' miteinander und mit dem Original, stellt Abweichungen im einzelnen fest, hebt besonders glückliche Formulierungen der Übersetzer heraus, weist Unzulänglichkeiten nach und gelangt so zu einer Gesamtwertung der französischen Übersetzer Heines, insbesondere Nervals, die manche reizvolle Neuheit zutage fördert. Leider ist sich aber die Verfasserin der grundsätzlichen Bedeutung ihrer Arbeit nicht voll bewußt geworden. Wenn sie auch in der Einleitung einmal ausspricht, daß es wesentlich sei, *'le comment et le pourquoi, les mobiles et le but des traducteurs'* zu erkennen, so befriedigt gerade in dieser Hinsicht ihre Arbeit nicht ganz. Sie neigt zu leicht dazu, sich mit der Feststellung einer Abweichung des Übersetzers vom Original zu begnügen und diese Abweichung als 'faute' zu buchen, während doch gerade hier die Frage nach dem *'pourquoi'* zu stellen wäre, um hinter die möglichen Gründe, die zu einer Abweichung vom Original geführt haben, zu kommen. Ein Beispiel für viele: S. 55 wird bei der Übersetzung des Heineschen:

Heimlich erzählen die Rosen
Sich duftende Märchen ins Ohr

festgestellt, daß keine der Übersetzungen gleichzeitig eine Entsprechung für 'heimlich' und 'ins Ohr' enthält. Eine Begründung fehlt. — *'Parler à l'oreille de qn.'* heißt eben schon 'heimlich ins Ohr sagen', *parler très près de l'oreille et de manière à n'être entendu que de la personne à qui l'on parle* (Littré). Für den Franzosen würde also ein Nebeneinander von *'secrètement'* und *'à l'oreille'* eine stark empfundene Tautologie sein.

Trotz dieser Mängel ist die Schillsche Arbeit durchaus begrüßenswert, und man kann nur wünschen, daß sie eine Reihe ähnlicher Untersuchungen anregen möge, damit nach und nach eine für die Praxis des Übersetzens so empfindlich entbehrte wissenschaftliche Grundlegung der Übertragung von Dichtwerken aus dem Deutschen ins Französische möglich wird. Auf diese Weise ließe sich vielleicht auch das oft mehr als beschämende Niveau gegenwärtiger Übersetzungstätigkeit heben.

Ilmenau. Alfred Götze.

Hans Leo Götzfried, Romain Rollands heroischer Idealismus. Ein Beitrag zum Verständnis der Welt- und Lebensanschauung des großen Menschenfreundes. Freudenstadt, Götzfried, 1929. 157 S. 1,80 M.

Für das Interesse und die Sympathie, welche man in Deutschland schon seit Jahren für Romain Rolland bekundet, ist diese Schrift ein neues Zeugnis. Der Verfasser derselben kennt nicht nur sehr gut die einschlägige Literatur, sondern steht auch in persönlicher Beziehung zu dem Dichter. Seine mit Klarheit und Wärme geschriebene Arbeit gliedert sich, abgesehen von einem biographischen Abriß und einer Vorgeschichte, in drei Abschnitte: I. Wurzeln des heroischen Idealismus bei R. R. II. Die wesentlichen Merkmale des heroischen Idealismus. III. Tragweite des heroischen Idealismus. Den Schluß bildet eine Betrachtung über den Einfluß Rollands in Frankreich und in der Welt.

R. Rolland gehört zu jenen seltenen Naturen, welche die Wahrheit über alles stellen und nicht von Illusionen leben wollen, und weiterhin zu jenen

Digitized by Google

noch selteneren, die zwar die Menschheit in ihrer großen Unzulänglichkeit erkennen, sie aber nicht nur bemitleiden, sondern sie mit erstaunlicher Kraft des Herzens lieben können. Auf welchen Wegen Rolland zu diesem Ethos, das in den meisten seiner späteren Werke mitschwingt, gelangt ist, wird, wie mir scheint, nicht ohne Glück untersucht, und für die genaue Darlegung seiner Lebensauffassung und Weltanschauung, auf welcher ja, wie schon der Untertitel zeigt, das Schwergewicht des Buches ruht, werden gerade diejenigen dankbar sein, welche sich mit R. noch nicht eingehender beschäftigt haben. Eine kritische Analyse findet nicht statt; so wird z. B. die Frage, ob R. die Masse der Menschen, oder auch nur der Franzosen, wirklich zutreffend beurteilt und da nicht doch mit Tolstoi in einer Illusion befangen ist, und ob er daher mit einiger Berechtigung an die Zukunft und einen allgemeinen Fortschritt glauben kann, nicht zur Diskussion gestellt. Dasselbe gilt von dem Inhalt des dritten Abschnittes, wo eine Prüfung der Rollandschen Lösungen auf ihre Durchführbarkeit hin ausdrücklich abgelehnt wird, wiewohl G. auf S. 138 und 148 aus dieser Zurückhaltung etwas hinaustritt. Daher gelangt denn das schwierige Problem, wie Nationales und Weltbürgerliches zur Harmonie zu verschmelzen seien, und wie letzteres überhaupt, so wie die Menschen nun einmal angelegt sind, denkbar ist, nicht zur Erörterung. Wenn es in III, 3 heißt: 'Rolland hat immer für das scheinbar Aussichtslose gekämpft: mehrfach ist ihm der Enderfolg dennoch beschieden gewesen', so kann man doch leider nicht umhin, dazu ein Fragezeichen zu setzen. Der Tatsache, daß R. auf die weiteren Volkskreise in Frankreich keinerlei Einwirkung ausübt, wird, soweit ich sehe, nicht Erwähnung getan.

Das Literaturverzeichnis ist dankenswert, aber auch ein Namenindex wäre nicht unerwünscht gewesen. Hierauf sowie auf Druckfehler wird Verf. vielleicht bei einer zweiten Auflage achten, die der Schrift nur zu wünschen ist.

Jena. O. Schultz-Gora.

Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz von K. Jaberg und J. Jud. Die Mundartaufnahmen wurden durchgeführt von P. Scheuermeier, G. Rohlfs und M. L. Wagner. Bd. I: Familie — Menschlicher Körper. Gedruckt mit der Unterstützung der Gesellschaft für wissenschaftliche Forschung an der Universität Zürich und privater Freunde des Werkes von der Verlagsanstalt Ringier & Co, Zofingen (Schweiz), 1928. 198 Karten.

K. Jaberg und J. Jud, Der Sprachatlas als Forschungsinstrument. Kritische Grundlegung und Einführung in den Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz. Halle, M. Niemeyer, 1928. 243 S.

'Wir bekennen uns zum Stoff, den der Geist lebendig macht.' Diese von bestem wissenschaftlichen Geiste erfüllten Worte des Einführungsbandes, die wie ein Mahnruf in dem leidigen Richtungsstreite unserer Tage klingen, deuten zugleich den tieferen Sinn des aus entsagungsvollen Bemühungen und großen persönlichen Opfern der beiden hervorragenden Schweizer Romanisten erwachsenen monumentalen Werkes an. Wenn im Jahre 1935 der achte und letzte Atlasband erschienen sein wird, dann wird eine gewaltige Stoffsammlung vorliegen, die der geistigen Durchdringung durch die kommenden Generationen von Forschern harrt, ein Rüstzeug ersten Ranges zur Erforschung der italienischen Mundarten und Volkskunde. Der Volkskunde wird außerdem durch einen Illustrationsband ein wichtiges Instrument an die Hand gegeben werden. Die besondere Berücksichtigung

Digitized by Google

der Probleme der Wort- und Sachforschung, der ein Hauptanteil der wissenschaftlichen Arbeit der Herausgeber sowohl als der Exploratoren gewidmet war und ist, wird die Eigenart des neuen Sprachatlanten ausmachen. In diesem Punkte geht er noch über das Werk Gilliérons hinaus, als dessen Schüler sich Jaberg und Jud gern und dankbar bekennen und dessen Andenken daher auch ihr Werk gewidmet ist.

Der Einführungsband bringt eine kurze Entstehungsgeschichte, die Erklärung der Anlage des Werkes, der Einrichtung der Karten, der Zeichen und Abkürzungen, eine ausführliche Erläuterung des einfachen und zweckmäßig gewählten Transkriptionssystems, die Aufnahmeprotokolle und das 'questionnaire'. Ein theoretischer Teil befaßt sich kritisch mit allen an die Entstehung eines Sprachatlanten geknüpften Fragen. Diese werden mit solcher Umsicht und mit Rücksicht auf alle nur denkbaren Einwürfe erörtert, so daß auch dem Spezialisten der italienischen Dialektgeographie kaum mehr etwas zu diskutieren übrigbleibt. Immerhin sei mir gstattet, zu einzelnen Punkten einige Bemerkungen zu machen.

Kapitel V des Einführungsbandes (Aufnahmeprotokolle) gibt außer den Personalien der Dialektsprecher jeweils kurze Angaben über die wichtigsten Mundartmonographien und Texte. Es wird dadurch eine zwar nicht vollständige (was an dieser Stelle gar nicht beabsichtigt war), aber dennoch sehr wertvolle Bibliographie der italienischen Mundarten gegeben, die bis zum Erscheinen der aus dem Nachlasse Carlo Salvionis von C. Merlo herauszugebenden eine wahre Lücke ausfüllt. Bei den romagnolischen Punkten 459 (Ravenna), 478 (Meldola) und bei P. 537 (Urbino) vermisse ich einen Hinweis auf meine Romagnolischen Dialektstudien II (Wiener Sitzungsberichte 188/1, 1919), wo die Lautlehre von 20 romagnolischen (darunter P. 459, 478) einschließlich der Nachbarmundarten von Pesaro und Urbino gegeben wird. Der Anhang dieses Kapitels bringt dann noch eine Auswahl von Wörterbüchern der Mundarten Italiens, der romanischen und italienischen Schweiz.

Kap. VII ('Wie entsteht ein Sprachatlas?') zeigt, wie das Questionnaire sich allmählich aus dem Gilliéronschen durch Anpassung an die besonderen Verhältnisse der italienischen Gebiete entwickelt hat, und wie und in welchem Maße es erreicht wurde, daß die Art der Fragestellung auch die Spontaneität der Antworten gewährleistete. Was die Dichtigkeit des Netzes und die Wahl der Ortschaften betrifft, so wäre es sicher wünschenswert gewesen, das Netz noch enger zu machen. Eine ungefähr gleiche Dichtigkeit wie auf den Karten des ALF. bedeutet für das weit dichter besiedelte und dialektisch soviel stärker differenzierte Italien gewiß nicht dasselbe. Doch sind die äußeren, technischen und namentlich materiellen Gründe, die den Herausgebern diese Beschränkung auferlegten, unanfechtbar, und die Wissenschaft muß ihnen dankbar sein, daß sie ihr das unter diesen Umständen Erreichbare in so ausgezeichneter und sorgfältiger Durchführung darbieten. Kein nach Vollständigkeit strebender Thesaurus der italienischen Mundarten konnte beabsichtigt werden, sondern eine Sammlung von charakteristischen Proben des Wort- und Formenschatzes, die, auf Karten eingetragen, sich zur tatsächlichen dialektischen Abstufung im Raume wie die Skizze zu einem Bilde verhalten.

Über ihre Transkriptionsprinzipien (XI) haben sich die beiden Herausgeber bereits in ZrPh. 1927, 171 ff. ausführlich verbreitet und geben davon hier eine kurze Zusammenfassung. Was über den Unterschied zwischen dem 'schematisierenden' und dem 'impressionistischen' Transkriptionsverfahren ausgeführt wird, kann jeder Dialektforscher, der selbst Aufnahmen im 'Gelände' gemacht hat, unterschreiben. Ich selbst habe meine diesbezüglichen Erfahrungen bei meinen wiederholten Aufnahmen in der Romagna in den Jahren 1912—14 gemacht, Erfahrungen, die mich ver-

Digitized by Google

anlaßten, meine Zuflucht zum Phonographen zu nehmen: mit dem Ergebnis, daß die Abweichungen und Schwankungen gegenüber einem auf Grund der 'Lautgesetze' vorausgesetzten Normaltypus gewisser Laute unter gewissen Bedingungen bei im Satzzusammenhange aufgenommenen Wörtern nun noch größer waren als bei wiederholtem Vorsprechenlassen isolierter Wörter (vgl. meine Romagnolischen Mundarten, Wiener Sitzungsber. 181/2, 1917, S. 5, 11—12). Da aber eine wissenschaftliche Darstellung der Lautlehre kaum möglich ist, ohne ein gewisses Kategorisieren und Einteilen in Gruppen und Typen, sah ich mich in meiner oben zitierten Lautlehre doch zu einer Anlehnung an die 'schematisierende' Methode gezwungen, gab aber die festgestellten Grenzwerte, die 'Variationsbreite' gewisser Laute (vor allem der betonten Vokale) an. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß für die Aufnahmen des Sprachatlanten nach dem Vorbilde des ALF. nur die 'impressionistische' Methode in Betracht kam, und die von den Herausgebern auseinandergesetzten Gründe dürften auch keinen Einwendungen unterliegen. Der wichtigste Grund ist neben der wissenschaftlichen Ehrlichkeit der unretuschierten Wiedergabe der einmaligen Gehörseindrücke wohl der, daß bei solchen Aufnahmen dem Explorator nicht dieselbe Zeit zur Verfügung steht wie dem Spezialisten, der durch immer wiederkehrende Aufnahmen mit denselben und verschiedenen Sprechern doch in einem gewissen Maße feststellen kann, was als typisch unter gewissen Bedingungen wiederkehrt und daher von den Dialektsprechern selbst mehr oder minder bewußt als mittlere Norm angesehen wird. So betonen die Herausgeber mit Recht, daß der Atlas nicht für die Feststellung lokaler 'Lautgesetze', wohl aber für das Studium regionaler Lauttendenzen das Material liefert (S. 221). Mit anderen Worten, Spezialuntersuchungen kleinerer Gebiete werden nach wie vor ihre Existenzberechtigung haben und zur Ergänzung des Sprachatlanten dienen können. Dies ist in der Tat mein Eindruck dort, wo ich die Angaben Scheuermeiers am besten nachkontrollieren kann, auf meinem romagnolischen Spezialgebiete. Infolge des ungemein fein differenzierten romagnolischen Vokalismus dürfte es z. B. bei Anwendung des impressionistischen Verfahrens kaum möglich sein, gewisse Normen festzustellen (vgl. z. B. die verschiedenen Nuancen, die Sch. für den aus *ǫ́* in fr. S. entstandenen Diphthongen gelegentlich aus einem Ort gibt, etwa P. 479 auf K. 34, 137 usw.). Es zeigt sich aber, daß Sch., der auf umständliche Beobachtungen und Analysen der Artikulationsstellungen verzichten mußte, in der Analyse und Klassifizierung des Gehöreindruckes wohl das Äußerste geleistet hat, wozu ein feines und geschultes Gehör befähigt. Schon in ZrPh. 1927, S. 180, n. 2 findet sich der Hinweis, daß Sch., wenn er im Romagnolischen die in den Auslaut getretenen stimmhaften Konsonanten als stimmlose Lenis identifizierte, im wesentlichen mit meinen Beobachtungen übereinstimmt. Meine Feststellung, daß es sich, genau genommen, um Stimmgleiten (wenigstens bei den Dauerlauten), d. h. um stimmhaften Einsatz und Übergang zur Stimmlosigkeit während der Dauer des Lautes handelt, war ja nur durch das Abhören der phonographischen Platten ermöglicht worden und wurde mir seinerzeit durch E. Herzogs Gehörseindruck bestätigt. Wie sicher der akustische Impressionismus Sch.s verfährt, ergibt sich auch aus dem Umstande, daß er den Laut, der im Romagnolischen, Emilianischen und Venezianischen gewöhnlich mit *z* geschrieben wird, meist durch *s* mit einem darübergestellten *ʲ*, bzw. stimmhaft mit *ẑ* transkribiert, ihn also als einen Mittellaut zwischen *s* und dem postdentalen Spiranten identifiziert. In der Tat konnte ich feststellen, daß dieser Laut im allgemeinen durch Rillenbildung wie beim *s*, aber nicht hinter dem Zahnfortsatz, sondern hinter dem Rand der Oberzähne gebildet wird, daß es sich also sozusagen um ein gelispeltes, postdentales *s* handelt (vgl. auch G. Malagoli, AGI. XVII, S. 47).

Digitized by Google

Wie begründet es war, daß die Herausgeber an den Transkriptionen Sch.s nichts retuschiert haben, mag noch aus einem weiteren im Einführungsbande (S. 220) gestreiften Falle hervorgehen. Wenn Sch. in dem romagnolischen P. 458 (Fusignano) und anderen romagnolischen Orten (vgl. K. 184, *grosso* und 187 *gobbo*) im Plural von subst. m. mit *ǫ́* in geschl. S. im Gegensatz zum Singular kurzes *ǫ́* registriert (sg. *grǫ́š*, pl. *grǫ́š; gǭp — gǫp*), so entspricht dies tatsächlich den romagnolischen Verhältnissen. Die Erklärung dafür findet sich bereits in meiner zit. Lautlehre, S. 167: durch *-i* bedingt, trat für *ǫ́* der Diphthong *uó* (so noch im 16. Jahrh., während im 17. die Monophthongierung begann, vgl. meine Lautlehre alter Texte, Wiener Sitzungsber. 187/4, S. 63—65, 72) ein. Daraus entstand durch Monophthongierung zu Beginn des 18. Jahrhunderts *u*. Später wurden in geschl. S. die offenen Vokale gelängt, die geschlossenen aber gekürzt, womit sich die Tendenz der offenen Aussprache verband. So wurde das sekundäre, durch Monophthongierung entstandene, wie primäres *u* in geschl. S. gekürzt und schließlich als mehr oder minder offenes *o* ausgesprochen. An der Peripherie des romagnolischen Gebietes ist monophthongiertes *u* in geschl. S. noch erhalten (dort trat die Monophthongierung eben erst nach der erwähnten Quantitätswirkung ein, vgl. in Riccione *l ǭč, j uč*, 499 *grǫs, grǫ́š*, 446 *grǫ́š — grǘš, gǫ́p — gǘp* 456 *gǭp — gǫ̆p*). Aber auch sonst besteht heute im allgemeinen noch ein Unterschied im Öffnungsgrad des urspr. *ǫ́* in geschl. S. zwischen sg. und pl. In Rossetto, gem. Fusignano, habe ich z. B. *ǭ č*, pl. *ǒč* usw. notiert. Während sich nun dieser Qualitätsunterschied in den Notierungen Sch.s bei *ę́* in geschl. S. deutlich erkennen läßt (vgl. K. 13 *tu fradäl, i tu fradę́l* usw., auch K. 180 *bello, belli*), scheint es zunächst, als ob er ihm bei *ǫ́* unter den gleichen Bedingungen entgangen wäre, wahrscheinlich aber verraten uns seine Aufnahmen, die auch sonst in der Romagna zu beobachtende, immer mehr um sich greifende Tendenz, die durch den Umlaut entstandene innere Pluralbildung zu verwischen (vgl. meine Lautlehre, S. 160—161). So wird ersichtlich, daß Transkriptionsschwankungen des impressionistischen Verfahrens, wenn man sie in einen größeren geographischen Zusammenhang hineinstellt, unter Umständen in Ausbildung begriffene lautliche Tendenzen verraten oder sich als Ergebnisse von Sprachmischungen erkennen lassen. Solche auf Erfahrungen bei eigenen Dialektaufnahmen beruhende Erwägungen waren es, die mir meine Ausführungen über die Natur der 'Lautgesetze' in 'Sprachwissenschaft und Zeitgeist', S. 40—60, eingegeben haben.

Man wird also zusammenfassend sagen dürfen, daß sich der Einführungsband als ein Vademekum nicht nur für den angehenden, sondern auch für den erfahrenen Dialektforscher darstellt.

Was die Nutzbarmachung ihrer Atlanten betrifft, so haben die Herausgeber selbst bereits in einer Reihe von Abhandlungen, in der Festschrift für L. Gauchat (1926), in der Revue de linguistique romane und a. a. O. den Weg gezeigt, den sie vor Augen haben, der ihnen in erster Linie am Herzen liegt, nämlich den wortgeschichtlich orientierten. Ich selbst konnte mit Hilfe des mir von ihnen in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellten Materials meinen Aufsatz über *Talpa, mus, rattus* (ZrPh. 1927) schreiben. Ich trug dabei einige Punkte aus den Aufnahmen auf meinem Spezialgebiete, und außerdem auch Formen aus dem Werke von A. Garbini (zit. Einführungsband S. 140) in die Karte Talpa des AIS. ein. Es zeigte sich, daß durch das Netz des AIS. zwar kaum wichtige lexikologische Typen entschlüpfen, daß aber die Absteckung der Verbreitungsgebiete durch die Vermehrung der Punkte eine gewisse Stütze erhielt. Es ist eben so, wie im Einführungsband (Kap. XII) an ausführlichen Beispielen dargetan wird:

Digitized by Google

'Die Detailforschung wird die Angaben der Sprachatlanten immer in sehr willkommener Weise ergänzen und vervollständigen' (S. 234).

Dies gilt auch von den grammatischen Problemen, namentlich von den lautlichen. Vor mir liegt eine stumme Karte des AIS., in die ich auf Grund der Karten 168 (*naso*), 137 (*cuore*), 136 (*culo*) die Isophonen der Verbreitung von *á*>*e* in fr. S., *ǫ*>*ö*, *u*>*ü* eingetragen habe. Es mag hier zunächst einmal an Hand des Beispiels *á*>*e* gezeigt werden, in welcher Weise die Spezialuntersuchungen die Ziehung der Isophonen rektifizieren können. Im Süden bleibt infolge des dort weitmaschigeren Netzes der Grenzziehung ein verhältnismäßig weiter Spielraum. Ich habe daher dort die mir erreichbaren Dialektmonographien herangezogen (vgl. die Bibliographie von G. Rohlfs in RLR. I) und konnte so vier größere räumlich getrennte *e*-Zonen abstecken. Hinsichtlich der nordapulischen *e*-Zone (um P. 717 herum) zeigte es sich z. B. durch Heranziehung der Arbeit von C. Merlo, Il vocalismo tonico del dialetto di Carbonara di Bari (L'Italia dialettale II, S. 85 ff.), daß die *e*-Isophone um 718 herum ausweichend bis dicht vor 719 (Bari) zu führen war. In Bari selbst dürfte *e*<*a* unter schriftsprachlichem Einfluß rückgebildet worden sein. — Ein anderes Beispiel: Im Tessin finden wir *e*<*a* in P. 31, 53, nicht aber in dem dazwischenliegenden P. 32. Soll die Isophone 31 und 53 als zwei zusammenhanglose Inseln erscheinen lassen? Hier bringt die Arbeit von S. Sganzini, Fonetica del dialetto della val Leventina (L'Italia dial. I, 190 ff.) die Aufklärung: *á*>*ę* gehört dem ganzen Tal, mit Ausnahme von Anzonico, Sobrio, Bodio, Pollegio (wo es durch schriftsprachlichen oder vielleicht auch mailändischen Einfluß wiederhergestellt wurde) und südlich davon noch der 'Riviera' (P. 53, Lodrino, circ. Osogna) an. Von der Wiederherstellung ist das zwischen Anzonico und Sobrio gelegene Cavagnago verschont geblieben. In Chironico (P. 32!) aber ist der Wiederherstellungsprozeß noch nicht zum Abschluß gekommen[1]. So muß also der Verlauf der Isophone diesen Umständen irgendwie Rechnung tragen.

Für den Wandel *á*>*e* läßt die mir vorliegende Karte schon durch den Augenschein die Romagna als ein wichtiges Expansionszentrum erkennen. Nach Nordwesten hat sich *á*>*e* von der Romagna aus längs der Via Aemilia bis nach Piacenca (401), mit Ausstrahlungen nach Piemont (P. 159, 158, 149, 271, 135 und ziemlich allg. piemont. der Inf. *-are*>*-e*) verbreitet, nach dem Süden über den Apennin hinweg bis in die Gegend von Arezzo, Cortona, Perugia (äußerste PP. 554, 555) längs der Via Flaminia, die sowohl zur Zeit des Exarchats von Ravenna als später des Kirchenstaates die wichtigste Verbindung der 'Romania' mit Rom darstellte. Nach Mittel- und Süditalien könnte *e*<*a* auf dem Seewege von der Romagna aus verschleppt worden sein. Ob aber irgendein Zusammenhang mit der erwähnten tessinischen, der bergellisch-oberengadinischen und der zentralladi-

[1] Aus Sganzinis Darstellung geht hervor, daß es sich bei den *e*-Formen in Chironico nur um Restformen handeln kann, die vorläufig von der Wiederherstellung verschont geblieben sind. Es ist daher ein vergebliches Bemühen, wenn Sg. sie unter besonders eingeschränkte 'Lautgesetze' zu subsumieren sucht: das zeigen auch die vielen Ausnahmen von den Unterregeln! So kann es sich auch bei den Fällen, wo *ę*<*á* nach *u, ö, i, e* erscheint, höchstens um die hemmende Wirkung eines hohen Vokals bei der Wiederherstellung des *a* handeln. Vor allem spricht der geographische Gesichtspunkt dafür, daß in den Beispielen aus Chironico Überreste des älteren Zustandes vorliegen. Formen wie *get* = gatto, *čębi*<capulu, *čępia* = gabbia usw., im oberen Tale und Quinto erweisen sich in diesem Zusammenhange mit ihrem *ę* in geschl. S. als hyperdialektisch, hervorgerufen eben durch die Wiederherstellungen des *á* in der genannten Nachbarzone.

Digitized by Google

nischen e-Zone besteht, läßt auch die Interpretation der Karte als zweifelhaft erscheinen. Für das Zentralladinische hat ja C. Battisti im Arch. Alto Adige I (1906), II (1907) und L'Italia dial. II (1926), S. 50 ff. sowie H. Kuen ZrPh. XLIII (1923), S. 68—78 das Eintreten der Erscheinung in das 16. Jahrhundert datieren können, wodurch die Möglichkeit eines Zusammenhanges mit den anderen ital. *e<a*-Gebieten ausgeschaltet wird.

Die Isophonen für *ö* und *ü* reden eine noch deutlichere Sprache. Während sie zwischen der Lombardei und Venetien ziemlich parallel und ungefähr entlang der alten politischen Grenze verlaufen, läßt der heutige Zustand in Tirol Einbrüche des Venezianischen, also Wiederherstellungen von *o, u* auf ursprünglich lombardischem Gebiete erkennen (so z. B. in der Gegend des P. 331). Höchst interessant aber ist der Verlauf der Isophonen in der Emilia. Hier bekommt man das Bild einer eingedrückten Front: Während am Po noch P. 289 *ö* und *ü* aufweist, weichen die beiden Linien in der Emilia nach Westen aus, und zwar die *ö*-Linie östlich an 424, 423 (Parma), die *ü*-Linie gar westlich an Parma vorbei, auf dem Apennin aber sind noch die PP. 443, 453, 464 (Sestola) *ö*- und *ü*-Gebiete. Es ergibt sich aus der Anschauung der Karte sofort, daß sich *ö, ü* auf dem Apennin aus alter Zeit erhalten haben, während sie in der Ebene stufenweise durch *o, u* aus der Romagna, und zwar von Bologna her, zurückgedrängt worden sind. Nach der Emilia sind also Sprachwellen aus der Romagna in verschiedenen zeitlichen und räumlichen Abständen gelangt, am weitesten *a>e*. Das heißt mit anderen Worten, daß das Emilianische ein in verschiedenen Abstufungen romagnolisiertes Lombardisch[1] darstellt. Das Lombardische muß also einstmals in Oberitalien so weit gereicht haben wie die langobardische Herrschaft, in der Emilia jedenfalls bis an den Panaro, den westlichen Grenzfluß des Exarchats, bzw. des Kirchenstaates: in der Tat liegt ja Sestola im Quellgebiet des Panaro. Und so darf man denn für Oberitalien (von den rätischen Alpenmundarten abgesehen) drei hauptsächlich sprachbildende Zentren für die älteren Zeiten in Betracht ziehen: Mailand, Venedig und Ravenna, welch letzteres durch Bologna abgelöst wurde.

Nur andeutungsweise konnte gezeigt werden, welcher Art die Probleme sind, die der AIS. durch die bloße Anschauung seiner Karten stellt, wie er überall auf Zusammenhänge höherer Ordnung im räumlichen oder zeitlichen Sinne hindrängt, eines jener Forschungsinstrumente darstellt, die die Sprachgeschichte in die Geschichte des menschlichen Geistes und der menschlichen Kultur im weitesten Sinne eingehen lassen. Es dürfte klar geworden sein, daß der AIS. keineswegs dem Plan und der Absicht entsprungen ist, künftighin Spezialuntersuchungen auf kleineren oder größeren Dialektgebieten Italiens überflüssig zu machen, sondern daß er eher zu solchen anregt und durch sie Ergänzungen erhofft, umgekehrt aber auch, daß er künftighin das Rückgrat der italienischen Dialektforschung bilden wird. Daran dürfte auch später einmal das Erscheinen des unter der Patronanz der Società filologica friulana und der Leitung Bartolis vorbereiteten national-italienischen Sprachatlanten kaum etwas ändern. Vielleicht wird der Umstand, daß es nicht gelang, eine Einigung hinsichtlich eines gemeinsamen Unternehmens zu erzielen, noch seine wissenschaftlichen Früchte tragen, da die beiden Atlanten nicht nur sachlich, sondern auch methodisch sich in einer Weise ergänzen könnten, wie dies auf keinem anderen Gebiete der Sprachforschung der Fall ist.

Graz. Friedrich Schürr.

[1] Die Bezeichnung Lombardia umfaßte ehemals auch die Emilia, vgl. z. B. F. Leandro Alberti, Descrittione di tutta Italia, Venezia 1568 über die Grenzen der Romagna, S. 296: '... dall' occidente il fiume Panaro con la Lombardia ...'; ferner S. 353 ff.

Digitized by Google

El cuento de Tristan de Leonis, edited from the unique manuscript Vatican 6428 by George Tyler Northup. The modern philology monographs of the University of Chicago. The University of Chicago Press, Chicago (Illinois), 1928. 298 S.

Der Umschlag des Buches gibt folgende knappe und treffende Waschzettelbemerkung:

'A medieval "best seller", this work now edited, with critical apparatus, for the first time, was one of the two most popular pieces of prose fiction in the 13th, 14th, 15th and 16th centuries.

It was first written in French prose, after having long been popular in verse, and was translated into all the dialects of Europe. This text throws little light on Tristram problems generally; it is too far from the original and too confused and garbled; but it fills a gap in the knowledge of Spanish literature and is unusually interesting linguistically — especially the Aragonese portion.'

Northup druckt den span. Tristan de Leonis der Vaticana ab, der bislang nur unzulänglich bekannt war. Durch dieses span. Prosabuch wird, wie Northup richtig bemerkt, geringes Licht auf die Tristan-Probleme geworfen, auch künstlerische Qualitäten gehen ihm ab. Was nicht ausschließt, daß der Abdruck wissenschaftlich nützlich ist. N. gibt den Text der Vaticana-Hs. (V) wieder, im Anhange dazu 'Variants and textual notes'. Er schickt dem Text eine Beschreibung der vier 'Hände' voraus, die er in der Hs. unterscheidet. Dankenswert ist die tabellarische Übersicht (S. 14 bis 18), in der die Kapitel der span. Hs. mit denen des franz. Prosaromans (Löseth), mit dem span. Druck (TL) sowie mit zwei italienischen Tristanversionen, dem Tristano Riccardiano (R) und Polidoris Tavola Ritonda (S) verglichen werden. Dieser Übersicht folgt des weiteren S. 25—76 ein ganz eingehender Vergleich derselben Texte. Entsprechend dem, was Northup bereits vor längerer Zeit in der Rom. Rev. III, 194 ff. ausgeführt hat, betont er auch jetzt, namentlich gegen Entwistle polemisierend, die Verwandtschaft zwischen dem italienischen und dem spanischen Text. Von den drei Theorien: 1. The Spanish and Italian versions descend independently from the same French Ms or from closely related French Mss. 2. The Italian versions derived from the Spanish, 3. The Spanish derived from the Italian hält Northup anscheinend mit Recht die dritte für richtig. Der span. TL.-Druck und die span. Hs. V sind unabhängig voneinander erfolgte Übersetzungen der italienischen Version. Die nähere Begründung seiner Anschauungen steht S. 20—25 und S. 76—78 zu lesen.

Obwohl N. den Text 'unusually interesting linguistically' nennt, sind die sprachlichen Bemerkungen der Einleitung und der Anmerkungen in denkbar kürzester Form gehalten.

Danzig-Langfuhr. Werner Mulertt.

Marcel Carayon, Lope de Véga. Avec 60 planches hors-texte en héliogravure. Les Maîtres des Littératures no. 3. Paris, Les éditions Riedel, 1929. 84 S.

Die vorliegende Schrift ist sehr geeignet, die Kenntnis von Lopes Leben und das Verständnis seiner Werke weiteren Kreisen bequem zu vermitteln. Der Verfasser hat die Aufgabe geschickt gelöst, einen guten Überblick über Lopes dramatische Produktion und die stofflichen Hauptrichtungen, in denen sie sich bewegt, zu geben. Was die capa y espada-Dramen betrifft, so glaube ich allerdings, es wäre gut gewesen, eins dieser Stücke gleichsam als Beispiel genau zu analysieren und scharf zu beleuchten, weil dann der Leser ein noch

Digitized by Google

anschaulicheres Bild von Lopes Schaffensweise und speziell von der Eigenart jener Dramen erhalten hätte. Auch konnte vielleicht ausdrücklich bemerkt werden, daß keins der zahllosen Stücke unseres Dichters der künstlerischen Vollendung nahekommt.

Eine 'Note bibliographique' beschließt den Text; man vermißt in ihr die wirklich kritischen Ausgaben von drei Lopeschen Dramen durch Montesinos (eine vierte ist 1929 hinzugekommen) im 'Teatro antiguo español'. — Unter den Abbildungen, die ja heutigen Publikationen mehrfach in verschwenderischer Fülle beigegeben werden, sind pl. XXI (ein Madrider Theater der damaligen Zeit) und diejenigen die wichtigsten, welche uns den Dichter in verschiedenen Lebensaltern zeigen.

Jena. O. Schultz-Gora.

José Enrique Rodó, Ariel. Edited with an Introduction and Notes by W. F. Rice. The University of Chicago Press, Chicago, Illinois, 1929. IX, 127 S. 8°.

Anläßlich der Bedeutung des uruguayischen Schriftstellers J. E. Rodó (1872—1917) für die Entwicklung des südamerikanischen Geisteslebens und im besonderen seines 1900 erschienenen Werkes *Ariel* für die Entwicklung des 'literarischen Amerikanismus' erscheint die vorliegende nordamerikanische Schulausgabe des *Ariel* in den 'Junior College Series' der Universität Chikago als ein glücklicher Griff. *Ariel*, das 'geistige Handbuch der südamerikanischen Jugend' und Lehrbuch einer personalistischen Philosophie, dürfte auch der nordamerikanischen Jugend manches zu sagen haben, ist es doch entstanden aus dem um 1900 besonders starken Gegensatz zwischen süd- und nordamerikanischem Kulturempfinden und nicht in letzter Hinsicht eine Abwehrschrift gegen den nordamerikanischen Utilitarismus.

Der Herausgeber gibt in der 'Introduction' (S. 1—10) einen Überblick über die Werke J. E. Rodós. Die in Fußnoten beigegebenen sachlichen Erläuterungen sind — offenbar mit Rücksicht auf die nordamerikanischen Colleges, für die die Ausgabe gedacht ist — recht einfach und summarisch gehalten, für unsere Begriffe häufig zu simpel, oberflächlich oder unnötig. Zu der ausgewählten Bibliographie (S. 127) wäre hinzuzufügen F. de Figueiredo, *José Enrique Rodó* in *Iberica* I, 61—67, 159—163; II, 7—18 (mit ausführlicher Bibliographie). — S. 3, Z. 9 lies: *Darío*.

Hamburg. Wilhelm Giese.

Anna Krause, España y la Cultura española. The University of Chicago Press, 1929. 160 S.

Ein sehr empfehlenswertes Buch. Es behandelt in vier Kapiteln die einzelnen Landschaften Spaniens, die spanische Geschichte, Literatur, Plastik, Malerei, Architektur. Natürlich kann die Darstellung sich nur in großen Zügen bewegen, aber es wird doch eine ganze Menge tatsächliches Material vorgeführt, und wer ein treffendes Gesamtbild von spanischer Kultur erhalten will, darf mit Vertrauen nach dem Buche greifen. Als besonders willkommen kann der erste Abschnitt über den landschaftlichen Charakter Spaniens gelten, denn erst die Verschiedenheit der Gegenden macht die Verschiedenheit im Volksnaturell klar, und dieser Punkt ist klar und deutlich herausgearbeitet worden. Das Kapitel über die spanische Geschichte gibt einen guten Überblick; die Stoffauswahl ist wohlüberlegt und kaum etwas Wesentliches übergangen. Schwieriger war es, ein anschauliches Bild von der Entwicklung der Dichtung und der Künste zu entwerfen, doch hat auch hier die Verfasserin sich alle Mühe gegeben, den Leser zu befriedigen, und das ist ihr, soweit

Digitized by Google

obiges in engem Rahmen möglich ist, auch im ganzen gelungen. Sehr angenehme Beigaben sind die Bibliographien zu den einzelnen Kapiteln, ein guter Index, eine Reihe ausgezeichneter photographischer Wiedergaben sowie überhaupt die vortreffliche äußere Ausstattung.

Nur ein paar Einzelheiten sind mir aufgefallen. Die Karte von Spanien kann nicht genügen, da sie zu skizzenhaft ist. — Man vermißt die Erwähnung des Palmenwaldes von Elche. — Das Porträt der Frau Karls V., die m. W. keine Rolle gespielt hat, ist wenig am Platze, wenn es auch von Tizian herrührt. — Murillo hat freilich in der Schätzung der Kunsthistoriker sehr verloren, aber ein paar Zeilen scheinen mir für ihn doch allzu wenig zu sein. — Wie S. 93, Z. 11 *andaluz* in den Zusammenhang passen soll, ist mir nicht ersichtlich.

Jena. O. Schultz-Gora.

Friedrich Lang, M. Eminescu als Dichter und Denker. Cluj-Klausenburg, Minerva, Literarische und graphische Kunstanstalt, 1928. 183 S. 8°.

Alfred Klug, Mihai Eminescu, Märchen und Novellen. Aus dem Rumänischen übersetzt. Czernowitz-Cernăuţi, Druck und Verlag 'Eminescu', 1928. 153 S. 8°.

Mihai Eminescu (1849—1889) ist durch seine Gedichte und Novellen, die wiederholt (so recht gelungen durch M. W. Schroff 1923[2]) übersetzt worden sind, auch in Deutschland bekannt. In der Lyrik steht er unter den Dichtern seines Volkes an erster Stelle. Wie damals viele seiner Landsleute (Asaki, C. Negruzzi, Kogălniceanu, T. Maiorescu, um nur einige der berühmtesten zu nennen) war er der deutschen Sprache vollkommen mächtig und durch ein fünfjähriges, wenn auch unregelmäßiges Hochschulstudium in Wien und Berlin mit der deutschen Literatur und Philosophie gründlich vertraut. Lenau, der im Leben wie im Tode ihm ähnlich gewesen, hatte auf seine Dichtung starken Einfluß, auch Hölty, Leopardi, Lamartine, weniger wohl Byron. Von den Philosophen fesselten ihn besonders Kant, dessen 'Kritik der reinen Vernunft' er zu übersetzen begonnen, vor allem aber Schopenhauer, der sein Denken und Dichten nun völlig beherrschte. 'Der Kern des Lebens ist Egoismus', heißt es in der Novelle 'Cesara', und 'die Lüge ist sein Gewand'. Die indische Lehre vom Nirwana erschien bei seiner Unrast und Glücklosigkeit als Vollendung aller Sehnsucht. Naturanlage und Weltanschauung führten schließlich nach Jahren geistiger Überarbeitung mit unerbittlicher Folgerichtigkeit zum traurigen Ende, das sich schon in der Blüte seines Lebens vorbereitete. Sein 'literarisches Gepäck' ist nicht sehr umfangreich und konnte es nicht werden: von den vierzig Lebensjahren entfallen die letzten sechs auf das Sanatorium mit wenigen lichten Augenblicken, und auch die sieben vorausgehenden sind großenteils von aufreibender Berufsarbeit (Schul- und Bibliotheksdienst, dann Journalismus) ausgefüllt, die ihn auch physisch zermürbte. So wurde seine Weltanschauung leider vom Leben bestätigt, aber die wenigen Jahre dichterischen Schaffens brachten ihm unverwelkliche Lorbeeren, und nicht nur in seiner Heimat. Der schwermütige Dichter des Weltschmerzes aus der Moldau wird immer genannt werden müssen, wo seiner westlichen Brüder im Geiste, Lenau, Leopardi u. a., gedacht wird.

Die uns vorliegende Studie von F. Lang beschäftigt sich weniger mit der Biographie, die bis auf Einzelheiten schon feststeht, als mit Eminescus Lyrik und Weltanschauung nach ihrem Gehalt. Die Form der Dichtungen wird nicht in die Betrachtung einbezogen. Was die Lyrik be-

Digitized by Google

trifft, so nimmt die Natur da einen großen Raum ein und mehr als das: sie spielt in ihrer Beseelung die Rolle eines mitfühlenden, fast eines handelnden Wesens. So gibt sie nicht bloß den Rahmen oder das Symbol der Seelenzustände, sondern scheint einzugreifen in die Geschicke des Dichters. Wenn im rumänischen Volkslied — und Eminescu hat nicht nur solche in größerer Zahl gesammelt, sondern auch deren Stil glücklich nachgebildet — der Wald als 'jüngerer Bruder', d. h. ein dem Dichter verwandtes oder zum Schutze anvertrautes Wesen angeredet wird, so verstehen wir die Bedeutung der Natur und auch des Kosmos in des Dichters Lyrik. Die Naturphilosophie Schellings ist hier wohl auch nicht ohne Einfluß geblieben. L. hebt gewisse Arten von Pflanzen und Tieren hervor, denen eine besonders auffallende Beteiligung zugewiesen ist. So genießt die Linde einen gewissen Vorzug, wie bei deutschen Romantikern, aber auch kleine Wesen, wie Käfer, Ameisen und andere Insekten, werden wie mit menschlichem Verstand begabt vorgeführt, so im Hochzeitszug *Călins*, wo die Schilderung ins Märchenhafte übergeht. Märchenhaftes ist überhaupt — auch in den Novellen, wie wir unten sehen werden — oft anzutreffen, wo die Grenzen von Mensch und der übrigen belebten Schöpfung aufgehoben erscheinen. Auch die Teilnahme des Kosmos an seinem Gefühlsleben stimmt zur Romantik: Mondschein und Dämmerung, Waldesrauschen und Sternenlicht. Im 'Abendstern' (*Luceafĕrul*) verliebt sich dieser Stern wie ein Märchenprinz in ein Mädchen und wäre sogar bereit, seine Unsterblichkeit um dessen Besitz hinzugeben, wenn dieser Verzicht möglich wäre. So wird bei Eminescu die ganze belebte und unbelebte Natur, das All, eine Einheit, in deren Mittelpunkt der Mensch steht, was dem Pessimismus ja widerspricht, der das Nichts als Prinzip setzt.

Aber die Liebesdichtung bildet nicht eigentlich — wie L. meint — den größeren und wichtigsten Teil der Lyrik Eminescus; auch L.s Auffassung von des Dichters hoher Vorstellung vom Weibe kann ich mich nicht durchwegs anschließen. Wohl ist die Geliebte — wie jedem die besungene Schöne — ein höheres Wesen, ihm aber doch mehr Dämon als Göttin, der ihn beherrscht und ihn behext hat, freilich auch liebkost und beruhigt; aber die Treue fehlt, und die Sehnsucht wechselt mit dem leider oft vergeblichen Wunsche nach Lösung des Zaubers, die nicht leicht gelingt. Sinnlichkeit tritt weniger in Erscheinung, aber das kurze Liebesglück wird durch Zweifel, Unbeständigkeit und besonders durch Reflexion wieder zerstört. Anziehung und Abstoßung wechseln. In der Mutter (*O mamă!*) ist das Weib natürlich zur Heiligen erhöht, als Geliebte aber auch öfters mit schwersten Vorwürfen belastet (*Venere şi Madonă*) oder tief herabgesetzt (*Dalila*). Der Übergang vom Engel zum Dämon (*Înger şi demon*) oder die Verwandtschaft der Geliebten mit dem einen wie dem anderen ist im Gedicht 'Der Schutzengel' (*Înger de pază*) besonders deutlich. Es fehlt dem Dichter eben der Glaube an die Menschheit, an die Treue und an den Sinn des Lebens. So erfolgt bei E. der Schritt von Lenau zu Heine, der innigste Liebe mit bitteren Sarkasmen zu vereinen weiß. Die Liebe ist bei E. oft mehr Sehnsucht nach einer gleichgestimmten, verstehenden Seele als ein Schrei nach dem Weibe. Das unruhig schlagende, unter den Enttäuschungen des Lebens leidende Herz sucht Mitgefühl, das ihm aber oft nicht in erhoffter Innigkeit gewährt wird. Der feinnervige Dichter begegnet eben nur robusten Naturen; ein nervöser Mensch wird der Geliebten auch leicht zur Qual. Und so bilden die gedankenschweren Liebesgedichte mit den philosophischen eine gewisse Einheit, die nicht aufzulösen ist. Dieser Dichter ist ein Denker. Mit der Betrachtung der Lyrik, die ja zweifellos seine Höchstleistung darstellt, wäre also sein Werk nicht ausgeschöpft. Es enthält außer Sonetten noch Balladen, Visionen (*Egipetul, Strigoii*), Satiren, Gelegenheitsdichtungen und volksmäßige Poesie. Auch stark revolutionär

Digitized by Google

angehauchte Stücke (*Imperat şi proletar*) fehlen nicht, denn auch E. hat, wie so viele Politiker, den Weg von links zur Rechten zurückgelegt. Aber aus allen Dichtungen spricht dieselbe Weltanschauung der Hoffnungslosigkeit:

'Sei gut und groß oder befleckt von Lastern,
Der gleiche Staub, der Abgrund ist das Ende;
Vergessenheit ist dein und aller Los!'

Die großen Fragen, welche alle Philosophen beunruhigt haben und die keiner gelöst hat: nach dem Sinn des Lebens und Seins, nach der Existenz der Seele vor dem Eintritt in die Welt und nach dem Tode, beschäftigen unseren Dichter nicht weniger als das ewige Rätsel: Weib. Wo die Phantasie sich nicht in der Märchenwelt bewegt, arbeitet der forschende Geist rastlos mit solchen Gedanken, und da die Vernunft mit ihrer Kritik oft unfruchtbar bleibt, geschieht bisweilen der Schritt zur Geisterwelt, deren Bezirk ja nicht weit vom Märchenreich liegt, und der Dichter wird zum Okkultisten.

L. hat sich weiter in dem Buche mit E.s philosophischen Studien und den Quellen seiner Weltanschauung beschäftigt, die sehr zerstreut liegen und hier nicht ausgeschöpft werden konnten, wo es sich um das Gesamtbild handelt; er hat in lebhaftem Stil die Gedankengänge und die poetischen Mittel und Motive des Dichters dargestellt und so zweifellos sein Ziel erreicht, den rumänischen Lyriker uns näherzubringen und dessen Weltanschauung klarzumachen. Als Vermittler zwischen rumänischer und deutscher Geisteswelt verdient Lang, auch wenn man gelegentlich anderer Meinung ist, unseren uneingeschränkten Dank.

Auch Alfred Klug, Professor am deutschen Gymnasium zu Czernowitz, hat in starkem Maße darauf Anspruch. Seine deutsche Kulturarbeit, seine deutschen Lesebücher, Kritiken, Vorträge und sonstigen Bemühungen um die Hebung der Bildung verdienen auch in Deutschland bekannt und anerkannt zu werden. Die Besprechung seines obengenannten Buches gibt uns den willkommenen Anlaß, dieser Tätigkeit im Dienste der deutschen Minorität in der Bukowina (und bei seiner geschickten deutschen Übersetzung rumänischer Literaturwerke auch im Dienste des Staatsvolkes) gebührend zu gedenken. Es gibt kein besseres Mittel der Verständigung und gegenseitigen Achtung, als sich möglichst gut kennenzulernen. — Neben Creangă hat Joan Slavici den rumänischen Volkscharakter ausgezeichnet zu schildern gewußt, und Klugs Übertragung mehrerer Werke des letzteren sollten und könnten den Weg auch nach dem Westen finden, soweit urwüchsiges Bauerntum einer erotisch krankhaften Literatur noch Leser strittig zu machen vermag. Für diesmal wollen wir uns aber, im Zusammenhang mit Langs Eminescu-Studien, nur mit der deutschen Übersetzung einiger Märchen und Novellen dieses Dichters befassen, die A. Klug trefflich und sinngemäß wiedergibt. Vielleicht ist die Bezeichnung 'Novelle' nur beim ersten Stück *'Cesara'* am Platz, und auch da glauben die Leser sich zum Schluß im Märchenland zu befinden. Es ist die Geschichte der Liebe zwischen einer jungen Komtesse und einem nicht viel älteren Mönch, der zum Zweikampf und zur Flucht gezwungen wird; aber auch Cesara tritt in ein Kloster für Frauen, um den Frieden der Seele zu suchen. Eigenartig ist Einleitung und Schluß der Novelle: Dort tritt der Mönch — als Malermodell —, hier das Mädchen — beim Baden — unbekleidet und ahnungslos dem anderen entgegen, aber dieses paradiesische Kostüm wirkt in der entsprechenden Umgebung (Atelier bzw. einsame, fast tropische Insel) ganz natürlich und unauffällig. Ist nicht auch das 'märchenhaft'? — Ein echtes Märchen aber ist *'Der Tränenprinz'*. Hier fehlt auch die Hexe nicht, mit der dieser Prinz kämpft und dann ihr Schwiegersohn wird, nachdem er sie getötet und in abenteuerlichen Taten,

Digitized by Google

wie sie nur im Märchen möglich sind, seinem kaiserlichen Freunde die Tochter des wilden Jägers erwirbt. Das dritte Stück der Übersetzung: *'Am Namenstag'* fällt aus dieser Sammlung heraus. Es ist durchaus nicht ohne Reiz — Gymnasiastenliebe —, aber es bewegt sich zum Unterschied vom Vorausgegangenen und Nachfolgenden in bürgerlich-alltäglichen Verhältnissen. Das Bewußtwerden des Verliebtseins und die Unbeholfenheit bei der Erklärung — das Bäschen zählt erst 14 Lenze — ist anmutig geschildert, aber Personen und Umwelt sind eben modern. Echt Eminescu ist wieder das letzte Stück (Novelle oder Märchen?): *'Der arme Dionys'*. Wie bei manchen seiner Dichtungen und besonders in der Volksliteratur wird der Zusammenhang nicht recht klar, was das Geheimnisvolle der Schilderung nur erhöht. Die Erzählung beginnt schon mit eigentümlichen physikalischen und philosophischen Fragen, so daß der Verfasser selber seine Leser kopfschütteln zu sehen glaubt und beruhigen will. Er spielt mit dem Problem von Zeit und Raum und der Metempsychose. Die Phantasie des Dionys wird zum Traum, und er sieht einen Mönch Dan des 14. Jh.s, der eigentlich sein Doppelgänger oder sein eigenes Ich ist. Der Traum wird zum Leben und das Leben zum Wunder. Phantasie und philosophische Probleme, Träume und derbste Realistik, Halbschatten und Mondschein, echter Orient und wieder Romantik. Wer vermöchte den Inhalt dieser Novelle wiederzugeben! Rechnet man unabsichtliche Dunkelheiten als Jugendwerk ab, so bleibt noch immer genug Rätselhaftes, und wenn auch Dionys und sein Verfasser manchmal ein und dieselbe Person sind, so ist es doch wohl kein Meisterwerk. Bei einer Auswahl heißt es wählen! Aber es ist ohne Frage echter Eminescu, doch mehr in seiner Nebelhaftigkeit als in seiner Kraft.

K l u g besitzt außer guten Sprachkenntnissen (er hat einiges auch aus dem Französischen übertragen) auch besonderen Formensinn und die Gabe der Einfühlung in fremde Dichtung in bemerkenswertem Maße. Es ist sehr zu wünschen, daß er seinen Landsleuten noch öfters wertvolle rumänische Dichtungen übertrage. — Vielleicht wäre zum Schluß hier auch der Ort, auf schöne Übersetzungen deutscher Dichter ins Rumänische hinzuweisen, wie solche schon in ansehnlicher Zahl erschienen sind; aber es genügt, auf das sehr inhaltsreiche Buch von Dr. Karl Kurt K l e i n, Dozenten an der Universität Jassy (Heidelberg 1929, C. Winters Verlag): 'Rumänisch-deutsche Literaturbeziehungen' aufmerksam zu machen, das wir an anderer Stelle besprechen wollen, und wo die Jahrhunderte alten Einwirkungen nach hüben und die jüngeren von drüben in anregendster und gründlichster Weise dargelegt sind.

Frankfurt a. M. M. F r i e d w a g n e r.

Digitized by Google

Bibliographie.

Allgemeines.

Language. V, 3, Sept. 1929 [E. H. Sturtevant, Place Whither in Hittite and the use of proper nouns in the stem form. — F. R. Preveden, Etymological miscellanies. — H. Kurath, A bibliography of American pronunciation 1888—1928. — W. L. Graff, The word and the sentence]. — Suppl. 4, Sept. [R. G. Kent, Record of the linguistic institute. IInd session].

Speculum. IV, 4, Oct. 1929 [T. F. Tout, Literature and learning in the English civil service in the 14. century. — H. R. Bittermann, The organ in the early middle ages. — C. R. Morey, The covers of the Lorsch gospels. — J. H. Mozley, On the text of *Speculum stultorum*. — K. J. Conant, Mediaeval academy excavations at Cluny, IV].

Schule und Wissenschaft. IV, 1, Okt. 1929 [M. Kramer, Die Romantik und unsere Zeit. — R. Scherwatzki, Behandlung der Romantik im Religionsunterricht in Verbindung mit Deutsch und Geschichte. — S. Engelmann, Über die Behandlung der Romantik im deutschen Unterricht der UII. — O. Seeger, Einführung in die französische Romantik. — W. Gebert, Der Kampf um die Methodik des Geschichtsunterrichts]. — 3, Dez. [A. Mendt, Wirtschaft, Technik und Bildung. — H. Levy, Die Beziehungen von Wirtschaft und Technik. — R. Budde, Wirtschaft im Geschichtsunterricht und ihre methodische Behandlung. — R. Salewsky, Entwicklung und Probleme der englischen Industrie im neusprachlichen Unterricht. — P. Hartig, Neusprachliche Lesestoffe aus wirtschaftlichem und gesellschaftlichem Leben].

M. Wilkins Smith, Studies in the syntax of the Gathas of Zarathustra together with text, translation, and notes. (Language diss. of America. IV, Dec. 1929.) Philadelphia, Linguistic Society of America, 1929. 16 S.

A. Lombard, Europas och den vita rasens språk. Uppsala, Almqvist, 1926. 173 S.

F. Roeder, Die sächsischen Fenstergefäße der Völkerwanderungszeit. [Sonderabdruck aus dem Bericht der Römisch-germanischen Kommission 1928.] S. 149—187.

Sisebuto, König der Westgoten, Die Mondfinsternis. Toledo, 618 n. Chr. Aus dem Lateinischen von K. Weichberger. Mit Holzschnitt von Gerd Meyer. Bremen, Welle, 1929. 6 S. 2 M.

H. Waddell, Mediaeval Latin lyrics. London, Constable, 1929. 352 S. [In heller Begeisterung läßt Waddell ihren Übersetungen von Vagantenliedern jetzt solche von seßhafteren Kunstlyrikern folgen. Am meisten hat sie die Carmina burana ausgebeutet, in zweiter Linie aber auch Abelard, Alkuin, Boethius, V. Fortunatus und die Cambridge Songs. Man muß ihr gelten lassen, daß sich ihre ne. Übersetzungen warm und fließend lesen, so daß der Sinn für mittelalterliche Lateindichtung dadurch in weiten Schichten belebt und vertieft werden muß.]

E. Mackel, Die Kulturströmungen der letzten drei Jahrhunderte im Spiegel der französischen Kunst. Ein Lichtbildvortrag. Leipzig, E. Rohmkopf, 1929. 30 S. Geh. 1 M. [Vf. fordert neben einer vertieften Kenntnis der Sprache und des Schrifttums als wesentliche Faktoren für die Erkenntnis des Seelenlebens fremder Völker (Richtlinien) stärkere Betonung der bildenden Kunst. Daß auch diese ein treuer Spiegel der großen Kulturströmungen der Zeit ist, beweist er in einer knappen, aber klaren und gut disponierten Darstellung der drei großen Kulturepochen Ludwigs XIV., Friedrichs des Großen und der Französischen Revolution — eine empfehlenswerte Lektüre. Fritz Fiedler.]

Dom Louis Gougand, Modern research with special reference to Early Irish ecclesiastical history. Lectures delivered at University College, Dublin,

Digitized by Google

April 1929. Dublin, Hodges, 1929. 58 S. (Irland meldet sich zum Worte. Im frühen Mittelalter waren die irischen Klöster nicht bloß reich an Büchern und Gelehrten, sondern gewährten den von außen kommenden Schülern auch freien Lebensunterhalt. Neuaufnahme der Studien und der wissenschaftlichen Kritik im 19. Jh.; die Pioniere. Was man studieren soll: vor allem die Muttersprache und ihre Literatur, viel mehr als die lateinischen Texte. Übertriebene Spezialisierung eine Gefahr. Ungenauigkeiten von Froude in seiner irischen Geschichte. Vorteile von *autocriticism*. Dublins Studiengelegenheiten.]

Mélanges linguistiques dédiés au premier congrès des philologues slaves. [Travaux du cercle linguistique de Prague, 1.] Prague, Jednota Československých matematicu a fysiku, 1929. 244 S. [Deutsche Beiträge: N. Troubetzkoy, Zur allgemeinen Theorie der phonologischen Vokalsysteme. — F. Slotty, Wortart und Wortsinn.]

Roman Jakobson, Remarques sur l'évolution phonologiques du Russe comparée à celle des autres langues slaves. [Travaux du cercle linguistique de Prague, 2.] Prague, Jednota Československých matematicu a fisiku, 1929. 118 S.

D. J. Kaucher, Modern dramatic structure. (The University of Missouri studies III 4, Oct. 1928.) Columbia, University of Missouri. 183 S. [Das solide Stück alten Schlages, 'The well-made play' ist das von Scribe und dessen Schule; es verbürgt Erfolg auf der Bühne, während allerdings Stimmung, Charakter, Psychologie oft zu kurz kommen. Davon wichen ab 1. die Russen, besonders Tolstoi, 2. G. Hauptmann, 3. die Skandinavier, 4. Shaw, 5. O'Neill. — Dies wird im einzelnen durch eine Menge Beispiele erläutert. Eine Zusammenfassung auf S. 159 f. zeigt dann, daß die Abweichungen der Moderne von der Scribeschen Technik einen berechtigten Widerstand gegen Mechanik, Äußerlichkeit und Gedankenarmut entsprangen, ihre Vertreter aber häufig ins Formlose führte. Die am Schluß beigefügte Bibliographie über Dramen und dramatische Kritiker ist beachtenswert; Vf. hat offenbar viel gelesen und auch denkend gelesen.]

A. Fraenkel, Die Philosophie Benedetto Croces. Tübingen, J. C. B. Mohr (P. Siebeck), 1929. XII u. 233 S. 11 M.

V. Klemperer, Idealistische Literaturgeschichte. Grundsätzliche und anwendende Studien (Neuphilologische Handbibliothek für die westeuropäischen Kulturen und Sprachen, hg. v. M. Kuttner, Band 6/7). Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1929. 243 S.

Phonetik.

G. K. Zipf, Relative frequency as a determinant of phonetic change. (Harvard studies in classical philology XL, 1929.) 95 S.

E. Evertz, Beiträge zur Phonetik der südfranzösischen Plosiva. Bonner Diss. Bonn, Neuendorff, 1929. XXXV, 65 S.

Neuere Sprachen.

Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, hg. von P. Kluckhohn und E. Rothacker, 1929. VII, 2 [Fr. Gennrich, Zur Ursprungsfrage des Minnesangs. Ein literarhistorisch-musikwissenschaftlicher Beitrag. — L. Schrade, Die Darstellungen der Töne an den Kapitellen der Abteikirche zu Cluni. Ein Beitrag zum Symbolismus in mittelalterlicher Kunst. Mit 6 Abbildungen. — L. Wolff, Die Verschmelzung des Dargestellten mit der Gegenwartswirklichkeit im geistlichen Drama des deutschen Mittelalters. — G. Bebermeyer, Die deutsche Dicht- und Bildkunst im Spätmittelalter. Ein Durchblick auf ihre Wechselbeziehungen. — L. Olschki, Das literarische Vermächtnis des Mittelalters. Ein Vortrag. — H. Schrade, Frühchristliche und mittelalterliche Kunst. Ein Literaturbericht (II)].

Digitized by Google

Die neueren Sprachen, hg. von W. Küchler und Th. Zeiger. XXXVII, 3. April—Mai 1929 [E. Schön, Über das Verhältnis der Kulturkunde zum literarischen Kunstwerk. — O. Wahnschaffe, Grammatik, Logik und Sprache. — K. Lewent, *Avant-Guerre* 'vor dem Krieg'. — Th. Kalepky, 'Präsentativ'. — J. Schmidt, Zu Lerchs 'Konjunktiv des psychologischen Subjekts'. — G. Dost, Der neue dramatische Geist in England und das nationale Erziehungssystem. — E. Zahlten, Studienfahrt mit O I der Oberrealschule zu Harburg-Wilhelmsburg nach Nordengland und London im Juni 1928. — R. Schade, Bericht des Dauervorstandes des A. D. N. V. — R. Blume, Bericht des Neuphilologischen Vereins zu Bremen über das 32. Vereinsjahr 1927/28. — Nachruf für H. Prof. Dr. Gaertner. — Besprechungen]. — 4, Juni [W. Maier, Shaftesbury als Primalektüre. — E. Schiffer, Zu Paul Valérys Poetik. — E. Funke, Gelautete und gestaltete Sprache. — J. Bausenwein, Das Alkoholverbot in Amerika. — P. R. Sanftleben, Französische Lyrik im neuzeitlichen Unterricht. — E. Riedel, Die Privatlektüre im neusprachlichen Unterricht. — Ch. Sénéchal, Chronique des lettres françaises. — J. Gerhards, Ferienkurse. — Besprechungen]. — 5, Juli—August [H. Tausendfreund, Zum Konjunktiv im Französischen. — Th. Kalepky, Umschreibendes *voir*. — H. Schmidt-Lamberg, Die Sprachenfrage im Export-Handel. — Die erstere neuere Fremdsprache auf den Realanstalten: I. W. Müller, Warum Französisch und nicht Englisch als Anfangsfremdsprache an Realanstalten. — II. W. Azzalino, Französisch als zweite neuere Fremdsprache. — III. Th. Zeiger, Englisch als erste Fremdsprache. — K. Voretzsch, Friedrich Klincksieck †. — S. A. Nock, American Student Publications. — L. Meyn, Wechsel von *a* und *en* im Spanischen — Spanisch *todo*. — Besprechungen. — Zeitschriftenschau]. — Beiheft Nr. 16: Wilhelm Schulz, Die Sprachkunst André Gides. Marburg, Elwert, 1929. 76 S.

Literaturblatt f. germ. u. rom. Philol. L, 9—10, Sept.—Okt. 1929.

Mod. language notes. XLIV, 7, Nov. [R. H. Wagner, Wilson's Arte of rhetorique. — S. A. Tannenbaum, 'As you like it'. II. VII. 73. — C. Camden, Tamburlane: the choleric man. — H. Spencer, Shakespeare's use of Golding in 'Venus and Adonis'. — H. Smith, The Taine centennial. — N. L. Torrey, The date of 'Candide' and Voltaire's corrections. — H. Peyre, L'image du navire chez Baudelaire. — G. L. van Roosbroeck, Who wrote the 'Epitaphe de Cromwell'? — K. C. Hayens, Heine and Wieland. — R.-M. S. Heffner 'uf gakunpai' ('Luc.' III, 23). — R J. Meuner, Bycorne—Bygorne. — E. M. Grant, 'Car le géant est pris' 'Hernani', 1911. — J. Warshaw, Galdós's apprenticeship in the drama. — J. P. W. Crawford, Acuña's sonnet on Endymion]. — 8, Dec. 1929 [G. R. Havens, Voltaire's revision of the 'Désastre de Lisbonne'. — R. K. Root, The Manciple's prologue. — G. L. Frost, Chaucer's Man of Law at the Paris. — K. Malone, Some linguistic studies of 1928. — L. H. Loomis, The Round Table again. — O. Schmidt, O H. G. *'adeilo'* and *'giloubo'*. — J. C. Blankenagel, Kleist's Käthchen von Heilbronn. — H. M. Belden, Two Spenser notes. — H. Spencer, The Elizabethan to board. — D. C. Cabeen, Barrès and the 'Young' reviews. — J. F. Jackson, A note on Flaubert].

P. M. L. A., Suppl. to volume XLIII. Proceedings and list of members 1928. — XLIV, 3, Sept. 1929 [H. E. Allen, On the author of the *Ancren Riwle*. — R. E. Neil Dodge, The text of the *Gerusalemme liberata* in the versions of Carew and Fairfax. — M. Y. Hughes, Virgilian allegory and *The Fairy Queene*. — R. Tuve, The Red Crosse Knight and mediæval demon stories. — E. M. Albright, Spenser's cosmic philosophy and his religion. — D. Bush, Notes on Marlowe's *Hero and Leander*. — J. S. G. Bolton, The authentic text of *Titus Andronicus*. — G. E. Bentley, Records of players in the parish of St. Giles, Cripplegate. — B. M. Wagner, New allusions to *A game at chesse*. — F. L. Jones, *Look about you* and *The disguises*. — L. M. Ellison, Elizabethan drama and the works of Smollett. — S. L. Sumberg, The Nuremberg Schem-

Digitized by Google

bart Mss. — E. H. Zeydel, George Ticknor and Ludwig Tieck. — E. F. Hauch, The reviviscence of Georg Büchner. — W. A. Reichart, Gerhart Hauptmann's *Germanen und Römer*. — F. Wittmer, Rilkes *Cornet*]. — 4, Dec. [Ch. N. Gould, Dwarf-names: A study in Old Icelandic religion. — S. F. Damon, Marie de France: Psychologist of courtly love. — J. W. Rankin, Rime and reason. — N. H. Clement, Nature and the country in 16. and 17. century French poetry. — A. W. Upton, Allusions to James I. and his court in Marston's *Faun* and Beaumont's *Woman hater*. — J. T. Curtiss, Butler's *Sidrophel*. — W. Sh. Jack, Bauces *Cándamo* and the Calderonian Decadents. — H. S. Hughes, More Popeana: Items from an unpublished corrispondence. — R. P. Blond, IAD: A progeny of the *Dunciad*. — J. D. Lancey Ferguson, New light on the Burn-Dunlop estrangement. — N. P. Stallknecht, Wordsworth and pilosophy: suggestions concerning the source of the poet's doctrines and the nature of his mystical experience. — J. Harrington, Wordsworth's descriptive sketches and *The Prelude* Book VI. — J. Cornwell, The *Correspondance* of Honoré de Balzac: its significance and its unreliability. — H. Kurz, Daudet's atmospheric sensibility. — R. C. Harrison, Walt Whitman and Shakespeare].

Neuphilol. Mitteilungen. XXX, 6—8, Nov. 1929 [H. P. Dyggve, Chansons françaises du XIIIe siècle (Colart le Boutellier, Gaidifer, Wasteblé, etc.), I. — A. Långfors und S. Solente, Une pastourelle nouvellement découverte et son modèle. — A. Godart, L'enseignement secondaire en France. — B. E. Hildén, Bericht über die Neuphilologentage in Helsingfors 8.—10. Jan. 1929].

Modern philology. XXVII, 2, Nov. 1929 [H. Sager, 'Die Losgekaufte'. — G. O. Arlt, Lexicographical indexing of Folk-melodies. — R. Levy, Old French *Dene*. — L. Cons, *Nous deux lui*. — R. V. Merrill, Platonism in Petrarchs *Canzoniere*. — W. K. Chandler, The sources of the characters in *The shoemaker's holiday*. — J. C. Hodges, William Congreve in the government service. — J. A. Heß, Goethe's *Egmont* as a possible source of Hugo's *Hernani*. — Earl Leslie Griggs, S. T. Coleridge in Malta].

Studies in philol. XXVI, 4, Oct. 1929 [G. R. Coffmann, A plea for the study of the Corpus Christi Plays as drama. — E. S. Lindsey, The original music for Beaumont's play 'The knight of the burning pestle. — A. F. Potts, Wordsworth and William Fleetwood's 'Sermons'. — F. B. Snyder, Burns's last years. — J. M. Beatty, jr., Mr. Graydon's 'Defense of Criseyde. — E. M. Albright, On the dating of Spenser's 'Mutability' cantos. — W. K. Chandler, The topography of Dekker's 'The shoemaker's holiday'.]

The mod. language review. XXIV, 4, Oct. 1929 [C. T. Onious, Middle English 'Ord and ende'. — A. E. Parsons, The Trojan legend in England. II. — E. C. Batho, Sir Walter Scott and the sagas. — R. S. Loomis, Brou and other figures in the 'Estoire del Saint Graal'. — G. Hainsworth, Traces of d'Urfé and of Balzac in Molière].

Leuvensche Bijdragen. XXI, 1 [J. Geßler, Une source inconnue de Victor Hugo. — B. M. Woodbridge, Katharsis et les modernes. — J. Leenen, Albigenses-Beghini. — F. Baur, Thematologische Werken]. — 1—2 Bijblad [J. Mansion, Scandinavische Naamkunde].

Germ.-rom. Monatsschrift. XVII, 9—10, Sept.-Okt. [K. Bohnenberger, Grundsätzliches zu den deutschen Ortsnamen. — O. B. Briem, Germanische und russische Heldendichtung. — R. Majut, Aufriß und Probleme der modernen Bücherforschung. — O. Antscherl, Italienisch-europäische oder nationale Renaissance]. — 11—12, Nov.-Dez. 1929 [F. R. Schröder, Neuere Forschungen zur germanischen Altertumskunde und Religionsgeschichte III, nebst einer Abwehr gegen Neckel. — H. Schröder, Nord—Süd—Ost—West. — K. Nemetz-Fiedler, Österreichische Lyrik im Zeitalter des Barock und Rokoko. — E. von Jan, Wege zu Molière. — J. Ullrich, Zwölf Jahre Defoeforschung (1916—28)].

Neophilologus. XV, 1 [R. Wiarda, Taine—Stendhal—l'Abbé du Bos. — K. Sneyders de Vogel, De geschiedenis van Dido en Aeneas volgens de Cró-

Digitized by Google

nica general, I. — J. van Dam, Tristanprobleme, I. — H.-F. Rosenfeld, Zum Pleier. — J. Vriend, The immaculate conception of Mary and non-Catholic authors. — A. E. H. Swaen, Slechtvalk. — G. A. Nanta, Pope: *The rape of the lock* vs. 97, 98. — W. van Eeden, Bijdrage tot de overlevering van de *Hallfreðar saga*. — L. Schils, Commodien poète rythmique?].

Der Schlern. X, 11, Nov. 1929 [L. Santifaller, Bozener Schreibschriften seit 1500. — E. Baron Eyrl: Zum Siegelbestand des Bozener Museums (mit 2 Tafeln)]. — 12. Dez. [L. Steinberger, Bojen und Langtaufers].

Philol quarterly. VIII, 3, July 1929 [J. W. Ashton, The date of *John a Kent and John a Cumber*. — H. V. Canter, Excursus in Greek and Roman historians. — J. H. Nunemaker, The lapidary of Alfonso X. — D. MacMillan, Some burlesques with a purpose, 1830—1870. — P. P. Rogers, The peninsular war as a source of inspiration in the Spanish drama of 1808—14. — C. W. Lemmi, The symbolism of the classical episodes in the *Faerie Queene*. — A. E. Zucker, Ibsen's Bardach episode and *Hedda Gabler*. — M. B. Ruud, Chaucer studies, 1928].

M. Müller, Kursbuch für den neusprachlichen Lesestoff. Ein kritischer Führer durch die Schulausgaben. Leipzig, Rohmkopf, 1929. 327 S. Geb. 1 M. [Das 'Kursbuch' — warum nicht 'Führer'? — ist ein kritisches Verzeichnis der vorhandenen neusprachlichen, auch schwedischen, spanischen und italienischen Schulausgaben. Der Neuphilologe findet besonders geeignete Lektüre deutlich vermerkt. An kritischen Bemerkungen sähe man gern mehr. Das Buch ist mindestens jeder Lehrerbücherei zu empfehlen, nicht zum wenigsten wegen der Zusammenstellung der wissenschaftlichen Hilfsmittel. F. Fiedler.]

K. Fouquet, Jakob Ayrers 'Sidea'; Shakespeares 'Tempest' und das Märchen (Elsters Beitr. z. deutsch. Literaturwiss. 32). Marburg, Elwert, 1929. 112 S. [Ein bestimmter Typ des Medea-Märchens ist die Grundlage; als Beweis dafür wird eine Schrift von Peter Jensen zitiert: 'Babylonisch-palästinensische Ursprünge der griechischen Heldensage, gedruckt als MS, Marburg 1913. Fünf Hauptmotive werden daran hervorgehoben: Werbung, Aufgabe, magische Flucht, vergessene Braut, Lösung. Damit wurde in einer Mittelmeergegend als Vorstück verbunden das Motiv vom Zwist. Dies ergab die Sidea-Fabel. Zwei Ableger davon tauchen in Deutschland auf, als 'Sidea' und als 'Königssohn aus Engelland'; aus letzterem entsteht wieder eine Puppenkomödie 'Der Prinz als Narr'. Etwa zur gleichen Zeit schrieb Eslava seine spanische Novelle. Unabhängig von Eslava, außer betreffs Urverwandtschaft, entstand um 1645 Calderons Drama 'In diesem Leben ist alles Wahrheit und alles Lüge'. An Calderon lehnte sich Corneille mit seinem 'Héraclus'. Eine weitere Abzweigung von der Urfabel gelangte vor 1589 nach England; daraus entsprangen dort wenigstens vier Werke: das Drama 'Rare triumphs of Love and Fortune', Fords 'Parismus', Greenes 'Alphonsus' und Shakespeares 'Tempest'. Von letzterem zweigten wieder eine Menge Nachbildungen ab.]

Germanisch.

Revue germanique. XX, 4, Oct.-Déc. 1929 [G. Höst, Un exemple de tradition orale en Norvège].

A. Walde, Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen. Hg. u. bearb. von J. Pokorny. 1. Bd., 4. Lief., S. 467—642 kūdh—ĝhuer.

Nordisch.

H. Spehr, Der Ursprung der isländischen Schrift und ihre Weiterbildung bis zur Mitte des 13. Jh.s. Halle, Niemeyer, 1929. X, 178 S. 10 M.

Ágrip af Nóregs konunga sogum. Hg. v. F. Jónsson. (Altn. Saga-Bibl., hg. Jónsson, 18.) Halle, Niemeyer, 1929. XIX, 65. 4,50 M.

Digitized by Google

Deutsch.

Euphorion. XXX, 3. Quellenheft [Neue Quellen zur Geistesgeschichte des 17. bis 19. Jh.s, IV: W. Milch, Drei zeitgenössische Quellen zur Biographie Daniel von Czepkos. — K. Wolf, H. L. Wagners Verteidigung vor der Frankfurter Zensurbehörde. — E. Jenal, Das Vorbild von Hölderlins Idylle 'Kanton Schwyz'. — E. Berend, Die Eumeniden. — R. Hauser, Zur Geschichte der Wiener Zeitschrift 'Prometheus' (1808). — B. Lamey: H. O. Burger, Aus dem Kreise der schwäbischen Romantik. Unveröffentlichte Briefe von Justinus Kerner. — E. Glaser-Gerhard, Aus H. Hettners Nachlaß, III. — E. Metelmann, Zu C. F. Meyers 'Jürg Jenatsch'.]

A. Helbok, Die deutschen Weiler-Orte (Mtlg. d. österr. Inst. G. F., Erg.-Bd. XI, S. 129—139 und 2 Karten.) [Behaghel hatte die mit 'Weiler' gebildeten Ortsnamen in drei Klassen geteilt, entsprechend den drei Ausgangsformen villa, villare, Weiler: Die einen stammen von den ursprünglichen Gründern, den Römern; die zweiten von den späteren Herren, den Deutschen; die dritten von dem um diese herumwohnenden kleineren Volk, den Keltoromanen. Zustimmung und Bedenken sind darüber geäußert worden, indem Helbok das Material nachprüfte, kam er zu dem Ergebnis, daß die Weilerorte im allgemeinen der ersten Periode deutschen Landesausbaues angehören. Er bekennt sich zur Annahme, daß das Grundwort in merowingischer Zeit bereits allgemeines Eigentum der Volkssprache war. Die Ausbreitung des Grundwortes 'Weiler' kommt aus dem Westen; ihre Gründung vollzog sich zwischen dem 7. und 9. Jh. Ihre Urheber waren Deutsche. Helbok ist nicht blind gegen eine Reihe von Ausnahmen.]

V. Schirmunski, Die deutschen Kolonien in der Ukraine. Geschichte Mundarten, Volkslied, Volkskunde. Charkow, Zentral-Völker-Verlag, 1928 161 S.

G. Kisch, Siebenbürgen im Lichte der Sprache. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Karpathenländer. (Palaestra, 165.) Leipzig, Mayer & Müller, 1929. 296 S.

W. Wolf, Der Mond im deutschen Volksglauben. (Fehrles Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft, 2.) Bühl (Baden), Konkordia, 1929. 91 S. und Bilderanhang. 3 M.

U. Pretzel, Frühgeschichte des deutschen Reims (Teildruck). Göttinger Dissertation. Leipzig, Mayer & Müller, 1929. 66 S.

H. Sperl, Naturalismus und Idealismus in der ahd. Literatur, dargestellt am Hildebrands-, Ludwigs-, Gallus- und Georgslied. (Sarans Bausteine, XXIII.) Halle, Niemeyer, 1928. 202 S. [Rühmlich ist der Blick auf das deutsche Geistesleben in der Zeit der auf dem Titel genannten Dichtungen; Lebensgefühl, Grundstimmung, Wissenschaft, Staat, Wirtschaft, Recht, Religion, Kirche, Kunst — alle Richtungen kommen zur Sprache, und immer wird im Anschluß daran gefragt, wie sich die Dichter dazu verhalten haben. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Antworten fast nur allgemein ausfallen. Dafür sind auch die Dinge der Poetik bei jedem Denkmal berücksichtigt: Denkgehalt, Begebenheiten und Charaktere, Rhythmus, Situationen, Bilder und Lautmalerei, lokaler Hintergrund. Am ausführlichsten kommt das Hildebrandslied weg, und zwar in der Ausdeutung Sarans, der sich Sperl rückhaltlos anschließt. Im Hinblick auf diese Studie kann man wahrhaftig nicht sagen, daß unsere Germanistik geistlos und ohne Hinblick auf höhere Probleme arbeite, höchstens kann man die Unterscheidung Naturalismus und Idealismus etwas allgemein finden; die spezielleren Kategorien Heidentum, Christentum, Rittertum u. a. sind ihnen als Unterabteilungen eingegliedert. Hätte Sperl sie vorangestellt, so wäre er sicher zu noch greifbareren Ergebnissen gekommen.]

A. Lasch und C. Borchling, Mittel-Niederdeutsches Handwörterbuch. (Wörterbücher des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, II.) Ham-

Digitized by Google

burg, Wachholtz, 1928. a—attik. 128 Spalten. [Das erste Handwörterbuch, 1888, ist vergriffen; seit dessen Erscheinen und erst recht seit dem Schiller-Lübbenschen Wörterbuch ist sowohl die Veröffentlichung als die philologische Bearbeitung des Ndd. mächtig vorangegangen. Erstere zwang zu einer großen Vermehrung der aufzunehmenden Wörter, letztere veranlaßte die Ausmerzung zahlreicher Ausdrücke, die nur aus mittelfränkischen oder niederfränkischen Quellen belegbar sind. Nach zwei Seiten Zeichenerklärung, hauptsächlich phonetischer Art, beginnen sofort die Stichwörter, die sich sehr deutlich durch Fettdruck abheben. Die Neuausgabe ist höchst willkommen und verdientermaßen dem einstigen Hamburger Stadtbibliothekar Christoph Walther gewidmet.]

Hartmann von Aue, Gregorius. Hg. v. H. Paul. 6. Aufl. v. A. Leitzmann. (Pauls Altd. Textbibl., 2.) Halle, Niemeyer, 1929. XXVII, 103 S. 2,50 M.

Zwei altdeutsche Rittermären. Moriz von Craon. Peter von Staufenberg. Neu hg. v. E. Schröder. 4. Aufl. Berlin, Weidmann, 1929. XII, 93 S. 3,20 M.

Merswins Neun-Felsen-Buch (das sog. Autograph). Hg. v. Ph. Strauch. (Pauls altd. Textbibl., 27. Schriften a. d. Gottesfreund-Literatur, 3.) Halle, Niemeyer, 1929. XV, 167 S. 5 M.

Johannes von Saaz, Der Ackermann aus Böhmen. Hg. v. A. Bernt. Heidelberg, Winter, 1929. 53 S. (Als erster Band der Sammlung, 'Altdeutsches Schrifttum aus Böhmen,' hg. v. Gierach, erscheint hier von der 'Anstalt für sudetendeutsche Heimatforschung der 'Deutschen Wissenschaftlichen Gesellschaft in Reichenberg' ein handlicher Textabdruck des Hauptwerks, das im alten Böhmen in unserer Sprache entstand. Der Ackermann ist ein ergreifender Dialog über die Zwangsgewalt des Todes und den Schönheitswert des Lebens, worin sich, unteritalienisch im Anhauch, schon etwas Renaissancegeist fühlbar macht. Bernt hat bereits mit Burdach zusammen eine große Ausgabe samt Kommentar 1917 veröffentlicht; auch eine Übersetzung 1916 und eine Faksimileausgabe 1919. Er ist aber hiermit noch nicht zufrieden, und indem er Burdach nach allen Seiten Lob spendet, sucht er in religionsgeschichtlicher, biographischer und textkritischer Hinsicht neue Weisheit oder doch Präzisierung. Namentlich glaubt er, als Verfasser nicht den jungen Mönch Pflug von Rabenstein, der 1381 vom Prager Erzbischof zum Verbleiben im Kloster aufgefordert und 1384 in die Prager Kanzlei berufen wurde, als Dichter ansetzen zu müssen, sondern den Saazer Stadtschreiber Johannes de Tepla, der identisch sein soll mit dem 1386 Stadtschreiber Johannes de Sytbor. Es hat also mehrere Männer in jener kleinen Stadt gegeben, denen man eine solche Leistung zuschreiben möchte; als Schriftsteller scheint allerdings keiner von ihnen nachweisbar. Bernt verspricht eine ausführliche Darlegung seiner Funde in einem Buche, dem man gespannt entgegensehen darf.]

Georg Rollenhagens Spiel vom reichen Mann und armen Lazaro. 1590. Hg. v. J. Bolte. (Braunes Neudr. dtsch. Lit.-Werke des 16. u. 17. Jh.s, 270—273.) Halle, Niemeyer, 1929. XVI, 163 S. 4 M.

Hans Aßmann Freiherr v. Abschatz, Anemons und Adonis Blumen. Hg. v. G. Müller. (Braunes Neudr. dtsch. Lit.-Werke des 16. u. 17. Jh.s, 274—277.) Halle, Niemeyer, 1929. XC, 76 S. 4 M.

Martin Sommerfeld, Deutsche Barocklyrik. Nach Motiven ausgewählt und geordnet. (Literarhistorische Bibliothek, hg. von M. Sommerfeld, Bd. 1.) Berlin, Junker & Dünnhaupt, 1929. 189 S. 5,50 M.

R. Rask, Briefe an J. H. Halbertsma. Mit einem nordfriesischen Glossar von R. Rask. Bearb. von F. Braun. Jena, Frommann, 1927. 77 S. [Voran ist ein Brief von Rask abgedruckt, datiert Kopenhagen, 21. April 1830, worin es heißt: 'I am engaged, myself, in compiling another work on the Northfrisic, but being much occupied in heterogenious business, it will not be ready for the press so soon.' Das so angekündigte Werk ist jetzt mit einigen

Digitized by Google

Nachbesserungen in den Druck gebracht und tut hoffentlich gute Dienste bei der Neubelebung der altfries. Studien.]

W. Imhoof, Der 'Europamüde' in der deutschen Erzählungsliteratur. (Ermatingers Wege zur Dichtung, VIII.) Horgen-Zürich, Münster-Presse, 1930. 144 S.

E. Castle, Deutsch-österreichische Literaturgeschichte, ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen nach dem Tode von Nagl und Zeidler herausgegeben. Dritter (Schluß-)Band, 1848—1918, 5. u. 6. Abtlg. Wien, Fromme, 1929. S. 641—960. Jede Abt. 8,40 M. [Das große Kapitel: 'Herrschaft und Niedergang des deutschliberalen Großbürgertums 1866—1890' wird fortgesetzt Ob viele unter den zu behandelnden Schriftstellern mit der Bezeichnung liberal und großbürgerlich einverstanden gewesen wären, ist allerdings fraglich; aus der Überschrift ist jedenfalls die politische Einstellung des Verfassers sofort mit angenehmer Deutlichkeit zu ersehen. Das Burgtheater nimmt naturgemäß den breitesten Raum ein; Anzengruber hat mit Recht das Hauptt kapitel; aber alles andere, was in Wien dichtete, erzählte oder sang, namentlich die 'Schrammeln', ist ziemlich ausführlich berücksichtigt, während das Kapitelchen über die Alpenländer abfällt. Mit dieser quantitativen Vorherrschaft Wiens verbindet sich aber eine gewisse qualitative Bescheidenheit, die fast an Wehmut grenzt; so wird Anzengruber als der 'letzte Klassiker des Volksstücks' bezeichnet, was hoffentlich eine nicht zutreffende Befürchtung ist, da ja doch heute Kranewitter, Schönherr u. a. blühen. Und welch kleine Geister sind oft der Abbildung gewürdigt.]

Lewendiche Schtimme aus Pennsilveni. Schreiwes von Ch. R. Roberts, A. C. Wuchter un Ch. C. More. Rausgewwe un eingeleided vum H. Kloß. Stuttgart und Neuyork, B. Westermann, 1929. 153 S.

M. Bressem, Der metrische Aufbau des Faust II und seine innere Notwendigkeit. Berliner Dissertation. Berlin, Ebering, 1929. 55 S.

H. Bach, Jean Pauls *Hesperus*. (Palaestra, 166.) Leipzig, Mayer & Müller, 1929. 207 S.

H. Lechner, Tirols erster Kunstdramatiker Weißenbach im Rahmen der österreichischen Literaturentwicklung. (Tiroler Heimat, hg. v. Wopfner, I 2.) Innsbruck, Tyrolia, 1928. S. 101—142. [In Telfs, Oberinntal, wurde Weißenbach 1776 geboren, aus einer lange dort ansässigen Familie, bald aber durch seine medizinischen Studien nach Wien geführt, in dessen Theaterleben er mit seinen Hauptwerken wurzelt; mannigfacher Aufenthalt im Süden, zu dem er besonders als Militärarzt veranlaßt wurde, und schließlicher Rückzug nach Salzburg gegen Ende seines Lebens, wo er 1821 auch starb, haben an seiner literarischen Zugehörigkeit nichts Wesentliches geändert. Er gehört mehr in eine Geschichte des Burgtheaters als in eine Geschichte der tirolischen Literatur. Aus der spanischen Dramenschule, die dort als große Vorstufe für Grillparzer in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts sich auftat, entsprang das erste seiner sechs Stücke, die 'Barmeciden', aufgeführt im Burgtheater 1799, gedruckt in Wien 1801. Den stofflichen Quellen und den künstlerischen Vorbildern hat Lechner genau und glücklich nachgespürt, zugleich das Werk als Ganzes charakterisiert und innerhalb der Schillerschule an seinem historischen Platz eingereiht. Die Hauptleistung Weißenbachs war dann die Tragödie 'Der Brautkranz' 1810, im Hinblick auf Shakespeares 'Romeo und Julia' hauptsächlich verfaßt, aber auch mit mancherlei anderen Motiven ausgeführt und dann häufig gespielt. Mit dem 'Brautkranz' steht oder fällt der Name Weißenbachs; ein Neudruck wäre wohl am Platze. Seine übrigen vier Dramen konnte Lechner rascher erledigen; sie haben weder in Wien noch in Tirol viel Eindruck gemacht. Dagegen erwies sich sein Verhältnis zu Grillparzer als interessant; die beiden Burgtheaterdichter standen gut, bis Weißenbach die 'Ahnfrau' einer Rezension unterzog, über die Grill-

Digitized by Google

parzer nicht hinwegkam; gern würde man diese Rezension lesen. Mit dieser Arbeit Lechners setzt eine methodisch ausgebildete Erforschung der neueren tirolischen Dichter ein, die es den Literarhistorikern erleichtern wird, diese literarisch nicht unwichtige Provinz mit zu berücksichtigen.]

H. Reinhardt, Mörike und sein Roman 'Maler Nolten'. (Ermatingers 'Wege zur Dichtung', Bd. IX.) Horgen-Zürich, Münster-Presse, 1930. 123 S.

Léon Mis, Les œuvres dramatiques d'Otto Ludwig première partie (1840—52.) Paris, J. Gamber, 1929. 437 S.

O. Eberle, Bruderklausenspiel, Luzern, Räber, 1929. 76 S.

Christine v. Thaler, Fantásia: das Lebensbuch der ersten deutschen Journalistin. Bearb. v. R. Schade. Berlin, Gesellschaft deutscher Literaturfreunde (Robert Alter), 1929. 320 S. [Christa del Negro, wie man in ihren ersten Wiener Jahren sie nannte, bevor sie Karl von Thaler, den ausgezeichneten Leitartikler der Neuen Freien Presse, eroberte, schrieb damals eine Reihe Romane für Wiener Magazine, von denen der eine oder andere auch selbständig erschienen, und kam dadurch in die literarischen Kreise. Geboren in München als schlichtes Fräulein Greiner, begleitete sie ihren Stiefvater del Negro durch die Mittelmeerländer bis ins ferne Ägypten und besaß daher für die Leute der Donaustadt einen geistigen Reiz, der sich durch den ihrer großen fragenden Augen und ihrer zarten, oft nachgebildeten Hände noch erhöhte. In ihren Erinnerungen wird jetzt das halbe Wien der Makartzeit wieder lebendig und auch ein gut Teil Rom unter Papst Pius IX., wo sie vorher geweilt hatte. Berühmte Maler wie Makart und Lenbach sowie der Bildhauer Tilgner waren um sie wie um ein vornehmes Modellchen beschäftigt, und zwischendurch gewährte ihr der Papst eine hocherbauliche Audienz. Dann huldigten ihr die Schriftsteller Wiens, voran der immer pathetische Weilen, aber auch die feine Marie v. Ebner-Eschenbach, und daß Karl v. Thaler unter ihrer Anregung seine 'Lieder eines Mormonen' dichtete, wäre eigentlich noch zu erwähnen gewesen. Mit andeutender Kürze hebt sie realistische Züge hervor, so daß die Personen unter ihrer Feder lebendig werden und das Ganze ein romanhaftes Interesse gewinnt. Überall merkt man, daß sie eigentlich noch viel mehr zu sagen wüßte, aber mit einem leisen Augenaufschlag geht sie vorüber und läßt vieles erraten. Was sie bietet, ist nicht bloß Geschichte, sondern eine eigenartige Probe schöner Literatur aus der Memoirengattung, wie sie sonst mehr von Franzosen gepflegt wird. Rudolf Schade hat sich durch die Herausgabe ein Verdienst erworben.]

H. Kindermann, Das literarische Antlitz der Gegenwart. Halle, Niemeyer, 1930. 104 S. 3,80 M.

Englisch.

Annual bibliography of English language and literature. Vol. IX. 1928 ed. for the Modern Humanities Research Association by E. Seaton and M. S. Serjeantson. Cambridge, Bowes, 1929. 228 S. 6/6. [Pünktlich ist die von Miß Paues begründete Bibliographie für 1928 wieder erschienen, diesmal 3980 Nummern stark. Im englischen Stabe hat es nicht an Veränderung gefehlt, aber die Anlage des Bandes ist dabei nicht nennenswert geändert worden. Wichtig dagegen ist es, daß für viele nichtbritische Länder eigene Referenten aufgestellt wurden: für die Vereinigten Staaten, Irland, Czechei, Frankreich, Holland, Italien, Deutschland (hierfür Dr. Egon Mühlbach, Leipzig), Schweden, Dänemark, Finnland, Norwegen; von diesen ist der amerikanische Referent bereits als ein ständiger markiert, der regelmäßig mehr als die Hälfte der Beiträge liefere. Da wir auf diese Weise den Namen des deutschen Referenten erfahren, sei hiermit die Bitte an ihn gerichtet, unseren wissenschaftlichen Zeitschriften ein recht offenes Auge zuzuwenden; so fehlt in der Liste der Abkürzungen die 'Anglia' ganz und die Quellen und Forschungen sind wie eine regelmäßig weiterlaufende Veröffentlichung behan-

Digitized by Google

delt, während die Liste von den Heidelberger anglistischen Forschungen, von der Leipziger 'Englischen Bibliothek' und von der Palaestra schweigt. Auch wäre aus den vorweg angeführten Zeitschriften unseres Landes doch manche Abhandlung und wichtige Rezension zu erwähnen; wenn der amerikanische Referent so fleißig ist, darf es wohl auch der deutsche sein.]

Englische Studien. LXIV, 1. [E. Fischer, Ae. éa im Südostmittelenglischen und die Heimat des südlichen Octavian. — W. L. MacDonald, The earliest English essayists. — Th. Siebert, Wahrheit und Wahrhaftigkeit bei Milton. — P. K. Das, James Thomson's appreciation of mountain scenery].

English studies. XI, 4, August 1929. [L. P. H. Eijkman, The Dutch vowels followed or not by a trill. — A. C. E. Vechtman-Veth, A guide to English studies. Suggestions for the studies of Milton and Dryden]. — 6, Dec. 1929 [B. A. P. van Dam, Alleyn's player's part of Greene's *Orlando Furioso* and the text of the Q of 1594 (concluded).]

The review of English studies. IV, 21, Jan. 1930. [H. C. Wyld, Lazamon as an English poet. — F. E. Budd, Rouillet's *Philanira* and Whetstone's *Promos and Cassandra*. — P. L. Carver, The sources of Macaulay's *Essay on Milton*. — Earl Leslie Griggs, Coleridge and the Wedgwood annuity.]

G. L. Frary, Studies in the syntax of the Old English passive with special reference to the use of *wesan* and *weorðan*. (Language Diss. V, Sept. 1929.) 79 S.

Byrhtferth's Manual (a. D. 1011) now ed. for the first time from Ms. Ashmole 328 in the Bodlean library with an introduction, translation, sources, vocabulary, glossary of technical terms, appendices and 17 plates by S. J. Crawford. Vol. I: Text, translation, sources and appendices. (E. E. T. S. 177.) London, Milford, University Press, 1929. 250 S. 42 s.

The Middle English *Lai le freine*. Edited with a study of the date and dialect of the poem and its analogues by Margaret Wattie. (Smith college studies in mod. lang. X, 3, Apr. 1929.) Northampton, Mass., Smith College. 27 S. [Sorgsame Neuausgabe. Die sprachliche Einleitung verlegt das Gedicht in die Nähe von London, wozu die ritterliche Feinheit des Inhalts wohl paßt, und in den Anfang des 14. Jh.s.

H. J. van der Meer, Main facts concerning the syntax of Mandeville's travels. Utrecht, Kemink, 1929. 176 S. [Aus der Schule Swaens hervorgegangen, schließt sich die Arbeit hauptsächlich an Mätzners Syntax an und beschreibt die Behandlung der Wortformen, wozu am Schluß ein kurzer Paragraph über Wortstellung sich fügt. Mit Recht bevorzugt der Verfasser ein Prosadenkmal, um daran zunächst normale Rede in ruhiger Stimmung zu studieren. Daß das Denkmal eine Übersetzung ist, scheint nichts zu schaden. Im einzelnen sei hervorgehoben, daß das Gerundivum auf *-ing* bereits klar ausgebildet ist. Allerdings sind Belege nur nach Präpositionen und in spärlicher Anzahl verzeichnet, z. B. in purchacynge his sustynance § 87, after goynge be see and be londe § 100, in schavynge ure berdes § 101. Es mag auffallen, daß diese Belege aus verschiedenen Paragraphen zusammengelesen sind; Gerundium und Verbalsubstantiv sind eben in der Darstellung nicht geschieden, und die meisten der dabei angeführten Fälle sind sogar Partizipien. Mit einiger Vorsicht kann sich der syntaktische Forscher durch Meers nützliche Zusammenstellung viel Lektüre sparen.]

Die Erzählung des Haushälters aus den Canterbury-Geschichten G. Chaucers. Hg. v. G. Plessow. (Trübners Philol. Bibl., XII.) Berlin, de Gruyter, 1929. IX, 169 S. [Möglichst tief einbohren soll sich der junge Anglist in die Sprache und Erzählungsweise des me. Klassikers: das ist die Absicht des Hg.s, und von diesem Standpunkt aus ist sein Vorgehen zu würdigen. Zuerst führt er seine Leser an die Hss. heran, gibt zwei derselben möglichst genau wieder und erläutert die Verhältnisse in den Schreibschulen. Gewiß hat es viel Gutes, wenn schon der Anfänger den Schreibern mißtrauen und den wenig gefestigten Zustand des damaligen Englisch durchschauen lernt;

Digitized by Google

aber ein vergleichendes Studium der Buchstabenformen geht etwas weit und führt schwerlich in das Innere von Chaucers Geist hinein. — Dann wird seine Aussprache durch phonetische Transkription markiert, ein kühnes Unternehmen, das manche Bedenken hervorrufen muß. Gleich in der ersten Zeile z. B. wird die Pluralendung *es* mit dem Vokal *ə* bezeichnet, während sie bei Chaucer bekanntlich auf *i* reimt. — *vices*: *nice is*. Dann wird *slou* pt. 'schlug' mit gleichem Diphthong bezeichnet wie *crowe* und *boice* 'Bogen' und *wrouȝt*. Auch bei germ. *ā* > *ǣ*, *ē*, bei der Angabe der Tonvokale in *coud* und *nevre* als lang, bei der Unterscheidung von offenem und geschlossenem *ē* bleibt man hängen. Auf löblichem Wege ist hier Verf. wohl abermals zu weit gegangen. — Viel Mühe hat er sich mit der Aufklärung des Quellenverhältnisses gegeben. Als Vorlage Chaucers läßt er nur Ovids Met. II gelten und weist die Herkunft von Nebenmotiven aus Asien ab, weil Chaucer keine asiatischen Sprachen gekannt habe. Auch bringt er seinen Erzähler in engen Zusammenhang mit rhetorischen Schriften seiner Zeit, als wäre der Schüler des Boccaz in die Schule der Quintilianer gegangen; ob er nicht eher in die der fabliaux-Erzähler ging? Wenn er eine Menge *amplitudo* in lebhaftesten Gesprächston behufs Ausschmückung und Retardierung seiner Fabel hereinholte, lag dies wohl mehr in der Tradition der Spielleute als der Lateinmagister. — Wie aus einer Ankündigung des Verlages hervorgeht, soll nach dem Muster dieses Bändchens eine Reihe älterer und auch etwas jüngerer Texte herausgegeben werden; man darf begierig sein, wie sich die Verf. der nicht ganz leichten Aufgabe entledigen werden.]

O. Jespersen, Monosyllabism in English. Biennial lecture on English philology. British Academy, 1928. London, Milford, 1928. 30 S.

K. Meyer, Francis Bacon. Zum Gedächtnis an sein Hinscheiden am 9. April 1626 (Vortrag, gehalten in der 'Dresdener Gesellschaft für neuere Philologie.) Sonderabdruck a. d. Wissenschaftlichen Beilage des Dresdener Anzeigers vom 31. Jan., 7. u. 14. Febr. 1928. 32 S. — Francis Bacon und sein Werk. Sonderabdruck a. d. Wissenschaftl. Beilage d. A. vom 14., 21. u. 28. Mai 1929. 39 S.

Shakespeares Sonette, ins Deutsche übertragen u. hg. v. Karl Hauer. Graz, Moser, 1929. 91 S. 3,60 M. [Die Einleitung empfiehlt uns, die Sonette nur mit Vorsicht und Zurückhaltung als Zeugnis von Shakespeares Leben zu verwerten. 'Im großen und ganzen sind sie, von einigen weniger gelungenen Ausnahmen abgesehen, ein glänzender Versuch, mit den erfolgreichen Sonettendichtern seiner Zeit in die Schranken zu treten.' Damit stimmt nicht ganz die Anordnung, in der uns die Sonette vorgeführt werden; sie erscheinen nämlich in Gruppen, die eine gewisse Gleichzeitigkeit voraussetzen und eine gewisse dramatische Entwicklung atmen. Aus Mangel eines Registers ist es schwer, die einzelnen Sonette nach der in den gewöhnlichen Ausgaben befolgten Numerierung herauszufinden. Gutes Deutsch ist zur Übersetzung verwendet, glänzendes hätte die hohe Kunst der Originale verlangt; realistisches wäre vielleicht einer biographischen Ausdeutung zu nahe gekommen; zwischen diesen Grenzen bewegt sich die Technik des Übersetzers und beweist hiermit aufs neue, wie unübersetzbar im höheren Sinne diese Sonette sind.]

Léon Mis, Les *Études sur Shakespeare* d'Otto Ludwig, exposées dans un ordre méthodique et précédées d'une introduction littéraire. Paris, Gamber, 1929. 180 S.

G. F. Bradby, Short studies in Shakespeare. London, Murrey, 1929. VIII, 129 S. [Der Artikel über Hamlet, der größte der sieben hier vereinigten, erschien bereits früher in selbständiger Form und hat der Logik des Verfassers Achtung verschafft. Voran steht jetzt eine Studie über die Sonette mit einer Warnung, nicht zuviel biographische Folgerungen herauszupressen, doch ist 'a genuine kernel of strong and rather emotional friendship' anerkannt, obwohl 'heightened for the purposes of art'. Gemälde, nicht Photographie. Gegensatz zwischen dem Lebenslos Shakespeares und des Grafen

Digitized by Google

Southampton, daneben andere Empfindungen, die man nicht immer klarlegen kann, manchmal etwas 'wild', 'stolz' auf Leistungen und Beziehungen, merkwürdig unbewußt seines dramatischen Genies. — Von Richard II. wird gesagt, er sei 'fallen power, not fallen greatness'; durch poetische Sprache zwingt uns Shakespeare, ihn als pathetische Figur zu fassen, trotz seiner Schwäche, Selbstsucht und Selbsttäuschung. — Falstaff wird am Schluß zu heftig fallen gelassen: 'the dramatist has nodded'. — Heinrich V. verrät hinter seiner blendenden Eroberungsherrlichkeit 'a real, and rather ugly, hardness of heart'. — Der melancholische Jacques ist 'only a fool'. — Über Macbeth wäre wohl noch Tieferes zu sagen. Verf. übt eine Art intuitiver Kritik, nicht eigentlich induktive Forschung. Sein Scharfsinn dürfte an Shakespeare mit der Zeit noch mehr Rätsel entdecken.]

L. Mathy, Der wahre William Shakespeare. Frankfurt a. M., Franzmathes, 1929. 48 S.

W. W. Greg, Review of Tannenbaum's Shakespeare forgeries, 1928. (Review of English studies, V, 19.) 15 S. [Tannenbaums scharfe Kritik der englischen Paläographen wird zurückgewiesen. Greg meint vorsichtig 'There is nothing necessarily suspicious in any of the graphic details adduced by Tannenbaum' und ist geneigt, alle die angezweifelten Papiere für echt zu halten.]

S. A. Tannenbaum, Shakspere and 'Sir Thomas Moore'. New York, The Tenny Press, 1929. 64 S. [Antwort auf Gregs Rezension unter besonderer Berufung auf die bibliolitische Methode. Shakspere habe mit dem Stück 'Sir Thomas Moore' nichts zu tun gehabt, wohl aber Kyd, Tom Heywood und Massinger.]

Max Förster, The river-name 'Tweed'. (Scottish Gaelic studies, III, p. 1—9.) London, Milford, 1929.

O. Funke, Zum Weltsprachenproblem in England im 17. Jh.: G. Dalgarno's 'Ars signorum' 1661 und J. Wilkins' 'Essay towards a real character and a philosophical language' 1668. (Angl. Forsch., hg. Hoops, 69.) Heidelberg, Winter, 1929. [Bacon ging voran und entwarf bereits in 'Advancement of learning' 1605 den Plan einer Universalsprache. Descartes hielt es 1629 für notwendig, den Wortschatz nach einem Kategorialsystem der Begriffe zu gruppieren. Praktische Versuche dieser Art wurden dann in Spanien, Frankfurt, Wien begonnen, was auf Leibniz wirkte, der sich zeitlebens mit dem Problem einer philosophischen Sprache trug. In England machte Urquhart im 'Ekskybalan ron' 1652 und im 'Logopandecteision' 1653 die Forderung, die Bacon nur nebenbei erhoben hatte, zum Gegenstande selbständiger Schriften; aus seiner zweiten Veröffentlichung druckt Funke das Wesentliche ab. Bischof Ward, Mitglied der Royal Society und Verfasser einer Schrift über Universitätserziehung 1654, besprach dann diese Anregungen mit Dalgarno, aus dessen Buch Wilkins mehr schöpfte als er andeutete. Sowohl Dalgarno als Wilkins — letzterer in noch höherem Grade — boten direkt einiges Material für die englische Lautgeschichte; noch wichtiger wurden sie durch ihre Einwirkung auf die Orthoepisten Wallis und Cooper. Proben ihrer Schrift hat Funke zum Teil in Faksimile mitgeteilt, was dem Leser auch ein eigenes Urteil über die Gründe erlaubt, die eine praktische Verwertung dieser gelehrten Spielereien verhinderte. Von diesen Leuten des 17. Jh.s geht eine direkte Linie herunter zu M. Bell's 'Visible speech', neugedruckt durch Sweet.]

St. A. Leonard, The doctrine of correctness in English usage. 1700—1800. (University of Wisconsin studies in language and literature, 25.) Madison, 1929. 361 S. [Geschichte der Irrtümer betreffs Sprache als Begriff und im Gebrauch. Selten erhob sich ein Einsichtiger, wie z. B. Priestley. Herrschaft der lateinischen Grammatik. Langsame Erkenntnis, daß sich die lebendige Sprache nicht tyrannisieren läßt, sondern dem Gesetze folgt usus tyrannus. Lesenswerte, sorgsame Studie zur Vorgeschichte der Anglistik.]

Digitized by Google

J. Heinrich, Die Frauenfrage bei Steele und Addison. Eine Untersuchung zur englischen Literatur- und Kulturgeschichte im 17./18. Jh. (Teildruck.) Berliner Diss. Leipzig, Mayer & Müller, 1929. 50 S.

L. Hotson, Shelley's lost letters to Harriet. (Atlantic Monthly, Jan. 1930.) New York, Atlantic Monthly Company. S. 122—133. [Als die Familie Westbrook gegen Shelley Prozeß führte, wurden neun Briefe von Shelley an seine erste Frau Harriet und einer an deren Schwester Eliza in Abschriften zu den Akten gegeben; diese hat jetzt Hotson, bekannt durch seine Entdeckung und Schrift 'Marlowe's death', im Londoner Chancery-Amt gefunden. Die drei ersten teilt er hier mit; es ergibt sich daraus, daß Shelley im September 1814 allen Ernstes glaubte, Harriet könne wie eine Schwester und Mary als Gattin neben ihm leben, sowie daß Harriet von ihrer beträchtlich älteren Schwester Eliza völlig beherrscht wurde.]

H. G. Wells, The king who was a king. (Tauchnitz ed. 4908.) Leipzig, Tauchnitz, 1929. 264 S. 1,80 M. [Ein Zukunftsroman, dargestellt in Form eines Films, der lebendig beschrieben wird. Wenn die Vereinigten Staaten eines Tages für ihre gesamte Eisenproduktion ein neuentdecktes Hilfsmaterial brauchen werden, das in ihrem Lande nicht vorkommt, werden sie sich dann durch den Kellogg-Pakt hindern lassen, es sich mit Waffengewalt zu holen? Krieg zwischen ihnen und England ist nur dann ausgeschlossen, wenn sich die beiden Reiche amalgamieren; aber sollen sie dann wirklich ihre geliebten Flaggen aufgeben, ihre Geschichte auslöschen, auf ihre nationale Selbständigkeit verzichten? Werfen sie sich doch gegenseitig Arroganz vor! Der echte, wirklich regierende König wird auf dem Festlande Europas auftauchen, aber er wird sich nicht selbst anbieten oder gar aufdrängen, bitten und zwingen wird er sich lassen, denn er weiß, wieviel Lebensgefahr er mit der Herrschaft übernimmt. Solche Möglichkeitsbilder weiß Wells wie gewöhnlich uns vorzuzaubern, in erziehlicher Absicht, die sich diesmal merkwürdig mit den Denkergebnissen von Shaws 'Amerikanischem Kaiser' deckt. Einzelheiten zu weissagen oder ihnen irgendwelche Bedeutung beizulegen hat er natürlich selber keine Lust; auf solch plastisches Füllsel ist daher auch hier nicht näher einzugehen.]

G. K. Chesterton, Generally speaking. (Tauchnitz ed. 4909.) Leipzig, Tauchnitz, 1929. 271 S. 1,80 M. [Essays über die verschiedensten Kulturprobleme der Gegenwart, sprühend von Witz und Laune. 'The Englishman abroad' hat die unangenehme Gepflogenheit, sich gleich sehr stark 'at home' zu fühlen und demgemäß sich zu benehmen. 'Poland' hat dem Verf. bei seinem Besuch einigen polnischen Wind in das Gesicht gepustet, der ihm gesund zu denken gab. 'Europe and Asia' tauschen seltsame Dinge: vom Westen ist die bürgerliche Philisterkleidung nach dem Osten gewandert; aus dem Osten aber kommt 'despair' usw. Man glaubt sich in die Sphäre von Charles Lamb zurückversetzt, nur mit kürzeren Sätzen und weiteren Ausblicken. Eingehender sei hier über einige literarische Essays berichtet. Unter der Überschrift 'Carols' verbreitet sich Chesterton über mittelalterliche Lieder sowie Dichtung überhaupt; was aus jener Zeit herüberklingt, habe doch eine merkwürdige Größe und Durchdringlichkeit, wie eine ganz laute Glocke aus der Ferne. Shakespeare habe sicherlich unter dem berühmten Staatsminister Cecil und dessen geistiger Tyrannei gelitten; einschlägige Verse aus den Sonetten und aus Hamlet klingen völlig autobiographisch; Bacon dagegen, der heftige Ankläger von Essex, habe sich zum Diener Cecils erniedrigt. Dabei fallen einige Tröpfchen Kritik auf die Baconianer ab. Besondere Aufmerksamkeit ist dem letzten, unvollendet gelassenen Roman von Dickens gewidmet. 'The mystery of Edwin Drood' habe das Geheimnis eher am Anfang als am Ende. Gerechtigkeit wird für Byron gefordert; daß er grundlos als Melancholiker posiert habe, widerspreche doch der Annahme, er sei ein ungewöhnlich lasterhafter Mensch gewesen, denn frühere Laster hätten doch spätere Melancholie

Digitized by Google

begründet. Diese Essays sind gewöhnlich nur 5—10 Seiten lang, ihr Stil fließt aus einer Überraschung in die andere, ihr Eindruck ist ebenso denkhaft wie unterhaltend.]

Tauchnitz edition. Collection of British and American authors. Leipzig, Tauchnitz, 1929.

Vol. 4908: H. G. Wells, The king who was a king.
„ 4909: G. K. Chesterton, Generally speaking.
„ 4910: Mrs. Belloc Lowndes, Duchess Laura.
„ 4911: Mrs. Belloc Lowndes, One of those ways.

H. T. Price, Volkswirtschaftliches Wörterbuch. 2. Teil: Deutsch-Englisch. Berlin, Springer, 1929. X, 676 S. 32 M. [Das Buch, dreimal so umfänglich als der Englisch-Deutsche Teil, füllt eine empfindliche Lücke. Technik, Soziologie, Wirtschaft, Naturkunde, Politik haben sich in den letzten Jahrzehnten so mächtig entwickelt, daß sie ein eignes Wörterbuch fordern; man möchte sagen, ein Geschäftswörterbuch; das Deutsche hat sich dabei anscheinend noch viel mehr erweitert als das Englische; 'If as a philologist,' schreibt Verf. in dem aus Oxford datierten Vorwort, 'I have rejoiced at the sight of a language that could so robustly wax fat and kick, as a lexicographer, I have often sighed'. Die beiden längsten Abschnitte in diesem Bande gelten bezeichnenderweise den Wörtern 'Arbeit' und 'Steuer'. Die Jurisprudenz hat noch mehr Ausdrücke geliefert als die Verwaltungstechnik. Die Engländer haben das Wort *dumping* erfunden. Bei uns aber hat es eine Menge Zusammensetzungen erzeugt oder Ersatzwörter gefunden. Ehrlich hat Verf. nach Vollständigkeit gestrebt; dem englischen Volkswirt, Gelehrten, Staatsmann, Rechtsanwalt will er zum Verständnis deutscher Bücher verhelfen. Eine flüchtige Schau über die Begriffswörter erweist dies bei dem Versagen der gewöhnlichen Wörterbücher als sehr notwendig. Man vergleiche nur die Artikel über Industrie, Kataster, kollektiv, Kredit, Lohn, Markt, Produktion, See, Staat, Wert mit ihrem Anhang von Ableitungen, und man wird begreifen, wie oft z. B. der englische Zeitungskorrespondent in Verlegenheit geraten muß, wenn er deutsche Blätter benutzt. Die Bedeutung wird oft durch Sätze erläutert, sonst aber gibt Verf. nur das Geschlecht der Substantiva an sowie die aktive, passive oder reflexive Funktion der Verben, weil das Deutsche hierin eine gefährliche Beweglichkeit entfaltet. Dem Verf. wird seine äußerst nützliche Arbeit gewiß von vielen Benutzern gedankt werden — der Linguist kommt dabei vielleicht in die letzte Reihe.]

The Preraphaelite poets and painters. Ausgew. u. m. 8 Abb. Hg. v. K. Horn. (Diesterwegs neuspr. Schulausg. m. dtsch. Anm., Bd. 21.) Frankfurt a. M., Diesterweg, 1929. 120 S. [Ein gutes Bändchen; man merkt es dem Hg. an, daß er an Ort und Stelle studiert hat; an einer Stelle teilt er auch eine Äußerung von William Rossetti, dem Bruder des Dichters, mit, wonach dieser vor Abfassung der 'Blessed Damozel' den ersten und zweiten Teil von Goethes Faust gelesen hatte, S. 102. Die Maler dieser Gruppe sind zuerst behandelt, allerdings etwas ungleich, indem die ersten Bilder von D. G. Rossetti ungemein bevorzugt sind; leider fehlt dessen Lehrer und Hauptmuster Madox Brown. Dann folgen als zweiter Teil Dichtungen, die durch Rossetti oder unter Rossettis Einfluß entstanden. Aus dem 'Germ' ist hier die Erzählung 'Hand and soul' abgedruckt, worin er von der Moral weg auf das Rein-Künstlerische verwies. Von William Morris oder richtiger über W. Morris erhalten wir einen Essay von Vallance. Dann folgen Proben aus dem jungen Swinburne. Anmerkungen tragen noch viel Einzelwissen nach, das bei einer systematischeren Anordnung noch besser wirken könnte. Leider fehlt ein Inhaltsverzeichnis.]

Diesterwegs neuspr. Schulausg. m. dtsch. Anm. Engl. Reihe. Bd. 23: John R. Seeley, Englands foreign policy from the accession of Queen Elizabeth to the Peace of Vienna. Extracts from 'The growth of British policy' and

Digitized by Google

'The expansion of England', hg. v. F. Nagel. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1929. 181 S.

Rengers frz. u. engl. Schulbibl. A. Bd. 236: Novels in a nutshell. Hg. v. M. Liening [F. Cooper, The last of the Mohicans. — H. Beecher-Stowe, Uncle Tom's Cabin. — Ch. Kingsley, The water babies. — Ch. Dickens, The old curiosity shop]. Leipzig, Renger, 1930. VII, 100 S.

Westermann-Texte. Engl. Reihe. Hg. von H. Strohmeyer. Braunschweig, Westermann:

Nr. 21: British industry and commerce. Von W. Braun [Kurze Abschnitte aus englischen Zeitschriften geben Aufschluß über folgende Punkte: Survey of the year 1928. — Conditions: 1. in the basic industries, 2. in commerce. — Remedies: 1. General outlook, 2. individual measures, 3. state measures, 4. state policy]. 63 u. (Wörterbuch) 16 S. 1 M.

Nr. 34: England and Germany. Von E. Hoffmann. 40 u. 16 S. 0,80 M.

Nr. 48: Scenes and sketches of modern English life. Hg. v. K. Achtnich. 120 u. 28 S. 2 M.

Nr. 54: Modern American life and thought. I: Landscape, language, politics, religion. 54 u. 31 S. 1,20 M. — Nr. 66: Dass. II: Industry and trade. 62 u. 28 S. 1,30 M.

Nr. 63: R. L. Stevenson, Dr. Jekyll and Mr. Hyde. Ausgew. u. bearb. von H. M. Schultze. 67 u. 44 S. 1,40 M.

Nr. 64: W. M. Thackeray, Vanity Fair (Waterloo). Hg. v. W. Effenberger. 66 u. 23 S. 1,30 M.

Nr. 65: Poems of Lord Byron. Ausgew. u. hg. v. K. Windscheid. 56 u. 20 S. 1,30 M.

Nr. 68: E. C. Grenville-Murray (Selections). Bearb. v. A. Storch. 65 u. 32 S. 1,30 M.

T. H. Field, English book 1. Published for Bell's Academy. Zuffenhausen-Stuttgart, C. v. Taborsky. 11th ed. 152 S. Geb. 4 M. [Obgleich '*compiled by a staff of the most successful English and American teachers*', steht im Vorwort: '*The use of the pupils* (sic!) *own language ...*' und '*They have plenty ideas*' (vgl. Pocket, Oxf. Dict.). Im Text selbst finden sich ebenfalls Stellen, die nachdenklich stimmen. S. 23: '*Point out number hundred sixty-three please*' und die Jahreszahl '*nineteen hundred thirty-two*. S. 34: '*cannot*' unterschiedslos neben *can not*. S. 35: '*Persons who cannot speak ...*'; warum nicht *people*? S. 73: *What burns longer, a cigar or a cigarette*? — Mit Konversationsproben, Vokabeln, grammatisch belehrenden Einzelsätzen und ein paar verstreuten zusammenhängenden Texten (alles in engl. Sprache) glaubt die '*quick and easy Bell Academy method*' schnell zum Gebrauch des Englischen zu führen. Der Mut ist zu bewundern. Fritz Fiedler.]

J. Koch, Praktisches Englisch. 1. Teil: Elementarbuch. 64. u. 65. neubearb. Aufl. Leipzig, W. Gronau, 1929. 192 S. [Die Neubearbeitung berücksichtigt die Richtlinien mit einigen '*Oral exercises*', ein paar '*Questions*' und einer starken Kürzung der dt. Übersetzungsstücke. Alles andere ist geblieben, auch die Parallelsetzung engl. Vokale mit deutschen und die Umschrift alten Systems. Das Buch ist auf Übersetzen aus dem Dt. eingestellt, die Methode etwa die von Gaspey-Sauer. Auf Wissenschaftlichkeit und Verwendung in der Schule darf das Buch keinen Anspruch erheben. Fritz Fiedler.]

Lincke-Mühlhäuser, Englisches Unterrichtswerk für Knaben- und Mädchenschulen mit Englisch als erster Fremdsprache. Teil 3. Kulturkundliches Lesebuch für die Mittelstufe (4.—6. Unterrichtsjahr). Frankfurt a. M., Diesterweg, 1929. 155 S. [Der Lesestoff (Untertertia bis Untersekunda einschließlich) erfüllt die Forderungen der Richtlinien. Gegen die Wahl der Texte läßt sich nichts einwenden. Sie sind zweckdienlich, inhaltlich interessant, abwechslungsreich, mit guten Abbildungen versehen und sprachlich den genannten Klassenstufen angemessen. Dazu sachliche Anmerkungen und ein

Digitized by Google

alphabetisches Wörterverzeichnis mit sorgfältiger phonet. Umschrift. S. 14 ist ein Druckfehler: *take seat* und *taken seat*. Fritz Fiedler.]

Th. Pesta und M. Schmid-Schmidsfelden, My first English book. 1. Teil. Hg. im Auftrag und mit Unterstützung der Arbeitsgemeinschaft der Anglisten in Wien. Wien, Deutscher Verlag für Jugend und Volk, 1928. 172 S. Geb. 3,80 M. [Eine ansprechende Lauteinführung, geeignete, die Kleinen interessierende Lesetexte (der erste noch mit phon. Umschrift), einige Gedichte und Lieder mit Noten, eine sorgfältig gearbeitete Elementargrammatik mit methodisch ausgezeichneten Übungen, dazu gute Abbildungen und klarer Druck machen das Buch in Form und Inhalt zu einem der besten seiner Art. Seine Verwendung an Mittelschulen und österreichischen Hauptschulen mit Englisch als erster Fremdsprache wird Lehrern wie Schülern Freude machen. Fritz Fiedler.]

Amerikanisch.

American speech. V, 1, Oct. 1929 [D. Bernadete, Immigrant speech. — Austrian-Jewish style. — V. Randolph, A third Ozark word-list. — A. Read, Observations on Iowa place names. — M. Fry, Ham lingo. — M. van Denbark, Nebraska cow talk]. — 2, Dec. [O. Jespersen, Nature and art in language. — Ch. A. Fritz, The teaching of public speaking in the early American colleges. — A. E. Perkins, More notes on Maine dialect. — M. Meredith, Longfellow's '*Excelsior*' done into Pidgin-English. — E. E. Hale, Dialectical evidence in the place names of eastern New York.]

Norman Foerster, The American scholar. A study in litterae inhumaniores. Chapel Hill, The University of North Carolina Press, 1929. 67 S. $1. [Da wir in einem mechanischen Zeitalter leben, muß auch die deutsche Wissenschaft ins Geistlose sich verirrt haben; dies gelte besonders von der Linguistik, von der Literaturforschung und einigermaßen auch von der allgemeinen Geschichte. Die amerikanische Wissenschaft, seit hundert Jahren unter deutscher Führung groß geworden, solle sich jetzt mehr der französischen Betriebsweise anpassen, als deren Vorzüge hervorgehoben werden: 'French reflection, F. lucidity, F. finesse, F. moderation, the F. concern for humane assimilation, the F. devotion to general ideas, the F. insistence upon taste and style, the F. interest in criticism — these qualities, all but absent from our own work, I take to be worthy of imitation.' Selbst in England seien noch gelehrte Traditionen vorhanden, die den 'excesses of scientism' widerstehen könnten, namentlich 'a cultural background and a sense of poetic style, together with the sanitive powers of common sense and humour'. Foerster denkt sogar an zwei Arten von Doktorat, eine mehr deutsche und eine wesentlich französische. — Hoffentlich bleibt der Deutsche dem ernsten unentwegten Ringen nach Wahrheit treu und lernt zugleich von allen Nachbarn, um die Auswirkung der Wissenschaft auf Volk und Einzelpersönlichkeiten noch möglichst zu fördern; tiefer schürfendes Ausdenken fehlt, wenn das Material hinreichend gesammelt und gesichtet ist, niemals. A. B.]

Romanisch.

Zeitschrift für romanische Philologie, hg. von A. Hilka, XLIX, 2—3 [Klara M. Faßbinder, Der Trobador Rambaut von Vaqueiras. — H. Spanke, Romanische und mittelalterliche Formen in der Metrik von Minnesangs Frühling. — L. Karl, Theodoric der Katalane und seine Chirurgie. Eine philologisch-medizingeschichtliche Studie nach Handschriften und Wiegendrucken. — Vermischtes: Margarete Rösler, Auf welchem Wege kam das Vigesimalsystem nach Frankreich? — Fr. de B. Moll, Sobre *xetra* y altres eufemismes catalans. — H. Spanke, Das Corpus der ältesten französischen Tanzlyrik. — A. Altschul, Vorbilder für einige Szenen und Motive in Calde-

Digitized by Google

rons Alcalde de Zalamea. — Besprechungen: Th. Kalepky: Fr. Strohmeyer, Der Stil der französischen Sprache. — E. Gamillscheg, Zum Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz. — I. Iordan: Th. Capidan, Elementul slav in dialectul aromîn. — Ders., Meglenromînii I. Istoria şi graiul lor. — Ders., Romînii nomazi. Studiu din viaţa Romînilor din sudul Peninsulei Balcanice. — J. Brüch, R. Bezzola, Abbozzo di una storia dei gallicismi italiani nei primi secoli (750—1300). — A. Pillet †, A. Kolsen, Trobadorgedichte. Dreißig Stücke altprovenzalischer Lyrik. — L. Jordan, P. M. Groth, Kultur- und Bedeutungswandel. — Chr. Favre: B. Luyet, Dictons de Savièse. — W. v. Wartburg: J. Haust, La Houillerie Liègeoise. — B. Wiese: L. Pulci. Il Morgante maggiore ed. Volpi. — Ders.: G. Vico, Neue Wissenschaft. — A. Zauner: J. Bourciez, Recherches historiques et géographiques sur le parfait en Gascogne. — E. Werner: C. E. Anibal, Mira de Amescua. — Ders.: Aubry F. G. Bell, Luis de Léon. — Bekanntmachung über Todd Memorial Volumes. — L. Klaiber, A. Schaeffer †. — C. Appel, A. Pillet †].

Zeitschrift für romanische Philologie, hg. von A. Hilka. Supplementheft XXXVII und XXXVIII, 1913 und 1914. Bibliographie 1912/13 von Fr. Ritter. Halle, Niemeyer, 1929. 539 S. 58 M.

Archivum romanicum, hg. von G. Bertoni, Vol. XI, 1, Gennaio—Marzo [G. Bertoni, Il canto degli ipocriti. — V. Bertoldi, Per la storia del lessico botanico popolare. — A. de Stefano, Delle origini e delle natura del primitivo movimento degli Umiliati. — G. Zaccagnini, La lirica di Cino da Pistoia. — Varietà e aneddoti: L. Spitzer, Etymologien: Afrz. *sen(z)fege, senzfege*; Otranto, *spara* 'Tischtuch'; frz. *garenne* 'Kaninchengehege', 'Fischweide'. — A. Marigo, De Ugucionis Pisani 'Derivationum' latinitate eorumque prologo. — Lina Cesati, Contatti e interferenze tra il ciclo brettone e carolingio prima del Bojardo. — M. Catalano, La 'quinta sorella' di Lodovico Ariosto. — A. Levi e L. Spitzer, Ancora su fr. *comptant*. — G. Bertoni, Mod. *zirudela, carrucola, puleggia*; *filastrocca*. — Bibliografia]. — XI, 2, Aprile—Giugno [G. Bertoni, Il linguaggio mistico di Santa Caterina da Siena. — A. de Stefano, Intorno all'origine e alla natura della 'secta spiritus libertatis'. — A. Haggerty Krappe, Studies on the Seven Sages of Rome. — G. Maria Monti, Intorno al Sannazaro e ad un suo imitatore. — Varietà e aneddoti: M. M. Jirmounsky, Quelques remarques sur la datation du 'Tristan' de Thomas. — G. Huszti, Le relazioni di Antonio Tebaldeo colla Corte di Mattia Corvino. — G. Huszti, Contributi alla storia della Biblioteca Estense. — L. Sorrento, Una particolarità sintattica delle lingue neolatine e un esempio tipico nei 'Sepolcri'. — L. Spitzer, Etymologien: frz. *frapper;* ital. *cesso* 'Abort'; ital. *far greppo* 'das Gesicht zum Weinen verziehen' (von Kindern); Comelico, **kumpissó* 'faul', 'unglücklich'; Lucca, *sconiato* — florent. *conia*; ital. *smargiasso* 'Aufschneider', 'Prahlhans'. — Elise Richter, Das altitalienische 'tabacco'. — Sulle 'Derivationes' di Uguccione da Pisa. — Bibliografia]. — XI, 3, Luglio—Settembre [D. Scheludko, Beiträge zur Entstehungsgeschichte der altprovenzalischen Lyrik. — V. Todesco, Appunti sulla lirica di Auzias March. — A. Mercati, L'Ariosto parroco di S. Maria dell'Oliveto a Montericco (Reggio-Emilia). — F. Chabod, Sulla composizione de 'Il Principe' di N. Machiavelli. — Varietà e aneddoti: A. Restori, I Sonetti di Lope de Vega. — M. L. Wagner, Etym.: Log. *(b)ẹ́ndzu péndzu*; nuor. *irgẹndzu* 'körperlicher Fehler' usw. — L. Spitzer, altfrz. *enrede* 'gewalttätig', 'heftig'. — L. Spitzer, Zu altital. *tabacco* und *attabacarsi* 'sich verlieben', *intabaccare* 'verliebt machen', 'bestricken', 'umgarnen'. — L. Spitzer, Prov. *coderc* 'pacage comunal'. — L. Bertoni, Un nuovo frammento di un esemplare in 'pergamena della più antica stampa dei 'Reali di Francia'. — A. Levi, Moden. *zirudela* 'carucola'; 'filastrocca'. — A. Levi, Ancora *festaiola* 'festiccinola'. — P. Massia, Dei nomi locali di Pancalieri e Polonghero (Torino—Cuneo). — C. Gutkind, Spricht Paolo im V. Gesang der 'Divina Commedia'? — Bibliografia]. —

Digitized by Google

XI, 4, Ottobre—Dicembre [P. Aebischer, La chanson du comte de Gruyère. — J. Ruggieri, Le varianti del canzoniere portoghese Colocci Brancuti nelle parti communi al Cod. Vaticano 4803. — L. Spitzer, Zur Kunst Quevedos in seinem 'Buscón'. — Varietà e aneddoti: G. Bertoni, Sulla lingua dei più antichi rimatori siciliani. — A. Monteverdi, Il 'lai de Noton'. — A. Haggerty Krappe, Notes on Dante's Inferno. — G. Rohlfs, Noch einmal zu südital. *spara* 'Tragpolster'. — Bibliografia].

Studi medievali, Nuova serie, dir. da Crescini, Ermini, Fedele, Leicht, Levi, Suttina, Ussani. Vol. 2, fasc. 1, 1929 [M. Wilmotte, Sur les origines de l'épopée. — Fr. L. Ganshof, Une nouvelle théorie sur les Serments de Strassbourg. — V. Crescini, Ugo di Saint Circ a Treviso. Due appunti: 1. Domna Stazailla. 2. *Meil* e *Moill*. — V. de Bartholomaeis, Peire Vidal, *Pos ubert ai*. — F. Liuzzi, L'espressione musicale nel dramma liturgico. — K. Strecker, Henricus Septimellensis und die zeitgenössische Literatur. — L. Halphen, Les débuts de l'Université de Paris. — G. Bertoni, I 'lais' del romanzo in prosa di Tristano. — A. Medin, Ritornando alle rime di Vannozzo. — Aneddoti: A. Thomas, Le 'liber de nobilitate animi' et les Troubadours. — St. Gaselee, An apocryphal ending to the 'Phillis and Flora'. — G. Mazzoni, Un' osservazione sugli antichi ritmi bellunese e lucchese. — F. Ermini, Il dialogo di Agio per la morte di Hathumoda. — M. Inguanez, Due frammenti del 'Liber miraculorum monachorum Casinensium' di Pietro Diacono. — V. Crescini, Alberico di Pisançon. — M. Pelaez, Un frammento del romanzo francese in prosa di Tristano. — F. Neri, Il suicida fiorentino (Chiosa dantesca). — A. Sapori, L'usura nel Dugento a Pistoia. — E. Levi, Elementi e frammenti della vita del Petrarca nel canzoniere del Vannozzo. — V. Crescini, Postilla apologetica. — Bullettino bibliografico].

Romanische Forschungen, hg. von R. Zenker. XLIII, 2, 1929 [W. Dehne, Die Darstellung der Persönlichkeit Ludwigs XI. von Frankreich in der Literatur].

Revista filologică, Anul II, N-rul 3. Octombre 1928. Director: Al. Procopovici. Cernăuți, 1929 [Cercul de Studii filologice: Lui E. Herzog. — W. Meyer-Lübke, Eugen Herzog. — Opera lui Eugen Herzog (Repertoriu bibliografic). — N. Jokl, Rumänisches im Albanischen. — A. Zauner, Die altfranzösischen Infinitive *querre* und *corre*. — S. Puşcariu, *Rădzgăia*. — I. Iordan, *Cioflí(n)gár — înconderat = încondurat — De-a ştemătu — A se râde*. — Th. Capidan, Arom. *mire*, dacor. *mirişte* — Dacor. *pururea*. — L. Spitzer, Rum. *a desfătá* 'ergötzen, belustigen', *a se defătá* 'sich laben, schwelgen' — Arom. *ancuñare — Proor, prădură*. — N. Drăganu, Etimologii: *întunecă — întoncă* (*tuncă*) — *Mişiță, mişeniță, mişină* (*mişună*), *musinoiu* (*muşunoiu, muşuroiu, moşoroiu* etc.), *mişui* (*mâşâi*), *muşlui*. — Ders., Chestiuni sintactice: (*Cu, de, în*) *totului tot şi* (*cu, de, în*) *totuluşi tot* — Formele de dativ şi genitiv cu *ali şi al* prepus in daco-română — *Câte* 'je' distributiv. — A. Procopovici, Din istoria pronumelui în limba românească 4. Articolul antepus şi articolul demonstrativ, pronumele determinative *ăl, ăst* şi variantele lor, *cuculi = cucului*. — Gr. Nandriş, Despre genetivul-acuzativ slav. — C. Lacea, Aşezarea definitivă a lui Corese la Braşov. — N. Jockl, Alb. *mërkosh*. Eine Entgegnung. — Addenda. — Bibliografie. — Indice].

Volkstum und Kultur der Romanen. Schriftleitung W. Küchler und Fr. Krüger. Hamburg 1929. II, 1 [E. van Jan, Die heiligen Marien vom Meer. — W. Bierhenke, Das Dreschen in der Sierra de Gata. — O. Fink, Contribución al vocabulario de la Sierra de Gata. — Besprechungen: E. Gamillscheg, Die Sprachgeographie und ihre Ergebnisse für die allgemeine Sprachwissenschaft (W. Schroeder). — G. Guillaume, J. L. Guez de Balzac, et la prose française (Fr. Schalk). — F. Gentile Pascal, Saggio d'interpretazione storica (Fr. Schalk). — Anuari de l'Oficina Romànica de lingüistica i

Digitized by Google

literatura (F. Krüger). — P. Sánchez Sevilla, El habla de Cespedosa de Tormes (F. Krüger). — P. C. Morán Bardón, Arte popular (F. Krüger). — C. Carré Alvarellos, Diccionario gallego-castelán (F. Krüger). — J. Leite de Vasconcellos, Opusculos (F. Krüger). — C. Meléndez, Amado Nervo (Y. Pino Saavedra). — P. Henriquez Ureña, Seis ensayos en busca de nuestra expresión (Y. Pino Saavedra). — Facultad de Filosofia y Letras de la Universidad de Buenos Aires. Instituto de Literatura Argentina. Sección de Folklore. 1a serie, t. I, 1; 2e serie, t. I, 1; 3e serie, t. I—II (W. Giese). — T. Papahagi, Images d'ethnographie roumaine (F. Krüger). — Mitteilungen].

C. H. Grandgent, Introducción al Latin Vulgar. Traducción del ingles, adicionada por el autor, corregida y aumentada con notas, prólogo y una Antologia por Fr. De B. Moll. Madrid 1928. 384 S. Centro de Estudios históricos.

Meisterwerke der Romanischen Sprachwissenschaft, hg. von L. Spitzer. Erster Band: Lautlehre, Wortforschung, Flexions- und Wortbildungslehre. München, M. Hueber, 1929. 373 S.

Pauline Taylor, Romance Linguistics in 1927 (Books, Articles, Reviews). S.-A. aus The Romanic Review, Vol. XIX und XX (1928—29).

G. K. Zipf, Relative frequency as a determinant of phonetic change. S.-A. aus Harvard Studies in classical Philology, vol. XL, 1929. 95 S.

Französisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. LII, 4, 5, 6 [D. Scheludko, Beiträge zur Entstehungsgeschichte der altprovenzalischen Lyrik. Die Volksliedtheorie (Fortsetzung). — H. Sparnaay, Noch immer Ivain—Owein. — R. A. Fritzsche, Robert de Traz über Henri-Frédéric Amiel. — A. Barth, Beiträge zur französischen Lexikographie. 3. afrz. *avois*. — L. Spitzer, *aller chercher quelqu'un — prendre* 'abholen'. — Referate und Rezensionen: E. Brugger: W. Golther, Parzival und der Gral in der Dichtung des Mittelalters und der Neuzeit. — K. Glaser, Neuerscheinungen auf dem Gebiet der modernen französischen Literaturgeschichte. — Ders., Neuerscheinungen zur französischen Kulturkunde. — Miszellen: Ph. Aug. Becker, Über die neue Saint-Gelais-Handschrift. — L. Spitzer, Frz. *i* in *ici*. — Ders., Zum Sinn einer Kontaminationsbildung. — Jul. Schmidt, Zu Spitzers Studie 'Die klassische Dämpfung in Racines Stil' (Arch. Rom. 1928). — F. Kalepky, Zu Zeitschr. LII, S. 127]. — LII, 7, 8 [J. Brüch, Bemerkungen zum französischen etymologischen Wörterbuch E. Gamillschegs. — Referate und Rezensionen: H. Spanke: Mélanges de linguistique et de littérature offerts à M. A. Jeanroy. — Th. Kalepky: Kuttner, Prinzipien der Wortstellung im Französischen. — Zur französischen Negation. — W. Fischer: E. van Jan, Das literarische Bild der Jeanne d'Arc. — H. Heiß: Ph. Aug. Becker, Aus Frankreichs Frührenaissance. — Ders.: Ph. Aug. Becker, Andry de la Vigne. — Ders.: Ét. Gros, Philippe Quinault, Sa vie et son œuvre. — La Mère coquette, Éd. crit. par Ét. Gros. — Ders.: E. Seillière, Pour le centenaire du romantisme. Un examen de conscience. — P. Sakmann: Annales de la Société J.-J. Rousseau. Tome dix-septième 1926. — J. Haas †: H. de Balzac, Correspondance inédite avec le docteur Nacquart (1823—1850). — Ders.: H. W. Royce, A Balzac bibliography. — Miszelle: Elise Richter, Zu Gertrud Bäumers Europäische Kulturpolitik]. — LIII, 1, 2, 3 [P. Barbier, Notes on Germanic initial W in French and in the French dialects. — O. Bloch, Notes étymologiques et lexicographiques. — K. Glaser, Germanisme. — Jul. Schmidt, Die rhythmische Gestalt des Alexandriners bei Corneille und bei Racine. — E. Pichon und H. Hoesli, Über die Negation im Französischen. — H. Spanke, Das lateinische Rondeau. — E. Brugger, Der Gralpassus bei Helinandus. — Referate und Rezensionen: K. Glaser: G. Sahlin, César Chesneau du Marsais et son rôle

Digitized by Google

dans l'évolution de la grammaire générale. — Th. Kalepky: W. Günther, Probleme der Rededarstellung. — St. Hofer: Sankt Alexius, hg von M. Roesler. — Ders.: Das altfranz. Rolandslied, hg. von A. Hilka. — Ders.: La chanson de Roland publiée d'après le ms. d'Oxford et traduite par J. Bédier. — Ders.: F. Zaman, L'attribution de Philomena à Chrétien de Troyes. — Ders.: E. G. R. Waters, The Anglo-Norman Voyage of St. Brendan by Benedeit. — Ders.: E. G. R. Waters, A thirteenth century Algorism in French verse. — Ders.: E. Walker, Der Monolog im höfischen Epos. — E. Merian-Genast: W. Gottschalk, Die humoristische Gestalt in der französischen Literatur. — Fr. Nobiling: C. Soula, La poésie et la pensée de St. Mallarmé: Notes sur le toast funèbre].

Register zur Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, Band I bis L, zusammengestellt von Elisabeth Kredel. Jena und Leipzig, H. Gronau, 1929. 139 S.

Mercure de Flandre, Tribune de la pensée franco-flamande, hg. von V. Breste. VIII, 2, 3, 4—5 (février, mars, avril—mai), 1929.

K. Voßler, Frankreichs Kultur und Sprache. Geschichte der französischen Schriftsprache von den Anfängen bis zur Gegenwart. Zweite, neubearbeitete Auflage. Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung, 1929. 410 S. 7,50 M.

Das Moralium Dogma Philosophorum des Guillaume de Conches, hg. von J. Holmberg. Lateinisch, altfranzösisch und mittelniederfränkisch. (Arbeiten utgivna med understöd av V. Ekmans Universitetsfond, Uppsala no. 37.) Uppsala, Almqvist u. Wiksells, 1929. 217 S. Gr.-8°.

S. Sklarz u. R. Brummer, Grundzüge einer Bibliographie für das Studium der französischen Philologie. Als Manuskript gedruckt. Rom. Sem. der Universität Breslau, 1928. 27 S. 0,80 M.

R. Lebègue, Le Mystère des apôtres. Contribution à l'étude de l'humanisme et du protestantisme français au XVIe siècle. Paris, Champion, 1929. 262 S. Gr.-8°.

R. Lebègue, La Tragédie religieuse en France. Les débuts (1514—1573). Paris, Champion, 1929. 549 S. Gr.-8°.

H. Heiß, Molière. (Das wissenschaftliche Weltbild, hg. von P. Hinneberg.) Leipzig, Quelle u. Meyer, 1929. VIII, 220 S. 8,60 M.

G. Fagniez, La femme et la société française dans la première moitié du XVIIe siècle. Préface de M. Funck-Brentano. Paris, J. Gamber, 1929. 397 S. 30 fr.

A. Franz, Aus V. Hugos Werkstatt. Auswertung der Manuskripte der Sammlung 'Les Contemplations'. Mit drei Tafeln. (Gießener Beiträge zur roman. Philol., hg. von D. Behrens. V. Zusatzheft.) Gießen 1929. 96 S. 6 M.

P. Abraham, Balzac. Recherches sur la création intellectuelle. (Maîtres des littérature no. 2.) Paris, Éditions Rieder, 1929. 87 S. Avec soixante planches hors-texte.

H. L. Götzfried, Romain Rollands heroischer Idealismus. Freudenstadt, H. Götzfried, 1929. 151 S.

W. Widmer, Volkstümliche Vergleiche im Französischen nach dem Typus *Rouge comme un coq*. Baseler Diss. 1929. 135 S.

Th. Spoerri, Französische Metrik. München, M. Hueber, 1929. 186 S. 5,20 M.

E. Mackel, Die Kulturströmungen der letzten Jahrhunderte im Spiegel der französischen Künste. Ein Lichtbildvortrag. Leipzig, Rohmkopf, 1929. 30 S.

Fr. Nobiling, Mallarmés Toast funèbre auf Gautier. S.-A. aus Neuphilologische Mitteilungen XXX, 4/5 (1929), S. 118—142.

Fr. Strohmeyer, Französische Grammatik auf sprachhistorisch-

Digitized by Google

psychologischer Grundlage. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin, Teubner, 1929. 298 S. 6,80 M.

P. Hartig u. H. Strohmeyer, Moderner Neusprachlicher Unterricht. Braunschweig, Westermann, 1929. 245 S. 5,40 M.

Grund-Neumann, Französisches Lesebuch für Oberklassen. Vierte Auflage. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1929. 226 S.

Velhagen u. Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. Poètes français Band 6: Choix de poésies françaises. Sammlung französischer Gedichte von Th. Engwer. Neue, bis in die Gegenwart fortgeführte Auflage mit 23 Abbildungen, 191.—200. Tausend. Bielefeld und Leipzig 1929. 271 S. — Prosateurs français, Band 242 B: L'Église et l'État, hg. von H. Platz, nebst Anmerkungen und Wörterbuch. Bielefeld und Leipzig 1929. 81 S.

Fr. Meyer u. Fr. Weyel, Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Ausgabe für Preußen. Grammatik. Braunschweig, Westermann, 1929. 121 S. 2,80 M. — Dies., Lese- und Übungsbuch. Ausgabe für Preußen. Braunschweig, Westermann, 1929. 137 S. 3,80 M. — Dies., Wörterverzeichnisse. Braunschweig, Westermann, 1929. 96 S. (Kostenlos.)

Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben, Bd. 127: Historiettes et anecdotes II chois, et remaniées par P. Fraikin. 1929. 44 S. nebst Wörterbuch (31 S.).

Westermann-Texte, hg. von H. Strohmeyer und R. Dinkler. Französische Reihe Nr. 14: Grands hommes de France II, Mirabeau, Gambetta, Zola ed. P. Wollmann. 82 S. — Nr. 50 (Doppelbändchen): Choix des lettres de Voltaire ed. H. M. Schultze. 112 S. — Nr. 52: Les idées de la Révolution française dans les œuvres de J.-J. Rousseau ed. Fr. Schmidt. 65 S. — Nr. 62: É. Souvestre, Le cousin Pierre ed. Br. Petermann. 31 S. — Nr. 64: Voltaire, Contes choisis ed. A. Rock. 60 S. — Nr. 65: Trois contes choisis par Mme d'Aulnoy ed. A. Storch. 77 S. — Nr. 72: Contes d'Émile Pouvillon ed. N. Esser. 45 S.

Diesterwegs Neusprachliche Lesehefte. Nr. 164: A. Daudet, Contes du lundi (Contes choisis) ed. O. Glöde. 42 S. — Nr. 171: A. Daudet, Lettres de mon Moulin (Contes choisis) ed. G. Goyert. 45 S. — N. 172: A. de Vigny, Laurette ou le cachet rouge ed. A. Bär. 32 S. — N. 177: Molière, L'Avare ed. J. Kirchhoff. 48 S.

Provenzalisch.

Appel, C., Provenzalische Chrestomathie mit Abriß der Formenlehre und Glossar. Sechste, verbesserte Auflage. Leipzig, O. R. Reisland, 1930. XLI u. 344 S. Gr.-8°.

Italienisch.

Giornale storico della letteratura italiana dir. da V. Cian. Vol. XCIII, 3 (apr.-giugno). 1929 [Giov. Gambarin, Pietro Giordani e Giuseppe Bianchetti (con vesticingue lettere inedite). — Varietà: G. F. A. Crespi, La dottrina d'amore nell' 'Acerba' di Cecco d'Ascoli. — R. Sabbadini, Siccone Polenton (A proposito dei suoi 'Scriptorum illustrium latinae linguae libri'). — G. Aug. Levi, Inizi romantici e inizi satirici del Leopardi. — Rassegna bibliografica. — Bolletino bibliografico. — Annunzi analitici. — Pubblicazioni nuziali. — Comunicazioni ed appunti. — Cronaca]. — XCIV, 1—2 (luglio-sett.). 1929 [C. Calcaterra, Gli studi staziani dell' Alfieri 'per la Tragica'. — Varietà: A. Belloni, Per la riputazione morale d'un poeta. — G. Ortolani, 'Goldoni e la Francia' di R. Ortiz (Appunti e note). — L. Falchi, Antonio Cesari, cent' anni dopo la sua morte. — G. Aug. Levi, Intorno al premio negato al Leopardi ed assegnato al Bolla nel concorso quinquennale della Crusca del

Digitized by Google

1830. — Rassegna bibliografica. — Bolletino bibliografico. — Annunzi analitici. — Comunicazioni ed appunti. — Cronaca].

Deutsches Dante-Jahrbuch. 11. Band. Neue Folge, 2. Band, hg. v. Fr. Schneider. 1929 [S. Merkle, Dante und die Mohammedanische Eschatologie. — B. Wiese, Die in Deutschland vorhandenen Handschriften der Göttlichen Komödie. — A. Bassermann, Vita Dantesca (mit 'Verzeichnis meiner Dantesca'. — Fr. Schmidt-Knatz, Beschreibung der Frankfurter Commedia-Handschrift Arci-β mit einigen kritischen Bemerkungen. — Helene Richter, William Blakes Dantebilder. — Fr. Kampers, Der Veltro und die Jenseitsfahrt. — F. Frh. v. Falkenhausen, Zur Veltro-Frage. — A. Bassermann, Veltro und Groß-Chan. — U. Leo, Sehen und Schauen bei Dante. — Fr. Schneider, Zur Münchener Handschrift von Dantes Brief an Cangrande della Scala (mit Faksimile). — Miszellen: A. Bassermann, Zwei neue deutsche Übersetzungen der Göttlichen Komödie (R. Schoener und G. van Poppel). — Aug. Vezin, R. Zoozmanns Zweisprachenausgabe der Danteschen Gedichte. — Fr. Schneider, Neuere Dante-Literatur].

Geschichte der neulateinischen Literatur Deutschlands im sechzehnten Jahrhundert 1: G. Ellinger, Italien und der deutsche Humanismus in der Neulateinischen Lyrik. Berlin u. Leipzig, W. de Gruyter u. Co., 1929. 516 S.

R. Zagaria, San Riccardo nella leggenda, nella storia, nella poesia popolare e nella letteraria. Andria, Rossignoli, 1929. 144 S.

Istituto interuniversitario italiano: Bildungs- und Sprachkurse für Ausländer und Einheimische in Italien. 1929. 73 S.

Spanisch.

Revista de filología española. Director: R. Menéndez Pidal. XV, cuad. 4º. Octubre-Diciembre 1928 [V. García de Diego, Notas lexicas. — J. Anglade, Les Troubadours provençaux en Biscaye. — E. Buceta, Ensayo de interpretación de la poesía de Villasandino, número 199 del 'Cancionero de Baena'. — Miscelánea: L. Spitzer, *zebro* 'onager'. — E. G. Gómez, Boccaccio y Castillo Sobórzano. — J. M. de Cossío, La patria de Micaela Luján. — C. F. A. van Dam, Lope de Vega y el alemán. — J. E. Gillet, El flamenco en algunos textos españoles antiguos. — M. N. de Arenas, El duque de Rivas, protegido por Mérimée (según documentos inéditos). — Notas bibliográficas. — Bibliografía]. — XVI, cuad. 1º. Enero-Marzo 1929 [A. Parr, 'Qui' y 'que' en la Peninsula Ibérica. II. — B. S. Alonso, La 'Crónica de los Reyes Católicos' de Alonso de Santa Cruz. — Miscelánea: E. Buceta, Fecha probable de una poesía de Villasandino y de la muerte del poeta. — L. Spitzer, Note sur la 'Celestina'. — Eug. Mele, Postille a tre posíe del Castillejo. — Notas bibliográficas. — Bibliografía. — Noticias].

Departamento de estudios hispanicos de la Universitad de Puerto Rico: Revista de Estudios hispánicos, Director F. de Onís. Tomo II, Núm. 1, Enero-Marzo 1929 [S. de Madariaga, The aim of Spanish in a Modern University. — M. R. de Terreros, Illumination and miniatures in Colonial Mexico. — C. E. Castañeda, Carta de la Emperatríz Carlota. — S. Salazar y Roig, El secreto de Milanés. — Reseñas de libros. — La literatura de hoy. — El hispanismo en América. — Bibliografía hispanoamericana]. — Núm. 2, Abril-Junio [T. Navarro Tomás, Impresiones sobre el estudio lingüistico de Puerto Rico. — R. E. Boti, Ruben Dario en la Habana. — I. A. Leonard, A Mexican 'Máscara' in the Seventeenth Century. — Reseñas de libros. — La literatura de hoy. — El hispanismo en América. — Bibliografía hispanoamericana].

Investigacion y Progreso, Año III, Nr. 7/8, 9, 10, 11. Madrid 1929.

Boletín Bibliográfico, Año II, Nr. 3. Madrid 1929.

Digitized by Google

Boletín Bibliográfico. Año II, Nr. 16, 18, 19, 20. Buenos Aires, 1929.

Conferencias dadas en el Centro de Intercambio intelectual germano-español. X: S. Cantón, Mengs en España. Madrid, 1927. — XVI: D. Bordona, Retratos en Manuscritos españoles. Madrid, 1928. — XVIII: G. Blanco, Mateo Aleman y la novela picaresca alemana. Madrid 1928.

Anna Krause, España y la Cultura española. Chicago, The University of Chicago Press, 1929. 160 S.

G. Delpy, A. Viñas, España en los textos. Paris, Hachette, 1929. 326 S.

J. C. Ransmeier, A Spanish Recognition Grammar (The Univ. of Chicago Junior College Series ed. F. Bond. Spanish). The Univ. of Chicago Press, 1929. 294 S. $ 1,58.

J. Huber, Katalanische Grammatik (Sammlung Roman. Elementar- und Handbücher, hg. v. W. Meyer-Lübke 1. Reihe: Grammatiken). Heidelberg, C. Winters Univ.-Buchhandlung, 1929. XI u. 226 S. 7,50 M.

Marcel Carayon, Lope de Véga, avec 60 planches. Maîtres des Littératures No. 3. Paris, Les éditions Rieder, 1929. 84 S.

A. R. Nykl, A Compendium of Aljamiada Literature. Containing: Rrekontamiento del Rrey Ališandere, The History of the classification of Aljamiada Literature (Extrait de la Revue Hispanique, tome LXXVII). New York-Paris, 1929. 207 S. Gr.-8°.

G. E. Rodó, Ariel ed W. F. Rice. The Univ. of Chicago Press, 1929. 126 S.

Digitized by Google

Hauff-Studien.

Von Paul Roggenhausen (Danzig).

c) Der Affe als Mensch (der junge Engländer).

Quellen: E. T. A. Hoffmann 'Nachricht von einem gebildeten jungen Mann' (aus den Phantasiestücken, 2. Teil, IV. Kreisleriana Nr. 4). Dieser seit langem bekannten Quelle füge ich als eigenen Fund hinzu: Langbein, 'Die Kleinstädter und der Fremdling', erschienen 1804 (Sämtl. Schriften, Stuttgart 1841, Bd. 7). Nach Michelheim kommt ein als Nabob gekleideter Fremder. Auf dem Kutschenhimmel des sechsspännigen Reisewagens ist ein großer Affe angekettet, der im 7. Kapitel den Kleinstädtern tolle Possen spielt. Schon bei Langbein sind alle Elemente des Hauffschen Märchens vorhanden: Die Kleinstadt mit ihren spießigen, aufgeblasenen Bewohnern, der Fremdling, der sie von ihren Schwächen kuriert, der Affe, der in ihre Gesellschaft eingeführt wird. Aber was bei dem Vielschreiber Langbein talentlos-albern wirkt, wird bei Hauff zur künstlerisch vollendeten Märchensatire.

Die Störung des Konzerts durch den Affen ist stark ähnlich der Szene in E. T. A. Hoffmanns 'Der Zusammenhang der Dinge', wo der Baron durch sein rasendes Tanzen die Musik auseinandersprengt (Leiden eines enthusiastischen Tänzers).

Die Enttäuschung und der Tumult bei Entdeckung des Affen erinnert an dieselbe Szene in 'Klein Zaches'. — Auch Hoffmanns Automate Olympia im 'Sandmann' besucht Teegesellschaften und Bälle. Auch Professor Spalanzini soll nach Entdeckung des Betruges 'exemplarisch bestraft werden'.

d) Die Geschichte Almansors.

Eine Quelle scheint nicht vorzuliegen. Anscheinend ganz Hauffs eigene Erfindung. Vielleicht hat er während seines Pariser Aufenthalts ein Original, wie den im Märchen auftretenden Professor, kennengelernt. Das Erkennungszeichen für den Kaiser (Aufbehalten des Hutes) ist ein bekanntes Motiv, das auch in Verbindung mit Peter dem Großen, Heinrich IV. usw. erzählt wird.

4. Das Wirtshaus im Spessart.

a) Rahmenerzählung.

Karl Barth: 'Trau, schau, wem?': 'Vor vielen Jahren, als der Spessartwald noch dicht voll schwarzer Tannen und Eichen, dunkel und still, fast wie ein amerikanischer Urwald war, stand ein einsames Haus...' Hauff: 'Vor vielen Jahren, als im Spessart die Wege noch schlecht und nicht so häufig als jetzt befahren waren...' — Auffällig ist jedenfalls die Er-

Digitized by Google

wähnung gerade des Spessarts als eines unsicheren Waldgebirges bei beiden Schriftstellern. — Washington Irving: 'The Italian Banditti', übersetzt von Chr. August Fischer, Frankfurt am Main 1926, bietet 8 Geschichten, von denen 'The Inn at Terracina' den Rahmen der anderen Geschichten bildet. Hauff hat aus allen 8 Geschichten Motive entnommen.

Bei E. T. A. Hoffmann 'Die Räuber' wandern zwei junge Wanderer durch einen unsicheren Wald. Greueltaten werden erzählt. Sie werden von Räubern angegriffen und kehren in einem elenden Wirtshaus ein.

In dem 23jährigen Hauff lodert die jugendliche Begeisterung für Räuberromantik noch einmal auf. Während er die Räubergeschichte der vorigen Märchensammlung noch zaghaft in entfernten Zonen spielen läßt, versetzt er die Handlung seiner letzten Räubergeschichte kühn auf deutschen Boden.

b) Die Sage vom Hirschgulden.

Quelle: Gustav Schwab 'Sage von den drei Brüdern' in 'Die Neckarseite der Schwäbischen Alb'.

Die Frau Feldheimerin zeigt starke Verwandtschaft mit der Hexe in E. T. A. Hoffmanns 'Doge und Dogaresse'. Das Motiv von den drei Brüdern, deren einer von den anderen verachtet und verspottet wird, in der Tat aber der bessere ist, erinnert an Grimm: 'Die drei Federn' und 'Die goldene Gans'. Das Motiv der Stiefmutter ist ähnlich wie bei Aschenbrödel. Die verhältnismäßig trockene Darstellung bei Gustav Schwab ist durch Einfügung echt volksmärchenmäßiger Züge von Hauff in ein lebensprühendes, phantasiereiches Märchen verwandelt worden.

c) Das kalte Herz.

Ausgesprochen schwäbische Geschichte, nach Art der Spinnstubengeschichten. Typische lokale und Standessage. Eine direkte Quelle hat sich bisher nicht nachweisen lassen. In Scheibles 'Kloster', Bd. 9, 1848, S. 968, sind das Glasmännlein und der Holländer Michel beschrieben.

Als der Holländer Michel Peter helfen will, läuft dieser davon. Ähnlich bei Musäus 'Schatzgräber', wo ein Riese einem Jüngling einen Schatz entdecken will. Dieser flieht, da er in ihm den Teufel vermutet.

Der in einen Auerhahn verwandelte Schatzhauser vernichtet die zur Schlange gewordene Stange des Holländer Michels. Beliebter Zug in Tausendundeiner Nacht. Zwei feindliche übernatürliche Wesen kämpfen miteinander, indem sie verschiedene Gestalten annehmen. Ähnlich auch im 'Gestiefelten Kater' und bei E. T. A. Hoffmann 'Klein Zaches'. Echt volkstümlich das Gewähren der drei Wünsche. Vgl. Grimm 'Der Arme und der

Digitized by Google

Reiche' und 'Mathilde mit dem Bisamapfel', bei Musäus 'Nymphe des Brunnens'. — Die Herzen in den Gläsern, an denen Namenszettel kleben: vgl. die Flaschen mit den eingeschlossenen Studenten in E. T. A. Hoffmanns 'Goldener Topf'. Der Verkauf des Herzens: 'Gebt mir den Stein und das Geld, und die Unruh könnt ihr aus dem Gehäuse nehmen' erinnert an dasselbe Motiv bei Chamisso 'Peter Schlemihl' und E. T. A. Hoffmann 'Abenteuer der Silvesternacht' (Erasmus Spikher). — Das Überlistungsmotiv: Vgl. Tausendundeine Nacht 'Der Fischer und der Geist', 'Gestiefelter Kater' und Grimm: 'Der Geist im Glas'; zu vergleichen auch die Verwandlungen in E. T. A. Hoffmann 'Der goldene Topf.' Das Patengeschenk des Schatzhausers: vgl. die Verwandlungen von Tannzapfen usw. in Goldrollen bei Rübezahl.

d) Saids Schicksale.

Motive: 1. 'Die helfende Fee', 2. Schiffbruch und wunderbare Rettung, 3. Kampf um die Geliebte.

Zu 1. vgl. Wielands 'Oberon' und Musäus' 'Nymphe des Brunnens'. Auch 'Mathildens Bisamapfel' hat nach Erfüllung der beiden ersten Wünsche seine Wirkung verloren und gewinnt sie erst im Augenblick höchster Not wieder.

Said wird an Händen und Füßen gebunden und in den glühenden Sand der Wüste gelegt. Vgl. Tausendundeine Nacht: 'Habib Dorat al Gawas', letzten Endes: 'Josef und seine Brüder'.

Zu 2. Errettung aus dem Schiffbruch durch den Delphin. A. W. Schlegel 'Arion' und Novalis 'Heinrich von Ofterdingen'. Das Motiv der falschen Bezichtigung des Diebstahls häufig in Tausendundeine Nacht. Der Prozeß und seine Entscheidung Seitenstück zur Geschichte vom Oliventopf in derselben Sammlung.

Zu 3. Eine Person höherer Abkunft, die zeitweise niedrige Dienste verrichtet, nimmt mit Hilfe einer Fee unerkannt an Ritterspielen oder Belustigungen teil. Vgl. 'Aschenbrödel', 'Nymphe des Brunnens'.

e) Der Gang auf den Kirchhof.

Diese kurze, ohne Titelgebung in die Rahmenerzählung eingefügte Geschichte ist sicher auf einen Spinnstubenabend zurückzuführen, dem Hauff beigewohnt haben wird.

f) Die Höhle von Steenfoll.

Quelle: Robert P. Gillies: 'Tales of a voyager to the Arctic Ocean' 1826 ('The Nicker Holl'), übersetzt von Bülow: 'Erzählungen eines Reisenden nach dem nördlichen Eismeer', Leipzig 1826/27. Gegenüber dem Original ist Hauffs Erzählung sehr stark gekürzt. Alle breiten Naturschilderungen sind einem sachlichen, unaufhaltsam fortschreitenden Geschehen gewichen. Straffe

Digitized by Google

Konzentration. Gegen Schluß teilweise wörtliche Übersetzungen. Stofflich nichts Neues hinzugefügt.

IV. Skizzen.

a) Die Bücher und die Lesewelt.

Vgl. Langbein: 'Die Kleinstädter und der Fremdling', Kap. 12 (Schluß) und Kap. 13 (Anfang). Sämtliche Schriften, Stuttgart 1841, Bd. 7, S. 59—62. Der Stadtsekretär informiert den Fremdling über die am Orte befindliche Leihbibliothek. Die Annahme, daß Hauff durch diese Episode der Langbeinschen Geschichte, die auch den 'Affen als Mensch' beeinflußt hat, zu seiner Skizze angeregt worden ist, hat viel Wahrscheinlichkeit für sich.

b) Freie Stunden am Fenster.

Deutlicher Einfluß von E. T. A. Hoffmann: 'Des Vetters Eckfenster'.

V. Mitteilungen aus den Memoiren des Satan.

Einfluß auf die Titelgebung: Jean Paul 'Auswahl aus des Teufels Papieren', E. T. A. Hoffmann: 'Elixiere des Teufels'. Autobiographisch Kap. 1—4 (Rheinreise 1822), Kap. 5—10 und 19 (Tübingen). Kap. 2 (Der schauerliche Abend) vgl. E. T. A. Hoffmann 'Isländer Ewes' und 'Das öde Haus'. Auch sonst ganz E. T. A. Hoffmann (vgl. den Anfang von 'Ritter Gluck') in der Verwendung bekannter Örtlichkeiten (11. Kap.: 'Ich saß, es mögen bald drei Jahre her sein, an einem schönen Sommerabend im Tiergarten zu Berlin, nicht weit vom Weberischen Zelt...'). Das Auftreten Hoffmanns selbst im 11. Kap. findet seine Parallele in E. T. A. Hoffmann 'Abenteuer der Silvesternacht', wo Chamisso auftritt. 12. Kap. (Satan besucht mit dem Ewigen Juden einen ästhetischen Tee): vgl. Hoffmann 'Der Zusammenhang der Dinge', Serapionsbrüder 4. Abt., Kap. 4. Der Stechkuß des Ewigen Juden auf die Hand der gnädigen Frau: vgl. 'Die Abenteuer der Silvesternacht' Kap. 1: 'Täppisch verbeugte ich mich gegen die Damen, und damit dem Giftigen auch noch das Alberne hinzugefügt werde, warf ich, schnell zurücktretend, dem Justizrat, der dicht hinter mir stand, die dampfende Tasse Tee aus der Hand in das zierlich gefaltete Jabot.' — Die Schilderung des ästhetischen Tees im selben Kapitel: vgl. E. T. A. Hoffmann 'Der Zusammenhang der Dinge', Kap. 'Der ästhetische Tee', 'Stickhusten eines tragischen Dichters' usw. Hauff Kap. 13 (Angststunden des Ewigen Juden). — Auch bei E. T. A. Hoffmann 'Der Zusammenhang der Dinge' wird das Vorlesen durch Erzählen unterbrochen. Die Geschichte mit Pauline Dupuis findet ihr Vorbild

Digitized by Google

in einer ähnlichen Geschichte mit Fräulein von Scudery im Vademecum für Lustige Leute 6 (1777). — Kap. 15 (Das Intermezzo) wieder E. T. A. Hoffmann 'Abenteuer der Silversternacht'. — 'Die Trinker' im selben Kapitel: vgl. Kap. 2 der 'Abenteuer der Silvesternacht' (Die Gesellschaft im Keller).

Trotz alles Autobiographischen der Tübinger Kapitel erblicke ich auch hier starken Einfluß von E. T. A. Hoffmann. Die Beschreibung des Studiosus Würger und seiner Kommilitonen erinnert stark an das 2. Kap. von 'Klein Zaches' (von der unbekannten Völkerschaft, die der Gelehrte Ptolomäus Philadelphus auf seinen Reisen entdeckte. Die Universität Kerepes). — Vgl. ferner Hauff: 'Da lobe ich mir einen anderen der dortigen Philosophen; er las über die Logik und deduzierte jahrein jahraus, daß zwei mal zwei vier sei, und die Herren Studiosi schrieben ganze Stöße von Heften, daß $2 \times 2 = 4$ sei.' 'Klein Zaches': 'Die Kollegia Mosch Terpins wurden nämlich in ganz Kerepes am häufigsten besucht. Er war, wie gesagt, Professor der Naturkunde; er erklärte, wie es regnet, donnert, blitzt, warum die Sonne scheint bei Tage und der Mond des Nachts, wie und warum das Gras wächst usw., so daß jedes Kind es begreifen mußte... Seinen Ruf begründete er zuerst dadurch, als er es nach vielen physikalischen Versuchen glücklich herausgebracht hatte, daß die Finsternis hauptsächlich vom Mangel an Licht herrühre.' — Unmittelbare Anregung zu seiner Zeitsatire hat Hauff zweifellos von Waiblingers 'Drei Tage in der Unterwelt' mit seinen Ausfällen gegen die zeitgenössische Literatur und des gleichen Verfassers ungedruckten 'Olura, der Vampir' empfangen. Namentlich die Satiren auf das Tübinger Stift im 7., Burschenschaft und Demagogenverfolgung im 8., die philhellenische Bewegung im 9. Kap. dieses letzteren Werkes bieten ganz auffällige Parallelen.

Die drei Anreden des Theologie-Professors: 'Hochachtbare-hochansehnliche-wertgeschätzte — meine Herren!' — vgl. Hauffs Vetter Justinus Kerner: 'Bilderbuch aus meiner Knabenzeit': der Dekan Zilling.

In den Versuchen Satans, der ernsten Gewissenhaftigkeit der 'Altdeutschen' mit seinen Kumpanen einen fideleren Betrieb entgegenzusetzen, erblicke ich einen Niederschlag des Gegensatzes zwischen der Kompagnie (Feuerreiter) und den Fidolen. Vgl. Memorabilien mitgeteilt bei Hans Hofmann, S. 177: 'Daher Streitigkeiten der Feuerreiter, Gemäßigten und Fidolen. Die Fidolia bringt einen fideleren Geist in die Kneipe, der aber ausartet.'

Claurensche Einflüsse im Kap. 3 (Schilderung der Frau von Thingen usw.), Kap. 9 (Satans Rache an Dr. Schnatterer), Kap. 13, wo die Klage über die Norddeutschen ästhetischen Teegesichter ganz an die Auslassungen des baronisierten Schäfers in

Digitized by Google

Claurens 'Schlachtschwert' erinnert (Günther Koch: Euphorion IV, S. 811). — Die Examensszene des 10. Kap. hat große Ähnlichkeit mit der Examensszene von Kortüms Jobsiade (IV. Aufl. 1824).

Zu der eingefügten Novelle 'Der Fluch' ist eine Quelle oder Vorlage bisher nicht aufgefunden. Das Hauff vollständig fremde italienische Milieu läßt aber unbedingt darauf schließen, daß dem Dichter auch bei dieser Novelle irgendein Vorbild vorgeschwebt hat. Für die Schilderung der Lamentationen in der Sixtinischen Kapelle könnte Waiblingers 'Miserere in der Sixtina' in der Novelle 'Die Heilige Woche' die Anregung gegeben haben. Das Doppelgängermotiv (E. T. A. Hoffmann!) auch bei Carl Wilhelm Contessa 'Der Instinkt', geschrieben 1804, gedruckt 1819. Verblüffende Ähnlichkeit der Zwillingsschwestern Marianne und Angelika.

VI. Lichtenstein.

Literatur: Max Schuster 'Der geschichtliche Kern von Hauffs Lichtenstein'. Max Drescher 'Die Quellen zu Hauffs Lichtenstein' (Probefahrten, Erstlingsarbeiten aus dem Deutschen Seminar in Leipzig, 8. Bd., Vogtländer, Leipzig 1905). Nicht für mich erreichbar war D. Brenner 'The Influence of Coopers', 'The Spy' on Hauffs Lichtenstein, Modern Language Notes 30, Nr. 7 (1915).

Hauff selbst gibt als historische Grundlagen in seinen Anmerkungen zum L. an: 1. Sattler, 2. Thetinger, 3. Pfaff, 4. Sturphart, 5. Lebensbeschreibung Götzens von Berlichingen, 6. Die Geschichte der Herren von Frondsberg, 7. Schradius, 8. Crusius, 9. Blaubeurer Chronik, 10. Spener, 11. Aretin, 12. Joh. Betz. — Von diesen hat der Dichter die ersten vier Werke wirklich ausführlich benutzt, die anderen dienen nur als Belegstellen. Für die sagenhaften Stoffe ist vor allem Crusius stark benutzt worden. Kulturgeschichtliches wurde dem Turnierbuch von Rixner, Frankfurt 1566, und der Historia Herren Georgen und Caspar von Frondsbergs entnommen.

Literarisches Hauptvorbild natürlich Walter Scott. Eine verblüffende Ähnlichkeit namentlich mit Scotts 'Ivanhoe' hat Eastman nachzuweisen versucht in Americana-Germanica 3, S. 386 bis 392: 'W. Hauffs Lichtenstein'. Nach ihm ist Georg von Sturmfeder gleich Ivanhoe zu setzen, Ulrich von Württemberg ist Richard Loewenherz, Truchseß Waldburg entspricht Brian de Bois-Guilbert, Ambrosius Volland ist gleich Fitzurse, dem Pfeifer von Hardt entspricht Robin Hood. Mögen diese Parallelen auch nicht immer treffend sein, so kann man sich der Bedeutung verwandter Situationen in beiden Werken doch nicht entziehen. Ivanhoe wird ernstlich verwundet; dasselbe geschieht mit Georg Sturmfeder. Beide werden auf wunderbare Weise gerettet. Ivan-

Digitized by Google

hoe wird durch Rebecka gepflegt, Georg durch die Tochter des Pfeifers von Hardt, Bärbele. Bei beiden beansprucht die Heilung genau acht Tage.

Wie genau Hauff sich mit Walter Scott und seinen Werken beschäftigt hat, zeigt die aus dem Nachlaß veröffentlichte 'Studie über 12 Romane Walter Scotts' (Hans Hofmann, S. 229 ff.). Er hat von ihm übernommen: den nationalen und historischen Charakter des Romans, das Problem der Entwicklung des Helden, die Berufung auf die Quellen, die Vergleiche der guten alten Zeit mit der Gegenwart, die Verwendung komischer Personen und Episoden, von Mottos vor jedem Kapitel, von Zitaten, Sprichwörtern und Proben älterer Literatur. Für letztere sind Quellen Lessings 'Altdeutscher Witz und Verstand' und Bodmers 'Sammlung von Minnesängern aus dem schwäbischen Zeitpunkte, Zürich 1758'.

Das Motiv des unerwarteten Auftretens entnahm Hauff dem 'Alten Überall und Nirgends' von Spieß und dem 'Rinaldo Rinaldini' von Vulpius. Auf das Schauerliche und Romantische hat zweifellos auch Cramer ('Hasper a Spada', 1794), Fouqué, Hildebrand ('Burg Helfenstein', 1819) und C. F. van der Velde ('Die Patrizier'[3], 1825) Einfluß gehabt.

Auf eine eigenartige Übereinstimmung zwischen Hauffs historischem Roman und Zschokkes 'Der Freihof von Aarau' weist R. Krauß hin (besondere Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1925, Nr. 10, S. 223). Diese Ähnlichkeit findet sich zwischen dem 9. Kapitel des I. Teiles des 'Lichtenstein' und dem 15. Kapitel des 'Freihofs von Aarau'. In beiden findet eine Ritterversammlung statt. Georg von Sturmfeder und Gangolf Trüllerey sagen beide ihren bisherigen Parteigenossen ab, ohne sich um die Gefährdung ihrer Person zu kümmern. Georg hat an dem Truchseß von Waldburg seinen Feind, wie Gangolf an dem Freiherrn Thomas von Falkenstein. Georg wird von Frondsberg gestürzt, Gangolf von Marquard von Baldegg. Selbst einzelne Wendungen stimmen überein. Hauff: 'Ihr habt durch eure scharfen Reden nichts gezeigt, als daß ihr wenig wisset, wie man einem Edelmann, der dem Bunde seine Dienste anbot, wie man mit dem Sohn eines tapferen Vaters sprechen müsse.' — Zschokke: 'Ich bin ein freier Rittersmann, adeligen Stammes, aber keines Menschen Sklave! ... Mische den Namen meines Vaters nicht in deinen Geifer!' — Mit diesen Worten verteidigen beide Helden ihre Väter gegen die Anwürfe ihrer Gegner.

4. Auswertung des Kapitels 'Quellen und Einflüsse'.

Wie wir gesehen haben, lassen sich bei Hauff Anklänge an die Werke zeitgenössischer und älterer Dichter in einer Häufung

Digitized by Google

feststellen, wie vor ihm nur bei Lessing (Albrecht: 'Lessings Plagiate', 1890/91). Ebenso wie Lessing, ist deshalb auch Hauff der Vorwurf des Plagiators gemacht worden, z. B. von Richard A. Mayer, Euphorion 1903, S. 585: '... Jener wohlerzogene Affenmensch Hoffmanns, dessen Erfindung sich W. Hauff so ungeniert aneignete'; Arthur Sackheim: E. T. A. Hoffmann, Leipzig 1908, S. 182/84: '... dieses Volksfavoriten vollendetes Nachahmungstalent'; Hans Mayer: Die Brüder Contessa, S. 122: 'Ein nicht eben günstiges Licht auf die Dichtungsweise Hauffs werfen auch die Vergleiche der Anfänge beider Novellen ... Jedenfalls zwei Quellen mit wortwörtlichen Anklängen für eine Episode Hauffs.'

Über das Wesen des Plagiats sind gerade in neuester Zeit zwei grundlegende Arbeiten erschienen: Siegfried Ochs: 'Über die Art, Musik zu hören' (Werkverlag Berlin, 1927) und Erwin Stranik: 'Über das Wesen des Plagiats', Deutsche Rundschau, Bd. 211 (1927), S. 258 ff.

Stranik unterscheidet betreffs der Beurteilung des Plagiats drei Komplexe, deren Gipfelpunkte nacheinander fallen: 1. Phantasiefülle und Plagiatforderung (bis zum Ende des Mittelalters), 2. unbekümmertes Schaffen und Plagiaterlaubnis (bis über die große Klassik der westlichen Völker), 3. Phantasiearmut und Plagiatverurteilung (neueste Zeit).

Plagiat heißt Stoffquellenbenutzung in größerem oder geringerem Ausmaße.

Trotz fehlender — auf Entlehnung verweisender — Vornotiz oder Anmerkungen liegt ein Plagiat aber nicht vor, wenn die Stoffübernahmen sich in das eigene Kunstwerk derartig einfügen, daß sie zu einem notwendigen Bestandteil der eigenen Schöpfung wurden. 'Umbildung, nicht Ausdenken von Stoffen ist das Wesen der Poesie' (Gundolf). Eine Umbildung bereits gegebenen Materials macht sich nur dann notwendig, wenn dieses noch in keiner 'vollendeten' Form vorliegt. So hat Goethe im 'Faust' und 'Clavigo', Shakespeare in vielen seiner Dramen überlieferten Stoffen erst die vollendete Form gegeben, ohne daß man von Plagiaten sprechen darf.

Von Plagiat darf man ferner nicht reden, wenn eine innere Beziehung zwischen den Quellen und ihrer Verwertung vorliegt. Goethes Beaumarchais und dessen Genossen reden so, wie sie sich in Beaumarchais' Memoiren ausdrücken; Wedekinds Bismarck spricht Worte aus den 'Gedanken und Erinnerungen', Shakespeare greift zu Plutarch, um dem erstrebten Milieu sehr nahezukommen.

Weiter ist es kein Plagiat, wenn der Schriftsteller eine unkünstlerische sachliche Vorlage zugunsten dichterischer Bearbeitung ausbeutet, gleichgültig, ob hierbei eine Teilvorlage

Digitized by Google

oder das Schema eines ganzen Werkes in Betracht kommt. Zola: 'Ich nehme die Dokumente aus der Wirklichkeit, wo ich sie gerade finde.'

Ein Plagiat liegt jedoch vor, wenn Teilabschnitte eines fremden Werkes in die eigene Arbeit kopiert werden, ohne daß hierzu eine innere Begründung vorhanden wäre; wenn es dem Autor darum zu tun ist, die künstlerischen Leistungen dritter Personen derart in die eigenen Schöpfungen zu verweben, daß dadurch der Anschein völlig eigener Produktion erweckt würde: Rabelais, Kap. 3 des 'Gargantua' (aus Aulus Gellius), Anatole France, 'Gallio' (aus Ernest Renan), d'Annuncio, 'Piu che l'Amore' (aus Landor: 'Auf verbotenen Wegen') usw.

Ein Plagiat liegt ferner vor, wenn das zur Verwertung gelangte fremde Material selber bereits künstlerische Prägung besaß und die bestohlenen Originale schon für sich als vollwertige Literaturdenkmäler bestehen können.

So ist die erwähnte zehnbändige Arbeit des Dr. Paul Albrecht 'Lessings Plagiate' schon bald nach Erscheinen als Irrtum eines unkünstlerisch empfindenden Verfassers erkannt worden. Trotz Wortgleichheiten ist bei Lessing der Gedankengang, die künstlerische Idee, völlig neu.

Stranik zitiert zur Unterstützung seiner Theorie: Wassermann: 'Es kommt in bestimmten Partien nicht mehr auf das Wort an, sondern auf den Rhythmus des Vorganges, der das innere Wachsen der Hauptfigur zu bewirken hat. Das Wort ist dann nur noch ein ganz untergeordneter Behelf.' — Emerson: 'Der größte Genius hat die meisten Schulden. Was ist ein großer Mann anders als eine große Anziehungskraft, die sich alle Künste und Wissenschaften zu assimilieren vermag? Er kann nichts entbehren. Daher zeihen ihn seine Zeitgenossen des Plagiats. Aber ein Erfinder ist nichts anderes als ein Mensch, der weiß, wie er zu borgen hat.' — Hermann Bahr: 'Nehmen wir dem Künstler das Recht, das Schöne darzustellen, wie er es fühlt, unbekümmert, ob es schon einmal dargestellt worden ist oder nicht ... und lassen wir bloß das gelten, was noch nicht dagewesen ist, dann machen wir allen Extravaganzen die Tür auf, und der größte Narr wird uns der liebste Autor sein.' — Goethe: 'Selbst das größte Genie würde nicht weit kommen, wenn es alles seinem eigenen Inneren verdanken wollte.'

Stranik weist in seiner Abhandlung, die zum erstenmal den Begriff 'Plagiat' scharf logisch umreißt, darauf hin, daß immer Künstler durch die Erzeugnisse anderer inspiriert worden sind.

An diesem Maßstabe gemessen, fallen die Plagiatanschuldigungen gegen Hauff sofort in sich zusammen. Sie entstammen ja auch einer Zeit, die Quellenforschung in erster Linie materia-

Digitized by Google

listisch-formalistisch auszuwerten gewohnt war. Hauff hat sich den wohlerzogenen Affenmenschen E. T. A. Hoffmanns nicht 'ungeniert angeeignet'. Zwischen Hauffs Quelle und ihrer Verwertung ist die geforderte 'innere Beziehung' vorhanden. Die Affenmode (Jocko!) verwirrte die Köpfe. So benutzte Hauff den 'wohlerzogenen Affenmenschen' zu einer glänzenden Satire auf Affenmode und deutsche Nachahmungssucht ausländischen Vorbildern gegenüber. Daher auch die Umwandlung des Titels aus 'Der Affe als Mensch' in 'Der junge Engländer'. Alles an Idee und dichterischer Bearbeitung ist hier Hauff; stofflich übernommen ist nur eine winzige Teilvorlage.

In der 'Sängerin' hat Hauff ein steckengebliebenes Claurensches Motiv aufgegriffen und zu Ende geführt. Er hat also einem überlieferten Stoff die vollendete Form gegeben. Dasselbe gilt von der 'Bettlerin', wo die Übereinstimmungen mit Reinbeck und Contessa zuerst verblüffen. Aber wer würde behaupten, daß der Stoff bei diesen beiden Skribenten bereits künstlerische Prägung besaß? Was bei den Vorbildern Episode ist, wird bei Hauff zur Ursache für das innere Wachsen der Heldin. Damit sind die 'wortwörtlichen Anklänge' ohne weiteres entschuldigt. — Eine kritische Durchsicht der im Kapitel 'Quellen und Einflüsse' aufgezeigten Beziehungen wird in jedem einzelnen Falle die Unhaltbarkeit des Plagiatvorwurfs nachweisen. An dieser Stelle jeden einzelnen Zusammenhang daraufhin zu untersuchen, würde zu weit führen.

Eins ist allerdings nicht in Abrede zu stellen: Hauffs Phantasie benutzte bei der Wahl der Gesamtmotive und oft auch von Einzelepisoden Stützen aller Art. Dies wird namentlich augenscheinlich, wenn man diejenigen Werke betrachtet, die noch Max Drescher in seiner Hauff-Ausgabe 1908 als typisch selbständige Erzeugnisse von Hauffs Phantasie ansah, nämlich 'Märchen als Almanach', die erste Märchensammlung und die 'Phantasien im Bremer Ratskeller'. Auch wo der Dichter unmittelbar Erlebtes schildert, wie in den Universitätskapiteln der Satansmemoiren, kommt ihm unwillkürlich Angelesenes dazwischen und verschmilzt mit dem Erlebten zu einem Ganzen. Es ist, wie ich schon im 1. Kapitel der vorliegenden Arbeit sagte, so, daß Hauff in seine weitausladende Vorstellungswelt alles, was er erlebte und las, hineinzog, Erlebtes und Erlesenes verschmolz und zu einem Stück des eigenen Ich machte. In seinem phänomenalen Gedächtnis hatte der Dichter einen ungeheuren Vorrat aufgespeichert, der in seiner Phantasie zu Eigenem geworden war. Nur bei dieser Auffassung glaube ich, kann man dem 'Typ' Hauff gerecht werden.

Das Anlehnungsbedürfnis und die Stützenbenutzung der

Digitized by Google

Hauffschen Phantasie macht es auch erklärlich, weshalb ihm der historische Roman und die historische Novelle so besonders lagen. Da lag bereits ein Stoff vor, auf den er sich stützen, an den er sich anlehnen konnte. Dann aber setzt eine ausmalende Phantasie ein, die durch ihre seherhafte Deutlichkeit immer wieder verblüfft und zur Bewunderung fortreißt. Die plastische Gestaltungsfähigkeit Hauffs in bezug auf Figuren und Einzelsituationen ist unbestreitbar groß und künstlerisch. Das gilt schon für seine Novellen — abgesehen allerdings von den weiblichen Figuren. Zu voller Höhe entwickelt sich diese Kunst der Phantasie dann in den Märchen (die Eltern des Zwerg Nase, die Schilderung ihres häuslichen Glücks; der kleine Muck; der Kalif (Storch) und sein Wesir in der Verwandlungsszene u. a. m.) und hält sich auf gleicher Höhe im 'Lichtenstein' und in den 'Phantasien'.

Bezeichnend für Hauffs Phantasieveranlagung ist auch, daß seine Landschaftsphantasien fast immer Beziehungen zur Geschichte suchen. Lichtenstein und Nebelhöhle, Burg Guttenberg und Hohentübingen, Blaubeuren und Stuttgart erwecken in erster Linie in ihm historisch angelehnte Phantasien. Die liebliche Phantasiebelebung des schwäbischen Wunders, des dicht hinter der Blaubeurer Schulmauer gelegenen kobaltblauen 'Blautopfs', der seinem Landsmann Mörike die bekannte Perle ursprünglichster Märchenphantasie entlockte, lag ihm nicht. An keiner Stelle seiner Werke erwähnt er dies Landschaftsjuwel auch nur mit einem Worte! — Und als Gegenstück dazu die Phantasiebelebung des Bremer Ratskellers und seiner Faßfiguren — auch wieder mit starken historischen Anlehnungen!

Überblicken wir zusammenfassend noch einmal Hauffs Wirken, so können wir sagen, daß Hauffs dichterische Begabung sich nicht in der Wahl der Stoffe und in großzügiger Phantasie, sondern in der Art der Bearbeitung und der Phantasietätigkeit im kleinen, der liebe- und humorvollen Vertiefung äußert. — In den ersten Novellen auch stilistisch und technisch noch stark im Banne Claurens, Tiecks, E. T. A. Hoffmanns, erreicht er im 'Bild des Kaisers' Kraft, Anschaulichkeit, Einfachheit, folgerichtigen Aufbau und geschickte Schürzung des Knotens.

Feinnerviges Einfühlen in Landschaft und Menschen der schwäbischen Heimat geben im Verein mit edlem Sprachschliff der Meisternovelle Schmelz und Feuer. Einfache und kräftige physiognomische und mimische Beschreibungen zeigen die schließliche Loslösung des Dichters von den früheren Vorbildern. Durch Hineinbringen eines geschickt gewandeten psychologischen Moments wird die Erzählung zur Vorgängerin der modernen Gesellschaftsnovelle. Im Märchen hat er Tiecks Forderung (Einleitung zum Phantasus), 'Märchen ohne Hamiltons Spöttereien,

Digitized by Google

ohne französische Feerie und ohne die Späßchen des Musäus' zu schreiben, erfüllt. Tieck verlangt freilich frei erfundene Märchen. Daß Hauff seine Märchenstoffe nicht völlig frei erfunden hat, haben die vorstehenden Ausführungen dargelegt. Aber im übrigen zeigt sich Hauff als bewußter Überwinder des französischen Feenmärchens und der Darstellungsweise des Musäus. Das rationalistische Jahrhundert hatte nur das Feenmärchen mit seiner verstandesmäßigen Veräußerlichung gelten lassen. Wieland hatte ihm elegante Form und launigen Ton gegeben. Musäus hatte bei aller Neigung zu wirklich volksmäßig-märchenhaften Stoffen die philiströse Scheu seiner Zeit vor geheimnisvollen Abgründen nicht überwinden können. Für ihn war die Phantasie eine 'untere Seelenfähigkeit', die durch den Verstand überwacht werden mußte. Daher dämpft er die frische Natur seiner Stoffe durch Satire, Anspielungen und Geistreichelei[1]. Überall klingt bei ihm durch: 'Denkt nur ja nicht, daß ich an solchen Unsinn glaube!' So hat es vor Hauff ein volksmäßiges und volkstümliches Kunstmärchen nicht gegeben. Hauff hatte an den Spieß- und Cramerschen Erzeugnissen erkannt, auf welche Abwege die gemißhandelte Phantasie geraten konnte. Sein Verdienst ist es, der Phantasie wieder ihr ureigenstes Reich zugewiesen zu haben. Er ging vom verderbten Feenmärchen des 18. Jahrhunderts aus, aber er nahm ihm seine moralisierenden und satirischen Tendenzen und gab ihm naive Einfachheit, straffen Aufbau, einsträngige Handlung, höchste Anschaulichkeit und edelste, dabei schlichte, klare und einfache Sprache. Feinfühlig schälte er bei der Wahl seiner Quellen den volkstümlichen Kern heraus, und hat so, ohne theoretisches Bewußtsein seiner Sendung, das Kunstmärchen künstlerisch volksmäßigen Stils geschaffen. Und vor allem: er erzählt seine Märchen gläubig.

Der ältere historische Roman (Haller, Meißner, Feßler, Schlenkert) war politischer oder moralisierender Tendenzroman. Die Ritter- und Geisterromane verwandten Geschichte nur als Hintergrund genialisch sein sollender Heldentaten. Sprunghafte Erzählung, häufiger Ortswechsel, Vernachlässigung der Charakterzeichnung kennzeichnen sie. Die bedeutenderen Verfasser historischer Romane (Fouqué, Arnim, Tieck) versuchten eigene Wege zu wandeln und die Schwächen ihrer Vorgänger zu vermeiden. Aber der große Zug wird in den deutschen historischen Roman doch erst durch Hauffs vollabsichtlich übernommene Scott-Manier hineingebracht. Und auch auf diesem Gebiete zeigt Hauff, daß er trotz aller Stoff- und Stilentlehnungen seinem Vorbild ebenbürtig, wenn nicht überlegen ist. Geballte Exposition,

[1] Albert Köster: 'Die deutsche Literatur der Aufklärungszeit' (1925), S. 203 u. 221.

Digitized by Google

summarische Zeichnung des Zeithintergrundes, phantasievolle Ausmalung packender Szenen bei Festhalten der historischen Überlieferung, unauffällige Vermischung von Geschichte, freier Erfindung und eigenen seelischen Erlebnissen, geschickte Gruppierung der Situationen um den Kern der Sturmfeder-Lichtenstein-Handlung, Vermeidung alles Langatmigen und Unfrischen, freies Walten jugendfroher Phantasie im Ausmalen von Details und Einzelsituationen — das sind Züge, die Hauff als selbständigen Künstler zum mindesten neben Scott stellen.

Nach dem Gesagten ist unzweifelhaft, daß Hauffs früher Tod eine fortlaufend aufsteigende Entwicklung abgeschnitten hat. Ob freilich der Zauber seiner 'göttlichen Jugend', seines fortreißenden Temperaments, seiner naturwüchsigen Frische und sprudelnden Laune ausgereicht hätte zu dem ganz großen Wurf, zur Schilderung einer großen Leidenschaft, das wagt auch die vorliegende Untersuchung nicht zu entscheiden.

5. Das 'Mann-im-Mond'-Problem.

Schon sehr bald nach Erscheinen des 'Mann im Mond' regten sich Stimmen, die Wilhelm Hauff seinen Schritt verübelten, an der Absicht der Parodie zweifelten oder dem Dichter sogar gewinnsüchtige oder unlautere Beweggründe unterschoben. So befindet sich im Archiv der Burschenschaft 'Germania' zu Tübingen ein noch ungedruckter Brief eines Bundesbruders Hauffs, aus dem hervorgeht, daß man im Kreise der Freunde dem Dichter den ganzen Handel mit Clauren stark verübelte[1]. — Im 'Bemerker' zu Nr. 6 des 'Gesellschafters' vom 7. März 1827 nennt Karl Friedrich Niedmann den Roman eine Buchhändlerspekulation[2]. — Am 13. Juni 1827 schreibt Therese Huber von Augsburg aus an Usteri: 'Das Morgenblatt redigiert ein Herr Hauff, der durch den "Mann im Mond" ein so unverdientes Aufsehen macht. Wahrscheinlich dachte er nicht daran, den Clauren zu imitieren, sondern er ahmte ihm nach; später ergriff er oder riet ihm sein Verleger Frankh den Schluß, wodurch es eine Parodie wird, hinzuzusetzen.' Es folgen einige bissige Bemerkungen über die 'Satanspapiere' ('freche oder matte persönliche Satiren') und über Hauff selbst ('ein verdorbener Kandidat, der keine Bildung hat, keine neue Sprache und Literatur kennt'), dem Therese Huber jede Befähigung zum Schriftleiter des 'Morgenblattes' abspricht[3]. — In der Einleitung zur ersten Gesamtausgabe von Hauffs Werken sagt Gustav Schwab: '... was vielleicht ursprüng-

[1] F. Zinkernagel: 'Wilhelm Hauff' in 'Der Wächter' VII, 4, München 1924, S. 108, Fußnote.

[2] Drescher: 'Hauffs Werke', S. 13.

[3] Geiger: 'Therese Huber', Stuttgart 1901, S. 321.

Digitized by Google

lich ein Originalroman hatte werden wollen, wurde eine Karikatur der bekannten Manier von H. Clauren und erschien in dieser Gestalt.'

Dann behauptete 1832 Wolfgang Menzel Gutzkow gegenüber und 1836 in seiner 'Deutschen Literatur', Hauff habe mit einer Nachahmung Claurens begonnen und auf seinen, Menzels, Rat das Werk in eine Persiflage Claurens umgewandelt[1].

Die Stimmung unter den Tübinger Burschenschaftern ist erklärlich. Einen Bundesbruder in eine vor dem 'Kriminal-Senat' verhandelte Fälschungsaffäre verwickelt zu sehen, mußte den 'Ehre' als ersten Wahlspruch führenden Jünglingen gegen das Honorigkeitsgefühl gehen. Sie mochten ehrenrührige Anwürfe gegen ihren Bundesbruder voraussehen. Diese erfolgen denn auch prompt. Niedmann sowohl wie Therese Huber bezweifeln die moralische Absicht Hauffs und setzen an ihre Stelle Geschäftsgeist und Gewinnsucht. Den Beweis bleiben beide schuldig. Der klatsch- und zanksüchtigen Frau merkt man den Ärger über den 'verdorbenen Kandidaten' an, der es gewagt hatte, sich auf denselben Redaktionsstuhl zu setzen, den sie, die sprachbewanderte Göttinger Professorentochter, 1816 selbst innegehabt hatte. Daß sie die Persiflage nur in dem Schluß des Romans erblickt, zeugt von geringer Einsicht. — Schwab nimmt, ebenso wie Th. Huber, die Existenz einer Urfassung ohne persiflierenden Charakter an, und Menzel behauptet, diese Urfassung gesehen und ihr durch sein Machtwort erst den parodistischen Geist eingeflößt zu haben.

Auf diesen früh aufgetauchten Zweifeln erwuchs das 'Mann-im-Mond'-Problem. Wenn wir kleinere Meinungsverschiedenheiten außer acht lassen, ergeben sich bei den Biographen und Beurteilern Hauffs drei Hauptansichten bezüglich dieses Problems:

1. Hauff hat, wie er es in der Kontroverspredigt selbst versichert, den Roman von Anfang an als Persiflage auf Clauren beabsichtigt und ihn demgemäß durchgeführt (Klaiber).

2. Hauff hat einen Originalroman als Nachahmung Claurens beabsichtigt und begonnen, ist aber im Verlauf der Arbeit zur Persiflage übergegangen. (Niedmann, Therese Huber, Schwab — mit leichten Abweichungen: Mendheim, Flaischlen, Drescher.)

3. Hauff hat den Roman zuerst als Originalwerk vollendet und ihn erst nachträglich zu einer Persiflage Claurens umgewandelt. Es ist also eine doppelte Bearbeitung anzunehmen. (Menzel, Koch, Hofmann.)

[1] Menzel ist unbeschreibliche Selbstgefälligkeit, Vorliebe für klatschhafte Anekdoten, Flüchtigkeit in seinen Angaben nachgewiesen (Richard M. Meyer: Gestalten und Probleme, Berlin 1905, S. 179).

Digitized by Google

Die dritte Ansicht ist mit besonderem Eifer von Koch in 'Euphorion' IV (1897), S. 804 ff. verfochten worden. Wenn Koch sagt, für viele Stellen des 'Mann im Monde' lasse sich ihre nachträgliche Einschiebung unumstößlich erweisen, so bleibt er diesen 'unumstößlichen' Beweis schuldig, ebenso den für die Existenz einer 'ursprünglichen, ernst gemeinten Fassung'.

Jetzt wird das Dunkel, das bisher über der Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des 'Mann im Monde' lag, durch eine äußerst wertvolle Veröffentlichung im 31. Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schillervereins zu Marbach erhellt. Schon Hauffs Freund Moritz Pfaff hatte erzählt, daß Hauff seinen Freunden in Tübingen den Anfang einer Novelle vorgelesen habe, den diese später zu ihrer Überraschung in dem Kapitel 'Die Kirche' des 'Mann im Monde' wiedergefunden hätten. Julius Klaiber hatte 1878 in 'Nord und Süd', S. 229, die erste Seite dieses Novellenanfangs veröffentlicht. Der Rechenschaftsbericht druckt nun nicht nur das bisher unbekannte 8 Seiten lange ganze Manuskript dieses Novellenentwurfs (S. 155 ff.), sondern auch eine kurze Skizze ab, die als allererster Entwurf zum 'Mann im Mond' angesehen werden muß.

Aus diesen Entwürfen läßt sich nun ganz einwandfrei folgendes feststellen: Hauff hatte schon in Tübingen die Grundidee zu einer romantischen Novelle gefaßt. Handlung: Der Held tötet seinen besten Freund im Duell. Er verfällt jede Nacht zwischen 12 und 1 Uhr in Wahnsinn und glaubt sich von dem Geiste des Getöteten verfolgt. Nur in der Kirche findet er zu dieser Zeit Frieden. Durch die Liebe eines reinen Mädchens wird er von seinem Wahnsinn geheilt und findet Ruhe.

Diesen Stoff begann Hauff ebenfalls schon in der Tübinger Zeit auszuarbeiten. Zwei Kapitel: 'Der Ball' und 'Die Kirche' führen die Heldin und den Helden ein. Diese beiden Kapitel sind im Roman zu fünf Kapiteln umgestaltet worden, nämlich: 1. Der Ball, 2. Ida, 3. Schöne Augen, 4. Der Fremde, 5. Die Kirche.

Ein Vergleich des Novellenfragments mit dem Roman ergibt nun folgendes:

Abgesehen von einigen belanglosen Änderungen, etwa 20 Zusatzzeilen und einem um drei Abschnitte verlängerten, aber nicht handlungsändernden Schluß ist das Kapitel 'Die Kirche' wörtlich in den Roman übernommen. 'Der Ball' dagegen ist auf vier Kapitel auseinandergezogen. Es ist also bezeichnend, daß gerade das für eine Clauren-Persiflage günstige Moment so breitgetreten wurde. Auch im Novellenfragment ist ja Claurenscher Einfluß in der Zeichnung der Heldin und des Milieus unverkennbar, genau wie in der 'Sängerin' und im 'Othello'. Aber erst die Ver-

Digitized by Google

breiterung im Roman zeigt eine gehäufte und gewollte Verwendung Claurenscher Eigenheiten und Stilmittel. Da hat sich der Landadel in die Stadt gezogen, Kranke und Gesunde sind aus den Bädern zurückgekehrt, denn das Neueste an Haarputz und Kleidern wird zur Schau gestellt. Da schnurrt eine halbe Stunde lang das Bebbern und Wispern der rastlos gehenden Mäulchen betäubend durch den Saal. Ida, die Heldin, die im Novellenfragment ungewollt Claurensche Züge trägt, wird hier mit breitestem Claurenpinsel ausgemalt: Rundung, zarte Fülle, Augen wie Feuerrädchen, Götterkind, Ausbund von Liebenswürdigkeit, Haare nach allerfunkelnagelneuestem Geschmack, schlanker Hals, handbreite Brüsseler Kanten usw. usw. Es fehlen nicht die bei Clauren so beliebten mythologischen Anspielungen: Idas italienische Astern und Rosen scheinen eben erst aus den Gärten der Hesperiden gepflückt. Es erscheinen die bei Clauren allein gesellschaftsfähigen Assessoren, Leutnants, Sekretäre, jungen Kaufherren, Jagdjunker. Die Knallseufzer der Jünglinge mit den gebrochenen Herzen, Mamsell Neunmalklug und Übergescheid, Fräulein Stahlherz mit den frischen Purpurlippen, das Wunderkind und Pfiffköpfchen mit dem Kometenschweif von Verehrern, Martiniz mit den langen, schwarzen Wimpern und dem glühendschwarzen sinnigen Auge, die zuwideren jungen Herren mit den durch Lorgnetten und Brillen verdorbenen Augen, Schneehügel und Erzgeneralkokette — alles dies und noch viel mehr: bewußte Claurenverspottung.

Und diese bewußte Übertreibung Claurenscher Eigenheiten ist konsequent durch den ganzen Roman festgehalten. Eine Aufzählung von Einzelheiten verbietet der Umfang dieser Abhandlung; sie wäre Aufgabe einer Dissertation. Nur auf einen Punkt sei hingewiesen: auf die Verwendung der bei Clauren so unendlich albern wirkenden -chen-Diminutive, die Hauff als Oberdeutschen besonders aufstoßen mußten. Hauff verwendet sie durch den ganzen Roman bewußt persiflierend. Ich greife aus den verschiedensten Kapiteln Beispiele heraus: Idchen, Gold-Idchen, Bernerchen, Hofrätchen, Trotzköpfchen, Absätzchen, Füßchen, Frauchen, Gräfchen, Söhnchen, Goldpoläckchen, Walzerchen, Kotillönchen, Stärchen, Hähnchen, Unterröckchen, Strümpfchen, Bettchen, Silbchen usw. usw.

Ich gelange zu folgendem Schluß: Hauff hat in der Tübinger Zeit den Stoff zum 'Mann im Mond' konzipiert und ihn als Novelle auszuarbeiten begonnen. Unbewußt hat er dabei — genau wie in seinen anderen Anfangsnovellen — unter Claurenschem Einfluß gestanden. Die Weiterarbeit an der Novelle unterblieb dann zugunsten anderer Werke. Als dem Dichter der Gedanke kam, Clauren zu bekämpfen — ob auf Menzels Anregung oder

Digitized by Google

nicht, sei dahingestellt —, arbeitete er die beiden Novellenkapitel in einen aus einem Guß und in einem Zuge gefertigten Roman hinein.

6. Hauff-Bibliographie.

Alles bis etwa 1910 über Hauff Erschienene ist verzeichnet bei Karl Goedecke, 'Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung', 2. neubearbeitete Auflage (Edmund Goetze), 9. Band, 8. Buch, 2. Abteil., S. 188 ff., Dresden, Ehlermann, 1910.

In folgendem wird versucht, eine möglichst lückenlose Zusammenstellung alles dessen zu geben, was bei Goedecke noch nicht verzeichnet ist, d. h. der Veröffentlichungen nach 1910.

1. Ausgaben der Werke.

Es werden nur diejenigen Ausgaben vermerkt, die über einen bloßen Abdruck der Schwabschen Ausgabe von 1830/31 hinausgehen, d. h. Ausgaben mit Vorwort, literargeschichtlicher Einleitung, ferner Prachtausgaben, illustrierte Ausgaben usw. Die hier nicht aufgeführten Ausgaben (Textabdrücke) sind zu ersehen aus: Deutsches Bücherverzeichnis. Hrsg. vom Börsenverein deutscher Buchhändler (bis 1925). Seither: Halbjahrsverzeichnis, desgl.

a) Gesamtausgaben.

Wilhelm Hauffs Werke. Mit biographischer Einleitung von Alfred Weile. Berlin, A. Weichert, 1911.

Sämtliche Werke in 6 Teilen. Mit Einleitungen und Anmerkungen hrsg. von Rud. Krauß. Leipzig, Hesse u. Becker Verlag, 1912 (u. 1921?). — Enthält den Nachlaß. Der Herausgeber ist verschiedentlich als Hauff-Forscher hervorgetreten und gibt in der Einleitung eine Zusammenfassung seiner Forschungen.

Ausgewählte Werke. 2 Bände. Berlin, Mitteldeutsche Verlagsanstalt, Lehmann u. Fink, 1922. — Ohne den Nachlaß!

Sämtliche Werke, mit einer Einführung von Karl Georg von Maaßen, 5 Bände. München-Berlin, Gebr. Paetel, 1923 (Rösl-Klassiker). — Ohne den Nachlaß!

Gesammelte Werke, hrsg. von Alexander von Gleichen-Rußwurm. Berlin, Deutsche Bibliothek, 1924 (Klassiker der Deutschen Bibliothek). — Ohne den Nachlaß! — Im Vorwort 'W. Hauff und die Gegenwart' spricht der Herausgeber S. 6 von dem Baron von Heigel (Hügel), S. 7 von Hauffs Reise nach dem Paris Louis Philipps und seiner Beobachtung über den faulen Kern des Bürgerkönigtums. (1826! Karl X., Bourbonen!) — Ein Urteil über den wissenschaftlichen Wert dieser Ausgabe erübrigt sich.

Gesammelte Werke, eingeleitet von A. Schulze. 4 Bände. Leipzig, F. W. Hendel Verlag, 1925. — Vergriffen!

W. Hauffs Werke. Neue Ausgabe in 4 Bänden, hrsg. von Otto Heuschele. Karlsruhe, C. F. Müller, 1925. — Preis Leinen 16 M., Halbleder 28 M., Halbpergament 34 M.

Diese neueste Ausgabe enthält nicht den 'Mann im Monde', nicht die Skizzen, nicht den Nachlaß. Sie ist daher für wissenschaftliche Zwecke nicht verwendbar. Den Herausgeber hat anscheinend der Wunsch geleitet, eine gut ausgestattete Ausgabe fürs deutsche Haus zu liefern. Die Ausstattung ist gediegen und geschmackvoll. Das Vorwort des Herausgebers bringt nichts wesentlich Neues, findet aber für die literarische Würdigung des Dichters kluge Worte.

Eine Jubiläumsausgabe (1927) plante die Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Neckarstraße. Als Herausgeber wurde Martin Lang genannt. Die Ausgabe ist jedoch bisher nicht erschienen.

Digitized by Google

Von den bisher erschienenen Ausgaben sind für wissenschaftliche Zwecke verwendbar die von Drescher (1908), Hofmann und Krauß. Jedoch auch sie entsprechen nicht mehr dem gegenwärtigen Stande der Hauff-Forschung. Eine die bisherigen Forschungen restlos verwertende Neuausgabe ist ein dringendes Erfordernis!

b) Einzelwerke.

Die Bettlerin vom Pont des Arts. Mit 10 Originalradierungen auf Tafeln von Karl Rabus. Hrsg. von Anton Putz zu Adlersthurn. Grünwald bei München, Hesperos-Verlag, 1921. — Vergriffen!

Das Bild des Kaisers. Mit Vorwort von Paul Busson. Wien, Steyrermühl, 1924. (Tagblatt-Bibliothek Nr. 114/115.)

Vier Erzählungen. Nachwort von Paul Alfred Merbach. Berlin, W. J. Mörlins, 1924. (Das Wunderhorn, Stück 25/26.)

Die schönsten Erzählungen von W. Hauff. Ausgewählt und eingeleitet von Walter von Molo. München, A. Langen, 1921.

Wilhelm Hauff: Märchen. Buchschmuck von R. Weise. 6. Aufl. Union VI, 1915.

Desgl. Bilder und Buchschmuck von H. Stockmann (Kleinodien der Weltliteratur, 14. Buch). München, Georg W. Dietrich, 1919. — Besprechung: Zeitschr. f. Bücherfreunde, Neue Folge XI, Beilage, S. 42.

Desgl. Insel-Verlag 1911. Bütten.

Desgl. Für die Jugend hrsg. von Ernst Schreck. Mit farbigen Tafeln u. eingedr. schwarzen Bildern von Paul Hey. Leipzig, Abel u. Müller, 1921.

Desgl. Märchen-Almanach auf das Jahr 1826. Mit eingedr. Ursteindrucken von Franz Kolbrand geschmückt. München, H. v. Weber, 1922 (Dreiangeldruck 15).

Die Karawane. Mit eingedr. Holzschnitten von Bertall (d. i. Charles Albert d'Arnaux, nach der Pariser Ausgabe von 1855). München, G. Hirths Verlag Nachf., 1922.

Desgl. Mit eingedr., zum Teil farbigen lithographischen Tuschzeichnungen von Kinderhand (Hans-Ulrich Günther). Nachwort von Lily Schwenger-Kords, Freiburg i. B. Stuttgart-Untertürkheim, E. Günther, 1923.

Wilhelm Hauff: Drei Märchen (Kalif Storch, Zwerg Nase, Das kalte Herz). Mit 16 Orig.-Lithographien und Buchschmuck von Fritzi Löw. Wien, Anton Schroll u. Co., 1919. — Bresprechung: Zeitschr. f. Bücherfreunde, Neue Folge XI, Beilage, S. 42. — Jahrbuch deutscher Bibliophilen, 7. Jahrg., S. 95 (1920).

Die Geschichte vom kleinen Muck. Mit eingedr. farbigen Bildern von Franz Wacik. Mainz, J. Scholz, 1921 (Scholz' Künstlerbilderbücher).

Desgl. Illustriert von P. Kammüller. Basel, Vereinigung zur Verbreitung guter Schriften, 1922.

Desgl. Kalif Storch. Mit Zeichnungen von Karl Walser. Berlin, Bruno Cassirer, 1920. (Das Märchenbuch, 8. Buch.) — Besprechung Zeitschr. f. Bücherfreunde, Neue Folge 13, Jahrg. 1, Beibl., S. 56.

Die Geschichte vom Kalif Storch. — Die Geschichte vom kleinen Muck. 2 Märchen. Bilder u. Umschlag von Paul Walter Stix. Wien, Sesam-Verlag, 1921.

Das kalte Herz. Mit Zeichnungen von Karl Rössing. München 1920. Berlin, Wertbuchhandel.

Desgl. Mit Einleitung v. Max Kornicelius. Wiesbadener Volksbücher Nr. 195 (1921).

Desgl. Mit 3 Bildern von G. Graßmann. Regensburg, Pustet, Der weiße Ritter Verlag, 1921. (Der lichte Steg, Band 8.)

Desgl. Mit eingedruckten Scherenschnitten von Alfred Thomas. Breslau, F. Hirt, 1924.

Digitized by Google

Desgl. Mit Zeichnungen von Karl Walser. Berlin, Bruno Cassirer.

Das Gespensterschiff. Mit eingedr. Bildern von U. Hallerstede. Darmstadt (Residenzschloß), Gesellsch. Hessischer Bücherfreunde, 1923. — 100 num. Exempl. nur für Mitglieder.

Der junge Engländer — Die Höhle von Steenfoll — Die Sage vom Hirschgulden. Den Bildschmuck zeichnete Wilh. Schnarrenberger. Regensburg, Potsdam, Der weiße Ritter Verlag, 1922. (Der lichte Steg, Band 15.)

Vom Hirschgulden. Mit 8 farb. Orig.-Lithographien von Julius Kaufmann. Leipzig, J. Singer, 1925.

Phantasien vom Bremer Ratskeller. Mit 9 Lithographien. Buchschmuck und Einband von Georg Poppe. Frankfurt a. M., Frankfurter Verlagsanstalt A.-G., 1921. — Besprechung: Zeitschr. f. Bücherfreunde, Neue Folge, 13. Jahrg. (1921), I, Lit. 267.

Desgl. Jubiläumsausgabe, illustriert von Dannemann. (Verlag ?)

Der Mann im Mond. Mit Ursteindrucken von Hans Bohn. Hans v. Weber Verlag, München 1928.

Die Memoiren des Satan. Mit Urzinkzeichnungen von Königer. Ebenda 1928.

Lichtenstein. Romantische Sage. Mit 42 eingedr. Bildern von Dora Brandenburg-Polster. Leipzig, J. Singer, 1925.

c) Ausgaben in Esperanto und anderen Kunstsprachen.

La Kantistino, Libere tradukita en la lingno internaciona Ido da Albert Noetzli. Lüßlingen, Ido Weltsprache-Verlag, 1913.

La Kantistino (Die Sängerin). Novelo. El la germana orig. trad. Eugen Wüster. Berlin, Esperanto-Verlag Ellersiek u. Borel, 1921. (Nova Esper. Biblioteko Nr. 8.)

La Almozulino de la 'Pont des Arts'. El la germana lingvo tratukis K. Brüggemann. Dresden, F. Ader, 1923. (Universala Biblioteko Nr. 4.)

d) Ausgaben in stenographischer Schrift.

Kalif Storch und Der kleine Muck. Magdeburg, F. Stark, 1924.

Desgl. Stenographische Hausbücherei, Bd. 8. Göttingen, Deutscher Kurzschrift-Verlag, 1922, 23, 24. (Gabelsberger!)

Das Gespensterschiff. Desgl., Bd. 9.

Die Höhle von Steenfoll. Magdeburg, F. Stark, 1925.

e) Fremdsprachliche Ausgaben.

Lichtenstein. Edited by J. P. King. New York, Holt, XXXV, 1910.

2. Nachdichtungen, Weiterdichtungen, Hauff-Roman usw.

W. Hauff der Jüngere: Das Reich der Freude, eine moderne Geschichte. München, A. Schupp, 1901.

W. E. F. Köhler-Godinow: Bianca. Ein Spiel frei nach Hauff. Leipzig-Gohlis, Volger, 1910.

Hauff: Saids Schicksale, ein Puppenspiel (K. Oehlmann). Das Puppentheater, Heft 36. Leipzig 1925.

Frieda von Oppeln-Bronikowski: 'Wen die Götter lieben ...' Berlin, Gebrüder Paetel, 1927.

Emil Hadina: 'Götterliebling'. Eine Hauff-Novelle. Leipzig, L. Staakmann-Verlag, 1927.

3. Allgemeines über den Dichter und seine Familie usw.

H. Hofmann: Stammbuchblätter von Wilhelm Hauff. Burschenschaftliche Blätter 1903, 171, S. 4—6.

Digitized by Google

O. Günther: Ein Konfirmationswunsch von Wilh. Hauff. Schwäb. Chronik 1903, Nr. 208.

Ein Stammbuchblatt von W. Hauff. Stuttgart, Neues Tagblatt, 27. 5. 1903.

Hauff, ein Landsmann Schillers. Schwäbischer Merkur, 2. 12. 1903.

Wilhelm Hauff, ein Urschwabe. Schwäbischer Merkur, 3. 8. 1903.

Hauffs Geburtshaus. Daheim 1903, 39. Beilage, Nr. 9.

O. Güntter: Der Hauff-Köllesche Nachlaß. 7. Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schillervereins in Marbach, 1903. (Nur für Mitglieder.)

R. Krauß: Hauff-Studien. Das literarische Echo, 1906, 8, S. 851—57.

Klara Klaiber-Bürklen: Wilhelm Hauff und seine Schwestern. Schwäbischer Merkur 1922, 373.

F. Zinkernagel: Wilhelm Hauff. Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutsch. Einheitsbewegung, Bd. VII. Heidelberg 1927. — Gleichlautend in 'Der Wächter' VII, 4, S. 156—161. München 1924.

F. Wippermann: Zu Wilhelm Hauffs 120. Geburtstag. Die Bücherwelt XIX, 11/12, 1922.

Arthur Friedrich Binz: Wilh. Hauff. Karlsruher Tageblatt, Lit. Beilage 200, 1925.

Otto Güntter: Briefe, Gedichte und Entwürfe von Wilhelm Hauff. 31. Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schillervereins in Marbach, 1927, S. 64—163. — Die wichtigste aller neueren Veröffentlichungen über Hauff! Enthält 24 Briefe von und an Hauff, 11 bisher nie oder nur bruchstückweise veröffentlichte Gedichte, Stammbucheintragungen, Zeichnungen, die ersten Entwürfe zum 'Bild des Kaisers' und zum 'Mann im Mond' usw. — Das hier herausgebrachte Material macht allein schon die Forderung nach einer zeitgemäßen Hauff-Ausgabe verständlich!

4. Hauff in Beziehung zu den Zeitgenossen.

R. Krauß: Das Morgenblatt (1807—65). Vossische Zeitung 1906, Beilage Nr. 52.

R. Krauß: Wilh. Hauff und die schwäbischen Dichter. Zeitung für Literatur, Hamburger Korrespondent 24, 1917.

Marie Schempp: Wilh. Hauff und die Romantik. Württembergische Zeitung 1922, 283.

Felix Hasselberg: Verschollene Stimmungsbilder aus Stuttgart von Wilhelm Hauff. Schwäbischer Merkur, Sonntagsbeilage 313, 1922.

Albert Becker: Hauff am Rhein. Mannheimer Geschichtsblätter 1927, S. 63.

5. Hauffs Lyrik.

Joh. Proelß: Hauffs Feuerreuterlied und Mörikes Feuerreiter. Burschenschaftliche Blätter XXIV, 1—3 (1910).

H. Landsberg: W. Hauff als Kriegsdichter. Vossische Zeitung 1915, Nr. 346.

Th. Schwabe: Zur Entstehungsgeschichte von Hauffs 'Morgenrot'. Süddeutsche Zeitung; Aus großer Zeit (1916).

6. Die Märchen.

The English Original of Hauff's 'The Cave of Steenfoll'. Athenaeum 1903, 3950.

Lukas Ihns: Zu Hauffs Märchen vom kleinen Muck. Programm, Kgl. Kaiser-Wilhelm-Gymnasium. Berlin 1913.

R. Gundel: Der Stoff zu Hauffs Geschichte vom kleinen Muck. Schwäbischer Merkur Nr. 344 vom 27. Juli 1926.

Janaki Arnaudoff: Wilhelm Hauffs Märchen und Novellen. Diss.

Digitized by Google

München 1915. Münchener Buchgewerbehaus Müller & Sohn. — Bringt wertvolles Neues zur Quellenfrage, bleibt betreffs der Auswertung aber im Formalistischen stecken. — Die Diss. ist in vorliegender Untersuchung mehrfach herangezogen.

A. Veltzé: Hauffs Märchen. Donauland, Illustr. Monatsschrift, 2. Jahrgang II, 1398. (1919.)

Johannes Kloße: Wilh. Hauffs Märchen in ihrem Verhältnis zum Volksmärchen. — Diss. Breslau 1923. Nur in wenigen Exemplaren in Maschinenschrift hergestellt. — Vorzügliche Arbeit, die eine Menge neues Material zur Quellenfrage herbeibringt und es feinfühlig für die Charakteristik und den Werdegang des Dichters verwertet. — Zu vorliegender Untersuchung stark herangezogen.

Hilde Schulhof (Prag): 'Wilhelm Hauffs Märchen'. Euphorion 29 (1928), S. 108.

Geistvolle Gesamtwürdigung der Märchen mit Verwertung der bisher erschienenen Untersuchungen.

7. Novellen (Jud Süß).

A. Mannheimer: Die Quellen zu Hauffs 'Jud Süß'. Diss. Gießen 1909.

8. Die Memoiren des Satan.

M. Krell: W. Hauffs Memoiren des Satan. Der Cicerone, 15. Jahrg. 186 (1923).

9. Der Mann im Mond.

Hauff: Der Mann im Mond. Der Cicerone, 15. Jahrg. 186 (1923).

10. Phantasien im Bremer Ratskeller.

Heinrich Seedorf: Hauffs Brief an Heinrich Smidt aus Bremen vom 26. 10. 1826. Betrifft kühles Verhalten der Josepha Stollberg zu Hauff (cf. Anfang der Phantasien!). Sonderheft der Zeitschr. 'Niedersachsen' 1920.

Wilhelm Hauff und der Bremer Ratskeller. Schwäb. Merkur 13. 2. 1920.

Heinrich Tidemann: Hauffs Besuch in Bremen. Abhandlungen und Vorträge der Bremer Wissenschaftlichen Gesellschaft. 2. Jahrgang, Reihe D, Heft 2. Schünemanns Verlag, Bremen 1928.

11. Lichtenstein.

C. D. Brenner: The Influence of Coopers 'The Spy' on Hauff's Lichtenstein. Modern Language Notes 30, Nr. 7 (1915).

12. Einflüsse.

Otto Plath in Berkeley, Californien USA.: Washington Irvings Einfluß auf Wilhelm Hauff. (Euphorion XX, 1913, S. 459 ff.)

R. Krauß: Wilh. Hauff und Zschokke. Besondere Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg Nr. 10 (20. 10. 1925), S. 223.

13. Hauff-Feiern.

Weihe der Gedenktafel für Wilhelm Hauff auf Schloß Guttenberg am Neckar. Stuttgarter Neues Tagblatt 23. Juli 1925. Auch a. a. O.

Emil Waldmann: Max Slevogts Ratskeller-Fresken. Hauff-Jubiläumsfeier im Bremer Ratskeller. Vossische Zeitung Nr. 162, Unterhaltungsblatt (14. Juli 1927). — Die gelegentlich des 100. Todestages (18. 11. 1927) erschienenen Artikel lassen sich noch nicht aufzählen. Soweit zu übersehen, sind sie lediglich referierenden Inhalts. — Abgeschlossen Oktober 1928.

Digitized by Google

Ungarische Freunde Bettina von Arnims.

Von Otto Mallon (Berlin-Karlshorst).

I.

Wie Bettina Franz von Liszt zur Ehrendoktorwürde verhelfen sollte.

Über die persönlichen Beziehungen zwischen Bettina von Arnim und Franz von Liszt haben wir seit 1911 in La Maras Buch 'Franz von Liszt und die Frauen' eine ausführliche Darstellung. Seither sind mehrere Briefe und verschollene Drucksachen zugänglich geworden, welche die dortigen Angaben und Urkunden ergänzen.

Es handelt sich um Liszts ersten Berliner Aufenthalt.

Die neun Wochen von Ende Dezember 1841 bis Anfang März 1842, welche Liszt als gefeierter Gast in Berlin verbrachte, bildeten den Höhepunkt seiner Virtuosenzeit. Seine 21, zum Teil für wohltätige Zwecke bestimmten Konzerte, gaben den Anlaß zu Festlichkeiten und Auszeichnungen, die alles ihm außerhalb seiner ungarischen Heimat Zuteilgewordene überstiegen. Ganz Berlin stand unter dem Eindruck seines hier bisher unbekannten Künstlertums. Der König, der Hof und die Gesellschaft besuchten seine Konzerte, und die gestrenge Kritik war sich in hoher Anerkennung einig. 'Liszt macht fortwährend das Entzücken der Stadt', notierte Varnhagen in seinen Tagebüchern am 27. Januar 1842, 'er verherrlichte diesen Winter hier und ist dessen schönster Glanz. Seine Uneigennützigkeit, seine heitere Bildung, sein wohlwollendes anmuthiges Wesen werben ihm den Beifall in nicht geringerem Maße als seine alles besiegende Meisterschaft. Sein Konzert in der Universität, bloß für Studenten, bloß für zehn Silbergroschen der Eintritt, hat ihm die Herzen nicht nur der jungen Leute gewonnen.'

Als nun Pläne zu mehreren Ehrungen Liszt in der Öffentlichkeit besprochen wurden (seine Ernennung zum Mitglied der Akademie der Künste, die Verleihung der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite u. a.), entstand in der Berliner Studentenschaft, der Liszt drei Konzerte gegeben hatte, die Absicht, ihn auf akademische Art zu ehren und ihm die Doktorwürde honoris causa zu verschaffen.

Zu den wenigen Familien, denen es gelang, Liszt dauernd in ihren geselligen Kreis zu ziehen, gehörte auch Bettina mit ihren Töchtern. Von Bettina wußte man, daß sie den Ruhm ihres Gastes allerorten zu mehren trachtete. Man kannte sie als angesehene Schriftstellerin; ihre guten Beziehungen zum König, der ihr schon in mancher Angelegenheit ihr Ohr geliehen hatte,

Digitized by Google

waren nicht verborgen geblieben. Sie hatte sich öfters hilfsbedürftiger Studenten angenommen und 1840 ihren Jugendbriefwechsel mit der 1806 durch eigene Hand geendeten Dichterin Karoline von Günderode in hymnischer Ansprache 'Den Studenten' gewidmet:

'Die ihr gleich goldenen Blumen auf zertretnem Feld wieder aufsprosset zuerst! In fröhlichen Zukunftsträumen der Muttererde huldigt, harrend voll heiligem Glauben, daß endlich eurer Ahnung Gebild vollende der Genius und Fesseln der Liebe euch umlege und großer Männer Unsterblichkeit in den Busen euch säe. Die ihr immer rege, von Geschlecht zu Geschlecht, in der Not wie in des Glückes Tagen auf Begeisterungspfaden schweift; in Germanias Hainen, auf ihren Ebnen und stolzen Bergen, am gemeinsamen Kelch heiligkühner Gedanken euch berauschend, die Brust erschließt und mit glühender Träne im Aug Bruderliebe schwört einander, euch schenk ich dieses Buch! Euch Irrenden, Suchenden! Die Ihr hinanjubelt den Parnassos, zu Kastalias Quell reichlich der aufbrausenden Flut zu schöpfen den Heroen der Zeit und auch den Schlafenden im schweigenden Tal, schweigend, feierlichen Ernstes die Schale ergießt! ...'

Mit einem Fackelzug hatten die Studenten damals Bettina ihren Dank dargebracht.

So konnte Bettina der Studentenschaft jetzt als eine geeignete Vermittlerin bei der Universität erscheinen.

Man wandte sich mit folgendem Briefe an sie:

Gnädige Frau!

Auf meine Veranlassung wurde in den vergangenen Tagen meinen Commilitonen ein seltenes Fest bereitet — Herr Liszt spielte in der Aula.

Wurde in Folge dessen dem gefeierten Manne, dessen seltene Liebenswürdigkeit näher kennen zu lernen mir das Glück wurde, unser Dank durch ein Ständchen und enthusiastisches Gaudeamus an den Tag gelegt, so sehen wir doch ein, wie schwach dieser Beweis unserer innigen Liebe, unserer tiefsten Verehrung. Ich hatte bei dem Ständchen das Glück, in Ihrer Nähe verweilen zu dürfen und Ihre tiefe Rührung zu bemerken. Hierauf gestützt, werden Sie, gnädige Frau, mir vielleicht verzeihen, Sie mit einer Bitte belästigt zu haben.

Ich bin nämlich eingekommen Herrn Liszt den Doctortitel zu ertheilen. Herr Geheimrath Krause versprach mir gütigst, Alles anzuwenden, um meine Hoffnungen zu realisiren.

Würden Sie nun, hochverehrteste Frau, Ihre gewichtige Fürsprache bei dem vielvermögenden Herrn von Savigny geltend machen, so glaube ich an dem günstigen Erfolge meines Planes, den ich bis jetzt natürlich Keinem mitgeteilt, nicht zweifeln zu dürfen,

Der Frau B. von Arnim — Mit vorzüglicher Hochachtung
Hochwohlgeboren — I. Hochwohlgeboren untertänigster
Linden. — Hellwitz Stud. med. Spandauerstraße I.

Wider Erwarten erregte dieser Vorschlag Bettinas Wohlgefallen nicht. Ihre Antwort lautete:

Ich bin verwundert, lieber Student, daß Sie sich in einer Angelegenheit an mich wenden, die meiner Begeisterung fürs Studentenvolk stracks zuwider läuft! Zum Doctor wollt Ihr den Liszt machen? — Wie Schade daß der Student einst Doctor werden muß, und so die heilige Sandale die in jugendlichen Lauf den Schmelz der Wiesenblumen niederbeugt, die ebenso

Digitized by Google

gesund unter seinem leichten Tritt sich wieder erheben, vertauschen muß mit dem staubigen Kothurn, der seine schwere Sohle selbstgefällig vor Eurem Ohr im Philistertackt anschlägt. Ein schlechter Auftackt für einen Musengeweihten! — Hätten Sie noch lieber an Liszt sich gewendet und ihn um seine Fürsprache ersucht, daß Ihr mich zum Doctor macht! — So würde ich mein Recht gebraucht haben und allen Philosophen zum Trotz Euch gratis ein Philosophenketzerisches Colleg gelesen haben. — Und ich glaube, wir hätten uns verstanden und ergötzt miteinander! — Aber nun dem geheiligten Lorberumsproßnen Tempelknaben des Apoll, dessen Haar geweiht ist vom Schweiß der Begeistrung, der in schauderndem Regen über die glühende Stirn ihm hinabrinnt und nieder über die zückenden Lippen hinab zur Brust, dessen Strahlenlocken noch nicht dem Scheermesser gewichen, sie glänzen an beiden Schläfen. Dem wollt Ihr den Doctorhut aufdrücken? — Wollt ihm die Toga umhängen? — Unter den Jünglingen ist er ein Jüngling — sein Ruhm sproßt mit goldnen Keimen hinaus über das dunkle Grün der Anerkenntniß und Würde. Ach die Muse! — sie schämt sich dieser Ehrenbekleidung, sie will ihren Knaben nicht das weiße Gewand abwerfen sehen und nur mit Verdruß würden sie jenes Sternes sanfte Helle vom Doctorhut verdunkelt sehen. Doch weil Ihr es wollt, so sag ichs dem Savigny, und der antwortet. Ich kann nichts dazu thun.

An
Herrn Studiosus Hellwitz
Hochwohlgeboren

Ihnen für Ihr Vertrauen Dankend
unterzeichnet Hochachtungsvoll
Bettina Arnim

Beide Briefe befinden sich auf der Handschriftenabteilung der Preußischen Staatsbibliothek, deren Leitung den Abdruck freundlich gestattet hat. Die orthographischen Eigentümlichkeiten wurden voll gewahrt.

Bettinas Vorliebe für die Akademiker erstreckte sich also nach ihrer Antwort an Hellwitz nur auf die Jugend, nicht auf die bemoosten Häupter und noch weniger auf die Herren Professoren. Dazu paßt der Tendenz nach, was sie gelegentlich zu einem ihrer studentischen Schützlinge äußerte: 'Sie haben wohl die Günderode gelesen? Ich habe sie gerade herausgegeben in der Zeit, wo die Studenten am meisten angegriffen wurden, überall, in Leipzig, Göttingen und sonstwo. Da haben sie mir nun von überall Briefe geschrieben; die Professoren haben gesagt, das Buch sei sehr schön, aber es sei nicht recht, daß ich es den Studenten gewidmet. Ich habe ihnen auch allen geantwortet und hab ihnen tüchtig die Meinung gesagt. So ein Student kommt mir vor wie ein Frühling, wie eine schöne Kirschblüte, aus der mit der Zeit eine schöne Kirsche werden kann; aber so ein Professor ist wie eine alte verdorrte, die auf dem Stiel sitzt...' (Wartburgstimmen 1904, III, S. 335.)

Ob Savigny — Bettinas Schwager, der berühmte Romanist, Professor und Justizminister — sich Hellwitzens annahm, ob er ihm überhaupt antwortete, ist nicht bekannt geworden. Rektor und Senat der Berliner Universität sprachen Liszt am 3. Februar 1842 unter Mitzeichnung des 'Königlichen außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten' ihren Dank aus 'für den großen Kunst-

Digitized by Google

genuß, den er der hier studierenden Jugend mit soviel Liebe und hingebender Teilnahme durch sein unvergleichliches Spiel gewährt habe, und für die edle Gesinnung, mit welcher er den Unterstützungsfonds der Universität so großmütig bereichert habe' (Mirus: Das Liszt-Museum zu Weimar, 1892, S. 34). Doch Ehrendoktor wurde Liszt in Berlin nicht. Die Verleihung dieser Würde blieb der Philosophischen Fakultät in Königsberg vorbehalten, die ihn kurz danach zum Doktor der Musik promovierte. Varnhagen notierte darüber in seiner Geheimchronik am 19. März bissig: 'Eine Ohrfeige für die Berliner Fakultät, die es in ihrem dummen Bettelstolz versagte.'

Aus dieser Zeit mag ein undatierter elfzeiliger Brief Liszts an Bettina stammen, der kürzlich in Privatbesitz aufgetaucht ist. Sein Anfang lautet: 'Il est encore plus enbarassant de vous écrire, chère Sibylle, que de me jouer un morceau de piano.' Der Brief schließt mit den Worten: 'Sey gut und lieb für mich! F. Liszt.' —

Die große Begeisterung der Berliner für Liszt hatte in der nächsten Zeit unerwartete literarische Folgen. Nach dem Drama großen Stils kam ein Satyrspiel.

Ein Teil der Berliner Weiblichkeit hatte bei der Kundgebung seines überschwenglichen Interesses für Liszt etwas zuviel des Guten getan, und spottlustige Mitbürger benutzten die Gelegenheit, ihren allzu empfindsamen Zeitgenossinnen einen mehr oder minder deutlichen Zerrspiegel vorzuhalten.

Auf Einblattdrucken, in Broschüren und Zeitungen drängte sich eine Fülle von Karikaturen und Parodien ans Licht und fand bereitwillige Abnahme. Am bekanntesten wurden drei Hefte, deren Verfasserschaft dem Berliner Lokalhumoristen Adolf Glaßbrenner, dem geistigen Vater des 'Eckenstehers Nante' und des 'quieszierenden Runkelrübenkommissionsassessors Sperling', zugeschrieben wurde: 'Berlin unter Liszt oder der Wertherin Leiden', 'Franz Liszt in Berlin' und 'Das Liszt-ge Berlin'.

Da Bettina ihr leidenschaftliches, uneigennütziges Eintreten für Liszts Künstlernatur nirgends verhehlte, wurden ihr von manchen Literaten, die bei gelegentlichen Auseinandersetzungen der scharfen Zunge Bettinas gegenüber nur zweite Sieger geblieben waren, trotz des Altersunterschiedes von fast drei Jahrzehnten persönliche Motive unterstellt, und so ward Bettina der zweifelhafte Vorzug zuteil, in dem Wust der Lisztsatiren als handelnde Person genannt zu werden. Die Öffentlichkeit hatte wenig Verständnis dafür, daß sich hier zwei idealgesinnte Geister begegneten und aufeinander starke Anziehungskraft ausübten, daß Bettina, die vor langer Zeit schon in Goethes Dichter- und Menschentum aufgegangen war, jetzt mit ähnlicher Inbrunst sich dem musikalischen Genius Liszts, dem unwiderstehlichen Zauber

Digitized by Google

seiner Kunst und seiner Persönlichkeit ergab. Der Titel ihres berühmten Erstlingswerks, 'Goethes Briefwechsel mit einem Kinde', war der Anlaß, sie nun als 'das Kind' oder 'Frau von Immerkind' auftreten zu lassen, und auch wenn von 'Betti' die Rede war, wußte jeder einigermaßen belesene Berliner genau, wer damit gemeint sein sollte. Ein Hauptvergnügen war dabei, Bettina als Nebenbuhlerin und Gegenstand der Eifersucht für die damals wegen ihrer Anmut und Schönheit gefeierte Schauspielerin Charlotte von Hagn darzustellen.

Die genannten Hefte sind nur noch in wenigen Stücken erhalten und werden als Seltenheiten gehütet. Einige charakteristische Stellen seien deshalb wegen ihrer Beziehung auf Bettina hier wiedergegeben.

Aus 'Berlin unter Liszt oder der Wertherin Leiden', 1842, S. 27—30:

'Das geistreiche Kind fesselte den geistreichen Künstler und entzog ihn oft der harrenden Freundin C., welche sich weder durch seine Lithographie noch durch seine kalte Gypspaste noch durch den warmen Baron, der sich wie ein Tröster vorkam, abspeisen ließ. — Zwei lange Tage war L. nicht zu ihr gekommen; wie ihr diese Zeit dahin schlich, wie sie dem Kinde grollte, bei dem sie den Freund, den Angebeteten wußte, möchte ihr Fortepiano, ihr Oreiller am treuesten beschreiben können. Beide haben oft ihren Druck gefühlt. Da endlich ertrug sies nicht länger, sie beredete die Schwester, mit ihr zu dem Künstler nach seinem Hotel zu fahren. Was auch die Welt dazu sage, sie mußte ihn sehen, hören, von ihm erfahren, warum er nicht ihr allein angehöre. Oft spielte der Virtuose in seinem Zimmer vor neu gewonnenen Freunden; warum sollte eine Freundin ihn nicht auch dort hören. Gedacht, gethan. Mit einem Blicke des Vorwurfs tritt sie ein und mit jenem stolzen Römer konnte sie sprechen: Veni, vidi vici — so reizend war ihre Toilette.

C. Warum habe ich zwei Tage meines Lebens verloren?

L. Ich war, ich bin, zu angegriffen, ja Bett—

C. Ha Betti! Betti! — schön! mich einem Kinde aufzuopfern? Ists erhört, ists denkbar! Diese Gurli-Großmutter und ich, die Sie so hoch schätzt, die Sie bewundert, anbetet — warum soll ich es nicht sagen — die Sie liebt, — liebte wollt ich sagen. Franz, wenn ich Ihnen das vergebe!

L. Ihre Hand! — Mädchen kannst du ewig hassen, verzeiht gekränkte Liebe nie? Ich setze mich ans Klavier und will Ihnen einen Bußpsalm singen, eine Fuge spielen.

C. Franz, Sie sind aus den Fugen, Schmach und Gram, daß ich zur Welt Sie einzurichten kam. —

L. (spielt).

C. (wird ohnmächtig).

L. (in höchster Verwirrung springt auf, sucht sie zu beleben).'

Ferner ein Stück aus 'Franz Liszt in Berlin', 1842, S. 25:

'Im Concertsaale.

Franz Liszt (zu Frau von Immerkind): Sie waren nicht in meinem letzten Concert, gnädige Frau?

Frau von Immerkind: Ein Jahr meines Lebens verlor ich durch heftige Migräne an jenem Tag, Sie schenken mir ein halbes Jahr wieder, da Sie mich vermißten.'

Digitized by Google

Noch mehr Aufsehen als die Erzeugnisse der Tagesschriftstellerei erregte eine Lithographie in Großquart, von Anastasius Grünspahn, die in Schepelers Kunstverlag erschien: eine Nachbildung des bekannten Denkmals des Großen Kurfürsten von Schlüter: Liszt als Kurfürst auf hohem Rosse, in der rechten Hand eine Notenrolle als Feldherrnstab, zu seinen Füßen vier weibliche Eroberungen, die als Bettina, Charlotte von Hagn, Gräfin Schlippenbach und 'eine unverkennbar sehr hohe Gönnerin' gedeutet wurden. Bei der vierten Dame wollten manche die Züge eines kunstbeflissenen Mitgliedes des preußischen Königshauses erkennen. Als diese üble Nachrede sich weiter ausbreitete, wurde die Weitergabe des staatsgefährlichen Blattes polizeilich verboten und, was sich von ihm noch auftreiben ließ, konfisziert. Ludwig Rellstab besaß ein Stück und bewahrte es als eine damals nicht ungefährliche Rarität in seinem 'Giftschrank' auf, wie uns eine junge Bekannte Bettinas, Ada Pinelli (unter dem Pseudonym Günther von Freiberg) berichtet (Vossische Zeitung 1909, Sonntagsbeilage 31). 1926 wurde ein Stück im Berliner Autographenhandel angeboten, zusammen mit einem musikalischen Albumblatt Liszts aus dem Februar 1842.

Über die späteren Beziehungen Liszts zu Bettina bleibt nur weniges noch zu ergänzen. Bettina gab 1848 der Schriftstellerin Fanny Lewald einen Empfehlungsbrief nach Paris mit, an Marie d'Agoult, Liszts langjährige Freundin und Mutter seiner drei Kinder, von denen Cosima Wagner am bekanntesten geworden ist.

Als dauerndes Denkmal ihrer Seelenverwandtschaft widmete Liszt Bettina seine Komposition von Goethes Gedicht 'Der du von dem Himmel bist...'

Digitized by Google

Gilms verloren geglaubtes Erstlingsdrama 'Äbtissin Verena'.

Von A. Dörrer (Innsbruck).

Im österreichischen Vormärz wurzelnd, wirkte Hermann von Gilm, durch die gehobene Stellung seiner Vorfahren, geadelter kaiserlicher Beamten und Offiziere, an die bevorzugte Gesellschaft gewiesen, schon als junger Praktikant des Kreisamtes durch sein südländisches Äußere und seine geistreiche Rede wie ein 'Zauberer' in solchen abgerundeten, durch die Damen verfeinerten Kreisen, nicht in der allgemeinen, rücksichtslosen Öffentlichkeit, vor die hinzutreten er im entscheidenden Falle doch immer wieder zurückschreckte und scheuen mußte. Nach dem Stile solcher Kreise, der Gesellschaftskultur seiner einzelnen Amtsstädtchen in Tirol, formte sich jeweils der Rahmen für seine mit untergründigen Stimmungen rasch wechselnden Gegenwartsbilder. In seiner Gesellschaft fand er ein seelisches Korrektiv des stetigen Schwankens seines Gemüts — ein Kind des Augenblicks, das mit der ganzen Heftigkeit und Hemmungslosigkeit der ihn beherrschenden Gefühlswelt sich nach dauerndem Liebesglück und Lebensglanz sehnte. Daher überwiegen die Gelegenheitsdichtungen in seinen siebenhundert Poesien. Zuerst feiert er nach damaliger Sitte den Schulkameraden in einer Schillerschen Freundschaftsode[1]. Das Mädchen seiner ersten Liebe bekränzt er in froher Gesellschaft mit seinen dichterischen Veilchen[2]. Im Namen der Kommilitonen besorgt er den poetischen Dank für einen abgehenden Hochschullehrer[3]. Er dichtet Scharaden und Deklamationen für den Fasching und zeichnet die herkömmlichen familiär-gesellschaftlichen Festtage, die Geburtsfeiern, Abschiede und Totenehrungen, mit standesüblichen Gedichten aus. Die naturhafte Anschaulichkeit und Bildkraft und der melodische Rhythmus seiner Rede steigern die herkömmlichen Formen und Wendungen zu aller Erlebnis. Je wichtiger ihm die Person und der Anlaß der Feier wird, desto größere Sorgfalt verlegt er auf die Ausfeilung des Gelegenheitsgedichtes. Weil für solche Gesellschaften bestimmt, verbreitet er seine Dichtungen in zierlichen Handschriften, die engste Freunde und Verehrerinnen verwahren. Die vereinzelten, meist von anderer Seite angeregten Drucke solcher Gedichte überwacht er selbst nur in den seltensten Fällen. Bei eigener Abschrift bleibt es nie beim alten: er schmiegt sich neuen Verhältnissen, der neuesten Melodie seiner Seele an, er fügt Gedichte in andere Reihenfolgen, ja er ändert ihr und ihrer Zyklen Ziel. Sorglos gibt er eigene und einzige Aufzeichnungen aus der Hand — ein Lied zu machen, ist Gilm eine himm-

Digitized by Google

lische Wonne, es gedruckt zu sehen eine irdische Freude; kein Zensor soll seine Dichterglückseligkeit vernichten. Er läßt seine Handschriften in den Gesellschaften seiner Amtsstädte herumwandern, oft ohne sie wieder zurückzuerhalten. Erst als Todkranker beginnt er sein Eigentum ernstlich zu sammeln, zu sichten und durchzufeilen. Vieles geht ihm ab, anderes vermißt er nicht ungern und verbietet, es zu drucken, etliches hat er selbst vergessen; es verblieb in Händen seiner Lieben und literarischen Landsleute. Nach seinem Tode zerflattert auch der schriftliche Nachlaß nach verschiedenen Richtungen. Noch ist manches wertvolle Lied, manch kostbarer Brief Gilms nicht zutage getreten, noch steht eine umfassende Textkritik aus. Langsam schreitet die Gilm-Forschung unter solchen und anderen Erschwerungen voran, jedoch seit den letzten Jahrzehnten in zunehmender Zielsicherheit.

In dieser Zs. war schon die Rede von H. v. Gilms erster, noch selbst in Angriff genommener Gedichtausgabe auf Grund der Dierzer- und Hinghoferischen Handschriften in Linz a. d. D.[4] und von Gilms Wirksamkeit in Oberösterreich als Zensor der kaiserlichen Statthalterei, soweit seine Amtserledigungen noch erhalten waren[5]. Es ist billig, auch der dramatischen Tätigkeit des Tiroler Liederdichters näherzutreten; sie wurde gleich seiner kritischen von seinen Biographen und den Literarhistorikern Tirols bisher zwar getreulich verbucht, aber meist ohne Kenntnis der Dichtungen beurteilt. Es sind nämlich mit Ausnahme des lyrisch-dramatischen Gedichtes 'Der erste Mai', das in der jüngsten Biographie und Anthologie Gilms Aufnahme fand[6], sämtliche dramatische Versuche noch ungedruckt geblieben. Vom ältesten fehlte seit Generationen jede Spur. Schon am 21. Dezember 1867, drei Jahre nach dem Tode Gilms, schrieb der Brunecker Buchdruckereibesitzer J. G. Mahl, der in seinem Literaturblättchen 'Die Dorflinde' (1865—1866) manche Dichtung Gilms hervorgehoben hatte, in einem Briefe[7], daß er weder die Handschrift des Gilmschen Dramas 'Verena' besitze, noch jemand im Städtchen wisse, der sie haben könnte; sie solle vor Jahren der von Gilm geschätztesten Schwägerin, der Frau des Notars und Landeshauptmannstellvertreters Ferdinand von Gilm in Feldkirch, geliehen worden, aber nicht mehr nach Bruneck zurückgekommen sein. Arnulf Sonntag[8], Adolf Hauffen[9] u. a. sprechen daher von einem verlorenen Entwurf und verweisen auf eine Inhaltsangabe Adolf Pichlers[10]. J. E. Wackernell vermochte aus anderer Quelle, der Veröffentlichung eines Z.[11], ein Bruchstück anzuführen[12].

Bei einem Besuche des Ansitzes Johann von Vintlers im Gilm-Städtchen Bruneck, den ich unternahm, um die eine dort

Digitized by Google

befindliche Brunecker Handschrift Gilmscher Dichtungen von der Enkelin jenes Vintler, eines Freundes des Dichters und Vormunds von Gilms Braut Sophie Petter, Frau Sektionschef Bertha von Schreckenthal, geb. von Vintler, leihweise zur Textkritik mir auszubitten, durchstöberte ich mit dem Sohne des Hauses verschiedene sonstige lose Blätter, auf denen Gedichte Gilms abgeschrieben waren. Darunter fand sich eine Abschrift des schon genannten dramatischen Erstlings Gilms: sieben Szenen des Trauerspiels 'Die Äbtissin Verena'. Gleich der genannten Gedichtsammlung ist dieser dramatische Torso von einer, und zwar derselben Hand auf graublauem Kanzleikonzeptpapier — neun Doppelblättern, die wie ein Schulheft zusammengenäht sind — ziemlich sorgfältig abgeschrieben. Die zierlichen Handschriften besorgte vermutlich eines der Familienangehörigen, wenn nicht Johann von Vintler selbst. Dieser spielte als Kunstfreund auch im Leben des Tiroler Malers Franz Hellweger eine fördernde Rolle und veranlaßte Gilm zur poetischen Verherrlichung eines Gemäldes Hellwegers, das die hl. Katharina, Brunecks Patronin, darstellt (s. Gilms Weg und Weisen S. 274—78). Der Abschreiber begann frühestens gegen Ende von Gilms Brunecker Aufenthalt (1843—45) und schloß bald hernach ab; denn die meisten der aufgenommenen Dichtungen entstanden vor und während Gilms Brunecker Zeit. Jene liegen vorwiegend in jüngeren, diese in älteren der uns bekannten Fassungen vor. Nur etliche Schützenlieder stammen aus Rovereto (1846/47), und ein Gedicht gehört in das Jahr 1853. Die Aufschreibung erfolgte demnach nach Vorlagen aus der Brautzeit Sophie Petters, der Nichte und des Schützlings Johann von Vintlers.

Die Entstehung des ersten dramatischen Bruchstückes fällt v o r diese Zeit. Aus den brieflichen Erwähnungen Gilms[13] ergibt sich die Frist von Anfang März bis Ende Mai des Jahres 1843. An seinen ersten, anfangs März d. J. an das Gubernium in Innsbruck abgegangenen Brunecker Kreishauptmann, Gubernialrat Josef Kern Ritter von Kernburg, schreibt er nämlich unterm 5. Juni 1843: 'Ich habe mich gegenwärtig auf ein dramatisches Feld gewagt und hiezu die Zerwürfnisse des Kardinals De Cusa mit der Äbtissin Verena in Sonnenburg in den Jahren 1452—1460 gewählt. Ich habe bereits den ersten Akt vollendet, jedoch betrachte ich diese Arbeit, die mir viel Vergnügen macht, nur als einen Versuch, was schon die Wahl der Personen beweist.' Am 2. Juli kündigt er seinem Gönner in Innsbruck an: 'Von Verena werde ich E. H. W. durch Gub.-Rat Staffler[14] einige Probeszenen senden. Ohne äußere Anregung, ohne Publikum und allein mit dem geheimnisvollen Spiele der Phantasie ist es ein großer Trost, der Teilnahme und der Erinnerung E. H. W. würdig befunden zu

Digitized by Google

werden.' Erst einer der nächsten Briefe an Kern vom 15. August erwähnt wieder das Drama: 'Seit Mai habe ich nicht mehr an Verena gedacht. Den ersten Akt hat Herr Landrichter Petzer[15]. Auch die Lyrik schläft ...' Dann wird es lange still um Verena. Gilms Phantasie ringt mit einer neuen dramatischen Gestaltung persönlicheren Bekenntnisses, dessen Helden er bald 'Den Verbannten', bald 'Oswald' nennt. Am 24. November 1844 antwortet er dem heftigen Kämpen in dem inzwischen ausgebrochenen weltanschaulich-politischen Streit der Geister im Lande[16], Dr. Josef Streiter in Bozen, auf dessen Zusendung seines Dramas 'Kaiser Heinrich IV.': 'Mich hat es ... ermuntert, meine abandonnierte Verena wieder aufzunehmen. Es ist eine wahre Lust, unter einer Bischofsmütze zu stecken; ich komme mir vor wie ein Kind, das den Nikolaus spielt. Diesen Winter müssen Oswald und Verena fertig werden.' Es blieb beim Vorhaben. Gilm wandte sich endgültig von solchen Themen und von jedem Trauerspiel ab.

Der Brunecker Gubernialpraktikant scheint auch gegenüber dem damaligen Landesgouverneur von Tirol, seinem obersten Vorgesetzten, Clemens Graf Brandis, von seiner dramatischen Historie Andeutungen gemacht zu haben. Graf Brandis genoß besonderen Ruf im Lande als Geschichtskenner seit dem Erscheinen seines Werkes über 'Tirol unter Friedrich von Österreich' (1823) und als werktätiger Gönner und Liebhaber heimatlicher Kunst[17]. Gilm wand ihm als Barde von Schwaz schon 1842 einen Dichterkranz (s. Gilms Weg und Weisen S. 245—48). Aus dem Briefwechsel zwischen dem kaiserlichen Statthalter als Mäzen und dem Musenjünger im Konzeptdienst sind leider nur wenige Stücke bekannt geworden, so die Antwort des Grafen:

Innsbruck, 25. Jänner 1844.

Lieber Herr von Gilm!

Sie berühren in Ihrem Briefe vom 2. d. M. einen Punkt, der für mich sehr viel Interesse hat und mich veranlaßt, Ihnen darüber meine Ansicht mitzuteilen. Die historische Dichtung, der Sie sich zuwenden wollen, ist ungemein anziehend für den Dichter und für den Leser, sie hat aber auch ihre gefährlichen Klippen. Bei den Gebilden Ihrer Phantasie sind Sie niemand Rechnung schuldig als dem guten Geschmacke, dagegen ist es aber auch überaus schwer, ersonnene Begebenheiten so anziehend darzustellen, daß sie dem Leser Interesse einflößen. Bei Darstellungen aus der Geschichte, wenn sie lebendig und treu sind, haben Sie gleich zu voraus den Leser und bei dem Drama den Zuschauer gefesselt — wie bei einer Landschaft das Ideal, wenn es nicht ein hohes Meisterwerk ist, kalt läßt und eine oft mittelmäßige Darstellung einer Gegend anzieht —. Die wesentliche Bedingung bei der historischen Darstellung ist die Treue; während Sie einem König Arthur was immer für einen phantastischen Mantel umhängen können, gibt es nichts Ärgerlicheres für einen treuen Kenner der Geschichte als einen Mißgriff in ihrer Auffassung und Darstellung. Ich bin weit entfernt, die Poesie zur Geschichte machen zu wollen, die Phantasie daraus zu verbannen. Die Anforderung, die ich stelle, ist, daß die Tatsache, die den Stoff liefert, wahr, das ist aus verläßlichen Quellen geschöpft sei, daß die

Digitized by Google

Hauptcharaktere wahr seien und daß der Dichter die gesamten Zeitverhältnisse richtig auffasse. Wenn ich bei den vorkommenden Charakteren auf Wahrheit dringe, so verstehe ich darunter, daß man einem in der Geschichte bekannten Manne nicht eine ganz falsche Richtung zuweise. So erhielt ich unlängst von einem baierischen Dichter Löhle ein dramatisches Gedicht über Herzog Friedrich von Tirol[18], wo Oswald von Wolkenstein zum Freunde des Herzogs und Anführer der Volkspartei gegen den Rottenburger gemacht wird, während letzterer lange schon tot war und Wolkenstein ganz umgekehrt an die Spitze des Adels stand. Kömmt so was in der Folge auf, so hat das Stück um die Hälfte weniger Interesse und erzeugt immer einen gewissen Ekel.

Unsere Geschichte ist sehr reich an dramatischem Stoffe, sehen Sie sich darin um, und sind Sie um Quellen verlegen oder nicht ganz sicher, die richtigen getroffen zu haben, so schreiben Sie mir, ich werde Ihnen entweder selbst antworten oder antworten lassen und mit meinen eigenen Kenntnissen und denen meiner Umgebung hier gern nützen. Wenn Sie noch keinen Stoff gewählt haben, so will ich Ihnen einige andeuten: Der Überfall der päpstlichen Gesandten durch die Grafen von Eppan 1158 und ihre Züchtigung durch den Herzog Heinrich von Löwen (Hormayr Bd. II); die Erstürmung von Weineck bei Botzen durch Herzog Meinhard 1292 (Tiroler Almanach 1804); die Bekämpfung der Starkenberger durch Herzog Friedrich, der Sturz der Gradner unter Erzherzog Sigmund[19].

Wenn Sie eine Wahl getroffen haben, so schreiben Sie mir darüber und skizzieren Sie mir die Sache und die Charaktere, vor allem aber lesen Sie etwas Verläßliches über die Zeit, aus der Sie ein Faktum wählen, um den Geist der Periode zu treffen. Es sollte mich freuen, wenn Sie etwas Anziehendes in diesem noch brach liegenden Felde förderten.

Ich verbleibe Ihr ergebener

Gf. Brandis.

Solch wohlwollender Aufforderung wich Gilm aus. Die Wahl und Behandlung seines Stoffes entsprach ihm wenig für die Geistesrichtung des feudalen Vorgesetzten, und schon ihre Erwähnung ihm gegenüber schien Gilm gerade in dem Augenblick unangebracht zu sein, da er aus seinen Händen das erste systemisierte 'Adjutum' als Praktikant mit der Aussicht empfangen hatte, einen bleibenden Posten in der Hofkanzlei zu Wien durch weitere Gunst des Gouverneurs vermittelt zu erhalten. Die Hoffnung, seine noch nicht endgültige Amtstellung sicherer und einkömmlich zu gestalten, ließ denn doch mit dem Schwinden des bescheidenen mütterlichen Erbes, mit der beginnenden Verschuldung und unter dem Drängen des Vaters alles andere zurücktreten, am meisten aber die liberal-emanzipatorische Rhetorik des Jungtirolers, der doch auch auf sein eigenes Heim hoffte. Schon daraus wird Gilms Schreiben an den Grafen Brandis vom 2. Februar 1844, das mit den Gedichten auf geistliche Persönlichkeiten den bekanntgewordenen Jesuitenliedern jedwede antistaatskirchliche Spitze nehmen sollte und konnte, und die Erwiderung des Statthalters verständlich[20]. Bei Gilm entschieden freilich vor allem anderen die erfreulicheren Gesellschaftsverhältnisse und die Gunst neuer Liebe, die er in Bruneck gefunden hatte.

Digitized by Google

Der Gedanke, sich den Kothurn anzuschnallen, kam dem Liederdichter aus doppeltem Anlasse. In Bruneck hatte sich unter Führung des schon genannten Landrichters Anton Petzer das Kasino i. J. 1842 wieder aufgetan. Hier vereinigten sich alle für gesellige und gemütliche Unterhaltung empfänglichen 'besseren' Familien der Beamten- und Bürgerschaft des Städtchens zu einem freundschaftlichen Kreise, um Deklamationen, Musik, Gesang und Tanz zu huldigen[21]. Schon im ersten Fasching versuchte Petzer theatralische Vorstellungen. Der anfangs Jänner 1843 nach Bruneck übersiedelte Gilm stand bald im Mittelpunkt dieser neuen Liebhaberbühne. Don Carlos, Kabale und Liebe, Die Räuber, Die Ahnfrau u. a. wurden unter seiner Mitwirkung aufgeführt. Was lag näher, als statt der Prologe allein einmal auch ein eigenes Stück zu wagen, das durch seine lokalen Ereignisse anzog?! Der gewaltigste Kampf zwischen Kirche und Staat, der je in Tirol ausgefochten worden war, hatte sich in Bruneck und im benachbarten Benediktinerinnenstift Sonnenburg Mitte des 15. Jahrhunderts abgespielt. Es war das letzte große Ringen zwischen dem Landesfürsten Herzog Sigismund, als Schutzherrn der geistlichen Fürstentümer, mit dem gewaltigen Bischof von Brixen, Kardinal Nikolaus von Kues, um die Herrschaftsrechte über die zu Enklaven herabgesunkenen geistlichen Besitzungen an der für Kaiser und Reich wichtigen Straße über den Brenner nach Italien. Den Kampf entfachte die Ausführung jener kirchlichen Reform in der eigenen Diözese, die Cusanus mit großem Erfolg in Deutschland begonnen und die ihm die päpstliche Verleihung des Fürstenstuhls von Brixen eingebracht hatte. In den Mittelpunkt des Streites geriet die starkmütige Äbtissin von Sonnenburg, Verena von Stuben[22]. Gilm hatte schon in jenem Sonettenkranz auf diese Ereignisse angespielt, den er Kern zum Abschied reichte. Er läßt darin auch die Stadt Bruneck auftreten und sich rühmen:

> Ich sah einst[23] hohe Fürsten um mich werben
> In Kirchenkleid aus violetter Seide ...

Und beim Anblick der Ruinen des ehemaligen Frauenklosters zu Sonnenburg ruft der Dichter aus:

> Was die[24] Römer einst begonnen,
> Hat der Deutsche sich erkämpft,
> Bis die Psalmen[25] frommer Nonnen
> Jenen Waffenlärm gedämpft.
>
> Doch von all den Herrlichkeiten
> Blickt nur mehr der Leichenstein —
> Mahnend an vergangne Zeiten
> In die Gegenwart hinein.
>
> Wenn das Abendrot die Mauern
> Tatenstolz erglühen macht,

Digitized by Google

Scheint das dunkle Tal zu trauern
Um die hingeschwundne Pracht.

Die Vorgänge auf Sonnenburg waren gar vielen in der Gegend geläufig. Die Ruinen raunten von unruhigen Geistern. Außerdem erschienen gerade zwei Veröffentlichungen über Nikolaus Cusanus von Franz Anton Scharpff[26]. Gilm dürfte jedoch nicht diese, einseitig für den Bischof eintretenden Schriften des Rottweiler Professors, als vielmehr im Stofflichen neben der örtlichen Überlieferung die Arbeiten der Brixner Diözesanhistoriker Josef Resch und Franz Sinnacher und die beiden Tiroler Landesbeschreibungen von Beda Weber und J. J. Staffler (seinem Kreishauptmann), im Ideellen Wolfg. Menzels Geschichte der Deutschen und Leopold Rankes Deutsche Geschichte, deren allgemeine Einstellung zu den kirchlichen Angelegenheiten auf den Dichter nachhaltig eingewirkt hatten, sich zur Richtschnur genommen haben. Jene Kulturhistoriker heben die wider Willen des Domkapitels erfolgte Einsetzung des Cusanus zum Bischof von Brixen durch Papst und Kaiser und seine gewaltsame Reformierung der Orden und Klöster hervor, woraus sich jener Prinzipienstreit zwischen Kirche und Staat auf Grund der schon auf dem Konzil zu Basel aufeinandergeplatzten gegensätzlichen Meinungen zuspitzte, der ein Halbjahrhundert später zur offenen Kirchenspaltung und zur ersten großen Säkularisierung von geistlichen Fürstentümern in Deutschland führte.

Diesen Stoff hatte Gilm aus dem Grunde gewählt, um den Streit in ihm und um ihn zwischen individueller Freiheit und kirchlich-öffentlichem Zwang ins Große zu übersetzen. Schon am Schluß seines Schwazer Aufenthaltes hatte er erklärt, nur eine zu lieben: Theodolinde von Gasteiger, und eines zu hassen: die Sünde, die im Schafspelze und mit demütigem Gesichte herumgehe — übertünchte Gräber, einen heiligen Spruch auf der Lippe, im Herzen Modergeruch. Solche hatten ihn ja um seine Innsbrucker Braut Josephine Kogler gebracht, redet er sich in Briefen und Gedichten ein. Einer der späteren glühendsten Verehrer Gilms, Anton von Schullern[27], macht auf ein wichtiges Moment aufmerksam: des Dichters 'feiner poetischer Instinkt fühlte den Vorteil wohl heraus, der seiner Dichtung durch diese Gegnerschaft erwuchs'.

'Sie hassen mich, es sei! denn dankenswert
Ist auch der Feind dem unbekannten Sänger,
Der seinen Lorbeer noch entbehrt.'

In diesem Gedichte 'Aus Brixen im Brixenthal[28]' fährt Gilm sodann fort:

Ich brauche sie; denn unter diesem nassen
November-Himmel wird der Lorbeer matt,

Digitized by Google

Ich brauche sie, wie glühender ihr Hassen,
Um desto schneller grünt das welke Blatt.
Krieg zwischen uns! — Entfaltet Eure Fahne!
Das Juli-Lüftchen, das mit Eurem Tuch —
Dem schwarzgefärbten — spielt, wird zum Orkane,
Geb' ich Euch meinen Dichterfluch.

Aus dieser Sinnesrichtung heraus entstanden Gilms Jesuitenlieder. Mit einem Gedichte 'Der Tiroler' an den Violinisten Raimund Kaan Edlen von Albest eröffnete er im August 1842 in Schwaz den Zyklus. Dieses diente nach Jahresfrist als Vorlage für sein letztes Jesuitengedicht: 'Die Jesuiten. An J. R. v. Kern[29]'. Ganz wie von selbst schloß sich an diese antijesuitische Periode Gilms die der Auseinandersetzung seines oppositionellen Standpunktes, die zur glückseligsten Zeit seiner Sophien-, Herbst- und Schützenlieder von 1844/5 allmählich überleitete. Die erfreulicheren Gesellschaftsverhältnisse von Bruneck hoben und erleichterten das Gemüt des Dichters, der Ausbruch der literarischen Fehden in Tirol tat das seine: an Gilm trat die Mahnung heran, zwischen Kunst und Beruf, zwischen Liebe und Politik öffentlich Stellung zu nehmen, sein bisheriges Leben zu überblicken, sich selber und der Umwelt Rechenschaft zu geben über sein jüngstes leidenschaftliches Dichten und Tun. Daß solche Selbsterforschung kein unbedingt entscheidendes oder abgeschlossenes Ergebnis zeitigen konnte, lag im Wesen Gilms und seiner vormärzlichen, d. h. echt österreichischen Elastizität des Übertauchens und Differenzierens und der heißen Anhänglichkeit am unmittelbaren Leben und Erleben und in der Ablenkung von Politik und Streit durch Pelzer. Gilms Prinzipien- und Bekenntnisdramen mußten Bruchstücke bleiben: 'Die Leidenschaft ist meine größte Tugend!'

Die Freiheitsstimmung, die Gilms Brust bewegte, beschäftigte manchen Tiroler Literaten. Adolf Pichler versuchte, obgleich um sieben Jahre jünger, schon 1839, den neuerstellten Gegensatz zwischen Kirchlichkeit und Christentum in einem 'Ulrich von Hutten' zu kristallisieren, und griff drei Jahre hernach aus ähnlichen Beweggründen den Stoff des Salzburger Bauernkrieges auf. Vom ersteren dramatischen Entwurf erhielten sich etliche unfertige Auftritte, die eine noch weitergehende Parteinahme als Gilms 'Verena' erkennen lassen und wie diese stark an Schillers und Goethes Dramen erinnern[30]. Zwischen seinen beiden Versuchen wagte Pichler im 'Studenten' ein Bekenntnisdrama wie Gilm im 'Verbannten'. Josef Streiters Schauspiel 'Heinrich und Gregor', den ersten Teil zu einem geplanten umfangreichen 'Heinrich IV.', erwähnte Gilm selber im Zusammenhang mit seinem eigenen Erstling. Wolfgang Menzel erreichte (mit einem Druckkostenzuschuß) 1844 die anonyme Drucklegung dieses 'Heinrich'

Digitized by Google

bei Hallberger in Stuttgart[31]. Seine Entstehung fällt in dieselbe Zeit wie die 'Verenas'. Mit seinem Grundmotiv 'Hie Welf, hie Waibling' versuchte Streiter am stärksten in den neuzeitlichen Geisteskampf einzugreifen.

Diesen Stoffen gegenüber nützte Gilm den Vorteil des seinen, eines warmblütigen heimatlichen Ereignisses desselben großen Konfliktes und einer menschlich näherstehenden Tragik aus, in der das Schicksal der ganzen Nation hätte zum Durchbruch gelangen können. Auch Michael Stotters Drama 'Nebeljungen' (1845) und Peter Ortners vorausgegangenes gleichnamiges Epos ereifern sich — wofern uns Adolf Pichler und Gilm recht berichten[32] — für die persönliche Freiheit und wider den Druck auf das geistige Leben, über das Vertreter des Staates mit der Kirche zusammen noch Polizeiknüppel schwingen zu sollen glaubten. Unmittelbaren Einfluß auf die Abfassung der 'Verena' könnte Ortners Werk genommen haben. Aber auch ein solcher ist nicht zu erhärten. Wie in den Jesuitenliedern und Zeitsonetten entsprach Gilm in 'Verena' der zunehmenden neuen Geistesrichtung im Lande überhaupt und tat es in seinen Kreisen einem Anastasius Grün in Österreich gleich.

Aus dem ersten Akt der 'Verena' läßt sich noch nicht entnehmen, daß der Dichter die überragende weltgeschichtliche Bedeutung des prinzipiellen, beispielhaften und folgenreichen Kampfes zwischen Herzog Sigismund und Kardinal von Kues im ganzen Ausmaße dieses tragischen Vorspiels zu dem Bruche mit der mittelalterlichen Einheit und Einmütigkeit erfaßt hätte. Dem 'katholischen' Österreicher schwebte nicht mehr als ungefähr ein Kirchenfürst nach der Art des Patriarchen in Lessings Nathan oder des Großinquisitors in Schillers Don Carlos vor, dem ein geriebener Kartäuser an Stelle des Klosterbruders und Domingo zur Seite steht. Sturm-, Gefühls-Charakteristik herrscht vor. Arge Untermalungen verfärben das Bild jenes kirchlichen Vormärz und seiner Persönlichkeiten. Gilm läßt den Kardinal wie den Papst in Rom als 'Heiligkeit' ansprechen, läßt ihn auch mit römischen Gnaden- und Gewaltmitteln aufs freieste umspringen, die Stiftsfrauen auf Sonnenburg als brünstige Hindinnen, als Triumph der Ketzerei und als 'jeden ecklen Lasters Rinnsal' hinstellen u. dgl. m. Nicht Bischof oder Herzog, sondern das Weib wird als der Held des Trauerspiels im Titel geführt. Vor diesen Hauptakteuren tritt ein Page, Junker Heinrich, auf. Aus seiner redseligen Schilderung erfahren wir von seinen ersten Liebeszusammentreffen mit — Theodolinde. Schwazer Enttäuschung und Brunecker Verklärung von Gilms Gasteiger-Roman! Den beiden jungen Leuten fielen wohl ähnliche Rollen zu wie Max und Thekla in Schillers Wallenstein, indem sie die süße Macht

Digitized by Google

und das Verhängnis der Liebe im Kampf mit dem Leben sowie die Klärung und Erklärung seines eigenen Seelenzustandes und Verhaltens veranschaulichen sollten. An Junker Heinrich unternimmt Gilm eine Selbstporträtierung; er verleiht dem Knaben etliche eigene Züge wie seine rasch wechselnde überschwengliche Art, seine Liebessehnsucht und -seligkeit. Selbst an sein Muttererbe scheint er anzuspielen, da er der 'kranken Brust' gedenkt, von der er in seiner novellistischen Skizze 'Die Bierkneipe' und in seinem Gedichte 'Aus Schwaz'[33] noch offener gesprochen hatte. Ob er in dem verwaisten Klosterkinde seine letzte Schwazer Liebe näher kennzeichnen und treffen wollte, läßt sich aus dem einzigen Liede, das jenes vorträgt, nicht feststellen. Wie der Bericht der ersten, entbehrt das theatralische Bild der 2. Szene dramatischer Impulse. Erst im 3. Auftritt flammt heißes Leben auf der Bühne auf. Alle sieben Szenen rauschen ohne innere Bindung in sprunghaftem Ablauf vorüber, die Reden sind reich mit lyrischen Schmuckstücken und die herrliche Sprache Gilms, der gegenüber der jüngere Pichler noch hölzern und klobig, der ältere Streiter aber nüchtern und langweilig wirkt, mit schwunghaften Sentenzen durchsetzt. Hierin liegt der dichterische Wert des dramatischen Torsos; im übrigen kommt ihm biographische, zeit- und geistesgeschichtliche Bedeutung zu. Als der Dichter über die Schwierigkeiten der Gestaltung des gewaltigen tragischen Stoffes nicht mehr Herr werden konnte, weil er von vornherein verkannt hatte, daß nur der Kardinal als der Held dieser Tragödie im Vordergrund stehen könnte, und den inneren Zusammenhang verlor, da versuchte er, frei von den Fesseln eines bekannten geschichtlichen Stoffes, die Dramatisierung seines persönlichen Bekenntnisses durch Erfindung einer Fabel der Gegenwart, geradezu sein Schicksal als Dichter der Jesuitenlieder in den Mittelpunkt der brodelnden Zeit rückend[34]. Wie 'Die Bierkneipe' und wie 'Verena' fand auch dieser letzte Versuch nichtlyrischer Bekenntnispoesie keine befriedigende Lösung durch den Stimmungsdichter. Spiegeln alle diese Versuche fremde Dichtungen unverhohlen wider, so fallen bei 'Verena' im besonderen die starken Freiligrathschen Vergleiche und zahlreiche Anklänge an Schillers und Goethes Dramen bis herauf zu 'Faust' ins Gehör. Auch insofern rückt Gilms dramatischer Erstling nahe an die Schwazer Zeit und leitet über zu den weiteren, an Goethe sich herandrängenden dramatischen Gedichten Gilms. Seine Betätigung als Veranstalter der Aufführungen von Frühdramen Schillers an der Brunecker Liebhaberbühne greift so weit in seine eigene Gesellschaftspoesie ein, daß er in seinem zeitlich nächststehenden Melodrama 'Der erste Mai' (1844), Luise aus 'Kabale und Liebe', Karl Moor aus den 'Räubern', aber auch Gretchen und Marte aus Goethes 'Faust', Jaromir, Bertha und die

Digitized by Google

'Ahnfrau' selbst, Hurlebusch aus Kotzebues 'Wirrwarr', Gabriele und den 'Jäger' aus dem 'Nachtlager von Granada' auftreten läßt. Gilm erreicht die Höhe seiner gesellschaftlichen Betätigung und Dichtung in Bruneck, indem nun hier Kunst und Leben in herzlichster Innigkeit und wohltuender Befreiung über einen langen Winter und heftige Übergangsstürme, wenn auch nur für einen kurzen Liebessommer, triumphieren können.

[S. 1]

Die Äbtissin Verena[35].

Trauerspiel in 5 Aufzügen.

[S. 2]

Personen.

[S. 3]

Erster Akt.

I. Szene.

(Hofraum im Schlosse zu Bruneck; im Hintergrunde das große Tor.)

Schloßhauptmann. — Junker Heinrich.

Hauptmann. Heut geht die Zeit so langsam und so schleichend,
Als hätte sie ob dieses Volkes Jubel
Und ob der Glocken festlichem Geläute
Pflichtwidrig ihrer Flügel sich entschlagen.
Wenn's wahr ist, daß die Zeit den Griffel führt,
Und unverwüstlich in des Schicksals Buch
Die Taten schreibt der Menschen und der Völker,
So wäre die Verzögerung enträtselt ...
Denn Kardinal de Cusa macht der Stunde,
Der flüchtigsten Minute mehr zu tun
Als manche große Völker dem Jahrhundert.
(Junker Heinrich tritt auf.)
Sieh da, mein junger Herr, was gibt es Neues,
Hubt Ihr die Kirche glücklich aus der Taufe?

[S. 4] *Heinrich.* Ihr fragt so viel, so viel in einem Atem,
Daß ich unmöglich Rede stehen kann.

Hauptmann. Ihr seid dem Kardinal vorangegangen,
Wie Rosenwolken gehen vor der Sonne,
Denn heller flammt die Wang' Euch und der Blick.

Heinrich. Wer spricht vom Kardinal? Die Frage war,
Die allererste, was es Neues gebe.
So hört, in zweimal vierundzwanzig Stunden
Hat alles sich, was atmet und was ist,
Im Himmel und auf Erden umgestaltet ...
Ihr staunt und denkt und grübelt ... gebt es auf,
Der kalte Schnee auf Eurem kahlen Scheitel
Läßt den Gedanken nicht zur Reife kommen.

Hauptmann. Sprecht, hat dem Kardinale das Kapitel
In Brixen den Gehorsam aufgekündet,
Und keimt der ketzerische Same wieder,
Den sie in Basel üppig ausgestreut?

Heinrich. Nicht dies. Der Kardinal, die Domherrn und der Papst,
Der Kirchenrat von Florenz und von Basel
Sind eitle Dinge dieser Welt.

[S. 5] *Hauptmann.* Die Sprache
Geziemt Euch nicht, solang Ihr noch die Farben
Des Kardinals auf Eurem Wamse tragt.

Digitized by Google

Heinrich. Noch weniger geziemt's Euch, mich zu meistern.
Hauptmann. Doch Eure Reden kann ich weiter tragen;
Und schwerlich wird dann Eure Atlaswange —
Der jungfräuliche Boden, unfruchtbar
Den Schmuck des Manns zu treiben und zu tragen,
Euch vor dem Zorn des Kardinals beschützen.
Heinrich. Wir wollen Frieden schließen, lieber Alter!
Ich kam daher im Jubel meiner Seele
Und fern ist meinem Herzen solch ein Streit.
Hauptmann. Ihr seid gleich einem Morgen im April:
Bald kalt, bald warm, bald düster und bald heiter!
Heinrich. Ob Eure Züge, die Vertrauen fordern,
Mir das Geheimnis aus der Seele locken,
Ob gleich dem Meer die Menschenherzen ebben
Und fluten nach dem Wechsel der Gestirne,
Und Ihr der Stern seid, der, die Vorsicht tötend,
Die volle Seele zwingt zum Überströmen ...
Ich weiß es nicht. Doch hört, was mir begegnet!
[S. 6] *Hauptmann.* Ist die Geschichte lang?
Heinrich. Nein, kurz — ich liebe!
Hauptmann. O Himmel! Ihr habt Euch in ein Gebilde
Der Phantasie vergafft, ein teuflisch Schemen,
Das Euer Herz dem Heile will entführen ...
Ich kenne wahrlich keine Jungfrau hier,
Die Euch zur Liebe könnt' entzünden.
Heinrich. Seht,
Der Mantel lag auf ihres Nackens Blüte.
Mit diesen meinen Armen trug ich sie ...
Es war kein Geist, es war ein frisches Mädchen,
Doch höh'rer Art, halb Engel und halb Blume.
Hauptmann. Wo traft Ihr sie?
Heinrich. Zwei Tage sind es jetzt,
Als ins Bad Untermoi der Kardinal
Zu dem Kartäuser Dionys mich sandte,
Wo er, wie Ihr wohl wißt, schon lange weilt,
Weil ihm das viele Fasten und die Geißel
Den abgezehrten Körper hat entkräftet ...
Früh mit der Sonne stand ich auf. Das Grün
[S. 7] Der Lärchen und der jungen Roggen Halme,
Die reizend sich im Morgenwinde beugten,
Erfrischte mir das Herz. Doch Nachmittag
Verhüllten schwere Wolken die Gebirge;
Vom Tale Taufers fuhr heraus der Sturm
Und trieb mir schwere Tropfen ins Gesicht.
Dort, wo der Weg die Ebne des Gebirgs
Verläßt und von Gesträuchen aller Art
Umwölbt zur Tiefe führt, sah ich ein Fräulein,
Das weinend, zitternd und vom Regen triefend,
Mit beiden Händen hing an einer Dirne,
Die laut um Hilfe schrie, als sie mich sah.
Ich sprang hinab den Weg, daß rechts und links
Die Steine flogen unter meiner Ferse ...
Welch reizend Bild! So steht die Lilie
Betäubt und bebend in dem kalten Regen,
Der mitleidlos die zarten Blätter näßt.

Digitized by Google

Hauptmann. Was weiter nun?
Heinrich. Um ihren bloßen Nacken
Schlang meinen Mantel ich, dem Regen so
Verwehrend das sinnwidrige Geschäft,
Das makellose Elfenbein zu waschen.
Und da der Weg zum Bach geworden, hub
Die liebliche Gestalt ich auf vom Boden,
[S. 8] Bis eine Hütte Schutz, uns Obdach gab.
Hauptmann. Der Lohn für solche ritterliche Dienste?
Heinrich. Euch nichts, mir aber alles ... einen Blick;
Liebt Ihr das Gold, trägt diesen Blick zur Münze
Und all der Erde Kronen könnt Ihr kaufen;
Den Himmel kann ihr blaues Aug' entvölkern,
Das Kunstwerk höher achtend als den Meister.
Hauptmann. Wie, Herr? Ihr lästert Gott!
Heinrich. Hört weiter. Während
Mein Mantel an dem Feuer trocknete,
Schrieb ich ein Lied, das von den Musen
Erato mir, die Liebliche, gegeben;
Dies ließ ich ihr zurück; und seit der Stunde
War all mein Suchen, all mein wildes Jagen
Durch Berg und Wald und Stadt um sie vergebens.
Doch heute, Schloßhauptmann!, sah bei der Weihe
Der Kirche von Aufhofen ich sie wieder,
Nah dem Altare kniend, halb verschleiert ...
Und eine Nonn' des Sonnenburger Klosters
Stand ihr zur Seite, sorgsam sie bewachend.
Nur einmal wagte sie das Augenlid,
[S. 9] Deß' lange dunkelseidene Verbrämung
Auf ihrer Wange lag, emporzuheben,
Mit ihrem Blick dem meinigen begegnend ...
Da flog ein Rot, den letzten zarten Enden
Der Rosenblätter gleich, auf Stirn und Hals ...
Doch, ach, vielleicht war's nur der Widerschein
Vom purpurnen Gewand des Kardinals,
Der am Altar stand, dessen Stein beölend.
Hauptmann. Unglücklicher! Wenn Notzucht, Raub und Mord
Ihr auf der Seele hättet, wüßt' ich Rat.
Für Eure Liebe gibt es keine Sühne,
Verflucht ist jeder Blick von diesem Weib,
Und jener Regen ist der gift'ge Tau,
An dem die Blumen Eurer Jugend kranken.
Heinrich. Ansteckend wie die Pest ist Schwärmerei
Und meine Krankheit hat auch Euch ergriffen
Und treibt in Euch des Wahnsinns tolle Blume.
Was faselt Ihr von Liebe und Verbrechen?
Die fernste Sonne steht der Erde näher
Als eine Sünde diesem Engelsbild!
Hauptmann. Die Nonn' vom Sonnenburger Kloster —
Vielleicht Verena selbst? — Kennt Ihr dies Haus?,
[S. 10] Roms Tränenquell, de Cusas ew'ger Gram,
Der Ketzerei Triumph, die off'ne Wund'
Der Kirch' und jedes eklen Lasters Rinnsal —
Ein Ärgerniß, hoch aufgebaut von Stein
Wie Babels Turm, die Menschen zu verwirren.
Heinrich. Sie trug kein Kleid des Ordens! Laßt Euch trösten,

Digitized by Google

Ein langes, weißes, wallendes Gewand
Umgab die schönen, jugendlichen Glieder,
Und von dem Arm, dem vollen — halbentblößten —
Hing, aufgeschlitzt, der weite Ärmel nieder,
Mit Silberfransen reich geziert am Rand.
Auf ihrer Stirne hielt ein Diamant,
Der feuerreichsten einer und der größten,
Die je auf einem Herzogshut gespielt,
Den feinen goldnen Schlangenreif geschlossen,
Der ihre Locken, die zur Schulter flossen,
Sorgsam gescheitelt auseinanderhielt.
Hauptmann. Es ist das Fräulein, das seit vierzehn Jahren
Im Kloster lebt — ein Mädchen ohne Namen
Und Stand, von welchem niemand weiß, woher
Es kam
Heinrich. Sagt mir, wie nennt man sie im Kloster?
[S. 11] *Hauptmann.* Theodolinde.
Heinrich. Nun, was wollt Ihr mehr!
Gibt's einen süßern Namen auf der Erde,
Es wär' Verbrechen, diesem Engelsnamen
Der ird'schen Abkunft Zeichen anzuhängen.
Hauptmann. Die Liebe wird der Kardinal nicht dulden.
Heinrich. Gesonnen bin ich nicht, ihn drum zu fragen.
Hauptmann. Die Dankbarkeit gebietet Euch Gehorsam.
Heinrich. Die Liebe ist ein unumschränkter Herrscher.
Hauptmann. Es fügt die wahre Liebe sich den Pflichten.
Und achtet auch die übrigen Gefühle.
Heinrich. Die Nacht erhellen Myriaden Sterne,
Die, schwachen Lichtes, friedlich sich vertragen;
Doch alle sie verdrängt des Tags Gestirn.

(*Torwart tritt auf.*)

Torwart. Mit Gunst, Ihr Herrn, der Kreuzzug wallt den Weg
Herauf, die Kirchenfahnen von Lorenzen,
Von Stegen, St. Georgen und Bruneck,
Von Aufhofen und Dietenheim sind schon
Am Tor.
[S. 12] *Hauptmann.* Ich gehe Seiner Eminenz,
Dem Kardinal, entgegen; Junker Heinrich,
Lebt wohl!
Heinrich. Lebt wohl! Bewahret mein Geheimnis!
Hauptmann. Mich fürchtet nicht! Doch Eure Augen hütet
Und Eure Wange, die die Farbe wechselt,
Der kranken Brust gefährlichste Verräter.

II. Szene.

(Durch das Tor im Hintergrunde kommt ein Volkszug mit Kirchenfahnen, die zu beiden Seiten aufgestellt werden. Unter einem von vier Männern getragenen Baldachin *Kardinal de Cusa* mit mehreren Priestern, *Pomert*, Chorherr zu Bremen, Diakon zu Sonnenburg; *Niemair*, Subdiakon; *Soitem*, Priester aus der Diözese Trier; *Schloßhauptmann* und andere.)

Kardinal. Euch, Brüdern in dem Herrn, und Euch, Gemeinden,
Wird unsere Andacht jederzeit gedenken.
Drum wollen wir kraft unserer Gewalt,
Des Tages eingedenk und Eures frommen Sinns,
Als Kardinal des heiligen Stuhles hundert,

Digitized by Google

[S. 13] Als Euer Bischof weitre vierzig Tage
Vollkommnen Ablaß geben.
Soitem. Eminenz!
Hochwürdigster der Fürsten unsrer Kirche,
Erlaubt, daß kniend ich den heißen Dank
Des ganzen Landes Euch zu Füßen lege.
Kardinal. Steh' auf, Soitem!
Dieses Land ist arm,
Pomert. Doch reich ist es an Gottesfurcht und Tugend,
Willkommne Gaben Eurem frommen Sinn.
Niemair. Und seine Berge, die es eng umschließen,
Bewachen seines Glaubens reine Lehre.
Soitem. Nur Eure Taten, Kardinal de Cusa,
Gleich Adlern überfliegen die Gebirge.
Wir preisen Eure Heiligkeit als Roms
Erretter; zweimal hat der Kirche Felsen,
Den wankenden, schon Euer Arm gehalten,
Zu Florenz und im Fürstenrat zu Frankfurt.
Volk. Heil dem Erretter Roms!
Kardinal. Nicht mir — dem Herrn
Gehört der Ruhm, der die Verheißung gab,
[S. 14] Daß keine Macht der Erde, selbst die Hölle,
Der Kirche hohen Bau nicht überwältigt ...
Doch nun entlaßt das Volk.
Pomert. Doch vorerst knien wir
Und bitten um den Segen der Apostel.
Kardinal (segnet das Volk)
Ihr, unsers Frauenklosters Diakonen,
Und du, Soitem, werdet uns begleiten.
(*Ab.*)

III. Szene.

(*Kardinal de Cusa, Pomert, Niemair, Soitem, Heinrich.* Staatszimmer des Kardinals im Schlosse zu Bruneck.)

Kardinal. Nehmt Platz, Ihr Herren! Dich wählten wir, Soitem,
Als unsern apostolischen Notar.
Wir wollen ungestört sein! Heinrich, sorge
Dafür im Vorgemach.
Pomert. Gewärtig sind
Wir Euren hohen Wortes, Eminenz.
Kardinal. Stets war es unser eifrigstes Bemühen,
Die Zucht der Klöster wieder herzustellen
Und so den bösen, wunden Fleck zu heilen,
[S. 15] An dem die jungfräuliche Kirche krankt,
Als gift'gen Eiter, ketzerische Lehren,
Schisma erzeugend und Verrat an Rom,
Rebellische Konzilien, wie zu Basel.
Italien entsagte seinen Lastern,
Die seine warme Sonne ausgebrütet.
Reumütig auf den Knien vor mir lag Deutschland;
Das stolze Albion küßte meine Geißel,
Nur hier (*aufspringend*), in meiner eignen Diözese,
Find' ich Rebellen gegen Rom und Gott.
Pomert. Beim Leib des Herrn, den wir heut' genossen,
Ihr tut uns Priestern Unrecht, Kardinal!

Digitized by Google

Kardinal. Setzt Euch, Ihr Herrn! Ich hab' es nicht mit Männern,
Mit einem Weibe hab' ich es zu tun.
Ich, Kardinal de Cusa, mit den Blitzen
Des Vatikans gerüstet, ich, vor dem
Europa lag, in seinen Sünden winselnd,
Werd' aufgehalten in des Werks Vollendung
Von einem Weib. Ihr wißt, schon vor'gen Jahrs
Hab' ich den Abt Laurenz vom Bistum Eichstädt,
In allen Ordensregeln wohl bewandert,
Der heimwärts zog von Rom, bei mir behalten,
Nach seinem Rat und Spruch zu reformieren
Das Kloster Sonnenburg hier, dessen Nonnen
[S. 16] Schon vielen Schlaf von unserm Aug' verscheucht.
Doch heimlich appellierten sie nach Rom
Und fanden Schutz beim Herzog Sigismund,
Des fremden Visitators sich entschlagend.
Der Papst verwarf des Klosters leere Klage,
Worauf vier Äbte ihres eignen Ordens
Ich auserkor, im weltgesinnten Haus
Zu Sonnenburg die Ordnung herzustellen.
Verena, die Äbtissin, fügte sich
Dem Ausspruch der Versammlung in Gehorsam,
Klausur gelobend und die strenge Regel.
Hier ist das Dokument, verbrieft, versiegelt
Und förmlich unterschrieben vom Konvent...
Und hier ein Brief von Herzog Sigismund,
Der drohend diesen Vorgang will vernichten,
Als hätten wir das eidliche Versprechen
Des Klosters hier erschlichen und erzwungen. —
So hat Verena wieder uns betrogen
Und frei, als wäre Herzog Sigmunds Wort
Ein Schutzbrief gegen alle Zucht und Sitte,
Durchstreifen die entweihten Bräute Gottes
Wie liebestolle Hindinnen die Wälder.

Soitem. Doch was verliert der Herzog von Tirol,
Wenn dreißig Weiber ihre Zellen hüten?

[S. 17] *Kardinal.* Was kümmern diesen Herzog alle Klöster,
Was kümmert ihn das reine Licht der Kirche,
Was kümmert ihn ein Brixner Domkapitel,
Das, angeschwollen von ketzerischen Lehren,
Mit Rom zu rechten sich erkühnte? — Nichts! —
Doch kost er mit den Sonnenburger Frauen
Und schmeichelt dem rebellischen Kapitel — — —
Ich bin der Dorn in seiner Herzogskrone,
Der Nebelfleck in seines Ruhmes Sonne,
Drum hetzt er so meine Priester gegen mich
Und legt sein Schwert in eines Weibes Hand,
Weil er mit mir die off'ne Fehde fürchtet.
Die Schmach werd' ich dir, Sigmund, nicht vergessen!

Pomert. Darf Eures Dieners untertänig Wort
In Eurer Heiligkeit andächtig Herz
Den Weg sich bahnen?

Kardinal. Rede denn, Diakon.

Pomert. In allen Dingen ist Euch die Äbtissin
Gehorsam, Eminenz! Nur die Klausur —

Kardinal. Was ist ein Frauenkloster ohne die?

Digitized by Google

Könnt Ihr aus Weibern Himmelsbräute machen,
Wenn Ihr sie aussetzt dieser Welt Berührung?
[S. 18] *Niemair.* Doch schmerzlich wird die Armut es empfinden ...
Sie brachten Brot in arme Hütten, wo
Die Ernte kaum den Frühling überlebte;
Sie haben mancher Nacht am Schmerzenslager
Die ewig langen Stunden abgeschnitten. — —
Pomert. Auch ist, wenn Eure Heiligkeit geruhten,
Die Regeln dieses Ordens einzusehen,
Die Abgeschlossenheit nicht im Gelübde — —
Kardinal. Wie, hat dies Weib mit ihres Körpers Reizen,
Die sie dem Herrn geopfert, mit der Kirche
Leibeignem Fleisch, das sie gelobt zu quälen,
Zu säubern von den irdischen Begierden,
Eidbrüchig Eurer Knochen Mark vergiftet?
Ich will und fordre strenge die Klausur,
Ob sie verlübdet oder nicht verlübdet,
Von diesem Tage an fordr' ich sie. Kein Fenster
Soll seine vorwitzigen Augen mehr,
Schamlose Späher heimlicher Gelüste,
Zur Strasse senden. Jeder Eingang soll
Bis auf die kleine Tür — was braucht's Portale? —
Mit Quadern mir vermauert werden. Oder
Ich will die grossen Fenster noch vergrössern,
Will Stein um Stein aus ihren Fugen reissen,
[S. 19] Daß mit den Sternen sie liebäugeln können.
Setz' dich, Soitem, schreib' des Bannes Fluch
Auf dieses Pergament —: Wir, Kardinal
Niklaus de Cusa, kraft des Hirtenamts
Und unsrer apostolischen Gewalt,
Erklären dich, Verena, abgesetzt
Und exkommuniciert! Wer dich beschützt,
Den trifft der gleiche Bann und Interdikt
Das Land, das Nahrung deinem Körper reicht.
Niemair. Ein schönes Land wird dieser Fluch verwüsten.
Kardinal. Nun, Herzog Sigmund! Rüste deine Scharen,
Bepanzere ihre Leiber mit Granit!
Die Blitze Roms sind gleich den Himmelsblitzen
Und kennen keinen Widerstand. Soitem,
Hast du die Schrift geendet?
Soitem Eminenz,
Hier ist das Dokument.
Kardinal. Ihr seid entlassen.

IV. Szene.

(*Kardinal de Cusa. Junker Heinrich.*)

(Kardinal läutet.)

[S. 20] *Heinrich.* Was will mein hoher Herr von seinem Diener?
Kardinal. Ich sende dich ins Kloster Sonnenburg.
Heinrich. Nach Sonnenburg?
Kardinal. Dort fordre Audienz
Bei der Äbtissin und gib diesen Brief
In ihre Hände.
Heinrich. Kardinal, ich fliege
Dahin.
Kardinal. Dies ist dein letzter Pagendienst.

Digitized by Google

Heinrich. Wie, wollt Ihr mich entlassen, Eminenz?
Kardinal. Wir müssen deines Schmuckes uns entäussern;
Denn eisern ist die Zeit, und sie gebeut,
Daß ihre Kinder ihre Farben tragen.
Heinrich. O gerne will dies samtene Gewand,
Dies Gold und diese Seide, diese Federn
Ich gegen Stahl vertauschen.
Kardinal. Meine Hand
Gibt dir das Schwert, kehrst du zurück vom Kloster;
Was du bewußtlos heut' beginnst als Knabe,
Mußt du als Mann vollenden oder sterben.
[S. 21] *Heinrich.* O hoher Herr! Der süße Name Vater,
Der süßeste auf diesem Erdenrunde,
Ist nie auf meiner Zunge noch gelegen.
Laßt jetzt des Wortes Süßigkeit mich kosten,
Laßt mich Euch Vater nennen!
Kardinal. Wackrer Junge!
Doch müssen wir solch irdischen Gefühlen
Den Zugang wehren in der Brust.
Heinrich. Die Waise
Habt sorgsam Ihr erzogen; aber heute
Gebt mit dem Schwert Ihr mir ein zweites Leben,
Das, wär's auch nur von einer Stunde Dauer,
Mehr gibt als hundert Jahre träger Knechtschaft.
Kardinal. Dein Aug' ist Glut! Wer hat es angezündet,
Wer warf den Brand der Ehrsucht in dein Herz?
Was ist geschehen, sprich, das dich verwandelt?
Heinrich. Von diesem Fenster, Euer Eminenz,
Seht Ihr die Wonnen des Tiroler Frühlings,
Der Apfelbäume blasse Rosenblüten,
Den grünen Kranz der Saaten um die Dörfer.
Und dieses Leben — wann ist es erwacht?
Wißt Ihr den Tag, die Stunde, die Minute? —
[S. 22] *Kardinal.* Du hast das Gleichnis noch nicht ganz vollendet
Und deinem Bilde fehlt der Sonnenschein.
Heinrich. Nun wohl! Ihr seid die Sonne meines Lebens
Und Eures Ruhmes leuchtendes Gestirn
Erweckt in mir die schlafenden Begierden.
Wenn Ihr mir heute nicht das Schwert versprochen,
Als niedrer Knecht in Kaiser Friedrichs Heer
Hätt' ich es einer Türkenfaust entwunden.
Kardinal. Mich dünkt, es pflegen Knaben sonst die Lust
An Waffenschmuck nicht zu verbergen. Heinrich,
Ich sah dich nie beim Kampfspiel meiner Krieger
Und sanft wie deine Sprache war dein Herz.
Heinrich. Ich schlief, wahrhaftig, Kardinal, ich schlief,
Wie Mädchen schlafen, eh' sie lieben lernen.
Kardinal. Und Liebe weckte dich aus deinem Schlummer?
Heinrich. Dem Mann ist Ruhm das, was dem Weib die Liebe.
Kardinal. Dann ist der Ruhm der Bräutigam der Liebe.
Heinrich. Herr, Kardinal, mich brennen diese Kleider.
Nicht meine Worte, Herr, mein Handeln richtet. —
Entlaßt mich!
Kardinal. Recht, wir haben Eile, Heinrich.
[S. 23] *Heinrich.* Wenn Rosseshufen meiner Sehnsucht folgen,

Digitized by Google

So bin ich dort, eh' fünf der Silberperlen
Des Rosenkranzes Euch vom Finger fallen.

(Heinrich ab.)

V. Szene.

(Kardinal de Cusa.)

Kardinal. Ich bin in jeder Wissenschaft bewandert,
Ich hab' den Pulsschlag der Natur belauscht,
Den Sternen der Gesetze abgelauert
Und jede Zeile find' ich in der Bibel
Geschlossnen Augs — nur in den Labyrinthen
Des Herzens, diesen geheimnisvollen Kammern,
Bin ich ein Fremdling. — Wenn es Liebe wäre,
Was diesen Knaben schnell zum Manne reifte...
Doch hat nicht auch die Ruhmsucht einen Frühling?
Nicht jede Tat, der Frucht gleich, eine Blume? — —
Und wenn's doch Liebe wäre? Wenn ein Weib — —
Ein Weib und wiederum ein Weib! De Cusa,
Seit dich ein Weib geboren, weißt du nichts
Von dem Geschlecht; denn meines Lebens Strom
Berührte keine blühenden Gestade
Und in dem Wellenaufruhr dieser Brust
Hat keine Rose sich getaucht... Und jetzt,
[S. 24] Jetzt vor den Toren Roms hemmt mir ein Weib
Den letzten Schritt ... was will dies Weib, ihr Römer?
Soldaten, reißt sie weg von Petri Stuhl,
Macht Platz, macht Platz ... Aufschließt sich das [Konklave.
Habemus papam ... Nikolaus den Vierten.

VI. Szene.

(Kardinal de Cusa. Dionys, der Kartäuser.)

Dionys. Memento mori!

Kardinal. Wer spricht hier? — Kartäuser,
Man sagt, du siehst im Hirne die Gedanken.
Was deinen Augen sich nicht bergen kann,
Kann immerhin an deine Ohren schlagen.

Dionys. Gott hat aus Euch gesprochen, Kardinal.
Der flammenrote Hut hat die Gedanken
Nicht ausgebrütet; denn wie Petrum hat
Auch Euch der Herr der väterlichen Hütte,
Dem Fischerkahn entführt, die von den Wölfen
Zerstreute Herde wieder zu vereinen.
Erhebe dich, de Cusa! Rom ist wieder
Die Stadt der Welt, hin ist Konstantinopel!
Die eifernde Rivalin ist geschändet
Von Muhamed, die Wangen purpurrot
[S. 25] Geschminkt, gleich Buhlerinnen; doch mit Blut
Von zwanzigtausend Christen.

Kardinal. Dionys,
Was sagst du, ist das Abendreich gefallen?
Und ist Byzant in Türkenhand?

Dionys. So schreibt
Äneas Silvius. Hier ist der Brief.

Kardinal. Entsetzlich! Ha! Der Kaiser tot — erschlagen,
Nein, grausam hingemetzelt die Bevölkerung

Digitized by Google

Der unglückseligen Stadt! — — Äneas ruft
Nach unserm schwachen Arm. — — Nun, Dionys,
Nimm deine ganze Wunderkraft zusammen,
Mach aus den Steinen dieser Burg Soldaten,
Kanonenschlünde aus den Fichtenstämmen
Und dieses Tales weißgefleckte Rinder
Verwandle mir in Rosse.

Dionys. *(zieht ein silbernes Kreuz aus der Kutte)*
Kardinal,
Kennt Ihr dies Zeichen?! Ich trug's Euch voran,
Als Ihr durch Deutschland zogt; wer öffnete
Die Tore jeder ketzerischen Stadt,
Die Pforten jedes widerspenstigen Klosters,
[S. 26] Die schweren Riegel aller Räuberburgen
Am Rhein und an der Donau? Dieses Kreuz
Hat es getan, nicht Ihr, nicht ich — das Kreuz,
Womit schon Peter Amiens Europa,
Das glänzende, geharnischte Europa,
Nach Asien führte, dort am Durst zu sterben.

Kardinal. Die Zeiten sind vorüber, Dionys!

Dionys. Des großen Mannes Sklavin ist die Zeit.
Sein Lieben und sein Hassen ist das ihre —
Ein Riesenspiegel für die Riesenseele,
Biegsames Wachs, in seine Hand gegeben,
Die Welt zu modeln.

Kardinal. Aber Mahomed
Ist nur ein wüster Traum in der Geschichte,
Der Alkoran gleicht einer Gartenrose,
Die duftend blüht. Laß sie verblüh'n — was tut's
Am blätterlosen Stile reift kein Same.

Dionys. Und das vergossne Blut, die Sklaverei
Unzähl'ger Christen?! Friedrich ist begeistert.
Vom kaiserlichen Hof aus geht die Trommel
Durch Deutschland, Flandern und Burgund.
Man muß dem Kriege einen Namen geben,
Ihr müßt ihn taufen — dieses fordert man
[S. 27] Von Euch — die Kirche muß den Banner tragen.
Gebt Ablaß her! Verschwendet Indulgenzen,
Macht aus der Sünd' ein Kinderspiel, und setzt
Den Preis der Seligkeit herab... Ihr habt,
Bei meinem Sarg!, ein Heer gewonnen,
So zahllos als die Sünden dieser Erde.

Kardinal. Und wenn's mißlingt? Denk' an den Tag von Varna!

Dionys. Bei Varna fehlte Deutschlands Kardinal!
Auf Eure Wiege fielen seiner Eichen
Hellgrüne Blätter — und Ihr säumt und zögert,
Vor wilden Asiaten es zu schützen?

Kardinal. Ha, Dionys!

Dionys. Der Weg nach Rom geht über
Konstantinopel.

Kardinal. Dionys! Nun denn
Nach Wien, nach Wien! Berichte den Entschluß
An unsern Generalvikar in Brixen.
Doch, halt, Kartäuser! Dieses Pergament
Enthält den Bannstrahl Roms.

Dionys. Wen schlägt es nieder?

Digitized by Google

Kardinal. Verena, die Äbtissin!
[S. 28] *Dionys.* Kardinal,
Wollt Ihr den Brand ins eigne Lager werfen?
Noch ist's nicht Zeit zum Donnern. Gleich der Wolke,
Die Morgens früh, vom Sonnenstrahl gerötet,
Unschuldig durch die Himmel zieht, müßt Ihr
Zuerst den Horizont erobern, wollt Ihr nicht
Daß Euer Blitz den Blitzenden verzehre.
Kardinal. Ich kann nicht mehr zurück. Schon ist ein Brief
In ihrer Hand, der mit dem Banne droht,
Wenn sie sich der Klausur nicht fügt.
Dionys. Gebt mir
Dies Weib, es gibt noch andre Mittel als
Den Bann, ein furchtsam Weiberherz zu schrecken.
Kardinal. Du kennst sie nicht, in ihrer Frauenbrust
Herrscht eine Männerseele.
Dionys. Kardinal,
An diesen Waffen hängen Fürstentränen,
Geschmolznes Gold von deutschen Kaiserkronen — —
Wollt Ihr St. Petri flammenhelles Schwert
Mit unzüchtigem Nonnenblut besudeln?
Kardinal. Kein Mittel ließ ich unversucht, den Sinn
Der stolzen Frau zu beugen — doch vergebens.
Ich muß zum letzten schreiten, Dionys!
[S. 29] *Dionys.* Laßt mich's versuchen! Euer Bannstrahl wird
Nicht schwächer durch die Zeit. Gebt mir dies Weib.
Was wird man sagen an den Fürstenhöfen,
Wenn Ihr, der größte Mann der Zeit, mit einem Weib
Euch rauft im Pustertale, während
Der Türken Halbmond auf den Alpen glänzt.
Kardinal. Da, nimm den Bann, ich schenke dir das Weib,
Doch bring' mir Unterwerfung.
Dionys. Kardinal,
Der Fürst der Hölle bebt vor meiner Rede
Und am verborgnen Feuer meiner Augen
Erbleicht die Glut der ewigen Verdammnis.
Kardinal. Ich geb' dir meinen Segen, Dionys.
Dionys. Ins Nonnenkloster — dann zum Türkenheere.

VII. Szene.

(Ein Kreuzgang im Nonnenkloster zu Sonnenburg. *Theodolinde.* *Afra von Velseck, Dekanin.*)

Theodolinde. Mit den Wolken, mit den Winden
Ist der Dichter stets im Bunde
Und sie kommen und verschwinden,
Wie er will, zu jeder Stunde.

[S. 30] Hätt' ich ihnen nicht befohlen,
Daß sie träufeln süßen Regen,
Meine Hand wär' nicht verstohlen
Dir am warmen Herz gelegen;

Und ich hätte nicht vernommen
Dieses Herzens lautes Pochen,
Und was selig und beklommen
Heimlich es mir zugesprochen.

Digitized by Google

Anmerkungen.

[1] Stammbuchblatt für Luis Ender vom 25. Dezember 1831. Vgl. Tiroler Anzeiger (Innsbruck) vom 31. Mai 1924, Gilm-Beilage S. 5.

[2] Die erste Fassung von Gilms 'Märzenveilchen' für Nanni Dalla Torre (spätere Frau Notar Seeber) aus Gilms Höttinger Zeit ist noch ungedruckt. Die einzige Handschrift enthält acht 'Märzenveilchen', weiter 'Das weiße Kleid' und 'Christnacht'. Vgl. A. Dörrer, Hermann von Gilms Weg und Weisen, Innsbruck 1924, 38 f. u. 217. — Desgleichen sind andere charakteristische Zyklen in ihrer ursprünglichen Fassung, Vollständigkeit und Anordnung nicht bekannt oder berücksichtigt worden, so z. B. die Natterer Sommerfrischlieder, auf deren älteste Handschrift Jos. Seemüller (Etwas vom Zustand des Gilm-Textes, in: Zeitschrift des Ferdinandeums III 47, S. 271—278) zum erstenmal aufmerksam machte. Beide Handschriften befinden sich in Privatbesitz.

[3] Abschiedsgruß für Prof. Wessely vom 12. November 1835. Original im Museum Ferdinandeum in Innsbruck, abgedr. in S. M. Prem, Der Lyriker Hermann von Gilm, Marburg 1896, 17—18; 3. Aufl. Imst 1897, 18—19.

[4] Archiv 152, 18—33.

[5] Archiv 153, 1—36 u. 168—187.

[6] H. v. Gilms Weg und Weisen, 309—325.

[7] Original im Innsbrucker Ferdinandeum F. B. 1675/69, Nr. 35.

[8] Hermann von Gilm. Darstellung seines dichterischen Werdeganges, München 1904, 67.

[9] Hermann von Gilm. In: Deutsche Arbeit 6, 437, Prag 1906/07.

[10] Ad. Pichler schreibt zwar in der Österreichischen Wochenschrift für Wissenschaft und Kunst, N. F. 1872, Bd. 2, 367 und wiederum in Edlingers Literaturblatt 2, 739/40 (Wien 1880): 'Das Ferdinandeum besitzt die Fragmente zweier Dramen; zu dem einen lieh der Kampf der Äbtissin mit dem Bischof von Brixen Nicolaus Cusanus den Stoff, das andere hat einen k. k. Praktikanten unter Metternich zum Helden, der ob eines feschen Jesuitenliedes nicht mehr angestellt wird und deswegen die Geliebte aufgeben muß.' Pichler dürfte, wie öfters, diesen Literaturbericht aus dem Gedächtnis niedergeschrieben, ohne sich selbst von der Richtigkeit seiner Angaben an Ort und Stelle überzeugt zu haben. Die beiden Handschriften befanden sich damals noch im Besitze der Familie Gilms und in Verwahrung B. Hunolds; von jener erwarb später das Ferdinandeum die zweite (W 5211).

[11] Zingerle Ignaz Vinzenz? — In: Österreichische Wochenschrift für Wissenschaft und Kunst 1864, Bd. 4, 1305/07.

[12] In der Besprechung von Sonntags Gilm, Euphorion 15, 296.

[13] Hermann von Gilms Familien- und Freundesbriefe, hrsg. von Moritz Necker, Wien 1912. Bd. 17 der Schriften des Literarischen Vereins in Wien.

[14] Kerns Nachfolger als Kreishauptmann in Bruneck, Deutschtirols und Vorarlbergs angesehenster Topograph. Vgl. Gilm und der Topograph Staffler, in: Tiroler Bote 1905, S. 2029, 2559 u. 2567. — Selbstbiographie des tirolischen Topographen und Statistikers J. J. Staffler, geschrieben im Oktober 1863, hrsg. von F. R. v. Wieser, in: Zeitschrift des Ferdinandeums III 45, S. 77 f. — H. Hueber, Einiges aus dem schriftlichen Nachlasse des Dr. Joh. Staffler, in: Die Heimat 4, 1—8 (Meran 1915).

[15] Vgl. H. v. Wörndle, Anton Ritter v. Petzer-Rasenheim, der letzte Offizier aus dem Jahre 1809, in: Tiroler Stimmen, 9. August 1887. — Ders., Ein 'Sandwirts-Offizier', in: Academia 1909. — Ders., Sängerfahrt nach Kehlburg, eine Dichterepisode zur tirolischen Literatur von 1844 bis 1846, in: Das Vaterland, 1. Juli 1910, Wien. — R. Granichstaedten-Czerva, Anton von Petzer-Rasenheim, in Tiroler Anzeiger vom 4. März 1928. — A. Dörrer, Aus dem Briefwechsel H. v. Gilms mit Petzer und Staffler, in: Der Schlern 5,

Digitized by Google

140—145 (Bozen 1924). — Im Nachlaß A. Petzers befindet sich keine Abschrift der Gilmschen 'Äbtissin Verena'.

[16] Ludwig Steub, Sängerkrieg in Tirol, Erinnerungen aus den Jahren 1842—1844, Stuttgart 1882. — I. E. Wackernell, Beda Weber, in: Kultur VIII, Wien 1917; ders. L. Steub, A. Pichler und der Tiroler Sängerkrieg. In: Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs 13, 189 ff. — S. M. Prem, Ein Kampf der Geister in Tirol, Linz 1904; dazu Wackernell in: Euphorion 15, 297 ff. — H. Gsteu, Geschichte des Tiroler Landtages von 1816—1848, in: Tiroler Heimat VIII, 77 ff., Innsbruck 1927. — A. Dörrer, Zur Charakteristik Beda Webers, Josef Streiters und Johannes Schulers, in: Der Schlern 6, 312—320 (Bozen 1925).

[17] Ad. Pichler, Zu den literarischen Kämpfen des Vormärz, in: Montags-Revue (Wien) v. 16. April 1883 (Literar. Beilage). — Ders., Clemens Graf Brandis, in: Ad. Pichlers gesam. Werke 12, 130 ff. Einzelheiten sind verdruckt und hier berichtigt. — Das gräflich Brandissche Familienarchiv auf Neubrandis in Lana (Südtirol) enthält keinen Hinweis auf den Briefwechsel zwischen dem Grafen Clemens Brandis und Gilm. Nur aus dem Nachlasse des Grafen Anton Brandis ist ein Exemplar obiger 'Montags-Revue' vom 16. IV. 1883 mit dem Artikel A. Pichlers durch den Grafen Karl Brandis dem Archive einverleibt worden. Da dieses mit Sorgfalt und Gründlichkeit angelegt und katalogisiert wurde, ist anzunehmen, daß vielleicht des Grafen Clemens Brandis Sohn diesen Briefwechsel zu einer Charakterisierung des vormärzlichen Geisteslebens Tirols etwa Adolf Pichler übergab und daß durch diesen einzelnes in das Museum Ferdinandeum kam. Der Mühe der Nachforschung unterzog sich in liebenswürdiger Weise die Witwe des Grafen Karl Brandis, Frau Gräfin M. zu Brandis geb. von Tauffkirchen. Ich komme an anderer Stelle auf den erhaltenen Briefwechsel Ad. Pichlers mit Clemens Graf Brandis und auf andere Schätze dieses wertvollen Familienarchivs näher zu sprechen.

[18] Franz Löhle, der im Jahre 1845 zu München einen 'Theater-Catechismus verschiedener vorzüglich im Bühnenleben üblicher Fremdwörter' als eine 'Toilettengabe für Freundinnen des Theaters' mit elf Illustrationen in den Druck brachte. Als Dramatiker der volkstümlichen Gestalt Herzog Friedrichs mit der leeren Tasche ist er in Tirol weiter nicht bekannt geworden. Vgl. Christian Schneller, Herzog Friedrich mit der leeren Tasche in der Sage und in der Dichtung, in: Tiroler Bote 1878, S. 207 ff.

[19] Das letztgenannte Ereignis fällt in den Streit Herzog Sigmunds mit Kardinal Cusanus.

[20] Abgedruckt bei A. Dörrer, Hermann von Gilm und die Jesuiten, ein altes Tiroler Kampfkapitel, nach unbeachteten Briefen und Gedichten neu dargestellt, in: Gelbe Hefte 2, 46 ff. u. 136 ff., München 1925.

[21] S. H. v. Gilms Weg u. Weisen, 88 ff.

[22] Vgl. Albert Jäger, Der Streit des Cardinals Nicolaus von Causa mit dem Herzoge Sigmund von Österreich als Grafen von Tirol, Innsbruck 1861. — Vinz. Gaßner, Das Benedictinerinnen-Stift Sonnenburg im Pusterthale, in: Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner- und dem Cistercienser-Orden IX, 39—57, 251—258.

[23] In der Gilm-Ausgabe von Reclams Universalbibliothek, besorgt von Rud. Heinr. Greinz, statt 'einst' ein sinnloses 'nicht'.

[24] In der Vintler-Handschrift: der.

[25] In der Vintler-Handschrift: Palmen.

[26] In der Tübinger Theol. Quartalsschr. (1837) und selbständig, Mainz 1843.

[27] Hermann von Gilm, ein Vortrag, in: Inn-Zeitung vom 18. April 1865 ff. und verkürzt als Broschüre, Innsbruck 1865.

[28] Original unter den Vintlerschen Handschriften Gilms, teilweise abgedruckt bei: Gilm u. die Jesuiten S. 139—40.

Digitized by Google

[29] S. Gilm u. die Jesuiten S. 143 ff.

[30] Abgedruckt in Ad. Pichlers gesam. Werken XVI, 1—18. — Vgl. Wackernell-Dörrer, Adolf Pichler, 1819—1900, Freiburg i. Br. 1925, 12; dazu A. Brandl, Adolf Pichler redivivus, in: Die Literatur, Juli 1926, 574.

[31] Den Gegensatz zwischen dem um das Schicksal seiner Poesien unbekümmerten Gesellschaftsdichter Gilm und dem an das deutsche Literaturgetriebe und den großen Buchhandel Anschluß erstrebenden Streiter kennzeichnet die geschäftige Unermüdlichkeit des letzteren, die er in seinen Briefen an die Mittelsperson Ludwig Steub in München an den Tag legt. Einige Beispiele. So schreibt Streiter am 30. 10. 1843 an Steub: 'Oldenburgs [des Verlegers] Entscheidung wird mir sehr interessant sein, nämlich insofern sie günstig als Anknüpfungspunkt. Erwähnen Sie ihm auch gütigst von meinem Heinrich IV., der in Menzels Händen liegt.' Am 22. 11. 1843: 'Mit meinem Heinrich ging mir's schlimm. (Der Verlag) H. u. C. remittierte ihn, ich muß also andern Rath suchen.' Am 1. 12. 1843: 'Meines Heinrich IV. halber wandte ich mich an Wolfgang Menzel, der mir letzthin schrieb, er habe sich davon lebhaft angezogen gefunden. Was dieser mysteriöse Ausdruck, in gewöhnliches Deutsch übersetzt, sagen will, weiß ich nicht, wird sich aber nun wohl besser aufklären. Ich meinerseits interpretiere ihn dahin, daß er ihn bisher noch nicht gelesen. Dr. Raupach sprach sich deutlicher aus und meinte, 'der großartige, weitaussehende Stoff scheine ihm zur Zeit noch meine Kräfte zu übersteigen'. Ich finde mich durch dies Urtheil weit mehr geehrt als durch die nichtssagenden Schmeicheleien W. Menzels, Th. Hells und Anderer, denen ich die Arbeit mittheilte. In einem so kleinen Rahmen wie Raupach werde ich historische Stoffe wohl nie fassen, auch nicht, wie er, das punctum saliens [oder: rationis?] entbehren können, allein ich muß gestehen, daß ich beim Wendepunkt, bei der Szene von Kanossa ein neues, früher nicht beachtetes Motiv ins Ganze trug. Daß Raupach dies herausgefühlt, flößt mir vor seinem praktischen Blicke Ehrfurcht ein. Offenbar ist dies ein Zeichen, daß ich den großartigen Stoff nicht genugsam in meiner Gewalt hatte.' Am 11. 12. 1843: 'Wegen meines Heinrich schrieb ich neuerdings, schon vor 10—12 Tagen an W. Menzel, er möchte mir auch zu den schlechtesten Bedingungen um einen Verleger umschauen, ebenso ließ ich durch einen Freund in einer nordischen [= norddeutschen] Buchhandlung anfragen. Wüßten Sie mir Rath? Ihre Ansicht ist auch die meine, er solle sich versuchen, vielleicht bricht er sich Bahn, und dafür glaube ich Hoffnung zu haben; denn er ist deutsch und protestantisch. Könnten Sie ihn bei einem Theater unterbringen? In München würde es freilich schwer halten, weil [Papst] Gregor auftritt, aber vielleicht in Frankfurt? Mit Raupach ist für Berlin doch nichts zu gewinnen, sein Personale darf die heilige Zahl zwölf selten überschreiten, und wer etwas anders will, als die Geschichte in Verse übersetzen, hat bei ihm keine Geltung. — Für Ihre Zurechtweisung bezüglich der sprachlichen Form der Lebensquelle [= Streiters dramatisiertes Märchen, Innsbruck 1839 erschienen] danke ich. Offenbar ließ ich mich früher zu sehr darin gehen ... Ich glaube auch, daß man dem Heinrich in dieser Beziehung weniger Vorwürfe machen dürfte.' Am 27. 12. 1843: 'Anbei erhalten Sie auch meinen Heinrich IV. Ich habe bei dessen Übersendung an Sie, die sich jetzt gerade sehr zu meinem Vortheile mit Umgehung unliebsamer Einsicht ergibt, zweierlei Zwecke. Erstlich damit Sie ihn kennen lernen, und hiebei bitte ich um Ihr freundschaftliches Urtheil, das heißt, ganz offenes und unumwunden. Die großen Literaten, denen ich ihn vorerst sandte, wollen von ihrer Parnassushöhe nur phythische Stimmen laut werden lassen, und aus solchen Rätseln wird man nicht klug. Kurzweg von der Leber ohne viel Umschweife ist mir das Liebste. Zweitens erhalte ich dadurch freie Disposition. Ich schrieb jüngst

Digitized by Google

an Wolfg. Menzel, der sich sehr bereitwillig herbeiließ, mir in der Sache zu dienen, und überließ ihm ganz freie Hand, ihn unterzubringen, wie er will. Er besitzt zwar schon ein Exemplar, allein jenes ist nicht durchgesehen, und wahrscheinlich voll von Schreibverstößen. Glückt's mir durch ihn auf eine oder die andere Weise das Stück an den Mann zu bringen, oder auch nur mit Opfern, werde ich es Ihnen berichten, mittlerweile bitte ich, es bei Ihnen liegen zu lassen, und auf weiteres Avis zu warten. Schlägt die Hoffnung bei Menzel fehl, so will ich es nach Ihrem Rathe als Manuskript drucken lassen oder es mit Brockhaus allenfalls selbst gegen Vergütung der Druckkosten versuchen. Ich erwarte in einigen Tagen, vielleicht erst in ein par Wochen Antwort von Menzel, da ich ihm erst vor 8 Tagen schrieb. Die Idee, es als Manuskript drucken zu lassen, geht mir sehr ein, nur frägt sich's hiebei, ob das Stück aufführbar ist. Darüber wissen Sie aber besser Bescheid als ich, ich bin daher sehr gespannt.' Am 13. 1. 1844: 'Was sagen Sie zu meinem Heinrich? Hat er Ihren Beifall oder nicht? Menzel hat keinen weiteren Laut von sich gegeben.' Am 3. 3. 1844: 'Von Menzel erhielt ich mittlerweile ganz erwünschte Nachrichten'. Und so fort.

[32] In Eldingers Literaturblatt I, 82, Wien 1877. — Gelbe Hefte II, 78 und 79, München 1925. — Archiv 153, 184.

[33] H. v. Gilms Weg u. Weisen, 213; Gilm u. die Jesuiten, 83.

[34] A. Sonntag widmet dem 'Verbannten' (= 'Oswald') eine eingehende Untersuchung a. a. O., 55 ff. und vermehrt die wichtigen Proben, die schon Gilm in einem Briefe an Steub vom 5. Oktober 1884 geboten hatte.

[35] Wortgetreue Wiedergabe des Textes der Vintlerschen Handschrift, jedoch in dermaliger Rechtschreibung. Das Verzeichnis der Personen fehlt. Hierzu ist Seite 2 der Handschrift freigelassen.

Vers 13. Nur in etlichen archaisierenden Formen versucht Gilm ein sprachliches Zeitkolorit. Siehe Vers 92. — Der Kardinal ehrte die Kirche des benachbarten Dorfes Aufhofen, in dem die Brixner Bischöfe schon im 10. Jahrhundert Besitzungen hatten. Die Kirche wurde um 1360 erneuert und 1452 geweiht. Aus dieser Zeit stammt der Turm und die heutige Form des Baues. S. J. Weingartner, Die Kunstdenkmäler Südtirols I 321/22, Wien 1923.

27. Kardinal Nikolaus, Bischof von Brixen, zu Cues unterhalb Trier 1401 geboren, gestorben 1464 zu Todi in der päpstlichen Delegation Spoleto, spielte eine tonangebende Rolle in der kirchlichen Reform und Politik seiner Zeit. Bei der Kirchenversammlung zu Basel, in den Streitigkeiten des Konzils mit dem Papst Eugen IV., in den Einigungsversuchen der orientalischen und okzidentalischen Kirchen, auf Sendungen nach Konstantinopel, in der Beilegung der hussitischen Bewegung, in der Ausgleichung der deutschen Nation mit dem päpstlichen Stuhl in Rom und in den späteren kirchlichen Reformbestrebungen in Deutschland stand er entweder an der Spitze oder an der Seite, wohl auch im Kampfe mit den größten Geistern seiner Zeit. Äneas Silvio de'Piccolomini, der spätere Papst Pius II., der in Tirol eingepfründet war, nennt seinen kirchlich-politischen Gegner auf dem Konzil zu Basel — Cusanus verteidigte zwar selbst zuerst die Superiorität der Kirchenversammlung über den Papst, trat aber auf dem Konzil auf Seite Eugens IV. — den Herkules aller Eugenianer und rühmt seine klassische Bildung und vielseitige Gelehrsamkeit. Später auch in das päpstliche Lager übergetreten und wie Cusanus zum Kardinal erhoben, wünschte der nachmalige Papst, seinen Kollegen an seiner Seite in Rom zu haben; denn es sei nicht billig, schrieb er ihm, daß ein Geist wie der des Cusanus ferne von Rom in dunklen und verschneiten Tälern verkümmere. Auch sah dieser echte Fürst antiker Renaissance bald, daß der hartnäckige Kusaner die Lage in Tirol zum Verhängnis treibe. Zum Danke für dessen Verdienste

Digitized by Google

hatte nämlich der Papst ihm am 23. März 1450 das Bistum Brixen verliehen, obgleich das dortige Kapitel Leonhard Wiesmayr erkoren hatte. Brixen erblickte darin eine Beeinträchtigung seines Wahlrechtes, Herzog Sigmund von Tirol eine Verletzung der mit Deutschland abgeschlossenen Konkordate; denn er wollte seine landesfürstliche Gewalt auch über die geistlichen Fürstentümer Brixen und Trient ausdehnen. Der Kardinal wandte sich an alle Kurfürsten und Fürsten Deutschlands. Kaiser Friedrich anerkannte ihn als Bischof von Brixen und belehnte ihn mit den Stiftsregalien. In ungestörtem Frieden trat Cusanus 1452 die Verwaltung seines Bistums an.

32. Cusanus wirkte in Basel für die Verlegung des Konzils nach Italien zur Erleichterung der Union mit Griechenland, der zuliebe er 1437 nach Konstantinopel reiste. Tatsächlich wurde das Konzil nach Auflösung des Basler in Ferrara und Florenz wegen Ostrom, das unter dem Drucke der Türkengefahr zum Anschluß geneigt war, gehalten.

65. Dorf im Gericht Enneberg,das dem Stift Sonnenberg zinspflichtig war.

66. Dionysius aus belgisch Limburg (1402—71) lebte 48 Jahre in der Kartause Rohrmonde der Gelehrsamkeit und Frömmigkeit und begleitete im Jahre 1451 den ihm geistverwandten Kardinal auf seiner Visitationsreise durch Deutschland. Wie Gilm die äußeren Tatsachen, welche Resch und Sinnacher vom Kardinal und seinem Begleiter anführen, in dichterischer Freiheit ausnützt, zeigt z. B. ein Vergleich von Sinnachers Darstellung, wie Nikolaus die zu reformierenden Orte betrat: 'er aber, ein Feind aller Eitelkeit, zog ganz bescheiden auf seinem Maultiere daher, nur von wenigen Römern begleitet, kaum anders erkenntlich als durch das silberne Kreuz, das er vom Papst geschenkt erhalten hatte, und das er auf einer übersilberten Stange vor sich hertragen ließ. [Siehe das Porträt im St. Nikolausspital zu Berncastel-Cues, wiedergegeben in Günther Müller, Deutsche Dichtung von der Renaissance bis zum Ausgang des Barock, Wildpark-Potsdam 1929.] Sein erster Gang in jeder Stadt war zur Kirche, wo er durch eifriges Gebet um glücklichen Ausgang seiner Geschäfte zum Himmel flehte.' (Sinnacher, Beyträge zur Geschichte der bischöfl. Kirche Säben und Brixen in Tirol, Brixen 1828, VI 357.) Dazu Gilm, 'Verena' 433 f.

75. Das Tauferertal mündet bei Bruneck ins Pustertal. In seinem nördlichsten Teile heißt es Ahrntal.

125. Verena von Stuben, aus Schwaben gebürtig, erlebte schon in ihrer ersten Regierungszeit als Äbtissin von Sonnenburg (um 1442) das Aufleben alter Streitigkeiten wegen der Gerichtsbarkeit des Stiftes über Enneberg, Wengen und Abtei mit dem Bischof von Brixen. Die Widerspenstigen riefen den Bischof, die Äbtissin den Landesfürsten zu Hilfe. Gegenüber den Reformbestrebungen des Kardinals leisteten die Stiftsfrauen besonders wegen der auferlegten Klausur Widerstand, da sie diese nie gelobt hatten und auch später nie auf sich nahmen. V. Gasser nennt die Äbtissin eine edle Frau, die mit Scharfblick und Mannesmut für die Verteidigung der Rechte ihres Stiftes einstand, aber ein Opfer des Mißgeschicks wurde. Auf einem Bilde des Innsbrucker Ferdinandeums, das den Tod der hl. Ursula darstellt, ist sie zwischen ihren Eltern abgebildet. Cusanus nennt sie in seinen Briefen an den Prior von Tegernsee eine stolze Jezabel, der man mit Gaben nicht beikommen könne.

153. Erdichtete Person.

171. St. Lorenzen, Markt, alte Pfarre von Bruneck.

172. Stegen, zu St. Lorenzen gehörig; St. Georgen und Dietenheim, kleinere Ortschaften bei Bruneck.

181. 'Unsere Andacht'. Noch heute begrüßen ältere Seelsorger in Tirol bei der sonntäglichen Predigt für die Gemeinde ihre Zuhörer mit der alten Formel: Eure Lieb' und Andacht, was soviel wie Geliebte, andächtige Christen bedeutet.

Digitized by Google

190. Diese Einschätzung trifft gerade für den Brixner Bistumsbereich jener Zeit nicht recht zu; damals standen die Bergwerke, der Handel und Verkehr in Tirol in großer Blüte.

191. Das 'heilige' Land Tirol ist eine Frucht der katholischen Restauration im Barock.

200. Zu Frankfurt wirkte Cusanus als päpstlicher Legat für die Aussöhnung des Deutschen Reiches mit dem Papst, der ihm nach dem Abschluß der Konkordate den Kardinalshut am 28. Dez. 1448 verlieh.

209. Im Bistum Brixen befanden sich mehrere Frauenklöster, so die Klarissen zu Brixen, die Waldschwestern im Halltal usw. Gemeint ist hier nur Sonnenburg bei Bruneck, wo sich Cusanus gerade aufhält.

237. Abt von Ahausen und der bischöfliche Vikar Michael von Natz visitierten im Namen des Kardinals das Kloster, um die Reformen einzuführen, während noch die Streitigkeiten zwischen Stift und Bischof um die weltlichen Rechte unbereinigt waren.

272. Sigmund trug als österreichischer Herzog und gefürsteter Graf von Tirol einen Herzogshut.

315. Der Dichter faßt langwierige Streitigkeiten und wiederholte Interdikte des Kardinals kurz zusammen.

405. Von einer Kandidatur des Kardinals für den päpstlichen Thron ist in seinen Schriften nie die Rede. Im Jahre 1455 starb Papst Nikolaus V. Cusanus hätte sich also als Nikolaus den Sechsten bezeichnen müssen. — Gilm teilt dem Kusaner auch die Rolle von Änea Silvio (= Pius II.) in Sachen des Kreuzzuges und der Herstellung des Friedens unter den christlichen Fürsten zu.

406. Memento mori, Gruß der Kartäuser.

411. Der flammenrote Hut des Kardinals.

414. Zum Schiffergewerbe seines Vaters bestimmt, floh Nikolaus vor dessen Mißhandlungen zum Grafen von Manderscheid, der als Erzbischof ihn als Delegat auserwählte.

417. Konstantinopel fiel nach längerer Bedrängnis und 40tägiger Belagerung durch die Türken am 29. Mai 1453, wobei Kaiser Konstantin XI. den Tod fand. Die Stadt wurde gründlich geplündert und verwüstet.

460. Der Banner, vielleicht der herkömmlichen Tiroler Volkssprache entnommen.

466. Bei Varna siegte 1444 Murad II. über die Ungarn und Polen.

Vor 511. Die Stiftsdechantin Afra von Velseck wurde von Cusanus zur Nachfolgerin der abgesetzten Verena von Stuben bestimmt und trat tatsächlich nach dem Tode des Kardinals und nach dem Verzichte Verenas auf Ausübung ihrer Würde das traurige Erbe an.

Nachtrag zu S. 191/192. Erst nach Drucklegung des Vorstehenden kam ich selber in die Lage, das Familienarchiv der Grafen Brandis in Lana an der Etsch durchzusehen. Es ist eines der reichhaltigsten und wohlgeordnetsten Privatarchive Tirols und in seiner jetzigen Anordnung angelegt worden von dem Landeshauptmann Anton Graf Brandis († 1907), einem Sohne des obenerwähnten vormärzlichen Landesgouverneurs Clemens Graf Brandis. Das Archiv enthält aufschlußreiche Dokumente zur Zeitgeschichte Gilms, wenngleich gerade der Briefwechsel zwischen dem Dichter und Clemens Graf Brandis bis auf ein Stück, und zwar auf die Antwort Gilms auf das oben abgedruckte Schreiben seines obersten Vorgesetzten fehlt. Eine Sammlung von Huldigungszeichen im Archive Brandis beschränkt sich auf solche, welche dem Landesgouverneur bei seinem Amtsantritt im Jahre 1841 dargeboten wurden, und auf jene, welche ihn in den Märztagen von 1848 der unentwegten Zuneigung versichern sollten, enthält also den Gruß, den Gilm namens des Marktes Schwaz im Sommer

Digitized by Google

1842 gedichtet hatte, nicht. Desgleichen finden die Beziehungen Gilms zum Gouverneur weder in dessen Tagebüchern noch in den amtlichen Berichten, die Brandis bei seinen Landesbereisungen niederschrieb, eine Berücksichtigung.

Gilm legte seiner Antwort an den Grafen Brandis jenes Huldigungsgedicht an den Brixener Fürstbischof Bernard Galura bei, das er etliche Wochen zuvor auf besonderen Wunsch des Brunecker Dekans zu einer Ehrung des Kirchenfürsten geschaffen hatte. Dieser 'Festgruß ... von dem Brunecker Dekanal-Klerus am 30. Jänner 1844' wurde auf einem Quartdoppelblatt bei Wagner in Innsbruck gedruckt und in einen prunkhaften Umschlag geheftet, ohne daß der Name des Verfassers darauf erwähnt wurde. Prof. Dr. Philipp Fallmerayer in München ließ die Dichtung am 15. Februar 1844 in der Augsburger 'Allgemeinen Zeitung' als die 'bei weitem gelungenste und in ihrer Art vielleicht die geeignetste' poetische Huldigung abdrucken und führte als Dichter Heinrich v. Gilm an. Diese Veröffentlichung geschah im Rahmen einer Entgegnung auf einen anonymen Artikel 'Über die poetischen Regungen in Tirol' (von Dr. Josef Streiter in Bozen) in der 'Allgem. Zeitung' vom 6. Dezember 1843, der den sogenannten Tiroler Sängerkrieg einleitete und in dem die Kunde von Tirols Geistes- und Liederarmut erfunden wurde. Fallmerayer spielte Gilms Gedicht gegen diese Behauptung und zugunsten der angegriffenen Geistlichkeit Tirols aus und rückte es in den Vordergrund der Beachtung. Der Dichter suchte Streiter und Genossen über diese Enttäuschung dadurch hinwegzuhelfen, daß er über das Gedicht als eine 'Handwerksarbeit' witzelte und nun andere für dessen Verbreitung haftbar machte (s. Gilm und die Jesuiten a. a. O. 164—165). Alle diese Vorfälle verwob Gilm in sein Bekenntnisdrama 'Der Verbannte'.

Im Innsbrucker Museum liegt eine anderslautende Antwort aus der Feder Gilms an Brandis vom selben Tage (s. Gilm und die Jesuiten a. a. O. 163—164). Sei es nun, daß Gilm diese vor Einblick in die Zuschrift des Gouverneurs abgefaßt und in Rücksicht auf diese nicht abgesandt hatte oder daß der Wortlaut ihm nicht entsprach und er einen neuen Brief entwarf, jedenfalls werden wir in dem Schreiben Gilms, das sich auf Brandis befindet, die sicher an den Gouverneur abgegangene Antwort zu erblicken haben. In beiden Briefen legt Gilm das größte Gewicht auf das Gedicht an Galura. Der Brandiser Brief, wie der des Ferdinandeums ein Doppelblatt in Quart, lautet:

Hochgeborner Graf!
Euer Excellenz!

Da ich erst heute von meinem zehntägigen Kranken-Lager aufgestanden bin, fühle ich mich außer Stande Eurer Excellenz gnädiges Schreiben vom 25. v. M. schon nach seinem vollen Innhalte zu beantworten. Mein tiefgefühlter Dank für eine Huld, die meine kühnsten Hoffnungen überflügelte, läßt sich nicht verschieben. Durch Eurer Excellenz Gnade bin ich in eine neue Phase der Entwicklung getreten, und alle meine Kräfte streben jenem Punkte zu, der durch Eurer Excellenz gnädige Unterstützung der leuchtende Mittelpunkt tirolischer Poesie werden kann.

Das anliegende Gedicht, von dem ich Eurer Excellenz ein Exemplar zu überreichen wage, habe ich auf Antrag des Herrn Dekans Klebelsberg verfaßt. Ich bitte Eure Excellenz dasselbe nicht als ein Gelegenheitsgedicht zu betrachten. Ich habe die Brunecker-Geistlichkeit vom Festprogramme gänzlich emancipiert.

Ich verharre in tiefster Ehrfurcht

Eurer Excellenz
dankbarster und ergebenster Diener v. Gilm.

Bruneck den 2ten Februar 1844.

Digitized by Google

Scotland.

Lecture delivered in the English Seminar of the University Berlin, Nov. 8th 1929.

By P. Morton Shand.

I want to talk to you to-day about one of the least known, or perhaps I should have said one of the most completely forgotten, countries in Europe. That country is Scotland — by far too many people considered merely a name for the Northern part of England. This it has never been, and I trust it may never become so. Indeed, I believe that such danger as once existed of this happening may now be deemed to have passed definitely. The reason I want to talk to you about Scotland — the Scotland of to-day, not the Scotland of yesterday or the romantic Scotland of Burns or Sir Walter Scott of the day before yesterday, is because it seems to me of more vital importance that this new stirring of Scottish national consciousness should be realised — and sympathetically realised — in Germany than in any other country except England. I know how much I, personally, owe to Germany. I should like to feel that as many countrymen of mine as possible of the younger generation should be able to learn in Germany what I have learned there. We need a certain corrective to the one-sidedness of purely Anglo-Saxon culture. Certainly, we have a great common heritage with England — a common heritage of race, language, and in the wider political sense of the word, religion. We have many common ideals and institutions. Much in our national character is interchangeable. But we have also a separate heritage from England — a heritage in which England has no share. There are things that divide us from the English, as well as things that unite us with them. There is room for all these differences and all these affinities in the common title British, which belongs to neither nation separately, but to both conjointly. It is almost unthinkable that Scotland and England can ever go separate ways in the wider political sense. But if England has suffered, as I personally, am profoundly convinced she has, from remaining too aloof from purely German culture, Scotland has lost even more by this abstinence. There are probably more Scots, proportionately to population, who speak or read German than there are Englishmen. But this is largely beside the point. The cultural danger to Scotland is as much, — on the whole, perhaps more — a Celtic as an English one. No culture can counteract this Celtic influence more wholesomely, more invigoratingly, than German culture. In spite of our admixture of Celtic blood we are a predominantly

Digitized by Google

Nordic, a Germanic people, and profoundly and proudly conscious of the fact.

The Englishman is consciously — one might almost say grotesquely — sufficient unto himself linguistically. The Scot, who lives in a country where two languages are spoken, to say nothing of a vigorously alive and individual dialect that is almost another language, is not. He is more race-conscious than the Englishman, by which I mean he is more conscious of racial affinities with foreign peoples of Nordic blood — Scandinavians, Germans, and in a lesser degree, Dutchmen. Scandinavian speech and culture undoubtedly stand nearer to him than German, but there are three Scandinavian languages, not one, and none of them is a Weltsprache. The Scot talks to the Danes, the Norwegians, and the Swedes he meets in English, or Scots-English, and so does not enrich himself culturally by these contacts as he might do if he could speak their languages. With Germany it is otherwise. There he has as much to receive as to give. A knowledge of German cannot help being sheer gain to him both in culture and in commerce. It is, in fact, — we live in a severely practical age — 'a business proposition' for him to learn German. Now a knowledge of German, however slight, will help the Scot to understand himself, to appreciate his separate historical heritage, as he could never have hoped to understand it otherwise. Latin cultures have far less to give him. This, I know from my own experience. Germany and Scandinavia have taught me more about Scotland than any books. Blutverwandtschaft may be mostly a sub-conscious feeling; it is, none the less, a real and living force for all that. I think, too, — and I shall revert to this in a minute — that Scotland has a good deal to teach Germany; that she affords a nearer, and more direct, avenue of approach for Germans to an understanding of the British peoples and the British character and institutions than England does.

There are ample historical reasons for this. In the past, England's foreign relations have been predominantly with France and Spain — alien cultures both, cultures which I consider, though certainly complementary to the British, not wholly beneficial ones. Latins and Anglo-Saxons will never understand each other. They have had ample opportunities and have failed dismally. Only to a minor degree has England had foreign relations — and these were mostly commercial ones — with Holland.

Now with Scotland it was otherwise. Our foreign relations for hundreds of years were predominantly with Holland, Northern Germany, and Scandinavia. There was even a Scots staple at Campvere and Middelburg in Holland. That famous 'auld alliance' — the historical Franco-Scottish alliance about which so

Digitized by Google

much sentimental nonsense has been talked — was a purely political safeguard. It was directed against England, as a measure of self-protection, as long as England was the common enemy of both France and Scotland. It died a natural death with the Reformation when England had ceased to be a menace to either Scots or French national sovereignty. I need not remind you how Scottish mercenaries fought all over Europe, both with and against Wallenstein, in Sweden and in Germany, in Poland and in Russia. The great and noble Keith and Barclay de Tolly are names that come to mind automatically. Moreover, Scots, many of them religious or political fugitives from their native land, settled in these countries in considerable numbers. Their names abide there to this day. An excellent book has been written on the subject — John Hill Burton's 'The Scot Abroad'. Only the other day — three weeks ago — a Herr von Gordon Caldwells of Lashowitz in Pommerania, was visiting the homes of his forebears — the first of his family to do so for 230 years. The great Kant was of Scottish descent; so was the Russian novelist Lermontov. Scots bankers were prominently identified with the commercial predominance of Dantzic. I think Scotland has at least as good a claim to the sovereignty of Dantzic as the Poles have! Here, then, we have an important historical factor differentiating Scotland from England — a factor which goes far to explain what I have called the necessity for the Scot of German culture as a supplement to his own. This factor is uninterrupted and close relations with Northern — that is to say Nordic — Europe throughout Scottish history.

Now, how, it might be asked, is Scotland not England in other respects. First, I would answer that it was a separate and, in the fullest sense, a sovereign kingdom down to the union of the Crowns; and that then it was a Scots King, that curious pedant James VI and I, who ascended the English throne, not an English monarch who succeeded to the Scottish. For another century — up to the Act of Union of 1707 — a Union, never let it be forgotten, between co-equal, sovereign contracting parties, however unequal the two countries may have been in wealth and power, population and prestige — Scotland was as entirely separate as part of a dual monarchy, and governed by its own parliament sitting in Edinburgh.

But more important still are racial differences. Scots and English alike are peoples compounded from an amalgam of three races — Celtic, Anglo-Saxon and Scandinavian, but the proportions of this blend differ considerably. Scotland has probably slightly more Celtic and considerably more Scandinavian blood than England. Leading Ethnologists declare — I quote their

Digitized by Google

opinion with some hesitation because I know only too well the verdict of each generation of Gelehrten is invariably flatly contradicted by that succeeding it — that the original Celtic inhabitants of Scotland were predominantly Gaelic-speaking, and that the British-speaking Celts did not penetrate further than the line of the Forth and Clyde. They say, too, that the Teutonic invasion of Scotland from England — and this did not extend beyond the S. E. corner of the country — was an invasion of Angles and not of Saxons. It must not be forgotten that the Hebrides were under Norse dominion until towards the end of the 13th century and that the Orkneys and Shetlands were only annexed to the Scottish Crown in 1472. In these remote islands a Scandinavian dialect was spoken down to the end of the 18th century. The Romans never conquered Scotland, and only occupied the line Forth-Clyde for a space of sixty years; they founded no towns there. It was not until the 12th century that David I introduced feudalism and gave lands to English Norman Barons, like the Bruces, and founded the Burghs with English and Flemish settlers. It is worth noticing that Scottish municipal government and administration to this day evinces profound differences from English — in some ways it is in advance, in others, behind English practice. The Burghs were purely Germanic in origin, for the Celts had no genius for urban settlement or development. It was under this same monarch, David I, that the old Celtic church was finally assimilated to the Latin. Henceforward, Scotland turned her eyes more and more eastwards across the North Sea.

Another point of differentiation with England was in regard to the Reformation. Scottish protestantism was Calvinistic, not Lutheran, and, rigidly French, rather than elastically German, presbyterian and not episcopal. This sad eventuality has been responsible for the rise of the Scottish School of Theologians, a school which has always been Continental rather than Anglo-Saxon in its orientation. I cannot help thinking it would have been better for the world — certainly it would have been better for Scotland — if this famous school had never arisen.

Then there is the question of Law: Scots law, which exists to this day, differs profoundly from English. I need only mention the very liberal Scottish divorce law, which dates from the age of Knox, compared to the, till quite lately, medieval and tyrannical divorce laws of England. Scots law is a mixture of Canon law and Roman-Dutch law. The supreme Court, the Court of Session, over which presides the Lord Justice Clerk, was set up originally by virtue of a papal bull, with an ecclesiastical majority and an ecclesiastical president. For over three centuries all Scots lawyers were educated in Holland.

Digitized by Google

I think, therefore, that I have said enough to show that Scotland never was, in any sense, just a Northern protraction of England.

The Movement.

This movement, that we may call the Scottish National Cultural Renaissance for lack of a better name, is entirely a post-war product. Now what are its causes? Why should this movement have been called into being spontaneously — quite spontaneously, and not artificially, as is often represented by its detractors — only after the war? It is possible to suggest many reasons, none of them entirely adequate, it is true, separately. Collectively, however, they can be pronounced sufficiently convincing. After the war, thanks to President Wilson's ideological pronouncements, self-determination was, as we say, 'in the air' — except, of course, for Austria; a wrong which every good European must hope to see righted as soon as possible. President Wilson was of Scottish descent but, alas, of the worst possible type. To use Disraeli's biting dictum on Gladstone, he might be described as 'a good man in the worst possible sense of the word'. Gladstone, whose real name was Gledstanes, as my friend Osbert Burdett has recently pointed out in his fine critical study of this monument of British hypocrisy — a hypocrisy which he himself did not even as much as suspect — was also of Scottish descent — a fact for which modern Scotland has no reason to be particularly proud. We have produced too many British Prime Ministers and too few prominent English men of letters.

During the war, Scotsmen saw something of the world that was not bounded by the shores of Great Britain and the limits of the British Empire — an Empire, let it be said in passing, which they have been, perhaps, more instrumental in building up than the English themselves. Scotsmen fought in Scottish divisions. No true Scot, however long he might have been domiciled in England, could bear to fight in English uniform. These Scottish divisions lived up to the best martial traditions of their race, an essentially war-like one. Their fine fighting qualities have been generously and chivalrously recognised by the brave and honourable enemy — I repeat deliberately 'brave' and 'honourable' in order to take yet another opportunity of giving the lie to those who still deny even such a subsidiary truth about the war. The Scots regiments were essentially attacking regiments, the English were, perhaps, better defending troops. The war, then, helped to revive the Scottish soldiers' sense of belonging to a separate nation, with separate characteristics, a

Digitized by Google

separate culture and history. He knew that as a fighting man, he was the equal, if not the superior, of the Englishman — which the English themselves were not slow to admit. (The equality, I mean, not necessarily the superiority.) May I interpolate that if few of Germany's many enemies fought with more bitter and dogged tenacity than Scotsmen, there is no country where the hatred engendered by the war has more completely passed away, and where a greater respect and admiration for the German soldier can be heard.

Another cause of this revival of national feeling was the decay of religion — a decay much slower to make itself felt than in England.

Theology — I do not necessarily mean religion — has always been the curse of Scotland. In no country has it produced a greater intolerance or more ruthless persecution. For centuries theology sapped most of the nation's energies and turned into these sterile channels the vigour, the phantasy, the imagination and the poetry of a race which otherwise might have born magnificant fruit in literature and art. There have been compensations, of course. For weal or woe — personally, I think, chiefly for the latter — Calvinism has moulded the Scottish character. It has at least, made us proud to be poor, thrifty, hard-working, energetic, purposeful and, above all, independent. Still, these virtues have been bought at too high a price — the price of a waning culture, an exaggeration of material values, a fear of outraging accepted public opinion. It is amusing to find that what has killed the Scottish Sabbath is not the cinema, or broadcasting, or dance halls, but the excellent Sunday motor omnibus services and the continually increasing opportunities for Sunday golf. Alas, Sunday golf can be just as stultifying to the mind as two-hour Sunday sermons!

This movement is primarily cultural, but it would be idle to deny that it has a certain vague, if still tentative and formless, political background. I do not believe these aspirations are in any sense disruptive ones. There is no hatred, or cause for hatred, of England in Scotland. The Scot regards the Englishman as a sort of half-developed version of himself, softer and more amiable, but, as we say, with less 'guts' and less driving power. The Englishman, who is always wasteful, on his side is amused by the Scots legendary, and purely mythical, meanness.

It was profoundly humbling for the Scot who began to think about his country in a new light as a result of the war to find that the Scottish publishing houses had virtually died out except as branch offices of London firms; that the Scottish press ('The Daily Record' of Glasgow is an honourable exception) faithfully

Digitized by Google

echoed Fleet Street; and even that Scottish banks had become dependent on English ones. Scottish schools and universities were regarded — and even, it is painful to have to admit, regarded themselves, — as inferior to English ones, although their teaching and scholarship were equal where not superior. With a population of about 4,850,000, Scotland has four universities (St. Andrews founded 1411, Glasgow 1451, Aberdeen 1495, and Edinburgh, after the Reformation in the 16th Century), all modelled on Continental, not English ones — and predominantly on Paris and Bologna — with about 11,000 students: or about the same number as Oxford and Cambridge between them. Now, culturally speaking, Oxford and Cambridge are the only English universities at all representative of the English nation whereas all four Scots universities are in the highest sense of the word historically and culturally representative of the Scottish nation. Three-quarters of these 11,000 students live at home, many travelling long distances every day to attend lectures. The rest live, for the most part pretty wretchedly, in lodgings. Nearly all of them are, by English standards, very poor. We do not deny it — we are proud of it. I, and those who are far more active in this movement, which is a movement of youth, an essentially modern movement — and who believe, as I do, fervently, in our Nordic, Germanic culture, our Germanic blood, our Germanic traditions, want to see a large and regular exchange of students between Scottish and German universities. In Scots universities, your students will find conditions much more approximating to your own (I speak, I may say, as a graduate of Cambridge and not of any Scottish university). I think, too, they will feel more at home in them. Please do not think I wish to say anything to discourage a vigourous exchange of students between English and German universities. There are few things I desire more ardently. But I feel that Scotland needs German culture even more than England does. Let German students go to Oxford and Cambridge by all means, but if they go to the younger English provincial universities — I would expressly disclaim any snobbish intention in saying this — they will not gain any real insight into English cultural life, whereas in *any* Scottish University they will gain a profound insight into British, and not merely exclusively Scots, intellectual life. Scotland is turning more and more instinctively towards neighbours of kindred blood. There is an active Viking Society in the Orkneys which is engaged in Scandinavian research. Dignitaries of the Scandinavian Lutheran Churches recently attended the millenary celebrations in honour of the original consecration of St. Magnus' Cathedral at Kirkwall, in the Orkneys. But strong as are the ties of blood with Norway,

Digitized by Google

Denmark and Sweden, the collective cultures of these countries — magnificent and virile as they are — are small compared to the culture of the German people. It is typical, and rather tragic, too, that George Malcolm Thomson should speak Norwegian fluently and know no German. I hasten to add, that no one deplores this fact, which was the result of circumstances over which he had no control, more than he does himself. Like certain other Scots whom I might name he has suffered for his outspoken German cultural sympathies. The Scandinavian universities are already alive to the desirability of arranging for an exchange of students with Scottish ones. I only hope that German universities, particularly your great Metropolitan University of Berlin, will be no less alert to the mutual advantages of such an exchange. For Scotland has something to teach even Germany. In making this appeal, I am in no sense speaking officially for any Scottish university, but merely voicing my own feelings and those of my friends.

But I have strayed from what is, in a more immediate sense, my present subject.

What Scotland lacks is a social centre, which except for a brief renewal in the days of Sir Walter Scott it has never enjoyed Since the Act of Union. Sir Walter Scott persuaded George IV to visit Scotland, which that monarch — by some termed the 'First Gentleman in Europe' and by others 'The biggest cad in Christendom' — did not unwillingly as his popularity in England had dwindled appreciably. In Edinburgh he donned corsets and a kilt of the Royal Stewart tartan, somewhat theatrically. ('We canna see tae much of your Majesty'.) But this after-glow of 'the Athens of the North' was only a brief interlude. It petered out in a provincial dulness of British Victorian respectability from which it is now desperately seeking to retrieve itself — the decay of religion aiding it.

Ever since James VI and I had ascended the English throne there had been no Scottish Court. The Scottish nobility and intelligentzia has naturally gravitated more and more to London. To-day, or at all events, yesterday, Edinburgh was only the empty shell of a capital, from which all but the ghost of its once proud and splendid soul had fled. There is no national theatre — and, I need hardly add, no national opera, although the Scots are a profoundly musical race. With most of the public monuments of a capital and an unrivalled site, Edinburgh has sunk to the level of a provincial British city. It cannot — humiliating as is the confession — possibly be compared with Dresden or Munich, or even with Leipzig or Cologne or Hamburg or Stuttgart.

Digitized by Google

Now two dangers confront Scotland to-day, which are partly economic and political as well as cultural, that have not been without influence in this new national awakening. The first we have already referred to: it is the gradual anglicization of Scotland. This is a passive, not an active danger. It arises not from any pressure from England — England is tolerant and instinctively respects people for being themselves — but from conscious or unconscious imitation of English standards, and customs and above all from the constant impoverishing emigration of the best young brains to England, which is inevitably the bigger and richer market for Scots talent. If the Scots themselves are determined not to become English, no body of public opinion in England would ever seek to coerce them. In this respect, Scotland in wholly master of her own destiny, though there is always the subsidiary danger — and it is a growing one — of the automatic absorption of Scotland as part of England in an economic, an industrial and commercial sense. In no part of Great Britain is unemployment and industrial stagnation more acute than in the populous area of Glasgow and the Clyde.

The second danger is of a very different nature. This is the progressive Irish immigration into Scotland.

Now one section of this new Scottish movement, — the pro-Celtic — believes (only half-heartedly perhaps) in the possibility of assimilating this new Irish element, and shows marked sympathy with Celtic Ireland; the other, the Lowland Scandinavian, as emphatically opposes such an idea — each reacts rather to these separate conceptions more than it expresses them. This incipient schism is all the more deplorable for the Scots are essentially a united if a trilingual people. The Highlanders are nearly all Protestant and indeed ultra-Calvinist, nor do I believe that they are really sensible of any particular affinities with the Irish. For one thing there is very little 'pure' Highland or Lowland blood. We are pretty well mixed. There are few Lowland families who have not a considerable admixture of Highland blood and are rightly proud of it, even though they would not usually like to be taken for Highlanders pure and simple.

Now let us consider this Renaissance movement in its purely literary aspect, if only because that is almost the only aspect which it has yet displayed. Undoubtedly there is a considerable revival of enthusiasm for the Gaelic speech and Gaelic writing. But predominantly, whether those prominent in the movement regard this Gaelic revival with enthusiasm or the reverse, it is a movement to save Scotland from remaining the English Literary Province it has been slowly becoming. The movement seeks a purely Scottish inspiration from the great days of Scots letters,

Digitized by Google

of Dunbar and Henryson, believing that only in this way can the true Scottish temper be expressed, the specific Scottish national genius be preserved and revitalised.

Let us hark back a moment. Since the days of Scott and Burns purely Scottish literature has been stagnant, if not decaying. Carlyle is a writer whose ultimate value is hard to assess. The present generation is impatient of his noisy Calvinistic moralisings, his turgid and muddy prose — which, however, one has to admit, sometimes breaks into passages of extraordinary vividness and force. But the Presbyterian bias, the thunders of an anthropomorphic deity are always present. Robert Louis Stevenson is another isolated phenomenon, equally unable to escape from that fatal Presbyterian inheritance. He is a sort of Scottish Pre-Raphaelite in a velvet jacket with a Bible hidden in one of his pockets and a copy of Villon in the other. A delicate man trying always to be strong, and succeeding only in a sort of gracious, effeminate charm. In his unfinished romance 'Weir of Hermiston' he comes nearest to achievement, to expression of essentially Scottish types, perhaps. One has only to read this book and then to look at Raeburn's portraits to realize what its characters might have been had Stevenson been wholly and fearlessly a man.

Then comes a period of sickly and mawkish sentimentality, the period of Crockett: a tradition faithfully carried on by Sir James Barrie to the present day. This is known as the Kailyard School. It delights English readers for it portrays a sentimentalised Scotland that has never existed in fact, and the English are never happy unless they are sentimentalising some other nation into a distorted image of what they feel they would like to be themselves. It was as a violent reaction to this sickliness that the one purely Scottish novel, to which the epithet 'great' may be applied without any sort of reserve, came to be written. This is George Douglas Brown's 'The House with the Green Shutters', one of the most ruthless studies in realism that has ever been written, compared to which any work of Zola seems a rather factitions 'literary' sort of realism. George Douglas Browne was a hack journalist in London, usually living on the verge of starvation. His face, a typical Scots face, is one of the most terribly and starkly suffering faces I have ever seen. It has haunted me since I first saw his photograph. 'The House with the Green Shutters' was his one and only book. He died young — of drink, the theme which he had handled in his masterpiece. This is a book that ought to have been translated into German a couple of decades ago.

There remain two other names before we reach the Renais-

Digitized by Google

sance Movement proper. The first is R. B. Cunninghame-Graham. Cunninghame-Graham is a member of one of the oldest of noble Scots families. He was educated in England, but has remained a fervent Scot at heart. He is the type of the pure aristocrat. It was he who, with Keir Hardie, originally founded the British Labour Party. At present Cunninghame-Graham is actively associated with the Scottish Nationalist Party. Unfortunately he is an old man, or he might become the real spokesman — the spokesman who is so badly needed — of the new national consciousness. Cunninghame-Graham is a master of English prose style. He has written some of the most wonderful short stories in the English language — besides Scots stories that haunt the memory of everyone with Scots blood in his veins. He, too, is ruthlessly unromantic, if in no sense a modern. In those far off pre-war days, his books used to be considered incredibly 'daring', for Cunninghame-Graham has never made the slightest concession to British humbug. His Hispano-American studies — he married a Chilean wife — are famous. He is undoubtedly a great writer.

His contemporary is Norman Douglas, a scion of another noble Scottish house, the 'black Douglas', just as Cunninghame-Graham has sprung from the house of Montrose, the family of Claverhouse, 'Bonnie Dundee', the persecutor of the Covenanters whose portrait Scott has drawn in 'Old Mortality'. Norman Douglas was also educated in England and was for some time in the Diplomatic Service; indeed, few English readers are aware that he is a Scot, just as few English readers are aware that Smollett was a pure Scot. Norman Douglas is a pure pagan, a mocking hedonist. He has written several books, but apart from an autobiographical volume which has much about Scotland in it, his two most notable works are 'South Wind', and 'Old Calabria' — a travel book such as was never before written in English. The scene of 'South Wind' is laid in Capri. It is a magnificently cynical study of all the European hypocrisies and shams (chiefly Anglo-Saxon) to which our pre-war civilisation was heir. Few more amusing books have been written in any language. Both Cunninghame-Graham and Norman Douglas are 'Europeans' in a sense that few modern English writers have been, but they are also, for those who have eyes to see, essentially true Scots. No Englishman could write quite as they do.

The curious fact remains that even where the Scot, or those merely of Scots ancestry, write in English — as nine-tenths of Scots always have and probably always will — as their native language, there remains a quality which could not possibly be English, a quality less English in fact than any among those to be found in American writers like Emerson or Hawthorne.

Digitized by Google

The focus of the new movement is the 'Porpoise Press' of Edinburgh, founded some years ago by G. M. Thomson and R. W. Kerr, the present editor of which is Charles Graves. This allows young Scots authors a chance of publication which, since the decay of Scottish publishing, or rather its transference to London, they would probably otherwise never have found. It is said to hatch out a new poet every month. What is still more encouraging is that London and New York booksellers are now eagerly competing for its early editions, and paying very considerable sums to secure them.

What is particularly interesting is that modern Scot Renaissance verse leans much more towards the mystical than the philosophical. It is far more concerned with 'otherwhereness' than any mere statement of thought or intellectual reflection, as modern English poetry is to such a conspicuous degree. This is all the more remarkable when the metaphysical qualities of the Scots mind are taken in to consideration.

Scotland, as I have already said, is trilingual.

The Gaelic muse cannot content three-quarters of the population of Scotland. As C. M. Grieve himself admits, 'one of the most remarkable traits of Gaelic literature is that it deals, so to speak, with a continous historic present. The same life, the same mode of thought, appear in the eighteenth as in the eight century. It is a literature of rest, not of change; of intensive cultivation, not of experiment'. Now all this is perfectly true, but there could be no clearer indictment of the possibility of Gaelic ever expressing the soul of the Scottish nation in this present, intensely modern, intensely self-conscious and intensely self-reliant age.

The Scots poets are, in the words of Neil Gunn, 'sick of the very name of "Kailyard" and out and away over the hills seeking after the wild honey'. The Kailyard had no literature properly so-called, it was only a sentimentalised and distorted folk-lore. It was a myth, just as, alas, the English legend of 'The Canny Scot' is also a myth. If the Scot were really so canny, he would not have allowed himself to be anglicized, even gone in search of anglicization, to the extent that he has.

Now this name, the Scottish Renaissance, is to some extent a misnomer. It should more properly be called a pre-Renaissance. The present movement is in all human probability a forerunner of a real, a genuine, a no longer hesitant, and largely experimental initial movement. Lewis Spence thinks that few if any of the writers who are writing to-day will survive, except in that dreary category of the literary historians, as milestones, as Wegweiser. The true Scots Renaissance, he considers, not without reason, will be one not of revolt but of positive cataclysm. Victor Hugo —

Digitized by Google

not a very safe guide perhaps — said that the true literary mind was in a state of perpetual savagery, and that the writer is a masterless man. Thanks to the terrible slum conditions in Glasgow, and the miserable housing in many other Scottish towns, the population is reared in an atmosphere of intrinsic crudity and fierceness. But this half — slum-bound population is a well-educated, if an ill-nourished, one. The young Scots writers deride their own classics more fiercely, more contemptuously, than even the English do theirs. They find them not 'oh so unconsciously amusing', as the super cultivated young Englishmen find theirs — Ruskin, Tennyson and so on —; they find them sickening, revoltingly smug, criminal in their complacent blindness. This is a healthy sign in itself. It denotes vigour. The coarse, crude, highly-coloured Scots imagination is breaking through the fetters of respectability and the religion which enthroned that stultifying godhead. Till yesterday Scottish journalism was the most respectable, the most cautious, the most pettily provincial and the most tediously unreadable, in the wide world. This, too, is passing. The Scots press is beginning to turn back to Scotland, to occupy itself with the Scottish mind, the Scottish soul. Another hopeful symptom; for the press in these days has always its nose to the wind, it has a metereological service in every country that even the Lufthansa must envy. We are getting back to free and unrestricted speech; the taboos that have long been bilked in England are being knocked on the head one after the other in Scotland. In a county which has — apart from a single Welsh county — the highest illegitimacy statistics in Great Britain, freedom of discussion on sexual topics was long overdue. Calvinism is dead of inanition, and that fact alone were worthy of a national Te Deum, if it had not left the younger generation largely helpless without its galling discipline.

Latent in the spirit of our race is an unusual ferocity of purpose, and also of expression, which it would be folly to ignore. This ferocity has only been restrained by religious coercion. There are abundant signs that it will not be restrained much longer. Deep in his nature, the Scot has retained beneath the outer epidermis of education, more of the barbarian than perhaps any Western European nation. This, paradoxical as it may sound, should be a precious aid to him in the new age which is dawning. The stark masculine energy and full-blooded forcefulness of the race must out. I hope and believe that when they burst their bonds, the result will be such as may stagger Europe: an utterance compared to which the Norwegian eruption of the Eighties in the last century may be called a drawing room and literary debating society affair. Refinement and delicacy may be temporary eclips-

Digitized by Google

ed, but strength and sincerity is more vital and precious in our day than mere polish.

It is true that the young writers of to-day have not yet displayed much wildness, but that is entirely beside the point. They are still too awed — unconsciously perhaps — by the traditions of their upbringing. I myself was taught that I must neither fish nor whistle on the Sabbath Day. Spiritual pride is already beginning to rear its head brazenly among them. And why not? This is one of the insignia of the true artist as well as the true Scot.

The women of Scotland have always played a leading part in moulding the destiny of the nation, and determining the expression of the national character. The greatest Gaelic poet of Scotland, Alastair Ruaidh (1588—1693) was a woman. It is not surprising, therefore, to find that Scottish womanhood is strongly represented in the new Scottish Renaissance Movement, and that, numerically at least, Scottish women predominate in it. Marion Angus ('The Wild Lass', 'The Proud Lass', 'Sun and Candlelight'), who lives at Aberdeen, is, perhaps, the most typically Scottish poet. Her work has rare charm and catches much of that elfin quality which we call, for lack of a better word, 'otherwhereness'. She writes in Scots vernacular, very finely and very simply. Her best poems are in 'The Scots Lass'. Muriel Stuart holds a high place. She writes in English and is not particularly identified with Scotland or Scottish problems. She was praised by Thomas Hardy — a rare honour. Rachel Annand Taylor is one of the most important, and also one of the finest, Scottish poets of to-day. She, too, is a graduate of Aberdeen. Violet Jacob belongs to the County of Angus, further south. She scarcely belongs to the new school, though she has worthily revived the old traditions of Scottish verse in lean and barren times. Marion Angus's work may be regarded as a reaction; and yet, in a sense, as complementary to, Violet Jacob's. Margaret Winifride Simpson, of Elgin — from which town hails Barbara Ross Mackintosh, another poetess — has published a collection of Scots and English verse called 'Day's End'. Miss Christine Orr's volume of verse, 'The Loud Speaker', should also be mentioned. There is also Lady Margaret Sackville, a very considerable poetess, who is Scots on her mother's side, lives in Edinburgh, and is actively associated with the movement.

Turning to prose, we find Miss Agnes Mure Mackenzie, a native of Lewis in the Hebrides, who is one of the most penetrating of British literary critics. Miss Agnes Mure Mackenzie, who is a member of the staff of the 'Times Literary Supplement', has recently published a most important book — 'The Process of Literature', which is unique of its kind in British letters. It examines

Digitized by Google

this process in detail from the stimulus of the writer, derived from his experience of life, to the reader's reaction to what has been created as a result of that stimulus. A work of deep erudition and profound culture, it shows the influence of the psychologists, and especially of Freud, in a marked degree.

Miss Mackenzie has also published several outstanding novels about her native islands. Her women characters are a blend of Celtic and Scandinavian, with the conflicting racial traits of each. Powerfully drawn, they are very definitely Scotswomen — characters largely unintelligible to merely English readers. Her friend, Nan Shepherd, published a promising novel, 'The Quarry Wood', only last year. Mrs. Catherine Carswell is at present writing a biography of Robert Burns, which promises to place this both over- and under-rated national poet in a juster, more critical and less sentimental perspective. Marian McNeill, of the Orkneys, has written a book on the national cuisine — a traditional and a decidedly complicated one, which, it is interesting to note, is far more Continental than Anglo-Saxon in its tradition — which is a little masterpiece. This is 'The Scots Kitchen', a book which gave me more pleasure to read in its mixture of scholarship and sense than anything I have read on gastronomy since Brillat-Savarin and Grimaud de la Reynière. Marian McNeill is typical of the finest type of Scots womanhood. Not only is she closely identified with the new movement — she is devoting her whole life to it. At present, she is assisting in the compilation of the great Scottish National Dictionary, which William Grant of Aberdeen is editing. Finally, it may be mentioned that Rebecca West, one of the best English women novelists and critics, studied in Edinburgh, and had a Scottish mother.

The Men.

Poetry.

The two outstanding figures are Lewis Spence of Edinburgh, president of the Scottish National Party and a recent parliamentary candidate, whose whole life has been given to his country and its separate culture. He is a true poet, his best collection being 'Plumes of Time'. He has tried to make Edinburgh once again the cultural capital of Scotland which it was in the days of Sir Walter Scott; and he may yet succeed. Spence has written both Scots and English poems; the former are written in an attempted synthesis of old literary Scots enriched by a vocabulary drawn from various modern Scots dialects. Scots, it must be remembered. was emphatically a literary language till about 1600 (and for the century before that infinitely richer than English). It then broke up into regional dialects.

Digitized by Google

This vehicle is not the same thing as the 'Synthetic Scots' of C. M. Grieve, whose pen name is Hugh M'Diarmid. This is an arbitrary synthesis of Scots dialects, chosen from a literary point of view: — a brave attempt to free modern Scots verse from the bondage to English into which it had fallen. These attempts — both of which have failed so far, though they have far from exhausted their efforts — have been violently attacked by the old school. The old school always thinks parochially. If it belongs to Buchan, the new synthetic Scots must be pure Buchan dialect and nothing else; if it belongs to Ayr, it must be pure Ayr, and so on. It is unfair to attack either of these 'Synthetic' schools for doing what Keats, Rossetti and Francis Thompson had done before them in English verse. 'The fact is,' Charles Graves, the editor of the Porpoise Press remarked sadly, 'the imaginative use of Scots is not tolerated by pedants.' We have never been a very tolerant people—our religious history proves this only too clearly.

Grieve has written a number of remarkable poems. He is the Scottish delegate to the International P. E. N. Club. Grieve, though very active in the movement, has alienated much support by his exaggerated emphasis of the Celtic contribution to Scottish culture — and his undisguised sympathies with Celtic Ireland. He is an able controversialist, and is at present carrying on a debate with Lewis Spence in the 'Nineteenth Century'. Among his prose works 'Contemporary Scottish Studies' is undoubtedly the most important — and controversial.

Mr. J. G. Horne's 'A Landwart Loon' is possibly the most noteworthy of recent longer Scots poems. (He is a schoolmaster.) This is a simple straightforward narrative of truant adventures, full of fine feeling. It is a mine of purely Scots words.

Robert Crawford, the author of 'Coalscapes' and 'In Quiet Fields', is a miner poet. His work, which is of extreme delicacy, is, unlike Mr. Boden, the English, and Hew Inerai the Welsh, miner poets, almost entirely the expression of reaction to his former environment. He began writing in English and has now turned back to Scots. He has won considerable recognition in England.

Hamish Hendry must certainly not be overlooked. His best known volume of poems has the ironic title 'Burns from Heaven'. Stewart Alan Robertson's Scots and English poems 'With Double Tongue', published last year, deverse particular mention.

Professor Adolphus Jack of Aberdeen has published three plays, 'The Prince', 'Mathilde', and a domestic drama, 'The Angry Heart'. Professor Alexander Gray of the same University is well known for his translation into Scots of many of Heine's Songs ('Songs and Ballads, chiefly from Heine', 1920 and 'Songs from Heine') which contain the Song Cycle from Schumann's 'Dichter-

Digitized by Google

liebe', which has recently been broadcasted. He writes in both Scots and English. Some of his translations from Heine are perhaps the best yet made in English.

Among other poets may be mentioned Pittendrigh MacGillivray ('Peat Reek and Bog Myrtle'), George Reston Malloch, W. H. Hamilton, William Ogilvie and the late John Ferguson.

Prose.

Here the outstanding figure is undoubtedly Neil Gunn of Inverness, the author of 'Hidden Doors' and 'The Grey Coast'. A play of his has just been produced by the Scottish National Players. He has been acclaimed as a genuinely Celtic spirit, but his very name would seem to give the lie to this. Gunn is, of course, simply the Scandinavian Gunnar. In any case, he is a very fine, an essential Scottish writer, and guide free from the 'pseudo-Celtic' taint. A very fine, stark novelist and short story writer.

George Blake. Has written an important, and purely Scottish, war book about the Gallipoli campaign called 'The Path to Glory', which was very well reviewed in a German paper whose name I have forgotten.

Edwin Muir. The translator of Feuchtwanger's 'Jew Suss' and 'Schlump', one of our ablest and most penetrating critics; and author of a life of Knox, a most powerful study, which has been received by the older generation in Scotland with very mixed and even bitter feelings. Muir is a writer of the greatest promise. He too comes from the Orkneys. He owes much to German culture.

Donald Carswell, the husband of Constance Carswell, has written a bitter volume of biographical portraits, 'Brother Scots', in which many bubble reputations have been pricked for good and ever.

John Buchan, a popular novelist who has written 'Montrose', a fine study of the great Duke.

Lastly there is George Malcolm Thomson, the founder of the vigorous 'Porpoise Press', author of 'Caledonia', 'Scotland Rediscovered' and 'A Short History of Scotland'.

He is withall moderate, temperate, practical, cool and level-headed, in no sense anti-English, but decidedly opposed to any overestimate of the Celtic bias.

I would ask you to remember that Scotland is on the map, and that it is the westernmost outpost of Germanic culture — and also that the existence of this outpost is now actively menaced by an alien Celtic culture to which it cannot and will not submit, with which it cannot and will not amalgamate. There may yet be bloodshed.

Digitized by Google

Zwei Studien im Gebiet des Altfranzösischen und des Neufranzösischen.

Von O. Schultz-Gora (Jena).

1. Nfrz. *hère* und afrz. *here*.

Bei den kurzgefaßten etymologischen Wörterbüchern einer Sprache liegt immer eine Hauptschwierigkeit der Darstellung darin, bei dem einzelnen Worte den Benutzer zutreffend über den Stand der Forschung zu unterrichten. Dieser Schwierigkeit ist Gamillscheg in seinem verdienstlichen Etymologischen Wörterbuch der französischen Sprache nicht immer Herr geworden, so z. B. nicht bei *dès* oder bei *hère*. Das letztere Wort soll uns hier zunächst beschäftigen. Der Verweis von Gamillscheg auf Sainéan und Spitzer genügt nicht; es war Speich (Zs. 33, 297) deshalb namhaft zu machen, weil dieser von einem Adjektiv 'haire (hère)' spricht, zwar ohne jede lexikalische und zeitliche Fixierung, aber doch damit, wie wir sehen werden, auf eine für die Bedeutung des nfrz. *hère* wichtige Entwicklungsstufe führend.

Bekanntlich leiten Diez, EW. 614 und G. Paris, Rom. VIII, 628 nfrz. *hère*, das im schriftfranzösischen *pauvre hère* erscheint[1] und sonst noch in Dialekten vorkommt, vom deutschen 'Herr' ab, und das gleiche tut auch Meyer-Lübke, REW. 4118. Letzterer erwähnt mit Recht nicht den schon von G. Paris zurückgewiesenen Versuch Foersters (Zs. 3^2, 262), eine Verbindung mit dem afrz. weiblichen Substantiv *here* herzustellen, denn dessen Bedeutungen liegen auf einer Linie, von welcher nicht zu dem Sinne von 'Armer', 'Elender' zu gelangen ist. Die Ableitung nun von 'Herr' möchte ich, trotzdem so bedeutende Forscher dafür eingetreten sind, und trotz des ital. *erro* des 14. Jahrhunderts mit Spitzer (Zs. 40, 702 f.) ablehnen und von afrz. *haire* 'Bußgewand' ausgehen, das ja von germ. **harja* kommt und schon im Jonasfragment erscheint. Die vier von Spitzer vorgeführten Gegengründe sind freilich nicht durchschlagend, auch der erste nicht, der sich gegen das auslautende *e* richtet, denn es ist doch nicht ganz sicher, ob nicht die im Mittelalter übliche Form *herre* (*here*) zugrunde gelegen haben könnte[3] (vgl. das häufige afrz. *godehere*[4]), und ob ein frz. *here*

[1] Nur Lafontaine gebraucht es, wie schon Diez bemerkt hatte, ohne *pauvre*, s. Littré.

[2] Nicht, wie Spitzer in Zs. 40, 703 angibt, 23.

[3] Littré gibt unter 'Hist' an: 'XV^{e}s.', indem er das bekannte dem Basselin zugeschriebene Gedicht auf die Nase des Trinkers zitiert, aber dieses rührt ja von Jean le Houx her, gehört also dem 16. Jahrhundert an.

[4] Die bei Godefroy IV, 299 c stehenden Belege lassen sich stark vermehren.

Digitized by Google

nicht möglicherweise lehnwörtliche Gestalt aufweist. Aber was mich bestimmt, von der alten Etymologie abzugehen, ist der Umstand, daß sich das deutsche Wort nirgends in der Literatur als Appellativ in seiner deutschen Bedeutung findet[1], was man das eine oder andere Mal erwarten sollte, und zweitens und vor allem die bisher übersehene Tatsache, daß sich afrz. *haire* schon im 13. Jahrhundert als Adjektiv im Sinne von 'armselig', 'in kläglichem Zustand befindlich' nachweisen läßt. Dies war schon aus Godefroy IV, 401b 2. *haire* zu ersehen, der aus dem Doon Maience V. 1512 anführt: *Il garde et voit Doët tristre et soupple et tres haire*; der Vers selbst sowie der ganze Zusammenhang lassen keinen Zweifel über die Bedeutung. Hinzu kommt eine weitere Stelle, an der *haire* ebenfalls als Adjektiv, wenn auch nicht in gleichem Sinne erscheint, nämlich in einem Jeu-parti zwischen J. Bretel und J. de Grieviler (Långfors, Rec. gén. des jeux-partis français XXXIV 32—34): *Tant qu'ele ert vers moi contraire Ert vers Amours si tres haire Moi ne autrui ne tenra en chierté.* Der Herausgeber glossiert mit 'chiche' und fügt vorsichtig ein Fragezeichen in Klammern hinzu; ich halte die Glossierung für richtig, denn Grieviler will offenbar sagen, daß die betr. Dame überhaupt der Liebe gegenüber sehr karg sein, also knauserig verfahren wird. Wie *haire* zu dieser Bedeutung gelangen konnte, ist nicht ganz leicht zu sagen; die Vorstellung von 'armselig', 'dürftig' auch in der äußeren Erscheinung hat vielleicht Grieviler zu der von 'ärmlich verfahrend' geführt und weiter zu der von 'ärmlich tuend' (die Dame kann ja doch von ihrer Liebe spenden), daher denn 'karg', 'knauserig'. Wie man sieht, ist an beiden Stellen unser Wort durch den Reim gesichert.

Es ist klar, daß das Adjektiv *haire* nur aus dem Substantiv *haire* erwachsen sein kann, und zwar aus dem Substantiv mit der häufig vorkommenden Bedeutung 'Schmerz', 'Leid', die aus der von 'Bußgewand' hervorgegangen ist[2]. Dieser übertragene Sinn findet sich nach Gamillscheg seit dem 15. Jahrhundert; Spitzer nennt besser Froissart als älteste Quelle, aber Godefroy IV, 401 a hat schon richtig als Beleg V. 995 des 'Auberon' angeführt, und die Auberon enthaltende Turiner Handschrift ist oder vielmehr war ja von 1311 datiert. Doch wird durch das Adjektiv *haire* eine noch frühere Existenz vorausgesetzt, und eine solche läßt sich denn auch aus dem 13. Jahrhundert nachweisen, da *haire*

[1] Littré bemerkt, was Speich hätte erwähnen sollen, unter 'Étym.': Haute-Normandie *la hère* 'la dame', 'la maîtresse'; wenn das richtig ist, so scheint doch diese Verwendung durchaus nur auf einen Teil der Normandie beschränkt gewesen und geblieben zu sein.

[2] Ich denke mir ein *estre en haire* als am ehesten den Übergang dazu vermittelnd.

Digitized by Google

'Schmerz', 'Leid' schon in dem obengenannten Jeu-parti XXXIV V. 50 und in einem weiteren Jeu-parti begegnet, an dem gleichfalls J. Bretel beteiligt ist: XLVIII V. 51. Wir sehen es also wenigstens aus gleicher Zeit wie das Adjektiv belegt. Meyer-Lübke, Rom. Gr. II § 394 spricht von Substantiven, die zu Adjektiven werden, und macht neben einer Reihe von Fällen aus den romanischen Sprachen überhaupt für das Französische im besonderen *chiche, colère, ivrogne* namhaft; was *chiche* < *ciccum* 'Kerngehäuse des Obstes' angeht, so bezeichnet er es im REW. mit Recht als zweifelhaft, aber *colère* und *ivrogne* bestehen zu Recht, wenn auch *colère* adj. im Altfranzösischen nicht nachzuweisen ist, und es hätte noch *bête* hinzugefügt werden können (vgl. Nyrop, Gr. hist. III § 646), das schon im Altfranzösischen 'dumm' bedeutet, s. Tobler, Wb. Zu diesen würde sich nun auch afrz. *haire* gesellen, das seine genaueste Parallele in *ivrogne* hat, weil dieses, wie *haire* im Altfranzösischen ursprünglich ein Abstraktum 'Trunkenheit' ist (< **ivronea*) und daneben und daraus geflossen ein Adjektiv 'trunken', 'betrunken'[1], s. G. Cohn, Suffixwandl. S. 170 f. Da nun ein Substantiv *haire* 'Elender' im Mittelalter nicht belegt ist, sondern erst im 16. Jahrhundert auftaucht, so liegt es sehr nahe, dieses nicht an das Substantiv *haire* 'Leid' anzuknüpfen, sondern in ihm eine Substantivierung des afrz. Adjektivs zu erblicken. Es ist bekannt, daß die Adjektiva, welche sich auf Personen beziehen, eine starke Neigung haben, zu Substantiven zu werden. Für die alte Sprache fehlt es m. W. noch einer entsprechenden Zusammenstellung, und daher seien hier wenigstens ein paar Beispiele gegeben: *uns petitz* (*une petite*). (F. de Candie 1075, Rom. u. Past. III, 31 V. 58, Trubert 2439 und so schon bei Marcabru, s. Zs. 43, 410), *l'yvre, le sot* (Fablel du buffet ed. Barth V. 140), häufiger *soterel* und, was uns hier noch näher liegt, *las* (God. VII, 487 b und IV, 731 a); fürs Provenzalische s. mein E.-B. § 174. Nach dem oben Ausgeführten dürfte man sich also die Entwicklungslinie so vorzustellen haben: *haire* 'Bußgewand' > *haire* 'Schmerz', 'Leid' > *haire* 'von Schmerz erfüllt', 'von Leid betroffen', 'unglücklich' 'elend' > *haire, here, hère* 'ein Elender', 'ein Unglücklicher'[2].

[1] Der älteste Beleg für das Adjektiv steht, soweit ich sehe, in den Coutumes du Beauvaisis des Ph. de Beaumanoir, und er wird auch von Littré und Godefroy verzeichnet; ich erwähne das hier besonders, weil God. X, 33 a nur das lange Kapitel LXIX als Fundort angibt an Stelle des Paragraphen 1949 der Ausgabe von Salmon und weil im Glossar der letzteren das Wort fehlt. Übrigens findet sich wenige Zeilen vorher noch eine andere von God. nicht angegebene Stelle, an der es heißt: *s'il estoit fous ou ivres*, und wo die Hss. HJK *fous ne y v r o n g e s* bieten.

[2] Ich gewahre erst nachträglich bei Nyrop, Gr. Hist. IV § 187 Rem. eine Bemerkung über hère. Hier wird ebenfalls die germanische Herkunft ab-

Digitized by Google

Es erübrigt noch, etwas über das Orthographische zu sagen. Wenn Sainéan, La langue de Rabelais II, 265 bemerkt: 'La double graphic *haire* et *here* pour "cilice" est ancienne (voy. Godefroy) et encore usuelle au XVI^{e} siècle ... Cette graphie explique le double aspect du mot chez les écrivains,' so macht dies die Sache nicht gerade durchsichtig. Allerdings verzeichnet God. IX, 743 a ein Substantiv *ere* nach einer Londoner Hs. (die Stelle ist nicht zu kontrollieren) und, wieder nach der Hs. zitiert, aus Guiarts Bible Ezech. Diese Hinweise bringt God. gleich nach dem Belege aus dem Jonasfragment (*haire*), aber ich kann zwei aus dem 13. und 14. Jahrhundert stammende Stellen für *haire* (*heire*) 'Bußgewand' hinzufügen: Doon de Maience V. 1492 und Bueve de Hantone ed. Stimming F. III V. 14298. Angenommen, es habe mit den von God. angeführten Stellen seine Richtigkeit, so ist doch zu vermuten, daß sie erst aus späterer Zeit stammen; man vergleiche dazu die Schreibung mit *e* in zweimaligem, mit *haire* 'grobes Gewand' identischem *herre* 'Seihetuch'[1] (Brauereigewerbe), das God. IV, 468 b neben einmaligem *haire* aus d. J. 1499 nachweist. Nach Sainéan a. a. O. erscheint bei Rabelais *haire* 'härenes Kleid' und 'Armseliger', also die alte Schreibung mit *ai*, ebenso bei Godard für 'Armseliger' (s. God. IX, 754 b), bei R. Estienne *haire* 'Bußgewand' neben *here* 'Seihetuch' (s. oben), bei Brantôme *here* neben *haire* 'Armseliger'; ich füge hinzu *here* bei H. Estienne, der ja als erster für die germanische Etymologie eintrat (s. L. Clément, H. Estienne S. 371), und bei Des Périers, Nouv. Recr. XXIX[2] (*povre here*). Interessant ist die Stelle bei Montaigne: 'Les *haires* ne rendent pas toujours *heres*' (s. God. u. Sain.), weil es so aussieht, als ob hier eine absichtliche orthographische Scheidung vorliegt. Jedenfalls scheint von da ab für 'Armseliger' immer nur die Schreibung *here* zu begegnen und so auch für die Bezeichnung des Kartenspiels bei d'Aubigné und Frau von Sévigné (s. Littré), falls dieses wirklich hierhergehört[3]. Es fragt sich, warum es zu der orthographischen Differenzierung kam, die ja bis heute in *haire* 'Bußkleid' und *hère* 'Armseliger' fortbesteht; vielleicht, weil das Gefühl für die Zusammengehörigkeit je länger, desto mehr schwand, vielleicht aber auch, weil *haire* auf die Kirchensprache beschränkt blieb und so besser die alte Schreibung bewahrte.

gelehnt, aber man erkennt nicht, wie N. sich die Bedeutungsreihe denkt; die Angabe, daß *hère*, d. h. *haire* 'Armseliger' im 12. Jahrh. erscheint, ist irrig.

[1] Für die Bedeutung siehe bei R. Estienne: *here* 'estamine' ou 'sas' (siehe Sainéan).

[2] Littré und God. IX, 754 b führen eine andere Stelle für gleiches *here* aus Des Périers an, allein die 31. Erzählung, die sie als Fundstelle nennen, enthält diese nicht.

[3] Die Beschreibung des Spiels bei Littré läßt keinen gesicherten Schluß zu.

Digitized by Google

Was schließlich den Sinn von 'junger Hirsch' angeht, den *hère* in der Jägersprache hat, so vermag ich ebensowenig wie Gamillscheg die Brücke zu dieser Bedeutung zu finden, um so weniger, als wir, soweit ich sehe, so gut wie nichts über die Geschichte dieses Ausdrucks wissen[1]. Nur so viel ist wahrscheinlich, daß er dem Mittelalter fremd war, denn in der 'Chace dou cerf' begegnet zweimal *jone cerf* (Jubinal, Nouv. rec. de contes ... I, 157 und 160), und wenn der Terminus bestanden hätte, würde der Verfasser, der mit Jägerbezeichnungen nicht kargt, ihn wohl gebraucht haben. Es ist ja nicht gerade unmöglich, daß wir ein anderes Wort vor uns haben, und schon Littré erinnerte frageweise an das ahd. *hiruz* (mhd. *hirz*), unser 'Hirsch'; wenn aber Gamillscheg mit großer Bestimmtheit es auf das niederländische *hert* 'Hirsch' zurückführt, so muß das doch sehr große Bedenken erregen, und sein Verweis auf *hardée* beruhigt keineswegs, da *hardée*[2] doch nur wieder eine Ableitung von eben demselben problematischen Etymon sein könnte, im übrigen aber m. E. am ehesten zu afrz. *harde, herde* 'Herde' zu stellen ist.

Afrz. *here* f.

Wir sahen am Anfange der voraufgehenden Untersuchung, daß afrz. *here* mit nfrz. *hère* nichts zu tun haben kann. Aber was hat es nun mit jenem afrz. Femininum *here* überhaupt für eine Bewandtnis? Stellen wir zunächst fest, wo das Wort vorkommt. Foerster gab s. Zt. in Zs. 3, 262 als Belegstellen an Blancandin V. 4: *faisoient chiere et bele h e r e* (es ist von Kaisern und Königen der alten Zeit die Rede) und Livre des manières[3] des Estienne de Fougères (ed. Kremer) V. 1031: *que tal h e i r e pas ne li heite* (es wird vom Schminken der Frauen gesprochen), sowie V. 1095: *il ne funt pas les pesanz h e i r e s* (Subjekt sind *li gentil fiz des gentiz peres*). Die Blancandin-Stelle finden wir wieder bei Godefroy IV, 459 c. f. unter 2. *here* und dazu zwei weitere, die eine aus der Lothringer Geste, die nicht gedruckt vorliegt (G. zitiert: 'Les Loh. Rich. 4988 f^{b} 252^{a}): *La comencerent une mout laide h e r e, Maint blanc hauberc derompent et deserent,* die andere aus dem i. J. 1214 entstandenen Leben des hl. Gregor des frère Angier V. 452: *Donc, dist Gregoire od bele h e r e: 'Va donqes e si l'aporte Al povre qui se desconforte'.* Ich schließe drei weitere

[1] Littré zitiert nur Buffon.

[2] Gamillscheg glossiert *hardée* mit 'Beschädigung des jungen Holzes durch H i r s c h e', aber Sachs sagt nur 'Beschädigungen des jungen Holzes durch W i l d', und Littré und das D. G. erklären mit 'brèche (rupture de branches) que font les b i c h e s dans les taillis où elles vont viander'.

[3] Nach Segerstad in Studier i modern Språkvetenskap IX, 81 stammt es aus d. J. 1176.

Digitized by Google

an, zunächst eine aus dem L'oustillement au villain (Mont.-Rayn., Rec. II, 154): *S'il a la barbe uslee, N'en face ja posnee, Mes soit de bele h e r e Et face bele chiere;* ferner aus der anonymen dialogförmigen Pastourelle *Quant voi la prime florete,* die man bei Bartsch, Rom. u. Past. S. 138 und bei Spanke, Eine altfranz. Liedersammlung S. 7 gedruckt findet. Hier sagt eine Hirtin, welche der Aufforderung einer anderen, sich der Liebe hinzugeben, Bedenken entgegensetzt: *Ensourquetent s'ai je mere: S'en voloie faire h e r e, Tost me bateroit mon dos:* Spankes Deutung von *faire here* = *faire erre* = 'nachlaufen' ist aus verschiedenen Gründen unannehmbar, wie ich schon Arch. 150, 308 bemerkt habe, und zweifellos haben wir es bei *here* mit unserem Worte zu tun. Wegen *heres* bei Adam de la Hale, Canchons XXVII Str. 5, das R. Berger S. 424 hierher zieht, s. weiter unten bei der Betrachtung über die Herkunft von *here.* An obigen Stellen haben die Herausgeber das *here* wenigstens respektiert, aber Faral hat es in seiner Ausgabe des Courtois d'Arras (Cl. pop. da m. â.), der aus dem Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts stammt, ohne Variantenangabe (vgl. das S. VI Gesagte) und ohne etwas zu bemerken, ganz aus dem Text verschwinden lassen, indem er V. 636 *chiere* schreibt, das nun mit *frere* reimt, und indem dabei dann noch gleich das interessante *l'en,* das sich auf die angeredete Person bezieht (s. Arch. 154, 280), mit verschwunden ist. Bei Barbazan-Méon, Rec. I, 378 lautet nämlich die Stelle: *Qui est or cis noviaus piteus A cui l'en fet si bele h e r e?* Offenbar steht dies in einer der Pariser Hss. und ist natürlich das Ursprüngliche.

Unser Wort ist augenscheinlich schon von manchen Schreibern als nicht sehr gebräuchlich empfunden worden; so bringt an der Pastourellen-Stelle nur die Hs. U *here,* während in KNPX der ganze Vers lautet: *s'el le disoit a mon pere,* was gewiß etwas Posteriores darstellt; so hat man auch das Verfahren der Schreiber des Courtois d'Arras zu beurteilen, und bezeichnend ist auch, daß im Oustill. au villain der Belegvers zusammen mit dem folgenden in der zweiten Hs. (B) fehlt. *Here* hat kein langes Leben geführt; es scheint, daß es schon seit dem 13. Jahrhundert[1] aus der Literatur verschwunden ist, wohl weil seine Funktion bequem von dem häufigeren und, wie wir in den obigen Beispielen sahen, mehrfach danebenstehenden und stark synonymen (*bele*) *chiere* übernommen werden konnte.

Die Bedeutung von *here* ist nicht an allen Stellen gleich durchsichtig, und Förster schrieb deshalb, es s c h e i n e 'Gesicht' oder

[1] Das Oustill. au villain setzt Gröber in der unerschöpflichen Fundgrube seines Werkes über die altfranz. Literatur (Gr. II, 875) in die 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Digitized by Google

übertragen 'Aufnahme' zu heißen. Am gesichertsten erscheint sie bei Angier[1], an der Courtois-Stelle und im Fablel, wo *here* in Verbindung mit *bele* auftritt, und der Zusammenhang die Übersetzung mit 'frohe Miene', 'freundliches Wesen', 'freundliche Aufnahme' verlangt. Damit könnte man auch an der Blancandin-Stelle auskommen, und das würde eine Stütze in dem voraufgehenden *chiere*[2] finden, aber besser würden 'Zurüstung', 'Aufwand' passen und bei Bartsch et Horning, Lang. et littér. wird nicht uneben mit 'train', 'équipage' glossiert. Die Pastourellen-Stelle war mir bisher nicht recht klar (s. Arch. 50, 308), aber es ist mir jetzt nicht zweifelhaft, daß sie bedeutet: Wenn ich das, was Ihr mir ratet, aufnehmen, d. h., wenn ich darauf eingehen, mich damit befassen wollte; also auch hier ist der Sinn von 'Aufnahme' mit einem Stich in 'Entgegenkommen' nicht zu verkennen. An den meisten der erörterten Stellen haben wir als Verbum *faire* gesehen; das ist nicht der Fall bei den Beispielen aus der Lothringer Geste und dem Livre des manières, und hier ist es denn auch nicht so leicht, die eigentliche Bedeutung zu erfassen. In der ersteren steht das Verb *comencier*, das transitiv verwendet ist (vgl. Tobler, Wb.), aber wie soll man übersetzen? Mit 'Miene', 'Wesen', 'Aufnahme', 'Empfang' ist nicht auszukommen, da man doch nicht sagen kann: 'Sie begannen einen üblen Empfang.' Es scheint, daß es geradezu 'Kampf' heißen muß, und dazu mag es auf demselben Wege gekommen sein wie bei Mousket *acueil* dazu kam (*Entour lui ot moult grant aquel*), s. Tobler, Wb. I, 130, mithin von dem Empfange, den man den Feinden bereitet. Was die erste Stelle im 'Livre des manières' betrifft, so glaube ich kaum, daß *heire* dort 'Gesicht' heißt, wie Kremer im Glossar fragt, daher man zu übersetzen hätte: ein solches (d. h. geschminktes) Gesicht gefällt ihm (sc. Gott) nicht. E. de Fougeres bemerkt vorher, daß Gott sein Mißfallen darüber durch Prophetenmund ausgesprochen habe. Wie mir Koll. Staerk freundlichst mitteilt, ist vom Schminken der Buhlerinnen bei zwei Propheten die Rede, Jeremia 4, 30 und Ezechiel 23, 40; an beiden Stellen wird auch von Schmücken und allerhand sonstigen Vorbereitungen gesprochen, welche die Frau zum Empfang ihrer Liebhaber trifft, besonders von Ezechiel, daher man denn geneigt sein kann, *heire* mit 'Zurüstung', 'Herrichtung' (vgl. die Blancandin-Stelle) zu erklären, welche Bedeutung aus 'Aufnahme' über 'Aufnahmebereitschaft', 'Entgegenkommen' geflossen sein kann; das *la* in

[1] Ebenso wie hier *dire od bele here* sagt Angier in den Dialogen Gregors *dire od bele chiere*, s. P. Meyer, Rec. II, 341 V. 399, wo man allerdings auch abweichend von P. Meyer interpungieren kann.

[2] Beiläufig bemerkt, steht an dieser Stelle, die bei Tobler, Wb. II, 399 unter 'Aufnahme' fehlt, kein Adj. bei *faire chiere*, was selten zu sein scheint.

Digitized by Google

V. 1032 würde sich dann auf *dome* (= *dame*) in V. 1029 beziehen, also = 'er kennt sie nicht', d. h. wendet sich von ihr ab, vgl. 'so schmückest du dich doch vergeblich' bei Jeremia. Unmöglich ist es auch nicht, *heire* als *erre, eire* < *iter* mit auch sonst hier begegnendem unorganischen *h* im Sinne von 'Verhalten', 'Verfahren' zu verstehen; diesen Sinn, den ja *errement* frühe und häufig hat, belegt zwar Godefroy III, 330 a—b erst aus erheblich späterer Zeit, allein das wäre noch kein entscheidender Gegengrund. Wiederum ist man sich recht unsicher bei der Interpretation der zweiten Stelle, die wie die erste bei God. fehlt, und an der *heires* im Reim auf *peres, meres, miseres* erscheint, ja sie ist noch problematischer. Es heißt dort, daß die edlen Söhne der edlen Barone, deren Stamm nicht durch die Selbsterniedrigung der Frau verdorben ist, nicht *les pesanz heires* machen, sondern Mitleid mit dem Elend anderer haben. Ein 'sie machen nicht die drückenden, d. h. etwa gestrengen Mienen' ist sehr bedenklich, schon weil *pesant* in dieser Verwendung singulär dastünde. Auch ein 'sie machen nicht den (für die abgabepflichtigen Untergebenen) drückenden Zurüstungen, den drückenden Aufwand' befriedigt wenig. *Heire* als *haire* 'Schmerz', 'Leid' zu fassen und etwa verstehen zu wollen: 'Sie bereiten nicht die drückenden Leiden', empfiehlt sich wohl noch weniger. Der bestimmte Artikel bleibt außerdem bei den erwogenen Möglichkeiten immer befremdend. Die Stelle wird uns noch einmal beschäftigen bei der Betrachtung über die Etymologie von *here,* der ich mich nunmehr zuwende.

Die Herkunft des Wortes hüllt sich in Dunkel. Das anlautende *h,* das, nach dem *bele, laide here* in den Belegstellen zu urteilen, ein wirklich gesprochenes *h* war, könnte auf ein germanisches Etymon schließen lassen; da sich indessen hier schlechterdings nichts darbietet, so steht man zunächst vor einem Rätsel, doch fragt es sich, ob es unlösbar ist, und da möchte ich wenigstens einen Vorschlag wagen. Mir scheint nämlich, so sehr dies auch auf den ersten Blick überraschen mag, daß nichts anderes als das latein. *arra* zugrunde liegt, also dasselbe Wort, das heute noch die Sprache als Pluraletantum *arrhes* besitzt. Gehen wir von diesem aus rückwärts. Gamillscheg, EFW., sagt: *arrhes* 'Handgeld', in dieser Form seit dem 16. Jh., doch seit dem 12. Jh. wiederholt als *ere* bezeugt, setzt ein vlat. *ara* für lat. arr(h)a 'Kaufgeld' voraus. Dies ist im wesentlichen richtig, nur war zunächst zu bemerken, daß im Altfranzösischen niemals eine Form mit *a,* sondern stets mit *e* in der Tonsilbe begegnet, und das war um so nötiger, als Wartburg, EFW. I, 144 Anm. 1 von afrz. *arres* redet[1]. Man

[1] Vermutlich ist er durch Zs. f. frz. Spr. II, 65 irregeleitet worden, wo ein *arre* als im Rosenroman vorkommend angegeben wird, aber in der

Digitized by Google

findet ein afrz. *arre* < *arra* weder bei Tobler, Wb., der nur ein *arre* < *aridus* verzeichnet, das im Martinsleben in der Form *herre* erscheint, noch auch bei Godefroy VIII, 174 a—b, wo verkehrterweise als Titelkopf *are* steht; zu den hier beigebrachten acht afrz. Belegen füge ich noch Moniage Guillaume ed. Cloetta V. 2948: *De cest marchiet aves rechut les erres!* und Adam de la Hale, Canchons XXVII Str. 5 ed R. Berger, wo es als Plural in ähnlich übertragener Weise wie im Rosenroman vorkommt: *S'aussi a chou voulies, dame, dessendre Et teus h e r e s donner de moi aidier C'un biau sanlant ëusse ore au premier De vostre douche figure!* Sämtliche Hss. scheinen so zu schreiben; nur R[1] bietet dial. *ieres*[1], wie man aus der Anmerkung ersieht, wo das Wort nicht richtig beurteilt wird. Bevor also im 16. Jahrh. *arre,* und später *arrhes*[2], heute nur Pluraletantum, in gelehrter Anlehnung an das lat. *arra* (*arr(h)a*) entsteht, haben wir im Altfranzösischen die Erbwortform *ere,* im Pl. *eres* (*erres*). Für diese Form verlangt Gamillscheg, wie wir oben sahen, eine Basis *ara* statt *arra,* und in der Tat erklärt eine solche am ungezwungensten[3] unser *ere;* überdies hat sie eine starke Stütze an der Reichenauer Glosse 324 zur Genesis 38, 37: *Arra dicta ara,* d. h. ausgesprochen *ara,* s. L. Jordan im Archiv 149, 248. Allerdings würde ich nicht so weit wie Gamillscheg gehen, ein vulgärlat. *ara* zu fordern, da die anderen romanischen Sprachen entgegenstehen[4], sondern nur sagen, daß für den Norden des galloromanischen Sprachgebietes in erster Linie *ara* die Grundlage ist; ob daneben nicht auch die Aussprache *arra* fortbestanden hat, erscheint mir nicht sicher, denn die schon im 13. Jahrhundert begegnende Pluralform *erres* läßt wegen des doppelten *r* an eine Einmischung von *arra* denken.

Ausgabe von Langlois, V. 3408, steht *erres,* ohne daß in der V. L. ein *arre* mitgeteilt wird; verschiedene Hss. weichen in dem Verse ganz ab und vermeiden offenbar das Wort. Wenn Meyer-Lübke, REW. Nr. 665, als Ableitung ein afrz. *arles, erles* nennt, was ich hier wegen des anlautenden *a* erwähne, so weiß ich nicht, was das bedeuten soll; ein *erles* finde ich nicht bei God. und ein *arles* ib. I, 399 aus der Metzer Gegend ist problematisch, wird auch mit einem Fragezeichen versehen, vgl. FEW. I, 144, Anm. 4.

[1] Vgl. *ieres* bei Froissart, Poés. II, 103 V. 3482 (von God. angeführt).

[2] Das *h* begegnet nur sehr vereinzelt im Lateinischen und nur bei Kirchenvätern, s. Thesaurus, *arra* Nr. 2; das Mittelalter kennt es, soweit ich sehe, nicht. Übrigens erscheint es im 16. Jahrh. gelungenerweise auch in *arrhes,* das für *erres* < *iter* steht, s. God. III, 330 b.

[3] Eine Deutung von ursprünglichem *arre* > *erre,* das nur im Plural belegt ist, aber im Hinblick auf das alomb. *erra* (s. Wartburg, FEW. I, 144, Anm. 9) auch im Singular bestanden haben mag, wäre lautlich ja möglich, ist aber schon wegen des häufiger vorkommenden einfachen *r* nicht wahrscheinlich.

[4] Für das Altprovenzalische bemerke ich, daß Levy nur im Pet. Dict. *arra* bietet, wir kennen also die Fundstelle nicht, aber es wird damit schon seine Richtigkeit haben; vgl. *enarrar* im S.-W. II, 420.

Digitized by Google

Betrachten wir nun wieder *here* 'Aufnahme usw.', das man bisher als ein von dem *ara* (*arra*)-Reflex ganz verschiedenes Wort ansah und von dem ich glauben möchte, daß es mit demselben identisch ist. Wenn man geltend machen wollte, daß *here* in allen Belegen ein *h* zeigt, so ist dem entgegenzuhalten, daß auch unter den Belegen für den *ara*-Reflex nicht weniger als vier ein unberechtigtes *h* aufweisen, das ja überhaupt in der Schreibung altfranzösischer Wörter sehr oft anzutreffen ist, s. die drei Stellen bei God. VIII, 174 a und die Stelle bei Adam de la Hale. Freilich muß das *h*, wie wir schon oben bemerkten, in *here* 'Aufnahme' ein gehauchtes gewesen sein, denn auslautendes unbetontes *e* eines voraufgehenden Wortes, das in verschiedenen Beispielen vorkommt, wird nicht elidiert oder verschleift, allein auch bei anderen Wörtern finden wir ja schon früh ein unberechtigtes *h* als gehauchtes, so bei *heriçon*, nfrz. *hérisson* (Eneas 3725; Marie de France, Fables LXXI, 13), so bei *huppe* (G. de Coincy, s. God. IX, 776 a); zudem ist bei den betreffenden *here*-Stellen zu beachten, daß sie, mit Ausnahme von einer, vorausgehendes *bele* oder auch *laide* zeigen, daher in dieser Verbindung, die, wie wir sahen, sich bezüglich der Bedeutung eng mit *bele chiere* berührt, eine Beeinflussung von letzterem her stattgefunden haben kann. Es darf nicht verschwiegen werden, daß wir bei den afrz. Belegen des *ara*-Reflexes nur den Plural antreffen, doch läßt Verschiedenes auf den Gebrauch im Singular schließen, u. a. das *erre* bei Ronsard, und auf der anderen Seite erscheint doch auch der Plural *heires* im Livre des manières 1095, wo wir uns allerdings der Bedeutung nicht sicher sind. Wenn wir an den *here*-Stellen nicht das Verb *doner* haben, wie dies entsprechend dem lat. *dare* oder *donare* bei dem *ara*-Reflex der Fall ist, sondern meistens *faire*, so spricht das noch nicht gegen unsere Vermutung der Identität, weil *ara* Bedeutungen angenommen haben kann, die eben die Verwendung von *faire* nach sich zogen; damit werden wir noch einmal zu den Bedeutungen von *here* geführt, die wir jetzt, von *ara* aus gesehen, kurz prüfen müssen.

Arra heißt 'Angeld', 'Anzahlung' bei einem Kauf. Bei Justinian liest man: *Si quae a r r a e super facienda emptione cuiusquam rei datae sunt sive in scriptis sive sine scriptis.* Isidor von Sevilla definiert: *A r r a ... est, quae primum pro re bonae fidei contractu empta ex parte datur et postea completur*, s. Thesaurus. Dazu stimmen verschiedene der altfranzösischen Belege, wo von den *erres du marchie* die Rede ist, so Mon. Guill. 2948, die Stellen bei God. VIII, 174 a—b und die beiden Passus aus dem Rosenroman und aus Adam de la Hale, wo der Ausdruck vergleichsweise auf Liebesdinge bezogen zur Anwendung kommt. Wenn nun jemand etwas kaufen und dafür einen Teil des Preises an-

Digitized by Google

zahlen will oder anzahlt, so läßt er sich mit der Sache in der Art ein, daß er ihr freundlich gegenübersteht, eine gute Miene dazu macht, und *ere* oder *here* können zum Sinn von 'freundliche Miene' gelangen, daher denn *faire here*. So würde sich sehr gut die Pastourellen-Stelle *s'en voloie faire here* erklären: 'wenn ich mich darauf einlassen, dazu eine freundliche Miene machen wollte'. Ein Hinzutreten von *bele* ist unter diesen Umständen natürlich, so an der Blancandin-, der Courtois- und Fablel-Stelle sowie an den Angier-Stellen. Weiter scheint es mir, daß schon von hier aus oder auch auf dem Wege über 'Aufnahmebereitschaft' sich zwanglos die Bedeutung von *accueil* 'Aufnahme', 'Empfang', insbesondere 'freundliche Aufnahme' ergibt. Damit ließe sich gut die Stelle aus der Lothringer-Geste deuten, nur daß hier *here* ironisch von Aufnahme der Feinde (s. oben) gesagt erscheint, eine Ironie, die wieder durch das *laide* aufgehoben wird, so daß ein ironisches Oxymoron vorläge, wie es häufig im Altfranzösischen begegnet, s. H. Spamer, Die Ironie im altfrz. Nationalepos (Diss., Straßburg 1914) S. 83 ff. Das freundliche Entgegenkommen kann nun nicht nur in der Miene liegen, sondern auch in der Herrichtung, Zurüstung, dem Aufwand zum Empfang liegen, also eine Bewillkommnung im Tun sein; als Stütze dafür kann man einen Passus aus Froissart, Poésies II, 37, V. 1250 heranziehen, wo das Verb *arrer* zweifellos = bewillkommnen (nicht mit Mienen oder Worten) ist. Obiger Sinn paßt, wenn ich nicht irre, am besten für die Blancandin-Stelle und auch für die erste Stelle aus dem 'Livre des manières'. Bin ich auf dem richtigen Wege, so würde man bei demselben Worte ursprünglich konkreten Sinn und aus diesem erwachsenen abstrakten Sinn gleichzeitig nebeneinander stehen sehen. Der Umstand, daß hier die semantische Forschung für die alte Sprache ein völliges Vakuum gelassen hat[1], macht mich nicht irre, wiewohl ich augenblicklich nicht in der Lage bin, dasselbe auszufüllen; denn ich glaube, daß es genügt, wenn ich auf das eingangs dieses Aufsatzes erwähnte afrz. *haire* 'Bußgewand' und 'Schmerz' verweise und im Vorübergehen an prov. *color* 'Schminke' > 'Falsches' (Appel, Prov. Chr. 41, 34) sowie an afrz. *mucle* 'Mühlstein' > 'Getriebe der Welt' (H. Andresen, Eine afrz. Bearbeitung biblischer Stoffe S. 18) erinnere, vgl. Archiv 135, 474 f. Es bleibt noch die zweite Stelle im 'Livre des manières' übrig; hier bin ich mir nach wie vor (s. oben) nicht sicher, wie zu interpretieren ist, und möchte nur zögernd die Frage vorbringen, ob bei *il ne fant pas les pesanz heires* nicht der ursprüngliche

[1] Für das Neufranzösische findet man nur ganz wenig bei Nyrop, Gr. hist. IV, § 247. Bei den interessanten Ausführungen von Glaser über Konkretum und Abstraktum in den N. Spr. Bd. 29, 364 ff. handelt es sich nur um Verwendung, also um etwas Stilistisches.

Digitized by Google

Sinn von *here* vorliege, man also zu verstehen habe: Sie machen nicht die Anzahlungen (für ihre Dienstmannen) drückend, indem sie entweder zu starke Anzahlungen verlangen oder auf möglichst baldige Bezahlung der ganzen Kaufsumme drängen. Abgesehen von dieser Stelle, die wir in suspenso lassen müssen, hat sich mithin ergeben, daß bei der Annahme der Identität von *ere* und *here* in allen Beispielen die Bedeutungen von *here* nicht nur nicht Schwierigkeiten machen, sondern sich noch mehr erhellen, als dies bei einer nur mit dem Textzusammenhang operierenden Betrachtung der Fall sein konnte.

2. Zur Geschichte und Entwicklung der Ausdrucksweise in *Laquelle préfères-tu d'Athènes ou de Rome?*

Th. Kalepky sagt in der Studie, welche er in Zs. f. frz. Spr. 40, 120 unserer Ausdrucksweise gewidmet hat, folgendes: 'Es wurde gezeigt, daß neben dieser eigentümlichen Bildung ... eine völlig normale ... existiert und zu allen Zeiten üblich gewesen ist, nämlich sowohl: *Laquelle préfères-tu d'Athènes et de Rome?* als auch: *Laquelle préfères-tu, Athènes ou Rome?*' Ich möchte zunächst bei *d'Athènes et de Rome* etwas verweilen. Wenn K. bemerkt, daß diese Ausdrucksweise zu allen Zeiten üblich gewesen sei, so bringt er doch nur, soweit ich sehe, zwei Beispiele aus modernen Schriftstellern bei (S. 113). Alfred Schulze machte mich schon vor längerer Zeit auf eine Stelle bei Chateaubriand aufmerksam, die Hölder in seiner Gramm. d. franz. Spr. S. 191, II, 2 (aus anderem Anlaß) anführt: *Soit qu'il* (sc. Saint-Louis) *meure sur les ruines de Cartage, on ne sait lequel plus admirer, du chevalier, du patriarche, du roi et de l'homme.* Littré, *de* no. 11 sagt, ohne Beispiele mit Quellenangabe namhaft zu machen, daß das *et* in *Lequel, de Cicéron et César, était le plus éloquent?* wenig gebräuchlich sei. Wie steht es nun mit diesem *et* im Altfranzösischen? Soviel ich weiß, hat bis jetzt noch niemand danach gefragt, und doch kommt es dort vor. Zunächst kann ich es aus 'Durmart' nachweisen, also einem Text, der schon seit 1873 zugänglich war; dort heißt es V. 14 174—6: *Et, se Deus plaist, li rois Artus Sara molt bien encor enqui Qui tort a de moi et de lui.* Aber es geht noch weiter zurück und erscheint im Folque de Candie 6374—5: *Mostrerai li a m'espee trenchant Qui ferra mielz del pere et de 'enfant*[1]. Doch auch dieses ist noch nicht das erste Beispiel auf galloromanischem Boden, denn *et* begegnet schon bei dem ersten Trobador Wilhelm IX ed. Jeanroy 1, 24: *Ges non sai ab qual mi tengua de n'Agnes e de n'Arsen.* Ich will nicht geltend machen, daß Fahrenkamp, Die Syntax der substantiv. In-

[1] Dieses weist die älteste Hs. P^1 auf und auch B.

Digitized by Google

terrogativpronomina *qui, que, quoi* im Franz. (Diss. Göttingen 1907) S. 21, Anm. 2 ein *de* + *ou* erst aus dem 15. Jahrh.[1] nachweisen kann, und wir werden gleich sehen, daß diese Gestaltung sogar erheblich früher auftaucht, aber es ist von vornherein glaublich, daß die Ausdrucksweise mit *et* die ältere ist, weil sie das Verständlichere und etwas durchaus Logisches darstellt, bei dem nicht angenommen zu werden braucht, daß hinter dem Fragefürwort etwa ein 'des deus' nicht zum Ausdruck gekommen wäre; letzteres konnte natürlich gesetzt werden, wiewohl keine Beispiele im Mittelalter vorzukommen scheinen (selbst nicht bei den dilemmatischen Fragen mit *ou — ou*), brauchte es aber keineswegs.

Daneben hat die einfachste Gestaltung des Gedankens bestanden, bei welcher die beiden Glieder mit *ou* oder auch mit *ou — ou* einander gegenübergestellt werden. Fahrenkamp S. 20, IV b bringt für *ou — ou* nur ein Beispiel aus späterer Zeit (Commines), aber es begegnet lange vorher, so im Trojaroman 14 622—4: *Assez en ont sovent parle La quel en tienent a plus bele, O dame Heleine, o la pucele,* weiter im Roman de Ham S. 332 und in den Jeux-partis, s. Långfors, Recueil gén. IV, 6—7, XXI, 1—5, XXIX, 2—5 sowie in einer langen Reihe anderer Stellen daselbst.

Aber auch der Typus *de ... ou* erscheint eher in der alten Sprache, als man bisher bemerkt hatte. Nyrop bringt in dem im Druck befindlichen 6. Bande seiner Gramm. historique § 85, no. 3 ein Beispiel aus Froissart: *Et ne scavoit le quel faire Du venir ou du laissier.* An der oben zitierten Stelle aus Wilhelm IX schreibt die Hs. E: *ho* für das *e* der Hs. C, und an der Folque-Stelle weisen die späteren Handschriften P^2, P^3 *ou* statt *et* auf. In einer provenzalischen Tenzone zwischen n'Isnart und Pel estort liest man: *Qal penriatz, seigner n'Isnart, Enanz, qi'us abandonava, D'una bella capa blava ... O qe fossetz colgat* (Bertoni, Rime prov. ined., Tenzoni: III, 3—7); daß hier auf *o* ein *que*-Satz folgt, ändert natürlich nichts. — Daneben kommt auch *ou de ... ou* vor, so in einem Jeu-parti: *Dites moi le quel me loëz, Ou de l'entendre ou del guerpir* (Långfors, Rec. II, 7—8), und wenn die Teilnehmer an demselben Gace Brulé und der Graf Gottfried II von der Bretagne sind, was nicht ganz sicher steht (s. Långfors S. XV ff.), so hätten wir als terminus ad quem das Jahr 1186. Im Beaudous des Robert von Blois ed. Ulrich I, 2095—6 heißt es: *Ne sevent li quel meillor soit Ou del fuir or (= ou) de l'atendre,* und hierher ist auch eine Stelle aus dem Folque de Candie 5946—8 zu ziehen, an der die beiden letzten Verse in der vom Jahre 1295 datierten Hs. B. stehen: *Conseil vos quier que m'en dites la fin, Ou del remaindre, ou serons si frarin*

[1] Aus 'Pathelin' (schr. 65, statt 64 zu Jacob, Recueil de farces).

Digitized by Google

Qu'en autre terre nos en fuions tapin? Zwar geht kein Fragepronomen vorher, aber es handelt sich um die Wahl zwischen zwei Dingen; auch tut es nichts zur Sache, daß es nach dem zweiten *ou* nicht mit einem *del füir,* sondern mit einem Fragesatze weitergeht.

Der Typus *de ... ou* verschwindet nicht mehr aus der Sprache, er gewinnt im Gegenteil immer mehr Boden, findet sich mehrfach bei den Klassikern sowie den Schriftstellern des 18. und 19. Jahrhunderts (die bisher angeführten Beispiele lassen sich immer noch vermehren), ist zweifellos viel häufiger als *de ... et* und trotz des Einspruches der französischen Grammatiker bis heute lebendig geblieben. Für gewöhnlich geht ein *qui, quel, lequel* vorauf, auch *ce qui,* oder die ersten drei können in der direkten Frage auch folgen; aber auch schon ein Frageadverb kann ausreichen, wenigstens liest man bei G. Sand, Indiana: *Où est, s'il vous plaît, le plus froissé, le plus fatigué, le plus justement malade, d'elle ou de moi?* Indessen auch das ist nicht nötig, sondern es genügt schon das Verbum *choisir,* das sich so bei den Klassikern findet (s. Littré, choisir no. 2), ja nach Haas, Abriß der franz. Syntax § 267 schon bei Greban (*choisissez de luy ou de Jhesus*), wogegen *préférer*[1] wieder ein Fragepronomen zu verlangen scheint. Schließlich wird gar nicht einmal ein Fragesatz, sei er direkter, sei er indirekter, erfordert, wie das Beispiel bei Plattner zeigt: *S'il y a, de vous ou de votre frère, un coupable, ce n'est certainement pas vous.* — Auch *ou de ... ou* hat sich fortgesetzt. Littré, de no. 11 bringt ein Beispiel aus Rotrou, unter ou no. 4 eines aus Racine, und Kalepky S. 121 führt zwei Stellen an, die bei Haase, Syntaxe française du XVII[e] siècle § 41 B und § 42 Rem. II aus G. de Balzac und Corneille, wenn auch aus anderem Anlaß verzeichnet sind; ich füge noch Molière, Sganarelle, Scène prem. V. 8 hinzu. Für die spätere Zeit sehe man Beispiele bei Plattner, Ausf. Gramm. III, 2, S. 142 A. 2 an einer Stelle, wo man sie nicht sucht. Es versteht sich, daß, wenn an den modernen Stellen Substantiva oder Pronomina stehen, an den altfranzösischen substantivierte Infinitive, dies an der Gleichheit des Sachverhaltes nichts ändert.

Wie ist es nun zu *de ... ou* gekommen? Littré sieht das *de* als pleonastisch an, Mätzner, Gramm.[2] S. 380, Lücking § 252 Anm. und Plattner § 348 Anm. 2 erklären das *de* als aus einer 'Attraktion' entstanden. Haas, Abriß § 267 sagt wenig bestimmt: 'die Übertragung von partitiven Ausdrücken ist naheliegend.' Strohmeyer, Franz. Gr.[2] (1929) § 426 bemerkt: 'Der Begriff der

[1] Bei Littré, *préférer* trifft man auf keine Beispiele, wohl aber bei Lücking und Plattner.

Digitized by Google

Auswahl ist so stark, daß die Präposition *de* von der Menge[1], aus der ein Einzelwesen ausgewählt werden soll, auf die Einzelwesen selbst übertragen wird', was doch wohl auch, wenn ich recht verstehe, auf 'Attraktion' hinauslaufen soll. Auch Nyrop, Gr. hist. VI, § 85 no. 3 Rem. spricht von *attraction,* doch scheint sich ein leiser Zweifel einzuschleichen, da er *curieuse* hinzufügt. Obige Deutung des *de* kann ich schon deswegen nicht für zutreffend halten, weil ein *des deus,* von dem her eine Attraktion hätte erfolgen können, im Altfranzösischen nur ganz vereinzelt vorausgeschickt wird[2] und auch in der modernen Sprache recht selten anzutreffen ist (Boufflers in Mätzner, Gr.; ein Beispiel bei Lücking ohne Angabe des Fundortes). Kalepky war auf dem richtigen Wege, aber er kam von demselben dadurch ab, daß er die Verhältnisse im Altfranzösischen, von denen ja auch bis dahin niemand gesprochen hatte, nicht kannte. Ich glaube die ganze Erscheinung viel zwangloser erklären zu können, als es bisher geschehen ist, und dabei wird sich wieder einmal zeigen, daß es sich bei der Betrachtung sprachlicher Dinge immer noch sehr empfiehlt, in erster Linie die historische Entwicklung zu berücksichtigen.

Im Altfranzösischen existierten, wie wir sahen, drei Ausdrucksweisen: 1. *ou* oder *ou ... ou,* 2. *de ... et,* 3. *de ... ou* oder *ou de ... ou.* Gegen die zweite ist gar nichts einzuwenden. Von zwei Personen oder Dingen, die naturgemäß mit *et* nebeneinandergestellt werden, soll eine oder eines gewählt werden, bzw. wird es sich zeigen, welche oder welches besser ist und den Vorzug verdient, also: Von mir und ihm wer hat Unrecht? Von Agnes und Arsen welche soll ich wählen? Von dem Vater und dem Sohne wer wird besser dreinschlagen? Wenn nun daneben auch der auffallende Typus *de ... ou* erscheint, so liegt es sehr nahe anzunehmen, daß hier eine Kontamination stattgefunden hat, d. h. daß diejenige Ausdrucksweise, welche die Glieder mit einfachem *ou* einander gegenüberstellt, eingewirkt hat, so daß aus *qui ferra mielz li pere, ou li enfes* + *qui ferra mielz del pere et de l'enfant*

[1] Der Ausdruck 'Menge' ist wenig glücklich, denn Vielgliedrigkeit begegnet, soweit ich sehe, recht selten. Abgesehen von der eingangs aus Chateaubriand angeführten Stelle, wo eine Person nach ihren Eigenschaften in mehrere zerlegt wird, und wo *et* steht, ist mir nur Voltaire, Candide, ch. XXVII zur Hand: *Que pensez-vous, dit-il, qui soit le plus à plaindre de l'empereur Achmet, de l'empereur Ivan, du roi Charles-Édouard, ou de moi?* Für das Altfranzösische vergleiche man Dolopathos S. 119: *Ne seit le quel plus en mescroie, Lui ou Virgile ou les mesaiges,* doch schreibt die zweite Hs. *lui et Virgile,* faßt sie also zusammen und stellt sie den *mesaiges* gegenüber.

[2] Ich kenne nur ein altfrz. Beispiel (Långfors, Rec. gén. CXLIII, 4) wo aber *ou ... ou* folgt.

Digitized by Google

das unlogische Gebilde *qui ferra mielz del pere ou de l'enfant* entstand. Aber auch *ou — ou* ist ins Spiel gekommen, und zwar scheint es, daß diese Ausdrucksweise nicht etwa sekundär in den Typus *de ... et* oder vielleicht erst *de ... ou* eingetreten ist, sondern daß sie umgekehrt, sozusagen, das Primäre blieb, und sich in diesen Typus, den ja besonders häufig die in Nordfrankreich so beliebten dilemmatischen Tenzonen aufweisen, erst das *de* von *de ... et* oder *de ... ou* eingedrängt hat, und es so zu einem *ou de ... ou* gekommen ist. Es würde mithin eine syntaktische Kombination vorliegen; eine solche ist bekanntlich eine Mischung von Gedanken oder Vorstellungen, die zu einer grammatisch nicht mehr analysierbaren Konstruktionsmischung führt. Von der Kontamination überhaupt ist ja schon oft die Rede gewesen; man sehe die Literatur darüber bei W. Horn, Wort- und Konstruktionsmischungen im Englischen in GRM. IX, 342, 343, 354. Je länger, je mehr erkennt man, welche ungemein große Rolle unser Vorgang im Sprachleben spielt. Zum Neufranzösischen ist Nyrop, Gr. hist. V, 34 ff. namhaft zu machen; für die alte Sprache hat Suchier in Gr. Gr. I², 820—1 einiges zusammengestellt[1]. Was speziell die syntaktische Kontamination angeht, so fehlt es nicht an allerhand zerstreuten Bemerkungen, aber es mangelt eine Gesamtdarstellung, die recht umfänglich ausfallen würde, denn schon das Material, das ich allein dazu gesammelt habe, ist erstaunlich groß. Es versteht sich, daß, wenn man den Ausdruck 'Kontamination' anwendet, dies nur der Kürze und Bequemlichkeit halber geschieht, und daß eine psychische Radix zugrunde liegt. Der Vorgang vollzieht sich dem Schreibenden oder Sprechenden in so hohem Grade unbewußt, daß er nicht den geringsten Anstoß nimmt an dem, was er schließlich zum Vorschein bringt, und ebensowenig der Lesende oder Hörende, so daß denn Lessings berühmtes 'nicht ohne Mißfallen' (Emilia Galotti) = 'nicht ohne Gefallen' nicht nur geschrieben werden konnte, sondern auch länger als hundert Jahre unbemerkt geblieben ist, daß der Süddeutsche ganz glatt und ohne sich dabei etwas zu denken sagt: Ich werde an die Sonate nicht vergessen (ich werde an die S. denken + ich werde die S. nicht vergessen), und der heutige Franzose ebenso glatt das mehr als schnurrige *quoi qu'il en ait* gebraucht, das ja aus *quoi qu'il en soit* + *malgré qu'il en ait* erwachsen ist. Kehren wir wieder zu unserem Fall zurück und sehen wir zu, was sich wahrscheinlich abgespielt hat. Froissart beginnt mit *de* (*du venir*), und das wäre ganz korrekt, wenn er

[1] Wenn Horn, a. a. O. S. 354, Anm. 1 vergleichsweise auf Meyer-Lübke, Gr. IV, 340 hinweist, so bekenne ich, daß sich dieses Zitat (abgesehen von IV statt III) meiner Verifizierung entzieht, da auch die arabische Ziffer nicht stimmt.

Digitized by Google

mit *et* fortführe, aber gleich darauf macht sich bei ihm die Vorstellung geltend, daß es sich doch um eine Entscheidung zwischen zwei Dingen handelt; so greift er unwillkürlich zu der Ausdrucksweise mit *ou*, die ja auch sonst vorlag, und fährt fort mit *ou du laissier*. Das Umgekehrte tritt ein bei demjenigen, der ebenso korrekt mit *ou*, also mit der Gegenüberstellung, beginnt und plötzlich von der Vorstellung erfaßt wird, daß doch von zweien eines genommen werden soll, so daß er mit *de* fortfährt, um so eher, als ja die Ausdrucksweise *de ... et* oder *de ... ou* vorhanden war, weiterhin wieder *ou* sagen muß, da er ja mit *ou* angefangen hat, und dann der Gleichmäßigkeit halber das *de* wiederholt. So in dem Jeu-parti: *ou de l'atendre ou del guerpir*. Hier kann man nicht mit Molière sagen: *Voyez que d'incidents à la fois enfantés*, vielmehr begibt sich alles auf natürliche Weise. Nicht immer ist es so leicht darzulegen, was sich im Unterbewußtsein des Schreibenden oder Sprechenden vollzogen hat. Man kann bei Lessing sagen, daß das 'nicht' in 'nicht ohne Mißfallen' die Vorstellung des Mißfallens ausgelöst hat und diese so stark wurde, daß er 'Mißfallen' statt 'Gefallen' hinschrieb; man kann aber auch sagen, daß die Vorstellung des Gefallens übermächtig wurde, daß er dann 'Mißfallen' schrieb, weil er ja doch mit 'nicht' begonnen hatte, und dabei dann vergaß, daß er auch 'ohne' gesagt hatte. — Unsere Kontamination *de ... ou* ist m. W. aus den anderen romanischen Sprachen nicht nachgewiesen und begegnet auch wohl kaum in denselben; dagegen kann ich sie vereinzelt aus dem Englischen belegen, auf das mich wiederum Alfred Schulze hingewiesen hat. Hier findet man in Shakespeares Tempest II, 1 Z. 32: *Which, of he or Adrian, for a good wager, first begins to crow?* Dazu verweist Delius, der charakteristischerweise mit 'Wer von beiden, von ihm und von Adrian' übersetzt, in seiner Ausgabe auf Midsummernight's dream III, 2, wo es Z. 356 heißt: *Try whose right, of thine or mine, is most in Helena.* In den Grammatiken des Englischen wird laut Mitteilung von Koll. Flasdieck nicht über die Erscheinung gesprochen, auch nicht in der Shakespeare-Grammatik von Franz, doch ließ sich mit der freundlichen Hilfe des genannten Kollegen ermitteln, daß in der New Variorum Edition of Shakespeare von Furness (Philadelphia 1892) gelegentlich der Tempest-Stelle wenigstens ein paralleler, und zwar früherer Beleg geboten wird, nämlich aus Sidneys Arcadia B. I, p. 63: *The question arising who should be the former (= foremost) against Philanthus, of the blacke, or the ill-apparelled knight.* Übrigens macht der Herausgeber des Tempest ebenfalls auf die Stelle im Sommernachtstraum aufmerksam (schreibe 356 statt 337), ohne Delius zu nennen.

Noch ein Wort über das *de* vor einem Infinitiv nach *Lequel*

Digitized by Google

vaut mieux?, da es scheinen könnte, als hätten wir es auch hier mit einem ursprünglichen, oben betrachteten *de* zu tun. Kalepky führt nach Lücking S. 191 ein Beispiel an: *Lequel vaut mieux, de cultiver un art funeste ou de le rendre inutile?*, und ich finde bei Plattner, Ausf. Gr. III, 2, S. 142 ein zweites, aus Mme Tastu, das von Sneyders de Vogel, Synt. hist. du franç. S. 91 (aus anderem Anlaß) wiederholt wird: *Lequel vaut mieux d'être ici ou d'être là?* Für das ältere Neufranzösisch habe ich keine Belege zur Hand und bekenne auch, nicht zu wissen, ob und in welchem Umfang die Ausdrucksweise mit *de* heute noch möglich oder üblich ist; es zeigt sich eben auch hier wieder, daß es nicht selten leichter ist, den altfranzösischen Sprachgebrauch festzustellen als den neufranzösischen. So viel muß als sicher gelten, daß das *de* sekundär ist, denn im Altfranzösischen steht, wie nicht anders zu erwarten, nach unserer Wendung der bloße Infinitiv, s. Långfors, Rec. gén. LXXI, 1—2, CXXVIII, 6—7, CXLVI, 4—5. Allerdings wird man an das altfrz. *de* vor Infinitiven erinnert, das wir in unseren Beispielen fanden, allein es handelt sich hier um substantivierte Infinitive, die einem Substantiv gleichstehen, und deren *de* daher ein partitives ist. Es fragt sich also, welche analogischen Einflüsse wirksam gewesen sein mögen. Kommt ein *il vaut mieux de* + Inf. in Betracht? Littré, valoir, Rem. 1 bringt dafür je ein Beispiel aus Molière und Thomas, aber auch dieses *de* wird, nach God. X, 828 b unten zu schließen, kein ursprüngliches sein, wie denn auch heute nach Martinon, Comment on parle le français, 18e mille S. 435 nur bei dem zweiten Infinitiv ein *de* stehen darf: *Il vaut mieux s'en aller que de rester.* Auch eine etwaige Einwirkung von *mieux est de* leuchtet nicht recht ein. Es scheint demnach doch das beste und am Ende auch natürlichste zu sein, bei den Fragesätzen zu bleiben und zu sagen, daß bei *Lequel vaut mieux de* unter Verkennung der ursprünglichen Natur des *de* eine Analogie nach allen den Fällen vorliegt, wo ein Fragefürwort mit einem anderen Verbum als *valoir* (*mieux*) stand und sinngemäß ein partitives *de* folgte. Vielleicht ist auch *choisir* von dieser Analogie ergriffen worden: wenigstens bemerkt Littré, choisir nr. 2, daß man sagen kann: *choisir de partir ou rester*, wobei es denn wenig ausmacht, daß bei den Beispielen, die er aus der klassischen Zeit bietet, das Gegensätzliche nicht in den Infinitiven liegt (vielmehr bleibt der Infinitiv der gleiche), sondern in dem Adjektiv oder Prädikatssubstantiv, z. B. *Choisissez d'être reine ou d'être Laodice* (Corneille).

Digitized by Google

Die Lehre vom Infinitiv im Französischen auf psychologischer Grundlage.

Von Emil Mackel (Hildesheim).

Fast bei allen Schülern, die in die oberen Klassen der Schulen eintraten, an denen ich gewirkt habe, konnte ich eine große Unsicherheit im Gebrauche des französischen Infinitivs feststellen. Das erschien mir besonders beklagenswert; denn ich habe in Frankreich immer wieder die Erfahrung gemacht, daß man einen Verstoß gegen den Konjunktiv wohl hingehen ließ, aber daß auch einfache Leute sehr empfindlich waren, wenn man einen Infinitiv mit de statt mit à oder präpositionslos gebrauchte. Wie die lateinische Sprache ihre Konstruktionen des A. c. J. und des Abl. abs., die englische Sprache ihre persönlichen Konstruktionen im Passiv, so hat die französische Sprache den Gebrauch des Infinitivs besonders reich und fein ausgebildet und zu einem ihrer Werkzeuge für scharfen Ausdruck der Gedanken gemacht. Es ist sicherlich nicht unberechtigt zu sagen, daß ihre Infinitivfügungen in hohem Grade der angestrebten Klarheit der Sprache dienen. Mit dem Infinitiv kann innerhalb eines Satzgefüges ja nur fortgefahren werden, wenn der stets unbeholfene und das Verständnis erschwerende Wechsel im Subjekt vermieden, d. h. dem Satze eine Form gegeben wird, in der das Subjekt des Hauptsatzes auch das des Nebensatzes ist.

So ist es denn eine Aufgabe des französischen Lehrers, seine Schüler möglichst früh zur Sicherheit im Gebrauch des Infinitivs zu bringen. Das geht nun ganz sicher nicht mit Hilfe mechanischer Regeln oder gar auf dem Wege des Auswendiglernens. Das kümmerliche Ergebnis solchen Unterrichts habe ich nur zu oft kennengelernt. Es geht aber auch nicht auf dem Wege logischer Zergliederungen. Sie gehen oft über die Köpfe des Schülers hinweg und bieten ihm Steine statt Brot. Ich habe Lückings Französische Schulgrammatik immer hochgeschätzt; aber was soll es dem Schüler helfen, wenn sie lehrt: Logisches Subjekt des Infinitivs mit de ist das aktive Objekt des regierenden Verbs (§ 422), oder Logisches Subjekt des Infinitivs mit à ist das passive Personobjekt folgender (transitiven) Verben (§ 455). Wie der Schüler in der lateinischen Sprache lernen muß, selbst mit Sicherheit zu entscheiden, ob der A c J oder der Konjunktiv mit ut stehen muß, auch wenn er das Zeitwort, von dem der daß-Satz abhängig ist, sonst noch gar nicht kennt, so muß er im Französischen befähigt werden, in den einzelnen Fällen selbst zu erkennen, wann der bloße Infinitiv, der Infinitiv mit de oder der mit à stehen muß. Er muß ein inneres Verständnis für die Bedeutung der einzelnen Infinitiv-

Digitized by Google

konstruktionen erhalten, es lernen, von innen, aus den seelischen Bedingungen heraus zu ihnen Stellung zu nehmen.

Ich habe nun seit vielen Jahren versucht, die Lehre vom Infinitiv schlicht und einfach an die menschlichen Seelenkräfte anzuknüpfen, und habe damit Erfolg gehabt, wie ich bei den Schülern bemerken konnte und sie mir selbst gesagt haben. Die einzige Schwierigkeit ist, nicht über den Bereich der eigenen inneren Erfahrung der Schüler hinauszugehen. Daß das geht, glaube ich den Fachgenossen dartun zu können.

Weil ich aber die Lehre vom Infinitiv in einen inneren Zusammenhang bringe mit der Lehre vom Konjunktiv, so muß ich auch diese in den Kreis der Betrachtungen ziehen. Ich werde mich dabei der möglichsten Kürze befleißigen, so wichtig gerade die Frage des Konjunktivs auch ist oder wieder geworden ist.

Der Konjunktiv ist in der neuesten Zeit der Gegenstand lebhafter Erörterungen gewesen, ja, man kann sagen, daß er im Mittelpunkt der sprachwissenschaftlichen Untersuchungen gestanden hat. Es muß rühmend anerkannt werden, daß durch die Bemühungen von Männern wie Lerch, Regula, Engwer, Humpf, Lorck, Kalepky das Wesen des Konjunktivs von innen heraus zu ergründen, wertvolle neue Gesichtspunkte beigebracht worden sind, die uns sicherlich alle zu erneutem Nachdenken angeregt haben. Aus diesem Nachdenken heraus muß ich nun aber sagen, daß die Lehre vom 'Konjunktiv des psychologischen Subjekts' oder 'thematischen Konjunktiv' eine Wendung genommen hat, die geeignet ist, Verwirrung zu stiften, und der daher widersprochen werden muß. Diese nach meinem Dafürhalten bedenkliche Wendung besteht in dem wiederholt zutage getretenen Bemühen Lerchs (Die Neueren Sprachen, 1928, S. 81 f., Zeitschr. für franz. u. engl. Unterricht, 1928, S. 321 ff.), den Konjunktiv des psychologischen Subjekts auch nach den Wörtern des Denkens und Sagens in Fällen wie: je ne crois pas qu'il soit venu als einen Konjunktiv des Begehrens hinzustellen. Bevor ich aber auf die Hauptfrage eingehe, muß ich eine Vorfrage erledigen.

Mit Recht bekennt Lerch, Ztschr. für franz. u. engl. Unterricht, 1928, S. 322, daß der Konjunktiv des psychologischen Subjekts eine bloße Konstatierung ist. Sie ist in der Tat nichts als eine Feststellung logischer Art, die über das Wesen und die Notwendigkeit des Konjunktivs an sich nichts aussagt. Es ist für eine gute Klasse sicherlich anregend und der geistigen Schulung dienend, wenn sie einsehen lernt, daß in Sätzen wie je suis surpris qu'il sorte und je ne crois pas qu'il soit malade die que-Sätze die psychologischen (ich würde sagen: logischen) Subjekte, die Hauptsätze je suis surpris und je ne crois pas die Aussagen, also die Prädikate sind. Man muß sich aber klar sein, daß die Feststellung dieses

Digitized by Google

logischen Verhältnisses für das Wesen des Konjunktivs ebenso wenig besagt, wie es für das Verständnis des bloßen Infinitivs besagt, wenn ich feststelle und begreiflich mache, er sei in dem einen Falle abhängiges Subjekt, in dem anderen passives Objekt (Lücking § 375 f.), oder wie es einen Infinitiv mit de erklärt, wenn ich feststelle, das logische Subjekt des Infinitivs sei das Subjekt oder das aktive Objekt des regierenden Verbs (§ 422): Der Umstand, daß ein Infinitiv passives Objekt oder abhängiges Subjekt ist, hat offenbar ebenso wenig Einfluß darauf, daß er ohne Präposition oder mit Präposition stehen muß, wie der Umstand, daß ein que-Satz logisches Subjekt ist, notwendig macht, daß in diesem Satze der Konjunktiv stehe. So gewiß es nicht unnütz ist, in dem Schüler das Verständnis für solche logischen Unterscheidungen und Tatsachen zu wecken, so würde ich es meistens doch lieber unterlassen, einerseits weil sie zu schwer sind, anderseits weil sie die für grammatische Erörterungen ohnehin knappe Zeit noch mehr verkürzen würden.

Jedenfalls stimme ich mit Lerch vollkommen darin überein, daß die Erkenntnis, der *que*-Satz in dem Satzgefüge: *il n'est pas certain qu'il vienne* sei das psychologische Subjekt, eine bloße Feststellung ist. Ich folge ihm auch, wenn er weiter meint: 'Wenn wir wirklich erklären wollen, warum gerade der Konjunktiv dazu dienen muß, das psychologische Subjekt zu bezeichnen, so werden wir diesen Konjunktiv auf irgendeinen sonstigen Gebrauchstypus des Konjunktivs zurückführen müssen: es muß versucht werden, dem Modus seine Einheitlichkeit zurückzugeben.' Ich kann ihm aber ganz und gar nicht beipflichten, wenn er nun nicht nur den Konjunktiv in je suis surpris qu'il soit venu, sondern auch den in je ne crois pas qu'il soit malade auf den Konjunktiv des Begehrens zurückführen will, so geistvoll seine Ausführungen zu dieser Frage sein mögen und so sehr er sich in ihnen als Meister der Sprache erweist. Wir werden am besten wieder auf den richtigen Weg gelangen, wenn wir das Lateinische zu Hilfe rufen, das ja in der Geradlinigkeit und Sicherheit seines grammatischen Baus uns bei der Beurteilung sprachlicher Gebilde noch immer als Wegweiser und Lehrmeister dienen kann.

Wir fragen uns zunächst im allgemeinen, welche Art von Sätzen in dieser Sprache unseren daß-Sätzen entsprechen, und sehen, daß sie auf der einen Seite Konjunktivsätze sind, die mit ut eingeleitet werden, auf der anderen Seite als Ac J-Sätze auftreten. Diese beiden Satzformen stehen sich wie zwei Pole gegenüber, die immer getrennt bleiben, und es wird einem geschickten Lehrer nicht schwer, die Schüler dahin zu bringen, daß sie mit Sicherheit entscheiden können, hier muß der Konjunktiv mit ut,

Digitized by Google

hier der AcJ stehen. Sie brauchen nur erkennen zu können, ob ein daß-Satz besagt, daß etwas geschehen soll, also von einem Wort des Begehrens abhängig ist, oder ob er besagt, daß etwas geschehen ist, geschieht oder nach menschlicher Erfahrung geschehen wird, also von einem Wort der sinnlichen Wahrnehmung (sentiendi), des Denkens (cogitandi) und des Sagens (dicendi) abhängig ist. Im ersteren Falle setzt er den Konjunktiv und übersetzt daß mit ut (ne), im zweiten Fall gebraucht er den AcJ. Wir wissen, daß der Römer die beiden Arten von Sätzen streng auseinander hielt und sie auf das feinste sonderte: Wörter dicendi, die als solche den AcJ nach sich haben, wie *monere* erinnern, *persuadere* überzeugen, *contendere* fest behaupten, *concedere* zugeben, heischen sofort den Konjunktiv mit ut, wenn sie zu Wörtern der Willensäußerung werden, d. h. wenn *monere* ermahnen, *persuadere* überreden, *contendere* sich anstrengen, *concedere* gestatten bedeutet.

Und die französische Sprache? Folgt die Tochtersprache der Muttersprache nicht in der strengen Scheidung der Aussagesätze von den Wunschsätzen? Ganz entschieden! Sie gebraucht nach Wörtern des Wunsches, der Willensäußerung und auch der Kritik, d. i. nach Wörtern, die ein Urteil enthalten, ob etwas gut oder schlecht, d. h. wünschenswert oder vermeidenswert ist (*louer, blâmer, approuver, juger à propos, trouver bon, il est bon, il est juste, il est naturel, il est temps, il convient, il importe, il suffit* usw.), den Konjunktiv, nach den Wörtern sentiendi, cogitandi, declarandi aber den Indikativ, einen Indikativ, den ich meinen Schülern mit Erfolg immer kurz als den Indikativ der abhängigen Rede bezeichnet habe. Nur in einem Falle weicht die Tochter von der Mutter ab: wenn die Wörter des Wahrnehmens, des Denkens und des Sagens verneint, fragend oder bedingt gebraucht werden, erfordern sie den Konjunktiv (*crois-tu qu'il soit malade; je ne crois pas qu'il soit malade; si tu crois qu'il soit malade).* Ist es nun denkbar, daß dieser Konjunktiv als ein Konjunktiv des Begehrens aufgefaßt wird? Ich meine, wer das tut, verwischt eine feste, klare Scheidelinie, die sich schon vom Lateinischen her durch die französische Sprache zieht und die keineswegs beim Konjunktiv aufhört, sondern sich auch noch durch das Infinitivgebiet zieht: Nach den Wörtern des Begehrens steht der Infinitiv mit *de*, nach den Wörtern des Wahrnehmens, Denkens und Sagens aber der bloße Infinitiv, und hier macht es keinen Unterschied, ob diese Wörter verneinend, fragend, oder bedingt gebraucht sind. Nein, es geht nicht an, den Konjunktiv in *je ne crois pas qu'il soit malade* als einen Konjunktiv des Begehrens zu erklären, ohne den tatsächlichen sprachlichen Verhältnissen

Digitized by Google

Gewalt anzutun. Er kann nur in einer Weise ohne Künstelei verstanden und ohne Schwierigkeit den Schülern begreiflich gemacht werden: als Konjunktiv der Ungewißheit, der Unsicherheit, derselbe Konjunktiv, der auch in Relativsätzen auftritt, deren Obersatz verneint, eine Frage oder bedingt ist (*Il n'y a pas d'ennemi qui ne puisse nuire*), ein Konjunktiv, der steht, wenn ein Sein oder Geschehen in Abrede gestellt, in Zweifel gezogen oder mit Bedingungen belastet wird, deren Erfüllung unsicher ist.

In diesem Merkmal der Ungewißheit bietet sich nun aber auch die von Lerch gesuchte Möglichkeit, dem 'Konjunktiv seine Einheitlichkeit zurückzugeben'; denn auch der 'Wunsch-Konjunktiv' ist ein Konjunktiv der Ungewißheit. Die Erfüllung alles dessen, was wir wünschen, erbitten, anordnen und billigen, liegt ja in der Zukunft; alles, was in der Zukunft liegt und erst noch geschehen soll, ist für uns ungewiß; wir wissen ja nie, ob das, was wir wünschen, befehlen oder für richtig halten, ausgeführt wird.

Die Einheitlichkeit wäre allerdings erst vollends dann hergestellt, wenn auch der Konjunktiv in Sätzen wie *je regrette qu'il soit venu,* also nach Wörtern der Gemütsbewegung, des Affektes, als ein Wunsch-Konjunktiv aufgefaßt werden könnte. Das aber ist nicht nur möglich, sondern m. E. auch erforderlich. Es handelt sich hierbei um einen Konjunktiv, den weder der Römer noch der Deutsche kennt. Wie kommt der Franzose zu ihm? Auch hier kann uns die lateinische Sprache den Weg weisen. Nach den Wörtern des stärksten Affektes, des Fürchtens, setzt auch sie den Konjunktiv und fügt ihn wie nach den Wörtern des Begehrens mit *ut* (*ne*) an den übergeordneten Satz. Es wurde uns schon als kleinen Schülern nicht schwer zu begreifen, daß dieser Konjunktiv wirklich ein Konjunktiv des Wunsches ist, daß mit jeder Furcht, mit jeder Besorgnis der Wunsch verknüpft ist, das Gefürchtete möchte nicht geschehen. Der Franzose hat nun diesen Konjunktiv verallgemeinert und wendet ihn für alle Affekte an. Er empfindet und fühlt ja lebhafter, als es der Durchschnittsmensch anderer Völker tut. Und ist es nicht wirklich so, daß dann, wenn mir nicht gleichgültig ist, daß jemand kommt, wenn ich mich freue, daß er gekommen ist, oder bedaure, daß er nicht gekommen ist, ich vorher gewünscht haben muß, daß er komme oder nicht komme? Ich stimme durchaus Plattner und anderen bei, daß der Konjunktiv nach den Wörtern des Affektes ein Konjunktiv des Begehrens ist.

Die Bahn für die Lehre vom Infinitiv ist nun freigelegt. Schon bei der Besprechung des Konjunktivs haben die Schüler

Digitized by Google

herausfinden müssen, daß es drei Seelenkräfte gibt, das Denken, das Fühlen und das Wollen, die getragen werden vom Verstande, vom inneren Gefühl und vom Willen (Verstandesmenschen, Gefühlsmenschen, Willensmenschen), daß das Denken und Erkennen immer auf sinnlicher Wahrnehmung beruht, und daß es zum Ausdruck gebracht werden kann oder nicht, so wie auch der Wunsch in dem Wünschenden verschlossen bleiben oder durch Bitte, Befehl, Verbot, Erlaubnis zum Ausdruck gebracht werden kann. Sie haben auch schon erkannt, daß jedem dieser Kräftegebiete bestimmte Haupt-, Eigenschafts- und Zeitwörter angehören und für den Gedankenaustausch zur Verfügung stehen.

Im Anschluß an diese Erkenntnisse lernen sie auf Grund von Beispielsammlungen das Hauptgesetz für den Gebrauch des Infinitivs kennen: Der Infinitiv mit *de* bezeichnet, daß etwas geschehen soll, der bloße Infinitiv bedeutet, daß etwas geschieht oder geschehen ist, der erstere steht also nach Ausdrücken des Begehrens, der letztere nach Ausdrücken der Sinnesempfindung, des Denkens und Sagens. Ich weise zunächst auf die Zeitwörter hin, die einen Wunsch, eine Absicht ausdrücken oder es sonst mit der Zukunft zu tun haben, die aber im allgemeinen keine daß-Sätze nach sich haben und daher beim Konjunktiv nicht auftreten, weil bei ihnen das Subjekt des Hauptsatzes auch das des abhängigen Satzes bleibt: sie alle haben den Infinitiv mit *de* nach sich: *projeter* vorhaben, *offrir* anbieten, *proposer* vorschlagen, *se proposer* sich vornehmen, *menacer* drohen, *s'empresser, se dépêcher, se hâter* sich beeilen, *méditer* auf etwas sinnen, *résoudre, décider* beschließen, *promettre* versprechen, *tenter, essayer* versuchen, *s'efforcer, tâcher* sich bemühen, *persuader* überreden, *conseiller* raten, *avertir, prévenir* warnen, ermahnen, *dédaigner* verschmähen. Ich zeige dann, daß bei den Wörtern des Begehrens, die in einem folgenden daß-Satz den Konjunktiv erfordern, bei Wörtern also wie *avoir envie, éviter, prier, ordonner, permettre, défendre, empècher, louer, blâmer, approuver, trouver bon, il est bon, il est naturel, il importe, il convient, craindre* usf. dieselbe Seelenlage vorliegt, also der Infinitiv mit de stehen muß. Die Schüler werden einwenden, daß die Regel doch nicht ganz stimmt, daß so häufige und wichtige Wörter des Wünschens wie *désirer, souhaiter, préférer, aimer mieux, il vaut mieux, détester,* wie aus den gesammelten Beispielen zu ersehen, den reinen Infinitiv nach sich haben. Es wird ihnen gesagt, daß auch diese Wörter früher den Infinitiv mit de erfordert hätten, daß dieser nach désirer und préférer noch vorkomme, nach souhaiter und détester sogar noch häufig sei, daß sie aber unter den Einfluß des häufigsten und stärksten Wunschwortes, von *vouloir,* geraten seien, welches als

Digitized by Google

modales Hilfszeitwort den Infinitiv ohne Präposition nach sich habe.

Der Schüler begreift mit dieser Erkenntnis manche Erscheinungen der französischen Grammatik, die ihm sonst als Sprachlaunen, Sprachwunderlichkeiten erscheinen müssen. Um gleich an das Vorhergehende anzuknüpfen: *préférer, aimer mieux, valoir mieux* haben bekanntlich den zweiten Infinitiv nach *que* = als gewöhnlich mit *de* nach sich (*j'aime mieux, je préfère, il vaut mieux mourir que de trahir la patrie*). Diese scheinbare Merkwürdigkeit erweist sich nun als Bewahrung des ursprünglichen sprachrichtigen Verhältnisses: vouloir vermag über das que hinaus nicht zu wirken. Es ist durchaus sprachrichtig, wenn es heißt: *il jura de se venger,* aber *il jura l'avoir vu*; das eine Mal ist jurer ein Wort des Wollens, das andere Mal ein Wort des Aussagens. Es ist nicht verwunderlich, daß *imaginer* = planen den Infinitiv mit de regiert (*il imagina de généraliser cette mesure*): es ist dann kein verbum cogitandi mehr wie imaginer sich denken, s'imaginer sich einbilden, sondern ein Wort des Wollens geworden, ebenso wie *dire, répondre, écrire, crier* in Sätzen wie: *dites-lui de se hâter; on lui dit, répondit, écrivit, cria d'avoir patience* (er möge Geduld haben) aufgehört haben, verba declarandi zu sein, sondern Wörter der Willensäußerung geworden sind. Hat doch selbst das modale Hilfszeitwort *devoir* den Infinitiv mit *de* nach sich, wenn es die Bedeutung 'schuldig sein' annimmt. Es hat auch keine Schwierigkeit mehr zu erklären, warum espérer wohl meistens mit dem bloßen, nicht selten jedoch auch mit dem de-Infinitiv steht. Offenbar liegt in Hoffen zugleich ein Wünschen und ein Denken in die Zukunft hinein. Für den Deutschen und den Engländer wiegt das Wünschen vor, für den Römer[1] und die Romanen aber das Denken: Der Römer konstruierte *sperare* mit dem AcJ, der Franzose gebraucht nach espérer den Indikativ und gewöhnlich den bloßen Infinitiv. Schwieriger ist schon zu verstehen, daß *entendre, prétendre* in der Bedeutung beabsichtigen, *compter* in der von gedenken nicht den Infinitiv mit de nach sich haben. Man muß sagen, sie haben ihn noch nicht, sie werden noch als die Wörter der Sinnesempfindung (*entendre*), des Denkens (*compter*), des Sagens (*prétendre*) konstruiert, die sie ursprünglich waren; es ist aber nicht ausgeschlossen, daß sich de allmählich einstellt, wie es schon bei *compter* geschieht.

Mit Hilfe der voraufgehenden leicht faßlichen und leicht an-

[1] Augenscheinlich lag sperare mehr nach der bejahenden Seite hin als unser Hoffen, weshalb es auch häufig den Sinn von erwarten, die Aussicht haben annimmt. Vgl. die auf alten Häusern nicht seltene Inschrift: spero invidiam, die doch wohl heißen soll: ich bin auf Neid gefaßt.

Digitized by Google

wendbaren Aufstellungen würde sich nunmehr die Lehre vom Infinitiv folgendermaßen aufbauen:

I. Der reine oder bloße, d. i. der präpositionslose Infinitiv steht

1. nach den modalen Hilfsverben (vouloir; pouvoir, savoir[1]; devoir, falloir, oser; faire, laisser);

2. im Anschluß an *vouloir* nach folgenden Wörtern des Wünschens als Ausnahme: désirer (souhaiter), aimer mieux, préférer, aimer autant, valoir mieux, daigner;

3. nach den Wörtern der sinnlichen Wahrnehmung, des Denkens und des Sagens (hierher gehören auch *sembler, paraître, se rappeler, penser* meinen, *prétendre* behaupten);

4. als Gallizismus nach den Wörtern der Bewegung.

II. Der Infinitiv mit de steht

1. nach allen Ausdrücken, die auch das Hauptwort mit de nach sich haben würden, z. B. *féliciter q. de q. ch., se contenter de q. ch., se désaccoutumer de q. ch., informer q. de q. ch., se souvenir de q. ch., désespérer de q. ch., persuader q. de q. ch* usf.;

2. nach Substantiven als attributive Bestimmung im Genitiv (*l'art d'écrire, l'espoir de vaincre,* vgl. *ars scribendi, spes vincendi*)[2];

3. nach den Wörtern des Begehrens zum Zeichen, daß etwas erst noch geschehen soll,

a) nach den Wörtern des Wunsches, der Willensäußerung, der Erlaubnis, der Kritik[3];

b) nach den Wörtern der Gemütsbewegung (auch nach denen, die das Hauptwort nicht mit de nach sich haben, wie *regretter, craindre, trouver étrange, admirer*).

Bemerkung: Selbstverständlich wird den Schülern aus praktischen Gründen gesagt, daß die meisten mit il gebildeten unpersönlichen Zeitwörter den Infinitiv mit de nach sich haben; aber sie werden nachdrücklich darauf hingewiesen, daß der Infinitiv mit de nicht steht, weil das voraufgehende Zeitwort unpersönlich ist, sondern weil es ein Begehren oder eine Gemütsbewegung zum Ausdruck bringt und daß *il semble, il paraît, il faut* keine Ausnahmen sind.

III. Der Infinitiv mit à steht

1. nach allen Ausdrücken, die auch das Hauptwort mit à

[1] savoir tritt auch unter 3 auf.

[2] Bei Ausdrücken wie *avoir peine, trouver plaisir à faire q. ch.* ist der Infinitiv nicht Attribut zum Substantivum, hängt also nicht von diesem, sondern von dem ganzen Ausdruck ab.

[3] Hierher gehören auch obtenir erlangen (wonach man gestrebt hat) und accepter = genehmigen.

Digitized by Google

nach sich haben würden, z. B. *renoncer à, prétendre à* Anspruch machen auf, *s'opposer à, s'intéresser à,* daher auch *avoir intérêt à.*

2. auf die Frage wozu? nach Substantiven zur Angabe des Zweckes und der Bestimmung (salle à manger);

3. auf die Frage wozu? nach Eigenschaftswörtern zur Angabe des Zweckes, z. B. *prêt à, bon à;*

4. auf die Frage wozu? (wohin? wonach?) nach Zeitwörtern zur Angabe des Zieles, auf die eine Tätigkeit sich richtet (*à* = ad nach — hin, auf, zu);

Vorbemerkung. Viele der hierhergehörigen Wörter bedeuten, daß erst noch etwas geschehen soll. Warum haben sie trotzdem nicht den de-Infinitiv nach sich, der doch sonst diese Vorstellung zum Ausdruck bringt? Der große Unterschied ist der, daß mit à das Ziel, auf das die Tätigkeit sich richtet, besonders hervorgehoben, herausgestellt wird und der Infinitiv ausdrücklich auf die Fragen wozu? worauf? wonach? antwortet. Ich kann nicht fragen: beschließen, anbieten wozu?, aber ich muß fragen: sich entschließen, sich erbieten wozu? Daher heißt es *résoudre, décider, offrir de*, aber *se résoudre, se décider, s'offrir à faire q. ch.*

a) die Wörter des Strebens und Arbeitens (auf ein Ziel hin). Hierher gehören *chercher* < *circare* (also eigentlich Umhergehen zu einem bestimmten Zwecke), *s'attacher à* sich angelegen sein lassen, *arriver, parvenir* in der Bedeutung gelingen;

b) die Wörter des Helfens und Dienens (bei dem Streben eines anderen nach einem Ziele hin). Hierher gehört *s'offrir à f. q. ch.;*

c) die Wörter des Bestimmens (durch eine höhere Gewalt, also von außen, von oben her), z. B. *destiner, avoir* (= müssen), *à faire q. ch., exposer, condamner, habituer, accoutumer, réserver.* Hierher gehört *réduire à* in die Notwendigkeit versetzen. Auch die sinnverwandten Wörter *forcer, contraindre, obliger, presser* hatten früher regelrecht à, haben sich aber jetzt fast ganz den Wörtern der Willensäußerung angeschlossen, also den *de*-Infinitiv nach sich, obgleich bei ihnen der Infinitiv auf die Frage wozu? antwortet. Dasselbe ist von *sommer* auffordern zu sagen;

d) die Wörter des Bestimmens und Veranlassens (durch Gründe, Überredung);

e) die Wörter des Lernens und Lehrens (auf ein bestimmtes Ziel hin);

5. nach Zeitwörtern auf die Frage wo? (woran? wobei?) zur Angabe des Gegenstandes, an dem eine Tätigkeit sich vollzieht (à = ad an, bei).

Vorbemerkung. Es wird den Schülern klargemacht, daß alle Verhältniswörter eine örtliche Grundbedeutung haben, aus

Digitized by Google

der sich die zeitliche und übertragene Bedeutung ableitet, daß also 'sich vor dem Löwen fürchten' eigentlich heißt: vor dem Löwen stehen und sich nun fürchten. Wie ich nun sagen kann: an einer Tür stehen und zögern einzutreten, so kann ich auch bei einem Vorhaben, einer Arbeit, einem Unternehmen zögern: *hésiter à entrer.* Ebenso wie zögern, kann ich auch bei einem Unternehmen beharren und, da Beharrung zum Ziel führt, bei ihm Erfolg und damit an ihm Freude haben.

Somit haben auf die Frage wo? den Infinitiv mit à

a) die Wörter des Zeitverbrauchens, Stehenbleibens, Zauderns, Zögerns, Sichbeschränkens, z.B. *il mit deux heures à écrire cette lettre.* Hierher gehören *passer du temps, avoir peine, se refuser* (sich sträuben) *à faire q. ch.*;

b) die Wörter des Beharrens, z.B. *persister.* Hierher gehört *tenir à faire q. ch.;*

c) die Wörter des Gelingens (*réussir, exceller*);

d) die Wörter des Sichfreuens (*aimer, se plaire, s'amuser*). Dahin gehören *trouver, prendre, avoir (du) plaisir à.*

Man wird gesehen haben, daß auch da, wo ich mich ziemlich eng an Plattner habe anschließen können, wie im letzten Teile (Infinitiv mit à), meine eigene Auffassung immer wieder zum Durchbruch kommt. Daß sie richtig ist, ist mir nicht zweifelhaft. Ich bitte die Herren Fachgenossen, es einmal mit ihr zu versuchen, sie werden es nicht bereuen.

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

The Two Versions of Sidney's Arcadia.

Professor Brandl's notice of my book on Sidney's *Arcadia* (Archiv 156, 3/4, 307—308) contains some inaccurate statements for which my failure to provide an index may be partly to blame. At his request, I here recapitulate the main points:

1. The *Old Arcadia*, consisting of five Books, connected by Eclogues, was probably written, or at any rate completed, in 1580. It is at present extant in six mss., three of which were discovered by Dobell in 1907 and 1908. One of these, the 'Clifford' Ms., was printed by Feuillerat in 1926. F. does not give the variant readings of the other mss.

2. Probably in 1581 or 1582, Sidney set about recasting the work, after the manner of the Greek and Spanish romances. His death prevented him from completing the revision. Two books and the greater part of a third were printed in 1590, after an attempt to print the original version had been frustrated. This 1590 Quarto is known as the *New Arcadia*.

3. In the 1593 Folio the *New Arcadia* was reprinted, with textual corrections; by way of making up a complete story, Books III—V of the *Old Arcadia* were added, with considerable alterations by Sidney's sister, the Countess of Pembroke. This composite text has been reprinted in nearly all subsequent editions.

4. Feuillerat's edition reproduces *a.* the 1590 Q (*New Arcadia*, 2½ Books), volume I; *b.* Books III—V of the *Old Arcadia* as added in the 1593 F, volume II; *c.* the 'Clifford' ms. of the *Old Arcadia*, Books I—V (see above), volume IV. In vols. I and II he gives the variant readings of the later printed editions.

As Professor Brandl observes, a critical text, both of the *Old* and of the *New Arcadia*, remains a desideratum. A table showing the relation between the two versions was given by Feuillerat at the end of his fourth volume.

In conclusion, I may perhaps point out that none of the mss. of the *Old Arcadia* is at Harvard; the only ms. dissertation on Sidney deposited there is Moody's essay on his sources (see my *Bibliography*, p. 214—215.)

Njmegen, Holland. R. W. Zandvoort.

Provenzal. *fagot.*

J. Brüch ist in seinen 'Bemerkungen zum Frz. Etymol. Wörterbuch von E. Gamillscheg' (Zs. f. frz. Spr. LII, 408 ff.) mit längerer Ausführung auf *fagot* zu sprechen gekommen und sagt, daß Raynouard 3,248b das Wort aus der Albigenserchronik col. 15 angeführt hat, 'wobei er wohl das im 13. Jahrhundert entstandene Gedicht meinte und nicht die Prosaauflösung des 14. Jahrhunderts'; dann fährt er fort: 'Leider ist mir der Text hier nicht zugänglich, so daß ich den Beleg nicht nachprüfen kann. Wenn aprov. *fagot*, wie es wahrscheinlich ist, schon in der genannten Albigenserchronik bezeugt ist, so ist es aus dem 13. Jahrhundert überliefert so wie afrz. *fagot*.' Vermutlich vermochte Br. wegen der Kürze des Zitats bei Raynouard (*gran cantitat de fagots*) nicht mit genügender Deutlichkeit zu erkennen, daß die

Digitized by Google

aus dem 1. Viertel des 13. Jahrhunderts[1] stammende, von P. Meyer unter dem Titel 'Croisade contre les Albigeois' herausgegebenen Dichtung in Zwölfsilbnern von Raynouard nicht gemeint war. Natürlich begegnet *fagot* dort nicht; es erscheint erst in der Prosaauflösung, oder vielmehr Prosabearbeitung — sie ist recht frei —, welche nicht, wie Br. sagt, dem 14. Jahrhundert angehört, sondern erst dem 15., s. P. Meyer II, S. XXVI. Hier lautet die betreffende Stelle, aus der Raynouard zitiert, nach der von Vaissète in der Hist. gén. de Languedoc zum Abdruck gebrachten Pariser Handschrift vollständig so: *Et adonc son vengutz los deldit sety an grant quantitat de faguotz et autras causas per enplenar et arrasar los fossatz* (Neuausg. der H. g. de Lang. VIII [1879] Sp. 29). Es handelt sich um die Belagerung von Carcassonne, und was in der Dichtung entspricht, ist nicht mehr als: *Cel de la ost s'acesman per umplir les valatz E fan franher las brancas e far gatas e gatz* (V. 681—2). Übrigens findet sich *faguotz* noch an einer anderen Stelle der Prosaauflösung (Sp. 33), die eigentlich von Levy im S.-W. angeführt werden mußte und die keinerlei Korrespondenz in der 'Croisade' hat: *als uns an faict portar faguotz e bagatge.* Da also *fagot* im Norden zwei Jahrhunderte früher belegt ist, als ein prov. *fagot*, so hat man einigen Anlaß zu fragen, ob das Wort in Südfrankreich einheimisch war.

Wollte man sich der Argumentation bedienen, die Brüch für das Italienische zur Anwendung bringt (S. 410), indem er bemerkt: 'Es ist unwahrscheinlich, daß *fagotto* von so gewöhnlicher Bedeutung während dieser 200 Jahre bestanden habe, ohne in der Literatur zu erscheinen,' so könnte man mit noch größerem Recht sagen: 'Es ist unwahrscheinlich, daß *fagot* im Provenzalischen so lange, d. h. bis zum 15. Jahrhundert, gelebt habe, ohne zum Vorschein zu kommen.' So weit will ich indessen nicht gehen; denn die Möglichkeit, daß ein Zufall vorliege, ist immerhin nicht ausgeschlossen, und überdies sind die Natur und der Umfang der betreffenden Literaturen in Betracht zu ziehen, was vielfach bei Untersuchungen über die Bodenständigkeit und Verbreitung eines Wortes oder einer Erscheinung nicht geschieht. Allerdings ist nicht zu übersehen, daß die Prosaauflösung nicht nur in Wortformen, sondern auch im Vokabular nordfranzösischen Einfluß aufweist, und dies gibt für *fagot* zu denken. Dagegen könnte wieder die Tatsache angeführt werden, daß unser Wort auch in zwei provenzalischen Statuten des 15. Jahrhunderts vorkommt (s. Levy, S.-W. III, 378), von denen das erste aus Tarascon stammt und d. J. 1466 angehört (s. Rev. d. l. r. 40, 212), das zweite aus Riscle (Gascogne); letzteres kann ich nicht kontrollieren, es rührt aber jedenfalls aus keiner früheren Zeit her, denn sonst hätte es Levy vorangesetzt. Allein was beweist dies? Bei der späten Zeit kann auch hier ein Lehnwort vorliegen. Selbst der Umstand, den Brüch geltend macht, daß *fagot* heute im Vivarais, in der Gascogne, im Béarnesischen und Rouergatischen[2] vorkommt (s. Mistral), ist nicht entscheidend, wie mir scheint, für die Bodenständigkeit. Auf der anderen Seite läßt sich aber auch nichts Beweisendes gegen die letztere vorbringen, denn die späte Bezeugtheit ist eben noch kein Beweis; man könnte dann auch behaupten wollen, daß z. B. das aus dem Fränkischen stammende *tas* 'Haufen', bei dem die Überlieferungsverhältnisse

[1] Für den Anonymus des 2. Teiles vgl. K. Heisig, Studien zur Geschichte der Chanson de la crois. c. l. Albigeois. Diss. Breslau, 1926, S. 24.

[2] Brüch spricht auch vom Frankoprovenzalischen (S. 410), doch sehe ich nicht, worauf er sich da stützt.

Digitized by Google

im Provenzalischen ganz ähnlich liegen wie bei *fagot*, dort nicht einheimisch gewesen sei, und das wäre doch gewagt.

Aber auch das Umgekehrte, welches Brüch vertritt, nämlich daß ein prov. *fagot* ins Nordfranzösische gedrungen sei, ist mindestens ebenso bedenklich. Wenn man sieht, daß afrz. *fagot*, das übrigens immer nur im Plural erscheint, schon aus den Jahren 1215[1] und 1219 belegt ist, wobei Beachtung verdient, daß das Cartulaire de Cysoing dem äußersten Norden angehört, ferner, daß die Ableitung *fagotere* aus eben derselben Zeit bezeugt ist, so muß man annehmen, daß unser Wort auf altfranzösischem Sprachgebiet schon im 12. Jahrhundert lebendig gewesen ist, also ziemlich früh aus dem Provenzalischen herübergenommen sein müßte, wobei kulturelle Verhältnisse nicht mitgespielt haben könnten. Auch der großen Beliebtheit des Diminutivsuffixes *-ot* im Altfranzösischen könnte gedacht werden[2]. Wäre *fagot* dort heimisch, so müßte natürlich bei **facottum* > *fagot* das *g* mit der Möglichkeit gedeutet werden, daß es zu jenen altfranzösischen Wörtern gehören könnte, bei denen intervokales *k* vor dunklem Tonvokal nicht restlos geschwunden ist, sondern sich als *g* gehalten hat, s. zuletzt Meyer-Lübke, Hist. Gram. I, § 196; wenn man die Bedeutung verschiedener dieser Wörter ansieht, so kann die übliche Erklärung mit 'Lehnwort' oder 'Buchwort' nicht befriedigen.

Ich bin auf das *fagot*-Problem etwas weiter eingetreten, als ich eigentlich beabsichtigte. Da es einmal geschehen, sei noch hinzugefügt, daß es mir bei dem gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse überhaupt kaum lösbar erscheint. Es kommt das italienische *fagotto*, von dem ja Meyer-Lübke REW. 3138 ausgeht, vielleicht doch mehr in Frage, als es nach Brüch scheint, und da haben wir ja immer noch kein historisches Wörterbuch, dessen Mangel sich überhaupt auf Schritt und Tritt fühlbar macht (Mussolini, hilf!). Ich wollte nur, entsprechend der Überschrift dieses Artikels, die im Provenzalischen vorliegenden Überlieferungsverhältnisse beleuchten und zeigen daß, wenn Brüch am Schluß seiner Ausführung sagt: 'It. *fagotto* "Bündel" entstand aus frz. *fagot*, dieses aus aprov. *fagot*, dieses aus südgalloroman. **facottum* ...', er sich bei dieser, wie man sieht, mit großer Bestimmtheit vorgetragenen Reihe nicht auf ein vermeintlich schon im 13. Jahrhundert begegnendes aprov. *fagot* stützen kann; Gamillscheg, FEW. sagt nur: 'dürfte aus dem Provenzalischen stammen', aber auch das ist m. E. noch zuviel gesagt.

Jena. O. Schultz-Gora.

Zur französischen Redensart 'croquer le marmot'.

R. Olivier hat (hier, Bd. 155, S. 76—84) in einem reich dokumentierten Artikel — nur Spitzers Ausführungen über *marmouset, marmot*

[1] Die unter 'fagoteor' bei Godefroy IX, 592[b] angeführte Stelle mußte auch unter *fagot* auf Sp. 592a verzeichnet werden.

[2] Brüch nimmt gerade dieses Moment für das Provenzalische in Anspruch, indem er von Ersatz des *-ellus* durch *-ollus* spricht (S. 409), 'das insbesondere auf prov. Gebiete gebraucht wurde', doch liegen die Dinge auch hier wieder nicht so einfach. In aprov. Literaturtexten begegnet unser Suffix, soweit ich sehe, recht selten; die von Diez, Gr. II, 374 angeführten Beispiele sind nur zum Teil richtig, und die paar übrigen kommen nur ganz vereinzelt vor, so daß Meyer-Lübke, Gr. II sie gar nicht berücksichtigt. Zu der von Adams, Word-formation in Provençal S. 256 aufgestellten Liste, in der übrigens *amigot* und *ausbergot* fehlen, ist zu bemerken, daß die Wörter fast alle erst aus dem 14. oder 15. Jahrhundert belegt sind.

Digitized by Google

in Zf. f. rom. Phil. Bd. 40, 103 f. sind übersehen — alle Erklärungsmögkeiten der Redensart *croquer le marmot* = se morfondre à attendre erwogen. Zum Schluß zieht er die Möglichkeit einer rein wörtlichen Deutung der Redensart in Betracht: den Affen aufessen, und zitiert einige Analoga wie *avaler un crapaud (des couleuvres), manger de la vache enragée, avoir mangé du singe* = être de mauvaise humeur. Hierbei ist zu bemerken, daß diese Redensarten nicht alle in dieselbe Kategorie gehören. Das Krötenoder Schlangenfressen (vgl. das Krötenspeien im Märchen) ist das Sinnbild des Ekelhaften, das man mit äußerster Selbstüberwindung auf sich nimmt. Wer das Fleisch einer krank (eigentlich: wütend) gewordenen und daher notgeschlachteten Kuh ißt, muß im äußersten Elend leben. Hingegen hat *avoir mangé du singe* eine tiefere Bedeutung, deren Erklärung uns die Volkskunde liefert. Es ist eine Primitiven und Kulturvölkern geläufige Vorstellung, daß man sich durch den Genuß des Fleisches eines Tieres auch dessen Eigenschaften einverleibt. So sagt der Spanier von einem Furchtsamen: *Ha comido una liebre*, er hat einen Hasen gegessen. (Riegler, Das Tier im Spiegel der Sprache S. 79.) Vgl. über diesen Volksglauben auch Eckstein im Hwb. des deutschen Aberglaubens Bd. 2, Sp. 1377, und Hoffmann-Krayer, ebenda, Sp. 1538, Anm. 82. Wer Affenfleisch gegessen hat, wird sich also ähnlich wie ein Affe gebärden: Grimassen schneiden, Zähne fletschen, was im vorliegenden Falle als Zeichen der Ungeduld zu fassen wäre. Hierher gehört auch die merkwürdige deutsche Redensart *an jemandem einen Affen* (auch 'Narren') *gefressen haben*, d. h. sich jemandem gegenüber benehmen wie es der Affe bzw. die Äffin ihren Kindern gegenüber tut. (Affenliebe! Vgl. Riegler op. cit. S. 5 f.) Ähnlich ist 'Affe' als Bezeichnung des Rausches zu deuten. Der Trunkene ist gleichsam von dem Tiere besessen. (Riegler in Wörter u. Sachen VI, S. 194—199.) Als Rauschsymbole erscheinen auch andere dämonisch aufgefaßte Tiere wie Bär, Fuchs, Wolf, Hund, Katze (op. cit. 194) und schließlich noch die Ziege: dial.-franz. (Haut-Maine): *prendre une bique*. (Sainéan, Les sources de l'étymologie française II, S. 74, Anm. 1.)

Klagenfurt. R. Riegler.

Henri de Régniers Odelette.

Wenn Grautoff in seiner 'lyrischen Bewegung im gegenwärtigen Frankreich' (Diederichs, 1911) von der Odelette Henri de Régniers sagt, sie sei unübersetzbar, so hat er recht. Sie ist in der Tat 'unübersetzbar', wenn man ihre Form bis in alle Einzelheiten nachahmen will. Sie hat in der 2., 3., 5., 6., 8., 9. Zeile die Assonanzen: lente, penche, vent, branches, chante, vent, die als Assonanzen empfunden sind, aber gleichzeitig in sich die Reime lente: chante; penche: branches enthalten. Auch kann man nicht genau die Silbenzahl und, was mir immer sehr schmerzlich ist, das Genus der Versausgänge beibehalten. Und was den musikalischen Wert der Vokale anbetrifft, die in den vom Dichter gewählten Wörtern vorkommen, so wird man zwar im allgemeinen diese Musik beibehalten können, aber doch nicht völlig. Denn gerade in der Odelette kommt das Wort 'amour' besonders häufig vor, und das entsprechende deutsche Wort 'Liebe' hat einen ganz anderen musikalischen Wert und — einen auf seinem musikalischen Grundton beruhenden anderen Gefühlswert. Man weiß, was Martin Luther von dem deutschen Wort 'Liebe' gesagt hat. Und er hat recht. In 'Liebe' steckt die helle, jauchzende

Digitized by Google

Selbsthingebung an den andern, ein Sichselbstvergessen, in 'amour' der die Befriedigung findende, zur Ruhe führende Genuß.

Da wir Deutsche aber nun einmal Querherzen sind, mag eine deutsche Übersetzung der echt französischen Odelette gewagt werden, weil wir uns eben dem, was die ratio klipp und klar beweist, nicht fügen und uns das 'Unmögliche' von jeher gereizt hat.

Odelette.

Si j'ai parlé
De mon amour, c'est à l'eau lente
Qui m'écoute quand je me penche
Sur elle; si j'ai parlé
De mon amour, c'est au vent
Qui vit et chuchote entre les branches;
Si j'ai parlé de mon amour, c'est à l'oiseau
Qui passe et chante
Avec le vent;
Si j'ai parlé
C'est à l'écho. — — —

Si j'ai aimé de grand amour
Triste ou joyeux,
Ce sont des yeux.
Si j'ai aimé de grand amour,
Ce fut ta bouche grave et douce,
Ce fut ta bouche;
Si j'ai aimé de grand amour,
Ce furent ta chair tiède et tes mains fraîches,
Et c'est ton ombre que je cherche.

[Sprach ich einmal
Von meiner Liebe, zum Wasser war's, das langsam wallt, das lauscht, beug' ich mich bang
Darüber... Sprach ich einmal
Von meiner Liebe, war's zum Wind, der weht
Und, Worte flüsternd, durchs Gezweige geht...
Sprach ich von meiner Liebe, war's zum Vogel, der
Weitwandernd Lieder singt, wenn er
Dem Wind folgt nach...
So oft ich sprach,
Zum Echo war's.

Doch wenn ich liebte so aus Herzensgrund,
Leidnah, dem Leide ferne,
Es waren Augen, Sterne.
Und wenn ich liebte so aus Herzensgrund,
So war's dein sanfter, ernster Mund,
Es war dein Mund.
Und wenn ich liebte so aus Herzensgrund,
So war's dein warm-lau Fleisch, die frischen Hände...
Such deinen Schatten nun, ob ich ihn fände.]

Charlottenburg. Franz Julius Nobiling.

Digitized by Google

Verzeichnis der Mitglieder

der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Januar 1930.

Vorstand.

Vorsitzender:	Herr A. Brandl.
Stellvertretender Vorsitzender:	„ A. Ludwig.
Schriftführer:	„ H. Gade.
Stellvertretender Schriftführer:	„ M. Born.
Erster Kassenführer:	„ M. Kuttner.
Zweiter Kassenführer:	„ R. Schade.

A. Ehrenmitglieder.

Herr Dr. Meyer-Lübke, Wilhelm, Geh. Reg.-Rat, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Wien. Bonn.

B. Ordentliche Mitglieder.

Herr Dr. Aronstein, Ph., Professor, Studienrat a. D. Berlin NW 87, Elberfelder Str. 28.
„ Artzt, Rud., Studienrat. Berlin-Lichterfelde, Nelkenstr. 2.
„ Dr. Bartel, Heinrich. Berlin SW 47, Großbeerenstr. 56c.
„ Dr. Becker, Gustav, Studienrat am Falk-R.-G. Berlin-Halensee, Markgraf-Albrecht-Str. 15.
„ Dr. Bitterhoff, Max, Studienrat an der Menzel-Realschule. Berlin NW, Crefelder Str. 11.
„ Dr. Block, John, Professor, Studienrat an der Goetheschule. Halensee, Halberstädter Str. 3.
„ Dr. Bolle, Wilhelm, Oberstudiendirektor des Realgymnasiums in Friedrichsfelde. Karlshorst, Treskow-Allee 91.
„ Dr. Born, Max, Studienrat an der Chamissoschule. Berlin-Friedenau, Wielandstr. 38.
„ Bosch, U., Diplom-Handelslehrer. Berlin NW 21, Wilsnackerstr. 60, I.
„ Dr. Brandl, Alois, Geh. Regierungsrat, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W 10, Kaiserin-Augusta-Str. 73 III.
„ Brodeck, Hermann, Studienrat. Berlin-Treptow, Rethelstraße 3.
„ Dr. Bröker, H.
„ Dr. Brunner, ord. Prof. a d. Universität. Innsbruck, Rennweg 24.
„ Dr. Brüß, Friedrich, Studienrat an der Oberrealschule. Berlin-Wilmersdorf, Mannheimer Str. 44.
„ Dr. Bürger, Richard, Oberstudiendirektor der Oberrealschule. Spandau, Hasenmark 6.
Dr. Cohn, Georg. Berlin-Wilmersdorf, Gieselerstr. 15.
„ Dr. Dibelius, Wilhelm, ord. Prof. an der Universität. Berlin-Wilmersdorf, Barstr. 55.
„ Doegen, Wilh., Prof., Direktor der Lautabteilung an der Preuß. Staatsbibliothek. Zehlendorf, Alsenstr. 121.
„ Dr. Döhner, Kurt. Berlin NW 6, Albrechtstr. 13A III.
„ Dubray, Paul. Berlin W 30, Westarpstr. 3.
„ Dr. Düvel, Wilh., Direktor der Herderschule. Charlottenburg, Bayernallee 4.
„ Dr. Ebeling, Georg, ord. Prof. an der Universität. Kiel, Feldstr. 88.
„ Dr. Ehrentreich, Alfred. Oberschöneweide, Goethestr. 1 IIIr.
„ Elias, Otto, Studienrat. Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Str. 26.

Digitized by Google

Herr Dr. Engwer, Theodor, Geh. Oberregierungsrat. Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 76.
„ Dr. Fiedler, Fritz, Studienrat. Potsdam, Sophienstr. 3.
„ Dr. Foß, Ernst, Studienrat a. d. Oberrealschule. Steglitz, Albrechtstr. 33.
„ Dr. Franke, W., Studienrat, Realgymnasium, Lichterfelde, Kylmannstraße 4.
„ Dr. Freund, Julius, Professor, Charlottenburg, Leistikowstr. 6.
„ Friederiszik, Paul, Studienrat. Berlin W 30, Landschuberstr. 8.
„ Friedländer, J., Studienrat an der Königstädt. Oberrealschule. Berlin N 58, Schönhauser Allee 31.
„ Dr. Fuchs, Max, Prof., Studienrat a. D. Friedenau, Stubenrauchstr. 5.
„ Dr. Gade, Heinrich, Professor, Studienrat am Andreas-Realgymnasium. Berlin NO 43, Am Friedrichshain 7 III b.
„ Dr. Gamillscheg, Ernst, ord. Professor an der Universität. Berlin-Wilmersdorf, Barstr. 55.
„ Gautier, Paul, Oberregierungsrat, Lektor. Berlin NW, Hansaufer 1.
„ Dr. Geißler, Adolf, Studienassessor. Berlin-Lichterfelde, Staatl. Bildungsanstalt, Heimabteilung.
„ Dr. Gerike. Berlin-Halensee, Seesener Str. 53.
„ Gerstenberg, Ernst, Oberstudienrat am Französischen Gymnasium Berlin W 50, Augsburger Straße 72.
„ Dr. Gottwald, August. Berlin-Wilmersdorf, Holsteinische Str. 30.
„ Goetze, Emil, Handelsoberlehrer. Berlin-Charlottenburg, Neue Kantstraße 21.
„ Grabau, Karl, Prof., Studienrat. Berlin-Lankwitz, Realgymnasium, Luisenstr. 7.
„ Dr. Grabert, Willy, Oberstudiendirektor. Berlin-Karlshorst, Stühlingerstraße 1.
„ Dr. Güntsch, Erwin, Studienrat. Berlin W 30, Barbarossastr. 52.
„ Dr. Haack, Fritz, Studienrat. Berlin W 35, Magdeburger Straße 11.
„ Dr. Haak, Paul, Studienrat. Berlin-Wilmersdorf, Württembergische Straße 18.
„ Dr. Hanckel, Walter. Berlin-Johannisthal, Kaiserstr. 40/42.
„ Dr. Heidrich, Hans, Studienrat am Helmholtz-Realgymnasium. Berlin-Zehlendorf, Eisvogelweg, Haus 40.
„ Dr. Hille, Karl, Studienrat am Realgymnasium in Lichtenberg. Berlin-Lichtenberg, Rathausstr. 6.
„ Dr. Hoffmann, Fritz, Studienrat am Lyzeum i. E. in Reinickendorf. Berlin-Hermsdorf, Hennigsdorfer Str. 6.
„ Holland, Reinhard, Studienrat. Berlin NO 55, Hufelandstr. 8 III.
„ Dr. Hörning, Willy, Studienrat am Realgymnasium zu Lichtenberg. Lichtenberg-Berlin, Möllendorfstr. 108/9.
„ Dr. Hübner, Walter, Oberschulrat. Berlin-Charlottenburg, Kaiserdamm 31.
„ Hünermann, Fritz, Studienassessor.
„ Dr. Jahncke, Ernst, Studienrat am Mommsen-Gymnasium. Berlin-Charlottenburg, Mommsenstraße 18.
„ Jourdan, Henri, Agrégé de Phil. Berlin W 30, Luitpoldstr. 23.
„ Dr. Junge, Adolf, Studienrat. Berlin-Tempelhof, Adolf-Scheidt-Platz 1.
„ Dr. Kartzke, Georg, Studienrat. Treptow, Am Treptower Park 54.
„ Dr. Klein, Johannes. Berlin N 31, Jasmunder Straße 4.
„ Dr. Kolsen, Adolf, Professor. Berlin W 30, Schwäbische Straße 3 III.
„ Krankemann, Erich, Oberstudienrat. Berlin-Wilmersdorf, Weimarische Straße 7.
„ Krüger, Fritz, Studienrat. Berlin O 112, Ludwig-Lehmann-Straße 4.
„ Krüger, Max, Studienrat. Berlin S 59, Cottbuser Damm 70/71.
„ Dr. Kuen, Heinrich. Leipzig, Ferd.-Rhode-Straße 3.

Digitized by Google

Herr Dr. Kuttner, Max, Professor, Direktor a. D. Berlin-Steglitz, Am Stadtpark 1.
„ Lahmann, Gustav, ordentl. Lehrer an der Schillerschule. Berlin NW 52, Thomasiusstr. 2.
„ Dr. Lange, Hugo, Studiendirektor. Berlin-Weißensee, Parkstr. 15.
„ Langenscheidt, C., Verlagsbuchhändler. Berlin-Schöneberg, Bahnstraße 29/30.
„ Dr. Levinstein, Kurt, Oberstudienrat a. Französ. Gymnasium. Wannsee, Waltharistr. 10.
„ Dr. Lewent, Kurt, Studienrat an der Kirschner-Oberrealschule. Berlin NW 87, Solinger Str. 4.
„ Dr. Lichtenberg, Studienassessor. Berlin-Lichterfelde, Zehlendorfer Straße 52, Block II.
„ Dr. Lommatzsch, Erh., ord. Prof. a. d. Universität Frankfurt a. M.
„ Dr. Ludwig, Albert, Direktor des Realgymnasiums zu Lichtenberg. Berlin-Lichtenberg, Parkaue 12.
„ Luft, Friedrich, Professor, Studienrat am Hohenzollerngymnasium. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 74.
„ Dr. Marcus, H. Berlin-Steglitz Joverstr. 17.
„ Dr. Meißner, Paul, Privatdozent. Berlin W 30, Gossowstr. 8 III.
„ Moellig, Hans, Studienrat. Berlin NW 52, Calvinstr. 23.
„ Dr. Mohrhenn, Studienrat. Berlin-Lichterfelde, Sophienstr. 2.
„ Dr. Müller, August, Professor, Studienrat i. R. Berlin SW 47, Großbeerenstr. 55 part.
„ Dr. Nadler, Hugo, Studienrat. Berlin-Charlottenburg, Ilsenburger Str. 11.
„ Nitsche, Karl, Studienrat. Berlin W 30, Speyerer Str. 3.
„ Dr. Nobiling, Fr., Professor, Studienrat an der Leibniz-Oberrealschul in Charlottenburg. Charlottenburg, Schillerstr. 8.
„ Dr. Otto, Ernst, ord. Professor an der deutschen Universität Prag, Benešovska 23.
„ Dr. Pariselle, Eugène, Prof. Berlin W 30, Landshuter Str. 36 II.
„ Dr. Philipp, Karl, Professor, Studienrat an der Oberrealschule. Cottbus, Friedrich-Ebert-Str. 45 III.
„ Dr. Pieper, Willy, Studienassessor. Berlin-Zehlendorf, Im Gestell 12.
„ Dr. Quadt, Max, Studienassessor. Lyzeum, Guben.
„ Dr. Radtke, Bruno, Studienrat, Charlottenburger Lyzeum VI. Berlin W 15, Duisburger Str. 9.
„ Dr. Redepennig, Oberstudienrat, Luisenst. Realgymnasium. Berlin S 61, Sieboldstr. 4.
„ Dr. phil. h. c., Dr. ing. e. h. Reichel, Hans, Inhaber der Firma Georg Westermann. Braunschweig, Adolfstr. 56.
„ Dr. Risop, Alfred, Prof., Studienrat a. D. Berlin-Steglitz, Bergstr. 74.
„ Dr. Rohlfs, Gerhard, ord. Professor an der Universität Tübingen, Föhrberg 3.
„ Roloff, Paul, Studien-Dir. Berlin NO 55, Greifswalder Str. 24/25.
„ Dr. Rosenkranz, Wilhelm, Handelsschuldirektor. Berlin NO 55, Hufelandstr. 50.
„ Dr. Roth, Wilhelm.
„ Salewsky, Rud., Studienrat. Berlin-Steglitz, Horst-Kohl-Str. 4a.
„ Sandig, Ernst, Direktor des Verlags Georg Westermann. Braunschweig, Wachholtzstr. 18.
„ Dr. Saß, E., Studienrat am Mommsen-Gymn. Halensee, Ringbahnstr. 7.
„ Schade, Oberstudiendirektor. Berlin-Tempelhof, Kaiserin-Augusta-Straße 20.
„ Dr. Schellberg, Wilh., Geh. Reg.-Rat u. Min.-Rat. Charlottenburg 2, Uhlandstr. 24.

Digitized by Google

Herr Dr. Scherer, Günther, Lektor a. d. Universität. Berlin-Wilmersdorf, Hohenzollerndamm 199.
„ Dr. Schiffer, Erh., Studienrat. Wilmersdorf, Schlangenbaderstr. 88.
„ Dr. Schleich, Gustav, Professor, Geh. Studienrat, Direktor a. D. Berlin SW 47, Katzbachstr. 12 II.
„ Dr. Schmidt, Karl, Professor, Studienrat a. D. Berlin-Tempelhof, Blumenthalstr. 22.
„ Schmidt, Paul, Studienrat. Berlin NW 21, Essener Str. 20.
„ Schneider, Fritz, Studienrat. Niederschönhausen, Cottastraße 1.
„ Dr. Schönemann, Fritz, Privatdozent. Berlin-Lichterfelde, Fontanestr. 7.
„ Dr. Schulze, Alfred, Geh. Regierungsrat, Honorarprofessor an der Universität. Marburg, Frankfurter Str. 56.
„ Schwedtke, Kurt, Studienrat. Berlin-Steglitz, Birkbuschgarten 13.
„ Dr. Seibt, Robert, Professor, Oberstudienrat am Königstädtischen Gymnasium. Berlin W 50, Meinekestr. 15.
„ Dr. Siefken, O., Oberstudiendirektor, Berlin-Treptow, Neue Krugallee 6.
„ Dr. Speck, Johannes, Studienrat am Paulsen-Realgymnasium. Berlin-Steglitz, Göbenstr. 8.
„ Dr. Spies, H., ord. Professor an der Handelshochschule, Berlin-Pankow, Breite Str. 2a.
„ Steffen, G., Studienass. Berlin-Cöpenick, Wendenschloß, Goethestr. 3.
„ Stölting, Alwin, Oberstudiendirektor i. R. Berlin NW 87, Agricolastr. 15.
„ Dr. Strohmeyer, Fritz, Professor, Direktor des Frh.-v.-Stein-Lyzeums in Berlin-Wilmersdorf. Wilmersdorf, Weimarische Str. 24.
„ Dr. Strohmeyer, Hans, Oberstudiendirektor. Berlin-Oberschöneweide, Zeppelinstr. 13.
„ Dr. Tausendfreund, Studiendirektor des Realgymnasiums und der Realschule, Rathenow.
„ Theel, Adalb., Studienrat. Berlin-Charlottenburg, Marienburger Allee 28.
„ Thiedke, Gustav, Studienrat am Helmholtz-Gymnasium zu Schöneberg. Friedenau, Stierstr. 5.
„ Dr. Tiktin, H., Prof. Berlin-Friedenau, Isoldestr. 1.
„ Dr. Tobler, Rudolf, Prof., Oberstudienrat am Joachimsthalschen Gymnasium. Templin, Uckermark, Joach.-Gymn. Villa V.
„ Dr. Vasmer, Max, ord. Professor der Slawischen Philologie an der Universität Berlin. Berlin-Wilmersdorf, Barstr. 55.
„ Dr. h. c. Volhagen, August, Verlagsbuchhändler, Bielefeld.
„ Volkwein, Wilhelm, Studienrat. Berlin-Marienfelde, Kirchstr. 20.
„ Dr. Vollmer, Erich, Professor, Studienrat am Bismarck-Gymnasium. Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Str. 37 I.
„ Dr. Wagner, Max L., Professor. Via degli Scipioni N. 89, Roma.
„ Dr. Walter, E., Studienrat. Berlin-Charlottenburg, Fraunhoferstr. 17.
„ Weltzien, Fritz, Studienrat. Berlin O 112, Holteistr. 32a.
„ Dr. Wiener, Fritz, Studienrat. Berlin W 10, Friedrich-Wilhelm-Straße 18.
„ Wilke, Felix, Professor, Studienrat an der Kaiser-Friedrich-Schule in Charlottenburg. Klein-Glienicke (Mark), Am Böttcherberg.
„ Dr. Winkler, Emil, Universitätsprofessor. Wien VIII, Zeltgasse 2.
„ Dr. Wiske, Friedr., Studienrat. Berlin N 58, Stubbenkammerstr. 1.
„ Dr. jur. Wolff, Max J., Prof. Berlin W 30, Heilbronner Str. 29 III.
„ Wollmann, Oscar, Studienrat. Berlin-Neukölln, Walter-Rathenau-Schule, Richardplatz.
„ Dr. Wollmann, Paul, Studienrat am Realgymnasium Oberschöneweide. Berlin-Friedenau, Menzelstr. 29.
„ Woltmann, Studienrat. Berlin W 50, Augsburger Str. 11.

Digitized by Google

Beurteilungen.

Johannes Aal. Tragoedia Johannes des Täufers. Hg. v. E. Meyer. (Braunes Neudr. deutscher Literaturwerke des 16. u. 17. Jh.s, Nr. 263—267.) Halle, Niemeyer, 1929. XLV, 264 S. 5 M.

Johannes Aal, Bürger von Bremgarten im Aargau, engerer Landsmann verschiedener hervorragender Männer wie Niklas v. Wyle u. a., die sich nicht nur auf eine lebhafte Anteilnahme an den literarischen Strömungen ihrer Zeit beschränkten, sondern auch selbst produktiv waren, hat in seiner Johannistragödie, wie so viele vor ihm und nach ihm, die Bibel als Quelle für sein Werk benützt und ein Stück der Heiligen Geschichte in dramatischer Form bearbeitet. Die Zusammenstellung bei L. Gombert (Germanist. Abhandl. Heft 31) zeigt, daß Aal gerade in der Bearbeitung dieses Themas verschiedene Vorläufer hatte. Unter diesen nimmt Jacobus Schoepper mit seinem 1546 in Köln erschienenen 'Johannes decollatus' besonderes Interesse in Anspruch, da dessen Verhältnis zu Aals Dichtung verschieden beurteilt wird. Der Hrsg. schließt sich in diesem Punkte der Auffassung Gomberts an und lehnt mit ihm eine direkte Abhängigkeit Aals von Schoeppers Werk ab.

Auch in anderer Hinsicht orientiert der Hrsg. in einer knappen, aber guten Einleitung über das Wichtigste, was vom Leben des Vf. und von seinem Werke bekannt ist und was sich aus verschiedenen Quellen über die Aufführung des Stückes, die Form der Bühne u. dgl. eruieren läßt. Es ist nicht viel, was da an sicheren Erkenntnissen gewonnen werden kann, und die ergiebigste Quelle bildet noch die Dichtung selbst, aus der sich immerhin manches über Bühnenform, Spieltechnik usw. entnehmen läßt.

Das umfangreiche Stück selbst setzt die Tradition der mittelalterlichen geistlichen Dramatik fort und stellt theatergeschichtlich einen Mischtypus zwischen diesem und dem humanistischen Schuldrama dar.

Entsprechend der Anlage des Buches ist nur ein kurzer Abschnitt einer allgemeinen Charakteristik der Sprache gewidmet, die schon von anderer Seite lobende Erwähnung gefunden hat. Doch sind auch gegenteilige Meinungen geäußert worden. Gewiß läßt auch eine rasche Lektüre sofort erkennen, daß dem Autor verschiedene Register zu Gebote standen und daß ihm die Fähigkeit nicht abging, seine Ausdrucksweise dem Sinn und der Handlung anzupassen. Wie in der Handlung selbst noch der Realismus der mittelalterlichen Mysterienspiele aufscheint, so zeigt sich dieser auch in der Sprache nicht nur in manchen Derbheiten im Ausdruck, sondern auch darin, daß der Henker und seine Knechte eine mundartlich anders gefärbte Sprache gebrauchen als die übrigen Personen. Daß gerade diese Personen, die sich bei den Zuschauern kaum einer Sympathie erfreuen mochten, in ihrer Redeweise Anklänge an die Sprache der kaiserl. Kanzlei zeigen, ist gewiß auffallend. Zwar sind die einzelnen Kennzeichen, wie z. B. die Diphthongierung von mhd. î, û, nicht konsequent durchgeführt, doch sind die Ausnahmen möglicherweise durch die Mundart Aals zu erklären.

Die Reime sind vielfach unrein; der Vf. reimt oft kurzes mit langem a auch vor oralen Kons., was mit seiner Mundart gewiß nicht in Einklang zu bringen ist; häufig sind die Bindungen vor nas. Kons., ebenso â mit ô, die mundartlich eher zu erklären wären. Eine genaue Untersuchung der Sprache Aals und ein Vergleich einerseits mit der Mundart, anderseits mit den fnhd. Schriftwerken der Zeit würde zweifellos manches höchst interessante und wichtige Ergebnis für die Kenntnis der deutschen Sprachgeschichte in der Schweiz zutage fördern, und es wäre nur zu wünschen, daß Untersuchungen, wie die beispielsweise von Singer, Balsiger, Brandstetter usw. über die Sprachverhältnisse der spätmhd. und fnhd. Zeit bereits an-

Digitized by Google

gestellt wurden, Nachahmung fänden und auch auf diese Dichtung ausgedehnt würden. Da das Werk, das 1549 bei Matthias Apiarius in Bern gedruckt wurde, bisher nur schwer zugänglich war, ist es sicher zu begrüßen, daß durch den Neudruck bessere Gelegenheit zu eingehender Beschäftigung mit der Dichtung geboten wird, die auch dazu führen mag, die mehrfach widersprechenden Auffassungen über Autor und Werk zu berichtigen.

Innsbruck. L. Jutz.

Gerhart Reckzeh, Grillparzer und die Slaven. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, begr. v. F. Muncker, hg. v. W. Brecht, LIX.) Weimar, A. Duncker, 1929. 96 S. Geh. 4,50 M.

Die Arbeit geht von einem anscheinend harmlosen Teilproblem aus und stößt in ungeahnte Weiten vor. Grillparzers politische Anschauungen waren schon öfters zum Gegenstand der Untersuchung gemacht worden. Vgl. K. Beste, Grillparzers Verhältnis zur politischen Tendenzliteratur seiner Zeit, Diss. München 1915; W. Bücher, Grillparzers Verhältnis zur Politik seiner Zeit, Beiträge zur Deutschen Literaturwissenschaft 19, Marburg 1913; P. Kuranda, Grillparzer und die Politik des Vormärz, Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 28 (1926), 1 ff.

Aber man hatte sich zumeist begnügt, die Dinge zu registrieren und höchstens noch kurze Zusammenfassungen einzelner politischer Glaubenssätze aufzustellen. Reckzeh geht nun viel weiter. Er steigt zu den tiefsten Gründen hinab, deckt Wesenheiten von Grillparzers Stellungnahme aus seiner Persönlichkeit auf und versteht es, diese Persönlichkeit uns nicht nur aus dem Österreichertum des Dichters, sondern überdies noch dieses aus der kulturpolitischen Sendung des Österreichers glaubhaft und verständlich zu machen. Wohltuend berührt dabei zunächst das liebevolle Eingehen auf den Charakter des Österreichers, das weder Fehler verdecken noch beschönigen will, das aber zugleich auch die Vorzüge des österreichischen Deutschen hervorhebt. Wohltuend berührt ferner der Sinn für die Sendung Österreichs im Gegensatz zu den vielen Mißverständnissen, denen gerade Österreich immer im Auge des 'Norddeutschen' ausgesetzt war, dessen Mission man in der Nachkriegszeit bis zur Unkenntlichkeit entstellt, bespöttelt, verlacht und verdächtigt hat. Gerade der Untergang des alten Österreich aber konnte erst den Blick für seine Wesenheiten schärfen. Und wie in der Nachkriegszeit die Wesensforschung den Nachdruck auf das Weltanschauliche legen mußte, wie Reckzeh aus diesem Zuge der Zeit entscheidende Leitgedanken für seine Arbeit finden konnte, so gab ihm zugleich der Sturz des alten Reiches, das nun der Vergangenheit angehört, die Mittel an die Hand, sich objektiv über den Streit um Österreich und seine Sendung zu erheben. Denn erst Vergangenheit wird überschaubar.

Reckzeh geht aus von Grillparzers Äußerungen über die einzelnen slawischen Völkerschaften. Er betont, daß Grillparzer nur zu den Polen eine positive Einstellung gewann, während er sich den übrigen slawischen Völkerschaften gegenüber zumeist ablehnend verhielt, mag sein Urteil auch zeitweise etwas geschwankt haben. Auch seine Haltung dem Germanisch-Deutschen gegenüber, wie es sich vor allem in Norddeutschland auszuprägen begann, war ja nicht eindeutig. Er bejahte das Tüchtige, Feste, Gründliche, ohne doch mit dem furor teutonicus sich befreunden zu können. Seine Stellungnahme erweiterte sich aber über den Gegensatz deutsch-slawisch hinaus zu der Polarität west-östlich. Slawische Gebundenheit steht deutschem Freiheitsdrang, slawische Demut und Hingabe deutschem Stolz, slawischer Beharrungstrieb deutschem Fortschrittsgeist gegenüber. Österreich als Reich der Mitte, als Land des Übergangs vom Westen zum Osten,

Digitized by Google

vom Deutschen zum Slawen, bedingte diese Seelenhaltung. Der österreichische Deutsche, von slawischer Welle umspült, dem Slawen durch Blutmischung verschwistert, war anders geartet als der westliche Deutsche des Reiches. Die christlich-katholische Tradition Österreichs traf mit slawischer religiöser Einstellung zusammen. Und dazu trat dann durch Christentum katholischer Prägung und Herrscherhaus noch das romanische Element, französisch, italienisch, spanisch, diese letzteren vor allem. Die Scheide zwischen Europa und Asien, im Weitesten gesehen, verlief durch das alte Reich an der Donau. Daraus leitet sich nun die den Norddeutschen so undeutsch anmutende seelische Haltung des Österreichers und damit auch Grillparzers her.

Bewußt machte Grillparzer gegen die Slawen Front. Das Humanistische der josefinischen Zeit, die das Deutsche als übernationalen Kulturfaktor verwendet wissen wollte, ließ Grillparzer den nationalen Bestrebungen der Romantik gegenüber ablehnend erscheinen. Doch lag ihm der österreichische Seelenkonflikt unbewußt im Blute. Und so wurde ihm der deutsch-slawische Gegensatz zum Thema mancher Dichtung.

An vier Werken des Dichters vermag Reckzeh diesen Gegensatz aufzuzeigen. Am 'Ottokar', an der 'Libussa', der 'Drahomira' und im 'Kloster bei Sendomir'. Der Gegensatz wurde im 'Ottokar' schon früher anerkannt. Reckzeh führt ihn des näheren aus. Er gruppiert die Gestalten nach ihrer nationalen Zugehörigkeit und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß alles Licht auf die Deutschen und aller Schatten auf die Slawen falle. Bemerken möchte ich nur, daß es mir nicht sicher erscheint, ob Kunigunde als Slawin und nicht doch als Ungarin zu fassen ist. Hock (5, 23) spricht von den 'magyarischen Zügen' Kunigundes. Doch hatte sie als Tochter des Rastislaw von Halitsch (Galizien) sicherlich slawisches Blut in den Adern. Die Anordnung der Figuren ist unstreitig parteiisch, wenngleich diese Schwarzweißzeichnung die dramatische Konzentration erhöht. Ottokar selbst erscheint als ein Übergangscharakter, Vermittler zwischen slawischer und deutscher Kultur, Vermittler zwischen slawischem und deutschem Wesen in sich selbst, slawische Tyrannei und Wildheit zu deutscher Gewissensredlichkeit und Selbsteinkehr erhebend. Es war Grillparzer wohl kaum unbekannt geblieben, daß Ottokar der Sohn des Slawenfürsten Wenzel I. und einer deutschen Mutter, Kunigunde von Stauffen, war. Zawisch hingegen ist ganz ein Charaktertyp erschrecklicher slawischer Eigenheiten: Hinterhältigkeit, Zynismus, Treulosigkeit. Ihm steht Seyfried Merenberg als typischer Deutscher gegenüber. Auch in der Liebe tritt der Gegensatz hervor: Die Liebe Margaretas ist mütterlich, die Liebe Seyfrieds innerlich, seelenhaft, während die Beziehungen zwischen Zawisch und Kunigunde sinnlich erotisch bleiben. Als Parallele für die Richtigkeit dieser Deutung verweist Reckzeh auf Wildenbruchs 'Quitzows'.

Etwas anders liegen die Dinge in der 'Libussa'. Hier lautet der Gegensatz slawische Naturstarre und deutscher Kulturfortschritt, wenngleich beide Grundzüge hier bei Slawen gefunden werden, so daß von einem schon äußerlich sichtbaren deutsch-slawischen Kampf nicht die Rede sein kann. Doch ist die 'Libussa' eine Wiederaufnahme desselben Prozesses, der sich schon im 'Ottokar' abgespielt hatte. Denn die Eigenschaften des Primislaus deuten auf deutsche (europäische) Wesenszüge, während die Libussas dem Slawentum (Osten) verhaftet bleiben. Individualismus gegen Konservativismus, aber entgegen der Wertung im 'Ottokar' mit umgekehrtem Vorzeichen. So steht Grillparzer hier auf der Seite Libussas. Denn auch das verkündigte dritte Reich zeigt keine wesenhaft germanischen Züge. 'Wo Grillparzer direkt vom Slawentum spricht, geschieht es mit dem Nachklang seiner politischen Gegnerschaft wie seiner privaten Geringschätzung: es ist das mit unfreundlichem Realismus gesehene Slawentum der Alltags-

Digitized by Google

erscheinung. Dort aber, wo von der Erneuerung des Gefühls, von einem metaphysischen Konservativismus, von Liebe gegen die Mitmenschen und Demut gegen das Göttliche die Rede ist, da geht Grillparzer unbewußt mit dem idealen Slawentum, wie es in slawischer Dichtung oft genug umschrieben ward, überein' (S. 53). Dabei bleiben Primislaus noch einige Züge des Slawen im üblen Sinn unwillkürlich vom Dichter verliehen, so daß Erinnerungen an Zawisch auftauchen können.

In 'Drahomira' wird der Grundkonflikt entgegen Grillparzers eigener Absicht nicht in dem Gegensatz Heidentum—Christentum gesehen, der bei der Kulturlage des erst jungen Christentums viel zuwenig schroff gewesen wäre. Darum ließ sich der kulturelle Gegensatz zwischen Kultur und Natur nicht recht unterbringen, woran eben der Stoff schuld war. Und so wurde der Drahomira-Plan vom 'Goldenen Vlies' abgelöst, wo schöne Zucht gegen wilde Zuchtlosigkeit in Kreusa und Medea Verkörperung finden konnte. Vielleicht darf man hier von fern auch schon an Sappho und Melitta erinnern, denn auch Melitta ist wie Hero kaum 'ohne einen Tropfen jähen slawischen Blutes' (S. 55). Und das Triebhafte gegenüber dem Bewußten, das Abgeklärte, Reife, Individualistische gegenüber dem gemüthaft Gebundenen drängt in Melitta und Sappho ebenso wie in Medea und Kreusa ans Licht. So wäre also die unbewußte Gestaltung des gegensätzlichen Paares vielleicht schon in der 'Sappho' nachzuweisen.

'Das Kloster bei Sendomir' ist etwas zwiespältig, was durch die Eile der Ausarbeitung sich erklärt. Die Gestalt Starschenskys vereinigt widersprechende Züge in sich. Der slawisch-deutsche Gegensatz des 'Ottokar' hat sich auf die polnische Welt des 'Kloster bei Sendomir' abgebildet. 'Und ein neuer deutsch-slawischer Gegensatz ist — als stimmungschaffender Faktor — zwischen Rahmen- und Kernerzählung getreten' (S. 64). Parallelen zu Hauptmanns 'Elga' ergeben wertvolle Einsichten. Der Charakter Elgas bei Grillparzer und der Starschenskys haben aber einzelne Züge von ihren Modellen (Marie Daffinger und Grillparzer selbst) bekommen, so daß der slawisch-deutsche Konflikt etwas verdeckt erscheint und erst durch die Parallele mit dem 'Ottokar' entsprechend herausleuchtet.

Zusammenfassende Schlußkapitel suchen dann die Begründung für Grillparzers Einstellung zu geben. Subjektive und objektive Gründe werden dafür angeführt. Die frühen Eindrücke, die Grillparzer durch Berührungen mit der slawischen Welt erhielt, ausgeprägte deutsch-österreichische Nationalinstinkte, Maße gegen Unmäße, das Vermittelnde im österreichischen Charakter. Als Staatsideal jener passive Humanitätsstaat, der im Wesen ein Schutzstaat ist und seinen individualistisch gerichteten Mitgliedern möglichste Ruhe und Ungestörtheit verspricht. Und dazu das humanistisch-aufklärerische Bildungsideal des Josefiners, das für die nationalen Trennungen keinen Sinn hat. Entscheidend aber ist die Seelenlage Grillparzers zwischen Slawentum und Deutschtum. Der christlich-slawisch-kollektivistische Standpunkt auf der einen, der antichristlich-deutsch-individualistische Standpunkt auf der anderen Seite. 'Und Grillparzers Stellung ist mitten zwischen ihnen: sein Verstand, seine josefinische Gesinnung, alles Rationale treibt ihn zu Primislaus, läßt ihn Primislaus recht geben — sein Gefühl, seine ererbten katholischen Instinkte, alles Autoritative und Patriarchalische, alles Irrationale, alles Weiblich-Kontemplative zog ihn zu Libussa. Ein schmerzlicher Dualismus zerriß ihn hier innerlich' (S. 89) und machte ihn zum Dramatiker, könnte man hinzufügen. Und die Neigung zum Passiven, zum Vegetativen gab dem Dichter seine unsterbliche Gestalt, die so viel Selbsterlebtes enthält, den 'Armen Spielmann', dessen inneren Typus Reckzeh ebenfalls als slawisch bezeichnet (S. 89 f.). Nach anfänglichem Schwanken hatte das 'Slawische', das Östliche in Grillparzer den Sieg davongetragen.

Digitized by Google

Reckzehs Buch bedeutet eine wertvolle Bereicherung der Grillparzer-Literatur. Die slawischen Beziehungen werden immer aus der slawischen Literatur mit knappen, aber prägnanten Beispielen belegt. Vorsichtig, nicht berauscht von seinen Grundhypothesen, die stärksten Einwände selbst vorwegnehmend und widerlegend, liest sich das Buch höchst anregend. Wäre nur die Wiener Grillparzerausgabe schon vollendet, daß man an weitere Untersuchungen an der Hand des gesamten Materials schreiten könnte. Denn noch ist lange nicht alle Arbeit getan.

Innsbruck. Moriz Enzinger.

Hugo Bieber, Der Kampf um die Tradition. Die deutsche Dichtung im europäischen Geistesleben. Stuttgart, J. B. Metzler, 1928. 646 S.

Julius Zeitler gibt eine Sammlung *Epochen der deutschen Literatur* in 6 Bänden heraus, die das deutsche Schrifttum seit dem Jahre 800 bis zur Gegenwart darstellt bzw. darstellen soll. Der Stoff wurde unter die einzelnen Mitarbeiter verteilt, ohne daß diese durch ein gemeinsames Schema gebunden waren. Jedem war mit Recht die Freiheit gelassen, sein Bestes und Eigenstes zu geben. Der Schwerpunkt des Gesamtwerkes liegt in der Darstellung der neuen und neuesten Zeit. Je mehr es sich der Gegenwart nähert, desto weiter wird der Rahmen gespannt und desto kürzer werden die Perioden, die in den betreffenden Bänden behandelt sind. Während die ersten beiden mehrere Jahrhunderte umfassen, enthalten die letzten etwa nur die Literatur von vier bis fünf Jahrzehnten.

Hugo Bieber hat die Zeit 1830—1880 übernommen, als deren wesentlichen Zug er, wie der Titel seines Bandes besagt, den Kampf um die Tradition betrachtet. Der Gesichtspunkt ist glücklich und trifft das Wesentliche dieses Abschnittes. Klassik, Romantik und philosophischer Idealismus, die aber bei aller Gegensätzlichkeit schon im deutschen und noch viel mehr im europäischen Geistesleben eine Einheit bilden, hatten ein literarisches Besitztum angesammelt und dieses der jungen Generation als ein Vermächtnis überliefert, das ihr neben der größten Anregung auch die größten Hemmungen brachte. Es ist gewiß bezeichnend, daß sich damals so ziemlich jeder junge Dichtersmann mit einem Faust, einer *Ilias post Homerum* abquälte, ein Beweis dafür, daß Goethes Werk den stärksten Einfluß ausübte, zugleich aber auch, daß seine Behandlung des Problems das neue Geschlecht nicht mehr befriedigte. Eine neue Weltanschauung bildete sich aus, neue soziale, wirtschaftliche, politische und geistige Kräfte rangen nach einem Ausdruck in der Dichtung, für die sich die überlieferten Formen als nicht aufnahmefähig erwiesen. Unter diesem Zwiespalt leiden so ziemlich sämtliche Autoren dieser Epoche. Sie wollen die Kunst für das Leben, das Leben wieder für die Kunst erobern. Einen entscheidenden Erfolg haben diese Bestrebungen erst in den 80er Jahren mit dem Durchbruch des Realismus nach französischem, russischem und skandinavischem Vorbild. Wir stehen diesen Ereignissen noch zu nahe, um ein objektives Urteil über sie abzugeben. Ich gebe zu, daß diese Absage an die Vergangenheit eine Notwendigkeit war, aber ich kann mich darum der Ansicht des Verf. doch nur bedingt anschließen, der sie rückhaltlos als einen Fortschritt betrachtet. Mit der abweichenden Einschätzung des Zieles ändert sich aber auch die der vorbereitenden Entwicklung. Während B. in der nachgoetheschen Literatur gerade die Momente betont und würdigt, die in die Zukunft weisen, scheinen mir diejenigen wichtiger, die sie mit der Vergangenheit verbinden.

Diese grundsätzliche Abweichung schließt aber die Anerkennung nicht aus, daß wir es hier mit einem höchst eigenartigen, anregenden und von einer hohen Warte geschriebenen Werk zu tun haben. Es ist alles

Digitized by Google

andere als eine Literaturgeschichte im landläufigen Sinne. Schon äußerlich zeigt es sich darin, daß Zitate oder Proben aus den behandelten Dichtungen überhaupt nicht geboten werden. Es fehlen ferner die unerquicklichen Analysen und Inhaltsangaben einzelner Werke, und selbst biographische Angaben über die Autoren finden sich nur in solchen Fällen, wo sie für ihre künstlerische Entwicklung von Bedeutung sind. In dieser Beziehung hätte vielleicht etwas mehr geschehen können, vor allem würde eine reichlichere Fülle von Daten und Jahreszahlen die Lektüre wesentlich erleichtern, zumal da Bieber Männer und Werke nicht in chronologischer Reihenfolge behandelt. Er will die neuen Tendenzen der nachklassischen Zeit schildern, und nach der Bedeutung, die sie für die einzelnen Dichter und ihre Stoffe haben, ordnet er das Material. Manches, was nach älterer Auffassung zusammengehört, wird auf diese Weise auseinandergerissen, auf der anderen Seite aber werden wieder überraschende und bisher nicht beachtete Verbindungen hergestellt. Auch hier fordert der Verf. den Widerspruch oft heraus, aber im ganzen ist der Versuch, die Literatur dieser Periode nach übergeordneten geistigen Ideen darzustellen, erstaunlich gut gelungen.

B. hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht, stellenweise sogar zu schwer. In dem Wunsch, möglichst tief in den Gehalt der Dichtungen einzudringen, übersieht er, daß diese nicht nur Offenbarung von philosophischen oder sonstigen zeitlichen Strömungen sind, sondern auch Kunstwerke. Die ästhetische Betrachtungsweise kommt daher bei ihm sehr kurz weg, und oft fehlt sie völlig. In dieser Beziehung sollte das weitausschauend angelegte Werk bei einer Neuauflage ergänzt und erweitert werden.

Berlin. Max J. Wolff.

S. Mauermann und H. H. Schmidt-Voigt, Westeuropa und der deutsche Geist. Frankfurt a. M., M. Diesterweg, 1929. VI und 182 S. 8°.

Das Buch soll eine Ergänzung zu dem Lehrbuch 'Deutsche Kultur' sein und will die geistesgeschichtliche Entwicklung der letzten drei Jahrhunderte vorführen. Nach dem Vorwort soll es zugleich zeigen, daß wir die anderen Völker verstehen, und dies muß, wie die Verfasser meinen, schließlich auch beweisen helfen, daß wir ein gutes Recht haben, in der Welt verstanden zu werden. Der Optimismus der Verf. in Ehren, aber dieses Verständnis ist 'in der Welt' immer nur bei einzelnen gewesen, und so wird es bleiben; denn weniger als je hat heute die 'Welt' Veranlassung, sich bei unserer Ohnmacht um ein vertieftes Verständnis unserer besonderen Art zu bemühen. Außerdem ist es sehr fraglich, ob ein Franzose z. B. die aus Borinskis 'Lessing' gewählten Seiten als Zeugnis für eine unparteiische und ihn befriedigende Beurteilung des klassischen französischen Theaters ansehen wird. Ebensowenig kann ein Franzose die Seiten unterschreiben, in denen — für uns Deutsche! — trefflich und den Tatsachen, wie wir sie sehen, entsprechend, G. Küntzel die stets mit Beglückungs- und Befreiungsfloskeln verbrämte imperialistische Weltpolitik Frankreichs klarlegt. Wie sollte ein Franzose diese unter jedem Regime sich gleichbleibende Politik einschließlich ihrer moralischen Einkleidung verleugnen? Er müßte sich ja selbst und sein Land aufgeben, freiwillig auf Macht und Besitz verzichten und für die Sünden und den Trug der Väter auf die Bußbank knien. Wer wäre dann rein! Das Buch wird also über seinen engeren Rahmen nicht hinauswirken. Es ist als Hilfsmittel für den Deutschunterricht gedacht, und Deutsche können es mit Genugtuung lesen; denn in gutgewählten Ausschnitten werden einige wichtige Punkte der geistesgeschichtlichen Entwicklung Europas berührt und gezeigt, welchen ehrenvollen, nicht zu missenden Anteil Deutschland an ihr gehabt hat.

Digitized by Google

Aber es muß einmal gesagt werden: Wir sollten uns endgültig der Selbsttäuschung begeben, daß ein solches Buch werbende Kraft über unseren deutschen Horizont hinaus haben kann. Es dürfte sich vielleicht empfehlen, wenn mit diesem Buche die kulturkundlicher Aufklärung dienenden Werke für einige Zeit zum Abschluß gelangten. Das Beste auf diesem Gebiete ist ja wohl gesagt, die verschiedenen Verlagsunternehmungen haben sich wohl oder übel in dieser Richtung versorgt, und nun dürfte es ratsam sein, einmal auf Vergleiche, Gegenüberstellungen, Betonung der Gemeinsamkeiten und Gegensätze zu verzichten und statt in Worten die Kulturen in Taten sich auswirken zu lassen. Der alten Parabel gemäß wollen und dürfen wir Deutsche uns dabei den Glauben nicht nehmen lassen, daß sich die Echtheit unseres Ringes immer wieder erweisen wird.

Nicht ganz verständlich ist mir die Auswahl der Bildbeigaben. Von den bedeutendsten geistigen Führern Deutschlands ist in dem Buch die Rede, der eine oder andere kommt auch selbst zum Wort, aber kein einziger erscheint im Bild. Dagegen zeigt eine von den zehn Tafeln Byron, der nur einmal beiläufig wegen seiner holperigen Verse im Don Juan erwähnt wird, zwei andere Bergson und Washington, die in dem vorliegenden Text gar nicht vorkommen.

Rund ein halbes Hundert Aufsätze, die meist nur wenige Seiten füllen, sind in dem Buch vereinigt. Die Stoffe gehören zu den verschiedensten Studien- und Wissensgebieten. Daher setzt das Buch eine ansehnliche Allgemeinbildung voraus. Wie soll ohne sie und ohne auf das vollständige Original zurückzugehen z. B. eine Bemerkung Diltheys verstanden werden, der sagt (S. 18 f.): seit Descartes sei das Bedürfnis entstanden, die Realität der Erscheinungen in irgendeiner Form aus dem von Descartes aufgestellten Prinzip des Bewußtseins abzuleiten. 'Ich zeige, daß eine solche Ableitung bei Hobbes, Spinoza und Leibniz vorliegt.' Sollen dies nicht begriffsleere Namen bleiben, soll die Aussaat nicht im Winde verwehen, von anderen, erzieherischen Gefahren abgesehen, so ist ein Kommentar des Lehrers nötig, der an Umfang mindestens dem Buche gleichkäme, oder die Schüler ständen im sogenannten Arbeitsunterricht unlösbaren Aufgaben gegenüber. Ein Aufsatz wie der von Hagen, Germanische, nicht romanische Raumvorstellung, setzt nicht nur philosophische Schulung, sondern auch kunsttechnisches Wissen voraus. Was soll sich sonst ein Schüler — und nicht nur ein Schüler! — bei Ausführungen denken, die in dem Satz gipfeln (S. 142): 'Die transzendentale Idealität bzw. die transzendentale Realität des Raumes — diese Frage ist im Grunde untrennbar mit allem, was die Auffassung der Raum d a r s t e l l u n g bei Germanen und Romanen betrifft, verbunden.'

Daher wünsche ich dem Buche die Lehrer, die so über dem Stoffe stehen, daß sie ihn für ihre Schüler mit wahrhaftigem Leben erfüllen können, und wünsche ihnen vor allem die reifen Schüler, die für eine solche Edelsaat geistig und seelisch empfänglich und genügend vorbereitet sind.

Berlin-Steglitz. Max Kuttner.

Sire Degarre, hg. von G. Schleich. (Engl. Textbibl., 19.) Heidelberg, Winter, 1929. 144 S. Geh. 7,50 M.

Auf Grund des schon 1882 von K. Breul gesammelten Materials an Hss.-Abschriften und Kollationen gibt nun sein Studienfreund Schleich das Gedicht mit der bei ihm gewohnten Genauigkeit und Sachlichkeit heraus. Sire Degarre gehört ja sicher nicht zu den interessantesten me. Romanzen, es hat aber doch eine wissenschaftliche Ausgabe verdient, zumal bisher nur der Text nach der Auchinleck-Hs., und dieser nur in schwer zugänglichen Ausgaben, und der des Percy-Folio-Ms. vorlagen.

Digitized by Google

Die Einleitung bespricht in üblicher Weise Überlieferung, Verhältnis der Hss. und alten Drucke zueinander, Sprachliches und Metrisches und den Stoff als solchen. Ganz befriedigend ist nur das Kapitel über das Hss.-Verhältnis. Die Überlieferung ist insoweit gut, als sich ihre Gliederung in den Hss.-Varianten klar widerspiegelt. Der Hss.-Stammbaum konnte so auf Grund der Varianten einwandfrei aufgestellt werden. Die Erklärung, die Verf. für etwa dagegensprechende Stellen gibt (S. 21 ff.), ist völlig überzeugend.

Hingegen hätte das Kapitel über Überlieferung doch eine gewisse Modernisierung verlangt. Die Advocates' Library in Edinburgh ist schon seit geraumer Zeit National Library of Scotland, die von Kölbing E. St. VII, 191 ff. beschriebene Hs. aus dem Besitz des Herzogs von Sutherland, in der ein Fragment unserer Dichtung steht, wurde am 22. November 1906 vom Britischen Museum angekauft und als Egerton 2862 eingereiht (siehe meine Ausgabe des Richard Löwenherz, S. 2, und die der Seege of Troye von L. Hibler, Graz 1928).

In dem Kapitel über die Sprache ist leider zwischen Reimen, die durch die Überlieferung als voraussichtlich dem Original angehörig anzusehen sind, und solchen einzelner Hss. und bloßen Schreibungen dieser nicht genügend geschieden. Die Art der Überlieferung ist zwar jedesmal verzeichnet, da aber alles zusammen behandelt ist, bekommt man kein rechtes Bild. Wenn man die Angaben diesbezüglich überprüft, kommt man zwar wie Verf. auch zu dem Schluß, daß sich im Original außer dialektisch für ein weiteres Gebiet möglichen Reime einige wenige spezifisch südwestliche befunden haben, nämlich nach der Überlieferung zwar nicht ganz sicher original, *sure : fure* (ae. *fȳr*) 763 und *terne* (ae. *tyrnan*) : *ȝerne* (ae. *ȝeorne*) 83, 699 (mit eo > ö > ü, Luick, Hist. Gramm. S. 410, da sonst aus den Reimen ae. y > e nicht erweisbar ist). Hingegen sind die Reime mit *wes* ('war') nicht für einen Lautwandel æ > e beweisend, weil *wes* auch außerhalb des Gebiets vorkommt, wo dieser Lautwandel heimisch ist (nach Luick, Hist. Gramm. § 363, Anm. 5 als Satznebentonform). Weiter können Reime wie *dent : verraiment* 964 u. ä. nicht gut als einen Lautwandel erweisend ae. y > e angesehen werden, da gerade sie wegen der leichten Reimmöglichkeit in der Romanzenliteratur weitverbreitet waren (s. Morsbach, Me. Gramm. S. 168 und Jordan, Handb. § 40, Anm.). Nicht klar ist mir, was S. 29, Abs. 3 mit 'y ist oft genug in der Schrift erhalten, ob auch im Laut, läßt sich durch Reime nicht bestimmen' gemeint ist. Ein y für den ü-Laut ist doch in Hss. des 14. Jahrh. nicht mehr zu erwarten, das y-Zeichen war mit dem i-Zeichen schon längst gleichwertig. Die ei-Diphthonge, die sich me. in ae. *seah* einerseits, in ae. *flēah, hēah* usw. andererseits entwickelt haben, sind doch zu sondern (S. 31, Abs. 5). Wenn *seȝ* ('sah') mit *heȝ* ('hoch') reimt, so ist, wenn nicht ein unreiner Reim (ęi : ęi) vorliegt, die nach dem Prät. Plur. gebildete analogische Form vorauszusetzen (Luick, Studien S. 147), was doch eigens zu erwähnen wäre.

Die Metrik bietet nichts Auffallendes.

Stofflich ist das Gedicht ein Konglomerat aus in Ritterromanzen häufig vorkommenden Motiven. Verf. macht dies durch die zahlreichen Parallelstellen, die er anführen kann, klar. Die in anderen Romanzen da und dort nachzuweisende Verwendung von Erzählungsmotiven aus der Volksüberlieferung fehlt hier. Ich möchte entgegen der Ansicht des Verf. (S. 49 f.) auch die Erzählung über Degarres Zeugung nicht dazurechnen. Bloß eine Hs. (Auchinleck) nennt seinen Vater *a fairi knyȝt* (v. 100), und das unter Zerstörung des Metrums. Von seinem Elfencharakter hören wir aber später nichts mehr, er ist ein ganz gewöhnlicher Ritter. Vor allem fehlen aber alle Begleitumstände, die in den anderen Geschichten über Verbindungen zwischen Menschen und Wesen aus der Außenwelt erscheinen

Digitized by Google

(vgl. darüber K. Spieß, Archiv 143, 1 ff.). Irgendwelche hätten sich doch erhalten, wenn der Dichter dieses Motiv verwendet hätte. Daß Degarres Mutter im Walde vergewaltigt wird, kann mit dem Schlafen unter Bäumen der von außerweltlichen Wesen entführten Frauen (vgl. W. Hertz, Spielmannsbuch, 3. Aufl. S. 359 f.) nicht verglichen werden. Deswegen ist auch bezüglich Degarres Abstammung wohl weit weniger an Tydorel zu denken, wo die näheren Umstände solcher Verbindungen mit Elfen (z. B. Frau zwischen zwei Männern) viel besser gewahrt sind, als etwa an Gingelein, Gawains Sohn, von dem es Li Beaus Desc. 9 heißt: *Bejet he was of sir Gawein Be a forest side.* In unserem Gedicht ist dies in recht naiver Weise breit ausgemalt.

Im Textabdruck folgt Schleich der Auchinleck-Hs. (A) als der ältesten. Der festgestellte Stammbaum der Überlieferung ist nicht derartig, daß Übereinstimmung zweier oder mehrerer Textquellen gegen diese Hs. sprechen würde, da alle anderen auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen. Schleich verbessert daher A nur bei offenkundigen Fehlern, diese Stellen sind kursiv gedruckt und in den Anmerkungen erklärt. In A fehlende Zeilen sind aus der übrigen Überlieferung ergänzt, die Orthographie aber der von A angeglichen. Die Varianten in den anderen Quellen sind sehr übersichtlich gegeben.

Innsbruck. K. Brunner.

H. Lüdeke, Die Funktionen des Erzählers in Chaucers epischer Dichtung. (Lorenz Morsbachs und Hechts Stud., LXXII). Halle, Niemeyer, 1927. X, 157 S.

Es ist schon vielfach beobachtet worden, daß die epischen Dichter des Mittelalters gelegentlich den Gang ihrer Erzählungen, sei es selbst durch Einschaltungen verschiedener Art unterbrechen, sei es von den von ihnen dargestellten Personen unterbrechen lassen. Der Verf. hat sich nun die Aufgabe gestellt, zu untersuchen, inwiefern Chaucer seinen Zeitgenossen, von denen er namentlich Gower, Langland, den Perldichter, den Verfasser des Rosenromans, Machaut, Dante und Boccaccio zum Vergleich heranzieht, hierin gleicht oder sich von ihnen unterscheidet. Im I. Kapitel bestimmt er 'Begriff und Umfang der Rolle des Erzählers' und berechnet genau nach Prozenten, daß im Durchschnitt diese Rolle bei Chaucer weit mehr ausgedehnt ist als bei jenen.

Im II. Kapitel erörtert Lüdeke die 'Formalen Funktionen des Erzählers', d. h. die 'Einsprachen' — wie er sie nennt —, die hauptsächlich nur dem Vers und Reim zuliebe gemacht werden, und die als Eingangs- und Schlußformeln, Hinweise auf folgende Ereignisse usw. dienen. Dann wendet sich der Verf. im III. Kapitel, das 'Der Erzähler und die Quelle' überschrieben ist, zur Betrachtung der üblichen Berufung der Dichter auf eine Autorität, um den Eindruck zu erwecken, daß sie ihre Geschichte nicht selbst erfunden haben, wobei jedoch auf mitunter vorkommende Ungenauigkeiten nicht zuviel Gewicht gelegt werden sollte.

Unter den 'Gestaltenden Funktionen des Erzählers' (Kap. IV) versteht Lüdeke den Ausdruck persönlicher, von denen der Quelle abweichender Anschauungen und Gefühle, wie Zweifel oder Beteuerungen, woran Chaucer reicher ist als seine Zeitgenossen. Verhältnismäßig am kürzesten faßt er sich im V. Kapitel: 'Der Erzähler in den Canterbury Tales', da er die von diesem hierin ausgeübten Funktionen der Hauptsache nach bereits in den vorhergehenden Abschnitten erörtert hat. Zum Schluß hebt der Verf. dann hervor, daß Chaucer in der Verwendung der besprochenen Darstellungsmittel sich vor allen anderen Epikern der Zeit an Kunst und Mannigfaltigkeit auszeichnet: ein Ergebnis, das zwar nicht sonderlich überraschen wird, das wir immerhin aber dankbar buchen wollen.

Digitized by Google

Auf die Einzelheiten dieser Schrift bin ich etwas näher in meiner Anzeige derselben im Literaturblatt f. germ. u. rom. Philologie L, Sp. 104—108, eingegangen, wobei ich auch mancherlei Bedenken gegen gewisse Auffassungen und Angaben des Verf.s nicht unterdrücken konnte, die eine zureichende Kenntnis der neueren Chaucerforschung vermissen lassen. Doch will ich hier auf diese Ausstellungen nicht wieder zurückkommen, sondern nur einen Fall, den ich dort nur leicht berührt habe, etwas eingehender behandeln.

Wiederholt (S. 101 u. 110) kommt L. auf den Gebrauch der Ironie bei Chaucer zu sprechen, bricht aber an letzterer Stelle seine Erörterungen darüber mit den Worten ab: 'Doch würde es zu weit führen, ja, eine besondere Studie für sich erfordern, wollte man allen Gestaltungen und Funktionen der Ironie bei Chaucer nachgehen.' Scheint es mir nun wohl nicht recht zulässig, im Rahmen einer Besprechung diesen Gegenstand erschöpfend zu erörtern, so will ich doch wenigstens solche Stellen genauer betrachten, in denen ich der Auffassung des Autors nicht beitreten kann.

Zunächst müssen wir uns ganz klar über den Begriff der Ironie werden. Fr. Vischer sagt in seiner 'Ästhetik' (I, 437) u. a. darüber: 'Die Ironie ... ist ... eine scheinbar lobende, in Wahrheit tadelnde Darstellung eines in Häßlichkeit verirrten Subjekts.' Nach anderen ist sie 'eine Redewendung, die spottend das Gegenteil von dem sagt, was sie eigentlich meint, lobt, was sie tadeln, tadelt, was sie loben will' — also, bis auf den letzten Zusatz, die gleiche Erklärung. Hat sich nun L. bei seinen Ausführungen streng an diese Erklärung gehalten? Ehe wir hierauf antworten, müssen wir uns eine deutliche Vorstellung von Chaucers Stellung zu den verschiedenen Fragen des Lebens, soweit wir aus seinen Dichtungen darauf schließen können, machen.

In religiöser Hinsicht war er gewiß ein rechtgläubiger Anhänger seiner Kirche, mochten ihn zuweilen auch nach dem Studium von Boethius' Consolatio Zweifel befallen, wie Gottes Vorsehung, Notwendigkeit, Schicksal und der freie Wille des Menschen miteinander zu versöhnen seien (s. Troil. IV, 957 ff.; Kn. T. 1252 ff., 1663 ff., Frankl. T. 11181 ff.[1], Nun's Pr. T. 16018 ff. usw.). Ängstlich ist er um sein Seelenheil besorgt und fürchtet offenbar, durch seine zu eifrige Beschäftigung mit den alten heidnischen Göttern in schlimmen Verdacht geraten zu sein, den zu bannen, er seinem Troilus (V, 1849) eine gläubige Nachrede anfügt. Ob aber der Widerruf am Schlußabschnitt der Pars. T. wirklich von ihm selbst herrührt, ist mir, wie ich wiederholt dargelegt, zweifelhaft. Aufrichtige Frömmigkeit spricht aus seinem ABC, den beiden Legenden und den beiden Prosaerzählungen, wie aus einzelnen anderen Stellen, so Man of L. V. 4890 ff. Einen vorbildlichen Seelsorger hat der Dichter uns in dem Landgeistlichen seines Pilgerzuges (C. T. 478 ff.) schön geschildert.

Als Staatsbürger ist Chaucer durchaus königstreu, doch verlangt er von einem Fürsten Gerechtigkeit und Billigkeit gegen alle Untertanen, Gnade gegen reumütige Sünder, doch Strenge und Festigkeit gegen böswillige Frevler (s. Prol. zur LGW. V. 342 ff.; Kn. T. V. 1748 ff., Pars. T. § 18972 ff.; die Ballade Stedfastnesse usw.), anderseits aber auch Gehorsam und Treue der Untergebenen gegenüber den gerechten Herren. Den Adel und den Ritterstand stellt Ch. über die anderen (Gen. Prol. V. 43 ff., allegorisch Parl. F. V. 527 ff.), doch nur, wenn er sich des ererbten Vorzugs durch tugendhaften Wandel würdig erweist (Wife of B. T. V. 6691 ff., Ball. Gentilesse). Allgemein lobt er dagegen höfische Zucht und Anstand, worin er ja selbst bei Hofe wohl unterwiesen ist (s. C. T. 95100, Prol. Frank. T. V. 10989 ff., Sq. T. V. 10405 ff. usw.), namentlich auch bei der Liebeswerbung (Duch. V. 1144 ff.; vgl. LGW. V. 1166 ff. u. Frankl. T. V. 11257 ff.); wie er auch sonst (Phys. T. V. 12012 ff. u. Manc. T. V. 18027 ff.) die Notwendigkeit einer guten Erziehung betont. Beim Bürgerstande schätzt er den mit Fleiß erworbenen und verständig angewandten

[1] Ich zitiere nach meiner Ausgabe der Canterbury Tales, Heidelberg 1915.

Digitized by Google

Reichtum, beklagt aber die Nöte der Armut (Man of L. V. 4540ff.; Melib. § 14421 ff.), wenn sie nicht freimütig ertragen wird (Wif of B. V. 6773 ff.).

Hoch preist Ch. die keusche, auf gegenseitiger Achtung beruhende Ehe (Duch. V. 1268ff.; Frank. T. 11054—11114 usw.), namentlich die Treue der Gatten, die er selbst bei zänkischen Weibern, wie der Frau aus Bath (V. 6407) und der Frau des Wirts (Squ. Prol. V. 10302 f.), nicht hervorzuheben vergißt. Merkwürdig mag es uns daher scheinen, daß er über die außerehelichen Verhältnisse zwischen Mars und Venus, Troilus und Criseyde, Antonius und Cleopatra usw. kein tadelndes Wort spricht, doch waren solche Liebschaften mit verheirateten Frauen oder Witwen nach dem damals gültigen höfischen Liebeskodex gestattet, sofern nur Verschwiegenheit beobachtet und Treue gehalten wurde. (Man vergl. die Tagelieder Wolframs u. a. Minnesänger.) Als unverantwortlich dagegen galt es, wenn Jungfrauen ihre Ehre dabei aufs Spiel setzten, wogegen sich Anelida (V. 224 u. 267) nachdrücklich verwahrt (vgl. Sq. T. 10846).

In den zu seiner Zeit gepflegten Wissenschaften war Chaucer für einen Nichtfachmann wohl bewandert, vor allem in der Astronomie (außer zahlreichen Anspielungen an verschiedenen Stellen seiner Dichtungen denke man an seine, freilich unvollendete, Abhandlung über das Astrolabium), dann auch in der Medizin, über die seine Angaben nach den Nachweisen Currys meist zutreffend sind. Selbst in den von ihm verworfenen Scheinwissenschaften, der Traumdeutung, der Astrologie und Alchemie, besaß er eine ungewöhnliche Fachkenntnis.

In Dichtkunst und Schrifttum galten Chaucer neben der Vulgata, in der er wohl belesen war, und einigen Kirchenvätern die römischen und griechischen Klassiker, denen er die Spätlateiner als gleichwertig beigesellte, als unerreichbare Vorbilder (s. Troil. V, V. 1791/92 u. Fame V. 1451—1511), mochte er sie zum Teil auch nur aus zweiter Hand kennen. Demnächst verdankt er den französischen Hofpoeten die meisten dichterischen Anregungen, obwohl er deren Namen, bis auf einen (Granson, Venus V. 82) verschweigt. Im allgemeinen erkennt er jedoch seine Schuld ihnen gegenüber im Legendenprol. V. 69/80 an, während er den Rosenroman, den er am häufigsten benutzt hat, zwar an demselben Orte (V. 322, 329, 441 usw.) einigemal anführt, aber als den Titel eines Werkes, dessen Übersetzung (die engl. Fragmente halte ich, wie wiederholt dargelegt, allerdings für unecht) ihm nur Ungelegenheiten eingebracht hat; nur einmal (March. T. V. 9908) gedenkt er lobend seiner. Von den großen Italienern preist er mehrmals Dante (Fame 450, LGW. 360, C. T. 6708, 7102, 15549), einmal auch Petrarca als Quelle seiner Clerk's T. (V. 7907 ff.). Boccaccio dagegen, dem er stofflich am meisten verpflichtet ist, verbirgt er bekanntlich unter dem Pseudonym Lollius, unter welchem er auch ein Sonett jenes in den Troil. (I, 400 ff.) einschaltet. Immerhin zeigt die umfangreiche Nachahmung auch dieses Meisters, wie sehr Chaucer von ihm beeinflußt worden ist.

Es war nun natürlich für unseren lebhaft empfindenden Dichter, daß er, wo er bei seinen Schöpfungen auf Gestalten oder Erscheinungen stieß, die jenen Idealen und Grundsätzen widersprachen, er diesen Gefühlen einen entsprechenden Ausdruck verlieh. Hatte er Handlungen darzustellen, die seiner Ansicht der Böswilligkeit oder niedrigen Habsucht des Handelnden entsprungen waren, so fühlte er sich zu leidenschaftlichen Ausrufen oder Verwünschungen hingerissen; waren es sittlich verderbte Zustände, die er durch Belehrung zu bessern hoffte, so erging er sich in ernsten Mahnreden.

Sehen wir von Chaucers Moralpredigten in den Prosatraktaten, da er sich hier im wesentlichen an seine Vorlagen hält, ab, so finden wir freie Äußerungen seiner sittlichen Entrüstung z. B. in dem schon zitierten Schlußpassus des Troilus, wo er die *'rascaille'* der heidnischen Götter, und in der Prior. T. V. 13480 ff., wo er die bösen Juden verwünscht. Bitter beklagt er die

Digitized by Google

verrotteten Zustände im eigenen Lande im 'Former Age' und in 'Stedfastnesse' und häufig die Wandelbarkeit und Tücke Fortunas (Duch. V. 618 ff., Troil. IV, V. 260 ff., March. T. V. 9933 ff., Frankl. T. V. 11671 ff., in der Ballade 'Fortune' und namentlich in der Monk's T.). Häufig tadelt er auch die Untreue der Männer, so im Troil. V, 1785 ff., Fame V. 280 ff., 301 ff., 383/432, die ganze Anelida ist eine bittere Anklage gegen sie, und in der LGW. verdammt er besonders Jason (V. 1368/85 u. 1669/76), Minos (V. 1886 ff.), Theseus (2180/2285) und Tereus' Gewalttat (2234/37). Schließlich wird dem Dichter dies fortwährende Jammern allerdings zu viel, so daß er die Phyllislegende mit einem Scherze endet. Schroff weist Ch. Erzählungen von unnatürlicher Unzucht zurück (Man of L. V. 4498 ff.) und bricht in bedauernde Ausrufe oder Schmähungen aus, wenn er über tiefes Herzeleid, Grausamkeit, Verrat, Trunksucht und Völlerei zu berichten hat (ebd. V. 4519 ff., 4778 ff., 4841 ff.. 5065 ff., 5198 ff., Pard. T. V. 12436 ff., 12833 ff., Merch. T. V. 9659 ff, Cl. T. V. 8871 ff., Phys. T. V. 12218 ff. usw.). Ebenso ernsthaft verwirft er Astrologie und *'magik natureel'* (Frankl. T. V. 11580 ff.), wie den Mißbrauch der Alchimie in der Chan. Yom. T. zu betrügerischen Zwecken.

Angesichts so vieler Beispiele gemütvoller Teilnahme oder von Aufwallungen infolge verletzten moralischen Gefühls verstehe ich nicht, wie der Verf. (S. 101) einige jener Fälle (B 421 = C. T. 4841, E 1787 = C. T. 9659, E 2057 = C. T. 11671, C 895 = C. T. 12833, dazu C. T. 1623) und die Warnungen vor treulosen Männern (S. 108) als Ironie auffassen kann. Es würde dadurch ja die Absicht der Legende in ihr Gegenteil verkehrt und damit der Wunsch der Königin, die ihn mit deren Abfassung betraut hatte, geradezu verhöhnt haben! Wie aber Chaucers Pfarrer nur die Widerspenstigen seiner Gemeinde mit harten Worten anfuhr und die reumütigen Sünder mit milder Rede mahnte (C. T. V. 516 ff.), so verfuhr der Dichter selbst milde mit solchen seiner Gestalten, deren Fehler und Torheiten nach seinem Urteil mehr auf menschlicher Schwäche als auf bösem Willen beruhten. Er begnügte sich dann damit, statt sie scharf zu geißeln, sie der Lächerlichkeit preiszugeben, die er öfters in die Form der Ironie kleidete. Vor allem erkannte er aber als echter Humorist (vgl. F. Vischer, a. a. O. S. 444 ff.) seine eigenen Schwächen, auf die er wiederholt hinweist. Ironisch sind die Versicherungen, daß er von Liebe nichts verstehe (Parl. 8, Troil. I, 15 ff., Fame 627 ff., Leg. G. W. 490), da wir doch mehrere seiner Liebespoesien kennen, eher glaublich ist, daß er in reiferen Jahren wenig von Liebe begünstigt war (H. F. 639, 666 ff., Scog. 29 ff.). Seine Ehe scheint freilich wenig glücklich gewesen zu sein, wenn wir die Anspielung Fame 560 ff. und die Warnung im Envoy to Bukton richtig deuten, die freilich scherzhaft übertrieben sein mögen. Ironisch sind ferner die Selbstverkleinerungen H. F. V. 247 f., 621, 655 ff., LGW. V. 29 u. 414, C. T. V. 746, 4467, 13823 ff. (Thopas), da der Dichter sich sehr wohl seiner geistigen Überlegenheit (H. F. V. 1878) bewußt ist, wobei aber die von den franz. Poeten geforderte Bescheidenheit berücksichtigt werden muß, die er mitunter wie diese beweist, indem er seine Leser bittet, die Fehler seiner Schriften gütigst zu verbessern (Troil. III, 1331 ff., V, 1858, C. T. 18127)[1]. Der Ausdruck seiner Angst beim Eintritt ungewöhnlicher Erscheinungen (P. F. V. 146/7, H. F. V. 549 ff., 604 ff.) und die Beschreibungen seiner Gestalt (Thopas 13603 ff. u. Scog. a. a. O.) mögen eher scherzhafte Übertreibungen als Ironie sein. Als solche mögen auch gelegentliche Seufzer über seine irdischen Nöte (H. F. 1349, Envoy zu Fortune und Scogan, Purse) gelten, wenn gewiß auch viel Wahrheit dahintersteckt.

Wenn ein Dichter sich so wenig selbst schont, wird man es ihm nicht verübeln, wenn er anderen ein Spiegelbild ihrer Fehler und Schwächen vorhält, mit deren Schmerzen er indessen, wenn sie's nicht zu arg treiben, leicht

[1] Vgl. auch diese Schrift S. 120.

Digitized by Google

geneigt ist, Mitleid zu fühlen, da sein Grundsatz *pitee renneth soone in gentil herte* (C. T. V. 1761, in ähnlicher Form V. 9862 und 10795 wiederholt) lautet, wie er auch bereit ist, das Schicksal Criseydes, obwohl sie durch Treubruch ihren Ruf geschändet, zu entschuldigen, da sie so schwer gelitten hat (Troil. V, 1092). Chaucer will wohl *correcten that is mys* (C. T. 17229), aber mehr durch lachende als durch verletzende Satire und Ironie, die er daher nur sparsam verwendet, und fast überall ist er bemüht, den tadelnswerten Zügen, die er seinen Geschöpfen beilegt, versöhnliche beizufügen und schlimme Abenteuer heiter oder gerecht ausgleichend verlaufen zu lassen, wie er auch gern zur Versöhnung der Streitenden mahnt (z. B. P. F. V. 660., C. T. V. 1818 ff. u. 12900).

Im Parl. kann man wohl die Reden der Gans, der Ente und des Kuckucks (V. 498—616), die etwas recht Kluges gesagt zu haben meinen, die aber wegen ihrer Dummheit und Anmaßung von den edleren Vögeln verlacht werden, ironisch nennen. Im Troilus wird die bedenkliche Rolle des Pandarus als listenreicher Kuppler durch seine Freundestreue und seine humorvollen, mit Sprichwörtern und familiären Derbheiten ausgestatteten Spöttereien einigermaßen ausgeglichen. Als ironisch wären darunter die Verse I, 551/60, II, 1638, III, 630 u. 1557 ff., vielleicht auch IV, 929/30 aufzufassen. Witzig ist Criseydes Bemerkung II, 98, wie sich auch sonst ein paar nette Scherze (z. B III, 962 ff.) in den ersten drei Büchern finden, denen man jedoch jene Eigenschaft nicht zusprechen kann.

Aus dem phantasievollen, humorreichen Hous of Fame, dessen Inhalt so verschieden gedeutet wird, habe ich bereits ein paar selbstironisierende Stellen angeführt. Außerdem machen die pompös klingenden Anrufungen zu Anfang der drei Bücher, verglichen mit deren verhältnismäßig kleinlichem Inhalt einen ironischen Eindruck. Namentlich ist die Einleitung zum I. Buche als eine Satire auf die Traumdeuterei zu betrachten, deren Wert der Dichter auch an anderen Orten — Troil. V, 1443 ff. u. Nun's Priest T. V. 15692 ff. — geringschätzig behandelt. Im übrigen zeigt die letztere Dichtung auch insofern eine gewisse Ähnlichkeit mit Fame, als Ch. auch dort schwungvolle Ausrufe in bezug auf alltägliche Verhältnisse, etwa im Stile des komischen Heldengedichts, einflicht, die also eine Art von Parodie darstellt.

Von den etwa um dieselbe Zeit fallenden scherzhaften Liebesgedichten gibt im Rondel *Merciles Beautee* die dritte Strophe, die den Eindruck der scheinbar ernstgemeinten ersten beiden aufhebt, diesem einen ironischen Charakter.

In der meisterhaften Beschreibung seiner Pilger in den C. T. erreicht Chaucer die komische Wirkung hauptsächlich dadurch, daß er ihnen Eigenschaften beilegt, die dem Bilde, das man sich im allgemeinen von ihnen macht, widersprechen. Doch unterläßt er es nicht als wahrer Humorist, das Widerwärtige in ihren Erscheinungen durch versöhnende Züge zu mildern. So zeichnet sich die zimperliche, gezierte Äbtissin gleichzeitig durch ihr freundliches, vornehmes Wesen aus, der allzu weltlich gesinnte Mönch durch seine Würde, der heuchlerische Ordensbruder durch seine Gewandtheit, der bedenkliche Geschäfte treibende Kaufmann durch sein flottes Auftreten, der vor Raub nicht zurückschreckende Schiffer durch seine seemännische Tüchtigkeit, die heiratslustige, vergnügungssüchtige Witwe, deren Bild in dem Prolog zu ihrer Erzählung vervollständigt wird, durch ihren Wohlanstand und Munterkeit, der rohe Müller durch Körperkraft usw. Doch nirgends geht der Dichter bis zu den Übertreibungen der Karikatur, da auch so abstoßende Gestalten wie die des Büttels und des Ablaßkrämers, obwohl mit starken Strichen gezeichnet, nicht über die Wirklichkeit hinausgehen. Als ironische Wendungen im Prolog sind hingegen nur wenige anzusprechen: so V. 124/5, V. 183, V. 242 ff., V. 321, V. 371/2, V. 400, V. 419/21, V. 694 ff.

In der Erzählung des Ritters vertritt Theseus das humoristische Element, der in seiner Rede V. 1800 ff. ironische Töne anschlägt. Die folgenden Schwänke des Müllers und des Verwalters gehören dann der Gattung des Komischen

Digitized by Google

an, die F. Vischer (S. 408 ff.) als Posse bezeichnet, wohin auch die des Bettelmönchs und des Büttels gehören, abgesehen davon, daß diese gleichzeitig Satiren auf die Stände ihrer resp. Gegner bilden. In den Erzählungen der beiden ersteren vermöchte ich jedoch nur in den Versen 3742, 3962 und 4121 ff. eine Ironie zu erkennen, in der des Büttels besonders V. 7842 ff., während in der der Frau aus Bath V. 6455 ff. hervorzuheben ist. Wenn aber L. in der Anspielung auf den geschlechtlichen Verkehr zwischen Eheleuten in der Erzählung des Rechtsanwalts, V. 5128 ff. (B 708), eine gleiche Absicht vermutet, so ist zu erwidern, daß solche Bemerkungen so häufig bei Ch. sind (z. B. LGW. V. 152, H. F. V. 244, C. T. V. 13 014 usw.), daß man dahinter nichts weiter als einen zu jener Zeit erlaubten kleinen Scherz zu erblicken braucht. (S. auch a. a. O. S. 106). Offenbar sind jedoch die guten Ratschläge, die der Oxforder Scholar den Frauen in seinem Geleit erteilt, im ironischen Sinne gemeint, wogegen die Betrachtungen in der Erzählung des Kaufmanns nicht, wie der Verf. sie S. 108/9 auffaßt, eine Ironie des Erzählers auf die Ehe sind, sondern nur insofern ironisch wirken, als der Held der Erzählung, der alte Januarius, sich die Vorzüge des Ehestandes vorspiegelt, die nachher in ihr Gegenteil umschlagen. Der Kaufmann selbst will, infolge seiner bösen Erfahrungen, mit seiner Geschichte ein Beispiel von der Schlechtigkeit der Frauen liefern. Dagegen ist die Beschreibung der Hochzeit des Januarius (V. 9591—9613), die, wie die schon erwähnten Stellen im H. F. und in der Nun's Pr. T., im höheren Stile mit Anrufung der Götter ausgeführt ist, ironisch oder genauer parodistisch zu nennen. Eine Parodie ist auch die Romanze von Sir Thopas, mit welcher der klassischen und romanischen Vorbildern nachstrebende Dichter die im Volke beliebten Reimereien der fahrenden Sänger lächerlich machen will.

Widersprechen muß ich aber L., wenn er die Nutzanwendungen der Erzählung des Nonnenpriesters (S. 109) eine Verulkung der Tierfabel nennt, da Ch. in seiner Darstellung wesentlich dem Roman de Renard folgt, wie er auch sonst eine Tierfabel (C. T. V. 1178 ff.) ohne Bedenken anführt. Seine eigenen Zutaten bestehen hier vielmehr nur in der weiteren Vermenschlichung der handelnden Tiere, namentlich des Hahns und der Henne, die er wie behäbige Bürgersleute seiner Zeit schildert, und deren gelehrten Erörterungen, wodurch er eben die ironische Wirkung der Geschichte erzielt. Andere Züge dieser Art sind bereits angeführt worden, doch besonders zu betonen ist der Ausspruch V. 16050; ob man aber die Schmeicheleien des Fuchses (V. 16068 ff.) in gleichem Sinne auslegen soll, ist zweifelhaft. Gewiß sind aber ironisch die Worte des Dienstmannes im Prolog zu seiner Erzählung (V. 16829 ff.) und die Spötterei des Stiftsschaffners gegen den betrunkenen Koch (V. 17750 ff.) gemeint.

Hiermit glaube ich — wenn ich nicht etwa einzelne Stellen übersehen habe — die Verwendung der Ironie in Chaucers sämtlichen (nicht nur epischen) Dichtungen, der Lüdeke einen zu weiten Raum anweist, auf das richtige Maß zurückgeführt zu haben.

Berlin-Zehlendorf. J. Koch.

Helene Richter, Lord Byron. Halle, Niemeyer, 1929. XII, 582 S.

Man möchte in der gewaltig angeschwollenen Byron-Literatur der letzten Zeit eine Bestätigung des Goethe-Wortes sehen: 'Daß du nicht enden kannst, das macht dich groß.' Für Byron, gegen Byron, jedoch nicht ohne Byron, das ist die Formel, die sich schon durch das ganze 19. Jahrhundert hindurch anwenden läßt und auch in der Gegenwart die Diskussion über den Dichter nicht zur Ruhe bringt. Wissenschaftler, Künstler und Dilettanten, sie alle haben sich an ihm versucht, haben immer andere Züge seines Wesens entdeckt, und doch ist das Problem Byron noch nicht zum

Digitized by Google

Abschluß gelangt. Auch jede Generation hat es anders gedeutet, und der Wandel der Gestalt Byrons legt Zeugnis ab von dem wandelbaren Geschmack der Zeit (vgl. hier die Bücher von Chew und Praz). Wenn die Gegenwart geneigt ist, dem Dämonischen in dieser Persönlichkeit nachzuspüren — etwa Max Brod und sein Schauspiel 'Lord Byron kommt aus der Mode' —, so steht dahinter eine Zeitströmung, die es liebt, den 'Kampf mit dem Dämon' (Stefan Zweig) als Urquelle dichterischer Spannungen und Entladungen anzusehen. Und Gegenwartsstimmungen entspricht es auch, wenn Kasimir Edschmid ein Bild Byrons zeichnet, das ganz im Lichte einer leidenschaftlichen Erotik gesehen ist. Gegenüber diesen Versuchen mutet das vorliegende Buch von Helene Richter äußerst bescheiden und schlicht an. Man dürfte sich nicht wundern, wenn vom Standpunkt der modernen Literaturbetrachtung aus sogar der Vorwurf des etwas Altmodischen erhoben würde. Man wird vielleicht auch fragen können, ob es nach der großen Biographie von Ethel Colburn Mayne nicht überflüssig gewesen sei, soviel bereits getane Arbeit noch einmal aufzubieten, und ob eine straffere Konzentration dem Riesenwerk von 600 Seiten nicht vorteilhafter gewesen wäre.

Jedoch würde man ungerecht sein, wenn man leugnen wollte, daß man durch die Lektüre des Buches immer wieder gefangengenommen würde trotz der Längen, die ohne Zweifel vorhanden sind. Denn was dieses Buch gibt, ist Herzenswärme und echte Begeisterung. Man hat das Empfinden, daß es Helene Richter überaus ernst mit ihrer Aufgabe nimmt, und sie benutzt ihre hervorragende Beherrschung des Stoffes — sowohl des rein biographischen als auch des zeitgeschichtlichen — in erster Linie dazu, das Wesen ihres Helden zu rechtfertigen.

Den Inhalt des Buches wiederzugeben, hieße die Biographie Byrons erzählen. Es sollen deshalb nur einige charakteristische Punkte herausgegriffen werden. Eins der besten Kapitel scheint mir das 'Klassizismus und Romantik' überschriebene zu sein, wo sich die Verfasserin mit jenem eigentümlichen Phänomen auseinandersetzt, daß einer der größten Romantiker sich ganz als Erbe der Klassik fühlt. Helene Richter findet eine sehr glückliche Formulierung für diesen Dualismus, wenn sie feststellt: 'In der Angst vor dem Überfluten seiner Ergriffenheit sucht er das hemmende Wehr des Kunstgesetzes' (S. 143). Wenn man einmal vom Kampf mit dem Dämon sprechen darf, so steht diese Polarität deutlich unter diesem Zeichen. Die Flucht in das Maß, das Gesetz, die Regel erscheint in Byrons ganzem Lebenswerk als der Versuch, das Dämonische in sich zu überwinden durch die Bindung an eine feste Norm. Die Modifikationen dieses Konfliktes können verschieden sein; aber das, was zum Ausdruck gebracht werden soll, ist immer dasselbe, ob es sich wie hier um ein Prinzip der Form handelt oder etwa um seine eigentümliche Naturauffassung, die einen bezeichnenden Wechsel zwischen der Darstellung des erhabenen Seins und plötzlicher dynamischer Bewegtheit zeigt (vgl. die Schilderung vom Genfer See).

Auch Helene Richter spricht von 'Dämonen' und denkt dabei an jene qualvolle Hölle der Ehe, aus der nur die Flucht befreien konnte (S. 213 ff.). Daß es sich dabei um eine doppelte Tragödie handelt, wird ganz klar, wenn man sieht, wie hier zwei Menschen verbunden sind, die nichts Gemeinsames haben. Byron, der von der Frau innere Läuterung und Erlösung erhofft und später auch in der Gräfin Guiccioli findet, sieht sich in seiner Ehe an ein Wesen gefesselt, das sich als Werkzeug der Vorsehung empfindet, 'um seinen maßlosen Stolz zu züchtigen' (S. 238). Es liegt in der Blickrichtung der Verfasserin, daß sich Lady Byron in der ganzen Tragödie mit der zweiten und untergeordneten Rolle begnügen muß. Eine wie tragische Figur diese psychologisch überaus komplizierte Frau war, hat uns kürzlich

Digitized by Google

Ethel Colburn Mayne in ihrem Buche 'The Life of Lady Byron' (1929) gezeigt.

Nach dem Bruch beginnt die Pilgerfahrt in die Ewigkeit, bei der die Freundschaft zwischen Byron und Shelley am Genfer See eine beglückende Etappe ist. 'Der seraphische und der luziferische Rebell reichen sich die Hand' (S. 265), so nennt Helene Richter die Begegnung sehr glücklich und deutet damit an, worin der eigentliche Sinn dieses Sichfindens gelegen hat: Es ist wiederum die Sehnsucht nach Überwindung aller Unruhe, die Byron zu Shelley und seiner Philosophie hintrieb. Shelleys Tod mußte ihn deshalb auch so sehr erschüttern, weil er nun um so schmerzlicher seiner ruhelosen Einsamkeit ausgeliefert war.

Der Heimatlose findet in Italien eine zweite Heimat. Was H. Richter über diese Zeit zu sagen hat, ist durch eine fast spannend zu nennende Sprache ausgezeichnet, wie überhaupt die große Plastik des Erzählens und der überaus farbige Stil zu den Vorzügen des Buches gehören. In der Darstellung der italienischen Jahre steigert sich diese Anschaulichkeit noch in hervorragender Weise, und ebenso gegenwartsnahe wirkt die Beschreibung des Endes in Griechenland. In ergreifender Weise versucht H. Richter die Tragik eines Todes herauszuarbeiten, der längst geahnt war und, als er dann kam, fast wie eine Erlösung wirkte.

In das Leben ist das Werk verwoben, aufgefaßt als das Bekenntnis eines echten Dichters, der bei aller zur Schau getragenen Pose doch aus innerstem Herzen schafft. Auch hier steckt viel Liebe in dem Versuche, den Grundlagen seines dichterischen Schaffens gerecht zu werden, etwa durch die feine Analyse seiner Lyrik (S. 78 ff.) oder die starke Unterstreichung des Persönlichkeitsgehalts in seinem Werk (S. 141, 189, 197 u. a.). Auch die technische Seite seiner Sprache ist in geglückter Formulierung herausgearbeitet (Metaphernreichtum, Vergleiche, literarische Quellen). Sicherlich sind in seiner Dichtung viele Fehler festzustellen, aber sie erklären sich aus einem 'Überschuß an hemmunglosem Impuls' (S. 493).

Alles in allem genommen, haben wir es mit dem Buche einer gründlich geschulten und klugen Frau zu tun, bei der die reine Wissenschaft aber verklärt ist durch die Poesie. So entsteht ein Byronbild, das man klassisch nennen könnte, wenn man darunter jenes Streben nach Vollendung versteht, das ohne eine gewisse Idealisierung nicht zum Ziele führt. Es ist nicht der Byron, dessen Wesen und Werk ein unendlicher Kontrast zwischen einem zerstörenden und erlösenden Muß waren, sondern eine erhöhte Gestalt, 'die keinen Wendepunkt, keine innere Wandlung kennt, sondern nur ein ungeheures Wachsen, Sichentwickeln und Steigern' (S. XI).

Zur Zeit Bonn. Paul Meißner.

D. L. Baldwin, J. W. Hebel, L. N. Broughton, B. F. Stelter, L. C. Evans, M. R. Thayer, A concordance to the poems of John Keats. Washington, The Carnegie Institution of Washington. XXI, 437 S.

Kapital kann doch die Wissenschaft eines Volkes mächtig fördern; das zeigt sich auf dem Gebiete der englischen Literaturerforschung an den Konkordanzen, deren kostspielige Herstellung und langsamer Absatz von einer Verlagsbuchhandlung einen 'langen Atem' erheischt. Das Carnegie-Institute hat die Mittel zu solchen Unternehmungen und kann sich für die philologischen Wissenschaften kaum durch etwas anderes nützlicher machen. Der mächtige Band in Großquart, der den gesamten Wortschatz von Keats registriert, erleichtert es ohne Zweifel den Forschern ungemein, dessen Nachwirkung z. B. auf Tennyson oder Browning oder William Morris zu verfolgen; fast mit Neid mag ein Deutscher, dem selbst eine Goethe-Kon-

Digitized by Google

kordanz noch abgeht, auf ein solches Ehrendenkmal blicken, das jetzt dem kurzlebigen Keats errichtet wurde, während Byron immer noch darauf warten muß.

Wie sehr Keats Beachtung verdient, ist seit seinem Tode 1821 mit jedem Jahrzehnt ersichtlicher geworden. Die frühen Maler der Präraffaeliten begannen mit Vorliebe, ihn zu illustrieren; die Ästheten seit den sechziger Jahren begeisterten sich für seine Kunst im Dienste der reinen Schönheit; poetischer als alle Viktorianer wird er heute erachtet. Das Erscheinen des Oxford Keats 1914 gab dann die Losung zum Beginn der Konkordanzarbeit, denn jetzt war ein richtiger, gemeinzugänglicher Text vorhanden, und zwar in einem einzigen Bande, was das Zitieren sehr erleichterte.

Begierig fängt man an zu blättern, um die Lieblingswörter dieses sinnenfrohen Märchendichters herauszufinden. Die Belege für *eye* laufen durch mehr als zwei doppelspaltige Seiten, und höchst mannigfach sind sowohl die Attribute als die Zusammensetzungen, die Keats von dem Wort gebrauchte. *Beauty*, die man als seine Religion bezeichnen kann, geht nur durch anderthalb Spalten; die Abstraktion bedeutete ihm viel weniger als die Anschauungen. Zum Vergleich sei erwähnt, daß *love* und *sweet* sich durch drei Spalten ausdehnen, *soft* durch zwei; von einfachen Farben füllt Blau bei ihm knapp anderthalb Spalten, Rot nur eine halbe, Purpur noch nicht eine viertel, Grau nicht eine zehntel. Aber *dew* ist sehr beliebt, es füllt anderhalb Spalten; ebenso *gold* und noch mehr *silver*. Dagegen wagt sich *pensive*, das bei den Lyrikern des 18. Jhs. bis zum Übermaß häufig wiederkehrte, nur dreimal hervor. Sein Geschmack verwehrte ihm Monotonie; zahlreiche Wörter verwendet er überhaupt nur je einmal; seine dichterische Tätigkeit war auch auf so wenige Jahre zusammengedrängt, daß er leicht sich selber gedächtnismäßig kontrollieren konnte.

Die Herausgeber haben seine Worte gezählt und berechnet, daß er über 8700 verfügte; Miltons poetischen Wortschatz schätzt man auf 7—8000, den des Homer auf 9000; wieviel weniger Verse hat Keats geschrieben! Auffallend ist seine Bevorzugung des Substantivs gegenüber dem einfachen Adjektiv; dagegen schwelgt er in Partizipien der Vergangenheit und verstärkt sie womöglich durch Zusammensetzungen, was weder altenglische noch altgriechische Vorbilder verrät und eher an die Shakespearezeit erinnert, z. B. adder-eyed, amber-fretted, azure-lidded, be-nightmar'd, birdlim'd, black-eyed, black-weeded u. a. Wer diese Ausdrücke, die meist erst von Keats gebildet und meist nur einmal von ihm verwendet wurden, überschaut, gewinnt Einblick in die Magie seiner Wortkunst.

Cockney-Wörter hat man ihm vorgeworfen, allerdings nicht in demselben Umfange wie seinem Kameraden Leigh Hunt. Die Herausgeber haben sie auf S. XI zusammengestellt. Den Vorrang behauptet *tease* mit seinen Ableitungen, z. B. *the niggard Muse to tease, Oberon will tease, stream subterranean will tease their granite beds* usw. Dieses Wort ist in seinen Briefen ebenso verbreitet. Da schlüpfte ihm Gewöhnlichkeit in die Märchenwelt. Des weiteren gehören hierher *ache, delicious, lust, luxury, pant* und noch einige, über deren Klang man z. T. streiten kann; daß sie Cockney-Charakter tragen, finden die Hgg., und man wird sich darin auf sie verlassen können.

Bedeutungen werden in unseren Wörterbüchern sorgsam verzeichnet; die Stimmung und die Denksphäre, die einem Ausdruck anhaftet, verdiente bei spezifisch poetischen oder spezifisch vulgären Wörtern wohl auch einen Vermerk. Selten wird ein Engländer *pensive* in der Prosa verwenden oder *tease* in der Poesie. In dieser Hinsicht könnte eine Zusammenarbeitung der Konkordanzen, sobald deren noch mehr und auch solche von Prosaisten vorliegen, dem Lexikographen wertvolles Wissen mit sicheren Beweisen an die Hand bieten.

A. Brandl.

Digitized by Google

Deutschbein-Hollack, Lehrgang der englischen Sprache für höhere Schulen mit Englisch als 2. Fremdsprache für Aufbauschulen und Gymnasien. (Deutschbeins engl. Unterrichtswerk.) Grammatik. Zwölfte, verb. Aufl. Leipzig, Quelle & Meyer, 1928. 124 S. Preis geb. 2,80 M.

Da ein Vorwort fehlt, erfährt man nicht, welche Veränderungen der Bearbeiter E. Hollack an der vorhergehenden Auflage vorgenommen hat. Anlage, Text und Beispiele stimmen zu der von M. (nicht K.) Deutschbein 1924 herausgebrachten Schulgrammatik. Von der in dieser gebotenen Fülle ist vieles in der Schule Entbehrliche mit Recht fortgelassen, vieles aber noch in der vorliegenden Bearbeitung beibehalten. Andererseits finden sich noch mancherlei Unebenheiten und Lücken, die man in einer 12. Auflage gern getilgt oder ausgeglichen sähe; z. B. fehlt in § 14 neben der Verdeutschung 'im Begriff sein, nahe daran sein' für *to be going* das gewandtere 'wollen'. § 16 sollte ein Beispiel bringen wie *when do you have breakfast?* § 18, 4 erklärt nicht ein Beispiel wie: *anyone can see that she h a s been pretty o n c e.* § 20 dürfte als Umschreibung für *I will* auch *I intend* und *I am going* bieten. § 38 führt *to bid* (im Aktiv) mit reinem Infinitiv auf; das trifft nicht ohne weiteres zu. Ähnlich wird *to help* in § 39 genannt als Verb, das den Infinitiv mit *to* fordert; das stimmt nicht zu der bekannten Zeitungspropaganda der Kriegszeit *help win the war* und anderen Beispielen. § 54 a sollte auch auf das Auto und die Flugzeuge hinweisen. Zu § 55, 2 b sähe man gern noch ein paar Beispielwörter. § 67, 2 Anm. verweist nicht auf unterschiedliche Behandlung im Aktiv und Passiv. In § 69 vermißt man einen Hinweis auf die Tendenz der engl. Wortstellung als Erklärung zu Fällen wie *he gave him the book* und *he gave the book to him.* In § 75, 2 Zusatz fragt der Schüler nach einer Begründung für die Schreibung *for justice sake.* Der von Hause aus demonstrative Charakter des bestimmten Artikels wird in § 111 nicht erwähnt. § 123, 3 Zus. verzichtet auf Klarheit; *so he did* = das t a t er auch und *so have I* = ich (tat das) a u c h, mit Hinweis auf die engl. Intonation, wäre dem Schüler verständlicher als die Regel. § 125 sollte auf das reziproke Pronomen in § 169 verweisen, und dort sollte *each other* als nur von zwei Personen geltend hervorgehoben werden im Gegensatz zu (nicht neben) *one another.* Genug der Proben. Es ließe sich noch manches anführen, um zu beweisen, daß die Herstellung der nächsten Auflage noch eine lohnende Arbeit ist.

Potsdam. F r i t z F i e d l e r.

Deutschbein-Hollack, Lehrgang der englischen Sprache für höhere Schulen mit Englisch als 2. Fremdsprache für Aufbauschulen und Gymnasien. (Deutschbeins engl. Unterrichtswerk.) Lesebuch. Zwölfte, verb. Aufl. Leipzig, Quelle & Meyer, 1928. 135 S. Dazu das Beiheft: Übungen. 31 S. Preis geb. 2,80 M. bzw. 0,50 M.

Ungewöhnlich für ein Lesebuch, bieten die ersten Seiten einen Lautierkursus mit Vokaltafel, Lautgruppen und Lautierübungen. Durch roten Druck sind die stimmhaften Endkonsonanten hervorgehoben, doch fehlt der Hinweis auf die verschiedene Vokaldauer vor stimmhaften und stimmlosen Konsonanten in Wörtern wie *it* neben *big, back, black,* neben *cab* usw. (S. 3 ff.). Auch die Stimmführung ist mit keiner Silbe angedeutet. Rechtschreibungsregeln, Sprichwörter, Satzkonjugationen, Namen der Monate und Wochen und ein Gedicht beschließen den Kursus, der doch wohl in das

Digitized by Google

grammatische Beiheft gehörte. Die Texte behandeln in den ersten sieben Abschnitten Schul- und Familienleben, Jahreszeiten und Alltagsbegebenheiten. Lektion 8—21 behandeln 'British life' in anschaulichen und gut illustrierten Proben, die recht geeignet sind, in die engl. Kulturkunde einzuführen. Von 22—28 liefert der 'Historical reader' ansprechende Abschnitte über repräsentative Persönlichkeiten wie Drake, Clive, Wolfe usw. Im Anschluß an die Lesestücke ist die Behandlung der Grammatik gedacht, deren Gliederung das Inhaltsverzeichnis angibt. Gutgewählte Gedichte und Lieder (z. T. mit Noten) beschließen den Hauptteil. Der 'Anhang' enthält Lauttexte zu Lektion 1—3. Stoffe zu Sprechübungen, z. B. über Hausbau, Post, Eisenbahn usw. Es folgt ein nicht zu den Richtlinien stimmender 'Review of English literature' (einschl. der amerik.) und eine trockene, chronologische Aufzählung der wichtigsten geschichtlichen Ereignisse. Die Vokabeln enthält ein nach Abschnitten geordnetes 'Vocabulary'. — Das gram. Beiheft enthält 'Exercises' zu den Stücken 1—28 und einige zusammenhängende Übersetzungsstücke im Anschluß an die Lektionen 9—26. Es folgen gram. Übersichtstafeln, die die wichtigsten grammatischen Kapitel wie Adjektiv, Infinitiv, Gerundiv usw. ausschließlich in englischen Beispielen vermitteln und mit den gebräuchlichsten unregelmäßigen Verben in alphabetischer Ordnung schließen.

Potsdam. Fritz Fiedler.

Sander-Cliffe, Our English Studies. Englisches Lehrbuch für höhere Mädchenanstalten. Ausg. A, Teil 1: Grundbuch für Sexta. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1928. 87 S.

Ähnlich dem von Walter im Manuel français angewandten Verfahren bietet ein 'Preparatory course' reichliches Material aus der Schulstubenwelt zu Hörübungen. Der eigentliche Lehrstoff wird in 12 Lektionen vermittelt, die gute und für die Altersstufe geschickt gewählte Texte enthalten. Zur einsprachigen Verarbeitung des gram. Pensums leiten die 'Exercises' an, gegen die höchstens einzuwenden ist, daß sie vielfach für jeden Lehrer Selbstverständliches fordern. Im 'Appendix' finden sich einige längere Erzählungen und mehrere Liedchen mit Noten. Dann folgt die nach Lektionen gegliederte 'Sprachlehre'. In dieser fällt die vereinzelte dt. Bezeichnung der gram. Begriffe auf. Der 'Wesfall' und 'Wemfall' (S. 59) stimmen nicht zu § 35, in dem die übliche lat. Bezeichnung verwendet ist; warum also nicht auf S. 59? Es folgen kurze zusammenhängende Übungsstücke (im Anschluß an die vorangegangenen Lektionen) zum Übertragen ins Engl. und ein 'Vocabulary' nach Lektionen. Das Buch stellt zwar hohe Anforderungen an Lehrer und Lernende, aber gerade deshalb wird es bei richtiger Ausschöpfung beide Teile befriedigen.

Dasselbe. Ausg. B: Grundbuch für Tertia. 142 S.

Für diesen Teil gilt das zu Ausg. A Gesagte, nur mit der Erweiterung, daß die Texte inhaltlich der reiferen Altersstufe angepaßt sind und größeren Umfang haben. In der Sprachlehre fällt noch mehr als in Ausg. A das Durcheinandergehen der lat. und dt. Terminologie auf. Fast nur in den Überschriften finden sich Bezeichnungen wie 'Geschlechtswort' (§ 1), 'Mehrzahl' (§ 3), 'Eigenschaftswort' (§ 17) usw., während im Text vielfach die üblichen lat. Bezeichnungen gebraucht werden. Eine einheitliche Bezeichnung wäre (in einer Neuauflage) vorteilhaft. Sachlich ist noch zu § 24 (Ende) zu bemerken, daß nicht nur *handsome* und *narrow* germ. Steigerung zulassen; 'usw.' ist hinzuzufügen. In § 36, 1 trifft die Angabe: *many* bezieht sich auf die 'Mehrzahl', nicht den Fall: *One too many.*

Potsdam. Fritz Fiedler.

Digitized by Google

E. Gerstenberg, The Foundations of English Character. Englisches kulturkundliches Lesebuch für die Oberklassen. Braunschweig und Berlin, Westermann, 1929. 300 S., 16 Abbildungen. M. 4,80.

Ein kulturkundliches Lesebuch, das sich in der langen Reihe ähnlicher Werke, die uns die letzten Jahre beschert haben, durch gediegene Ausstattung, klaren Druck und zahlreiche Bildbeigaben auszeichnet. Der Verf will unter Verzicht auf ein typisierendes System 'die Wesensart des englischen Volkes von verschiedenen Gesichtspunkten aus erhellen'. Als Hilfsmittel, das die in der Klassenlektüre gerade hervortretenden Probleme von höherer Warte aus in Zusammenhang bringen soll, geht das Buch von der Einzelpersönlichkeit aus zu ihren Bindungen durch die Umwelt und kehrt dann wieder zu 'den im Innern wurzelnden Kräften zurück, durch die der Engländer die Welt meistert'. So soll der einheitliche Charakter des englischen Menschen, von welcher Seite man ihn auch betrachten mag, gewahrt bleiben. Um der Arbeitsgemeinschaft zwischen Lehrern und Schülern nicht vorzugreifen, sind absichtlich keine Einführungen zu den Texten gegeben.

Das einleitende Kap. I behandelt 'The Land' (4 Stücke, S. 11—18) und 'The Historical Conditions' (5 Stücke, S. 19—38) an Hand zeitgenössischer Quellen. Kap. II, 'The Englishman and his World', bietet in 4 Abschnitten alles andere Material. An eine allgemeine 'Delineation of Character' (S. 39 — 44) gliedert sich ein Abschnitt über 'Personality and Freedom', in dem 4 Begriffe: Individualism, Love of Freedom, The Ideal Personality sowie Contemplative and Melancholic Traits mit je 6 Aufsätzen vertreten sind (S. 45—114). Der dritte Abschnitt erörtert 'Attachments to Surroundings' an 3 Anschauungsgruppen: Love of Nature (5 Stücke, davon 3 Gedichte), Subjection to Tradition and Society (3 Stücke) und Subservience to the State (10 Stücke) (S. 114—165). Der letzte und längste Abschnitt veranschaulicht 'The Englishman's Framing and Conquest of the World' von 6 Gesichtspunkten aus, nämlich: Empiricism and Utilitarianism (4 St.), Sense of Humour and Satire (4 St.), Religious Sense (7 St.), Social Ideas (8 St.), Patriotism and Imperialism (10 St.) und The British Commonwealth of Nations (4 St.) (S. 165—278). — Daß sich das umfängliche Stoffgebiet, in dem sich, von verschiedenartigen Blickpunkten aus gesehen, manche Gedankenreihen decken, nicht in eine scharfe Gliederung zwingen läßt, dürfte einleuchten. Die 4 Aufsätze über Humor und Satire (S. 178 ff.) scheinen mir für die Gegenwart nicht repräsentativ genug (das jüngste Zeugnis stammt von 1840) und schließen die Gefahr einseitiger Verallgemeinerung nicht aus. Jener derbe Humor S. Butlers, Swifts und Addisons ist wohl für die besonders geartete Kultur des 17. und 18. Jahrhunderts typisch, hat aber durch Romantik und Realismus eine deutliche Umprägung erfahren. Recht lehrreich würde es vielleicht sein, neben dem Abschnitt aus Burkes 'Betrachtungen über die Frz. Revolution' (S. 144 ff.) das kurze Schlußwort aus Paines 'Menschenrechten' zu finden. Dadurch würde der Begriff der politischen Freiheit in seinen Extremen abgegrenzt sein, wie er sich zur Zeit des Pariser Nationalkonvents in den Köpfen der Engländer widerspiegelte. — Bei der Wahl der Texte, unter denen 6 Gedichte von Wordsworth, Kipling, Masefield und Owen zu verzeichnen sind, hat der Verf. vor allem das 19. und 20. Jahrhundert bevorzugt, aus denen gut zwei Drittel der 56 zitierten Schriftsteller stammen. Wenn das 16. Jahrhundert gar nicht, das 17. mit 6 Autoren (S. Butler, Halifax, Hobbes, Locke, Milton und Walton), das 18. mit 11 Autoren vertreten ist, so wird diese Auslese womöglich nicht ganz jenen 'Foundations' gerecht, an deren Gestaltung doch auch Th. Moore, Sidney, Bacon, Shake-

Digitized by Google

speare, Cromwell, G. Fox u. a. mitgearbeitet haben. Der meist geringe Umfang der Stücke ist zu begrüßen.

Den Texten folgen 'Bemerkungen zu den Verfassern' (S. 279—283). Einige Daten fehlen; so bei G. Collar, P. Collier, E. V. Lucas, J. S. Mills, R. Muir und Ch. Petrie. Masefield wurde bereits 1874 geboren (vgl. Manly-Rickert S. 111). Sollte W. Owen an der Somme gefallen sein? — Den Schluß bilden 'Anmerkungen' (S. 284—300) in englischer Sprache. Sie bringen außer den notwendigsten Wort- und Sacherklärungen auch zahlreiche Druckfehlerberichtigungen. Vielleicht dürften die Erklärungen von Wörtern wie monsoon, B. C., venture, vivisection, hath, aught, fair, arbitrary entbehrlich sein. Nicht zuletzt soll anerkannt werden, daß im allgemeinen die sprachlichen Schwierigkeiten von jedem Durchschnittsprimaner bewältigt werden können, ein Vorzug, der nicht allen kulturkundlichen Lesebüchern eigen ist.

Steglitz. Hans Marcus.

Westermann-Texte, Englische Reihe:

Nr. 38. K. Achtnich, Indian Life in English Fiction.
„ 53. Kurt Schwedtke, Modern English Life.
„ 55. Rud. Salewsky, Twice 28 Little Stories to tell.
„ 57. Alwin Paul, British Patriotism.
„ 67. E. Bayly, Jane Austen, A Selection from her Works.
„ 69. S. Haldy, A Cockney's Childhood, from Kingsley's 'Alton Locke'.
„ 70. J. Gelhard, I. A. Cramb, Treitschke and Young Germany.
„ 71. J. Gelhard, Allan Monkhouse, The Grand Cham's Diamond.
„ 72. Arnold Mock, Modern India and Egypt.
„ 76. Herbert Brück, England by Dean Inge.
„ 77. W. Fritz Schmidt, 8 One-Act Plays from various authors.
„ 78. Paul Wenzel, English Naval Heroes.
„ 79. Fritz Hummel, Charles Dickens, The Pickwick Papers (Selected Chapters).

In der Englischen Reihe der Westermann-Texte ist wieder eine ganze Anzahl wertvoller Bändchen aus den verschiedensten Teilen der englischen Literatur- und Kulturkunde erschienen. Die 56 Little Stories bieten ein reichhaltiges Material für Diktate. Nacherzählungen, Umformungen u. ä.; Menschen- und Tiergeschichten wechseln miteinander ab; für alle Altersstufen finden sich Geschichten, die sämtlich so ausgewählt sind, daß sie in 1—3 Stunden bewältigt werden können. Gerade für die sprachlichen Übungen der Schüler sind solche Sammlungen besonders wertvoll, weil in sich abgeschlossene Geschichten ihnen zugrunde gelegt werden können, und nicht aus dem Zusammenhang gerissene Stücke der laufenden Lektüre. Die meisten Geschichten geben außerdem noch Beispiele typisch englischen Humors. — Zur Übung der Sprechfertigkeit sind die 8 One-Act Plays gut geeignet, die mit ihren durchschnittlich 10 Seiten leicht eingeübt werden können. Abgesehen davon, sind sie aber auch sorgfältig ausgewählte Beispiele literarisch bedeutender Einakter, einer Gattung, die ja gerade in England in besonders reichem Maße entwickelt ist. Die Auswahl umfaßt History, Ireland (Lady Gregory's 'Rising of the Moon' und Synge's 'Riders to the Sea'), Post War, Psychology (Galsworthy's 'Little Man') und Fancy. Ein etwas längerer Ein-

Digitized by Google

akter ('The Grand Cham's Diamond' von Allan Monkhouse, dem Verfasser der Bookman's Notes im Manchester Guardian) erfuhr eine Sonderausgabe. Er gibt eine ausgezeichnete Milieuschilderung einer englischen lower middle class Familie in Verbindung mit einer abenteuerlichen, oft spannenden Handlung. —

Drei Bändchen enthalten Kapitel der schönen Literatur. Das eine einen Auszug aus Dickens' 'Pickwick Papers', das zweite A Selection from the Works of Jane Austen (Teile aus 'Pride and Prejudice', 'Emma', 'Northanger Abbey', 'Persuasion') und das dritte Abschnitte aus dem ersten Teil von Kingsley's 'Alton Locke'. Als Grundlage für eine Besprechung der sozialen Umschichtungen in der Mitte des 19. Jahrhunderts wird dieses Heftchen gute Dienste leisten, ebenso der Band 'British Patriotism', der Parlamentsreden vermittelt, angefangen mit der Zeit des amerikanischen Freiheitskrieges über die Zeit der Parlamentsreform, des Empire-Gedankens bis zur Nachkriegsfrage des disarmament, das durch Lord Cecil vertreten wird. Fragen des Nachkriegs-England, besonders die Imperial Conference von 1926, werden auch in Modern English Life behandelt und in dem Auszug von Dean Inge's 'England', der den Schülern die Ansicht eines Engländers über sein Land vermittelt; die Abschnitte sind geschickt ausgewählt und geben das Wesentlichste von den beiden Kapiteln The Soul of England und Empire. Vielleicht hätten ein paar Abschnitte aus dem Kapitel Democracy dem Ganzen noch eine bessere Abrundung gegeben. Oder sollen Democracy und der sehr interessante persönliche Epilogue in einem späteren Heftchen erscheinen? Für die Behandlung der Empire-Frage bietet das Heft Modern India and Egypt weiteres Material. Wie bei Dean Inge lernt der Schüler englische Ansicht über Indien kennen, nämlich Teile von Sir Valentine Chirol's Buch 'India', das Eindrücke wiedergibt, die der Verfasser als langjähriger Berichterstatter der Times gesammelt hat. 'Hinduismus', 'Mittelpunkt des englischen Imperiums' und 'Einflußsphäre aller britenfeindlichen Strömungen' sind die drei Stichwörter, nach denen die Abschnitte ausgewählt sind und das indische Problem beleuchten sollen. Sir William Hayter, juristischer Berater der ägyptischen Regierung, zeigt in seinen Vorlesungen einen ähnlichen Ausblick auf Ägypten, der besonders wertvoll werden kann bei einem Vergleich von Hayters Anregungen mit dem Draught Treaty von 1929, der als Anhang mit abgedruckt ist. Wie sich das indische Problem in der Literatur widerspiegelt, zeigt das Heft Indian Life in English Fiction, das Kultisches, Ethnographisches, Englisch-Indisches und schließlich noch einen Blick in die moderne indische Frauenbewegung bietet. — Zur älteren Geschichte gehören Cramb's Vorlesungen über Treitschke and Young Germany und das Heft English Naval Heroes, in denen Hudson, Raleigh, Drake, Blake, Cook und Nelson vorgeführt werden. — Die zahlreichen Anmerkungen in jedem Heft erleichtern dem Schüler das Verständnis von Namen und ganzen Zusammenhängen.

Berlin-Wilmersdorf. Günther Scherer.

George Kingsley Zipf, Relative Frequency as a Determinant of Phonetic Change. (Reprinted from the Harvard Studies in Classical Philology, Vol. XL.) 1929. 95 S.

Der Verfasser stellt an die Spitze seiner Untersuchung einige Sätze, die für die Beobachtung sprachlicher Veränderung noch nicht oder nicht genügend herangezogen worden sind. Der erste behandelt das Verhältnis von Häufigkeit und Deutlichkeit oder Einprägsamkeit (conspicuousness).

Schon Mussafia pflegte in seinen Vorlesungen darauf zu verweisen, daß die bestüberlieferten Wörter nicht etwa die volkstümlichen, die meistgebrauchten sind, sondern umgekehrt die in der gelehrten, seltenen Be-

Digitized by Google

nützung stehenden. Je häufiger ein Wort im Munde der Sprecher, desto abgeschliffener die Form, wie ein zerwaschener Kiesel.

In Anlehnung an das Fechner-Webersche Gesetz sagt nun Zipf:

Je häufiger ein Wort, eine Silbe, ein Laut vorkommen, desto leichter aussprechbar sind sie, desto geringere Aufmerksamkeit wird auf ihre Hervorbringung gerichtet (und — was Zipf durchweg zu sagen vergißt — auf ihr Verständnis). Das Unbekannte (Neue) wird mit Hervorhebung gesprochen, das Bekannte nicht.

Das mit geringerer Aufmerksamkeit Gelautete und Aufgefaßte wird mehr und mehr vernachlässigt. Die Lautung wird geschwächt bis zu gänzlicher Außerachtlassung. Die außerordentliche Einübung des Sprechers und des Hörers in bezug auf ungemein häufige Laute oder Lautzeichen erzeugt vollständige Sorglosigkeit bei der Ausführung solcher Lautungen. Denn sie werden, wenn auch nur angedeutet, doch verstanden, sie werden vom Hörer unbewußt in ihren fehlenden Bestandteilen ergänzt. Auf die Zeit mangelhafter Lautung folgt schließlich die Zeit, in der eine solche Lautung überhaupt nicht mehr ausgeführt wird. Der Laut ist dann aus der Sprache geschwunden.

Laute oder Lautreihen (Wörter, Silben) dagegen, die in der betreffenden Sprachgemeinschaft selten vorkommen, werden allemal sorgfältig behandelt, der Sprecher leitet sie dem Hörer angelegentlich zu, dieser übernimmt sie, weil ungewohnt, mit Aufmerksamkeit. Und zwar umgibt einen Laut usw. um so größere Aufmerksamkeit, je seltener er ist. Die Aufmerksamkeit führt zur Überdeutlichkeit der Lautung, die daher zur Verstärkung neigt, also zur Veränderung nach der dem früheren Vorgang entgegengesetzten Seite. Laute, die in einem mittleren Prozentsatz der Häufigkeit vorkommen, bleiben erhalten. Laute, deren Häufigkeit eine gewisse obere Linie überschreitet, werden geschwächt. Laute, deren Häufigkeit eine untere Linie erreicht oder unterschreitet, werden verstärkt.

Um diese Sätze zu erhärten, hat Zipf dreizehn Sprachen untersucht: Englisch, Deutsch, Schwedisch, Bulgarisch, Russisch, Tschechisch, Französisch, Spanisch, Italienisch, Ungarisch, ferner Sanskrit, Latein, Altgriechisch. Für die lebenden Sprachen wurden zumeist Zählungen der betreffenden Stenographischen Kommissionen verwendet. Ein beträchtlicher Stoff. Was die Silben, vor allem die Kasus- und Verbalendungen anbelangt, formuliert Zipf seine These folgendermaßen: Je häufiger eine Form im Gebrauch ist, desto eher wird die Endung vernachlässigt, und umgekehrt. Der ursprüngliche Sprachzustand ist ein 'Stamm' als Generalbezeichnung. An diesen trat als nähere Bestimmung die Lautung, die wir heutzutage als 'Endung', als 'Suffix' kennen. In allen außerordentlich viel gebrauchten Kasus wird die Endung vernachlässigt, der Akzent bleibt auf dem Stamm. In den seltener gebrauchten Kasus wird die Kasusform deutlich zu Gehör gebracht, die Kasusform unterliegt der Aufmerksamkeit, sie bekommt den Akzent. Nach den Tabellen von Prof. Charles Rockwell Laxman[1] erscheinen in den Rikṣaṃhita der Nominativ Sing. 24 286, der Akkus. Sgl. 17 551, der Nomin. Plur. 10 981 mal, alle übrigen Kasus miteinander kaum etwas mehr als halb so oft. Nom. Akk. Sgl. und Nom. Plur. sind stammakzentuiert, alle übrigen endungsakzentuiert.

Von den Zeitwortformen sind nach den Tabellen Averys[2] die aktiven unendlich häufiger als die medialen, die 1., 2., 3. Sgl. fast doppelt so häufig als Dual und Plural. Die 1., 2., 3. Person des Zeitwortes erscheint in der

[1] *Noun Inflections in the Veda* (Journal of the American Oriental Society) X, 325 ff.

[2] John Avery, *Contributions to the History of Verb inflection in Sanskrit* (ebd.) 220 ff.

Digitized by Google

Starkstufe, alle anderen in der Schwundstufe, denn hier sind die Endungen sorgfältig gelautet. Diese glanzvolle Feststellung, die den Leser im höchsten Grad fesselt, ist offenbar der Ausgangspunkt der Arbeit gewesen. Man erwartet nun mit Spannung die Durcharbeitung des Themas für das Verbalsystem, besonders für das germanische, und für die Nominalbildungen aller Sprachen. Der Verfasser behält sie sich für einen späteren Zeitpunkt vor (S. 24). Immerhin bringt er die Erklärung, warum neben tempo*r*is tempu*s* bestehen bleibt, während arbo*r*is arbo*r* nach sich zieht. Seine Zählungen ergeben 49,5 % Nom. und Akk. Sgl. mit *-s* beim Neutrum, 50,5 % alle anderen Kasus mit *-r-*. Aber beim Mask. und Fem. ist der Nom. Sgl. *-s* 27,3 %, alle anderen Kasus mit *-r-* 72,7 %. Freilich handelt es sich hier nicht um Schwächung bis Schwund, sondern um einen analogischen Vorgang, der uns sattsam bekannt, wenn auch m. W. nicht durch Zählung beleuchtet ist. Nach Zipfs Theorie gibt die Häufigkeit der deutschen Vorsilben *ge-, be-, ver-, er-* die Erklärung für ihre Untrennbarkeit bzw. den gänzlichen Akzentverlust (S. 33).

Was die Laute anbelangt, kommt Zipf zunächst zu der Feststellung, daß im allgemeinen die stimmlosen Verschlußlaute einen besonders hohen Hundertteil jeder Sprache ausmachen und ein außerordentliches Übergewicht über die stimmhaften aufweisen. Indessen findet er im Ungarischen $p = 1{,}04$ % gegen $b = 1{,}71$ %, im Deutschen p 1,30 — b 1,34, im Spanischen t 4,27 — d 5,20 % (siehe aber unten), g ist wesentlich schwächer vertreten als k, z. B. Schwedisch g 0,41 — k 3,63 %, Französisch g 0,76 — k 4,81 %, Tschechisch g 0,15 — k 3,93, Spanisch g 0,07 — k 3,82 usw., und, worauf der Verfasser großes Gewicht legt, dasselbe Verhältnis zeigt sich im großen ganzen in der einzigen nichtindogermanischen Sprache, die er untersucht, im Ungarischen: g 2,45 — k 5,72 %.

Im ganzen haben diese Sprachen mehr r als l, Deutsch 9,00 % gegen 3,41, nur Französisch zeigt für r 2,52 %, für l 3,77 %. Ferner ist n überall häufiger als m, im Deutschen 10,40 % gegen 2,64 usw.

Da nun die größere Häufigkeit Vernachlässigung und Schwund bewirkt, gibt die Zählung die Erklärung für verschiedene Erscheinungen: den Schwund des *-n* in deutschen Mundarten (*sie ham gsunge*), die Verflüchtigung der *d*-Lautung im Spanischen, der *-r*-Lautung im Englischen usw. Zipf zählt dann noch mit Vorbedacht ausgewählte Stellen des altenglischen Boethius, verfolgt die Lautungen in die Gestalt zurück, die sie rund 1000 Jahre vor der Abfassung des Boethius gehabt haben müssen, konstruiert damit das Häufigkeitsverhältnis der Vergangenheit und gewinnt aus seiner Theorie eine neue Beleuchtung der germanischen Lautungsverschiebung.

Die unzweifelhaft sehr fesselnden und zum Teil überraschenden Darlegungen Zipfs leiden nun unter verschiedenen Gebrechen, die hier mit größerer Ausführlichkeit behandelt werden in dem aufrichtigen Wunsch, der offenbar ebenso ernste als scharfsinnige Verfasser möchte bei der weiteren Ausführung seines Gedankens nicht den Gewinn der Arbeit gefährden.

Zipfs Studie krankt schwer unter der Vernachlässigung der Phonetik. Die Laute einer lebenden Sprache können nicht einfach nach für Leser und Schreiber berechneten Buchstabenlisten gezählt werden. Für eine Untersuchung wie die vorliegende ist experimentell phonetische Arbeit unerläßlich. Zipf hat ja öfters darauf verwiesen, daß das deutsche *b* vielfach gleich *p lenis* ist. Dann mußte er doch die Liste der Labialen [*b*], [*b̥*], [*p*] *lenis* und [*p*] *fortis* gesondert führen. Und noch mehr. Da anlautendes *p* anderen Nachhauch hat als zwischensilbiges und auslautendes, sind auch diese drei *p* gesondert zu zählen. Denn der Hörer würde es nicht wenig übel vermerken, wenn ein Sprecher das anlautende *p* im Auslaut verwendete. Der Nachhauch ist ein charakteristisches Kennzeichen des Lautes, das seine Einprägsamkeit (conspicuousness) bestimmt. Im Deut-

Digitized by Google

schen wird der anlautende stimmlose Verschlußlaut fester gespannt, infolgedessen ist der Explosionsknall stärker als im Inlaut. Der Phonetiker kann überhaupt die verschiedenen *p* nicht summieren, so wenig er *t* und *d* oder *t* und *p* unter '*t*' summieren würde. Englisch steht mit 6,88 % *r* nach dem Deutschen an der ersten Stelle. Diese *r* sind aber nur auf dem Papier. Für den Phonetiker sind sämtliche auslautende *r* überhaupt nicht vorhanden, anlautendes und inlautendes *r* sind einander nicht gleich. Gewiß kann Zipf sagen, das englische *r* ist über der Häufigkeitsgrenze, und daher wird es vernachlässigt. Aber dieser Zeitpunkt ist nicht der jetzige. Er ist schon überwunden, während etwa die Tabelle für *m* und *n* die heute gültige ist. Für *l* ist sie es sicher nicht, da das auslautende *l* von ganz anderer Organtätigkeit hervorgebracht und von anderer akustischer Wirkung ist als das anlautende. Es sind zwei verschiedene Lautungen, deren jede ihr Schicksal für sich hat, vielleicht das, von der anderen ergriffen zu werden. Daß das lateinische *-m* in äußerst zahlreichen Fällen nur auf dem Papier steht, weiß Zipf so gut wie wir alle. Wollte er die *m* zählen, so mußte er alle Fälle ausscheiden, wo *-m* vor vokalischem Anlaut usw. stand[1]. Denn nichts berechtigt uns, in der historischen Zeit des Lateinischen die auslautenden *m* den inlautenden gleichzusetzen. Es ist ja z. B. gar nicht unmöglich, daß *m*[Kons. einen von dem — noch unversehrten — auslautenden *m* wesentlich anderen 'psychologischen Gehalt' hatte, wie N. Trubetzkoy in seiner 'Allgemeinen Theorie der Phonologischen Systeme'[2] sagt. *n* vor Velar dürfte auch im Lateinischen vom anlautenden und zwischensilbigen verschieden gewesen sein. Genaueste Durchforschung der Grammatikerberichte wäre unerläßlich. Daß das *n* in häufigsten Wörtern nasaliert wurde und auf diesem Wege schwand (*cosules*), wissen wir. Es spricht für Zipfs Theorie, daß gerade in solchen Wörtern die selbständige Lautung des *n* aufgelassen wurde. Dann ist es aber nahezu unmöglich, eine Statistik des *n* zu machen, da es doch nicht — wie bei der Stenographie — auf Buchstabenzählung ankommt.

Es gibt nun aber keinen Zeitpunkt, von dem wir annehmen können, alle *t* waren gleich oder alle *n*. Die einen waren offenbar der Veränderung eher zugänglich als die anderen. Der moderne Linguistiker kann also aus Zipfs Zählungen kein brauchbares Ergebnis gewinnen. Denn die Häufigkeit der Laute wird aus ihnen nicht ersichtlich.

Sehr empfindlich ist auch, daß Zipf nicht zwischen starker und schwacher Stellung der Laute scheidet, die doch für ihr Schicksal bestimmend ist. Von zwei gleich häufigen Lautungen verschiebt sich die eine leichter als die andere, je nach ihrem Platz in der Lautungsreihe. Nehmen wir beispielsweise die Wandlungen der *t*-Lautung im Französischen. Alle anlautenden sind unversehrt überliefert, alle zwischensilbigen sind über *d* zu Null geworden. Hier liegt also noch etwas zur Unterscheidung vor. Die *-t-* waren eben schon im Spätlateinischen verschieden. Es wird auch nicht klar, wie aus gleichen Voraussetzungen, z. B. des Spätlateinischen, sich so verschiedene Sprachzustände entwickeln konnten, wenn bei gleicher Häufigkeit gleiche Schwächung eintrat. Mit der Sprachmischung kommen wir da nicht aus.

Zipf nimmt nämlich feste Veränderungslinien an. Nach ihm ist das *d* einprägsamer als das *t*. Der Schwächungsverlauf ist $d > t > \dot{p}$, der Stärkungsverlauf umgekehrt bis *dh*. Im Lateinisch-Romanischen beobachten wir das Entgegengesetzte: *t* schwindet, 'schwächt sich' also über *d* zu Null (eine Entwicklung $t > \dot{p}$ findet gar nicht statt) usw.

---

[1] Vgl. u. a. das bekannte Zeugnis Ciceros (Ad M. Brut. Orator 45, 154) für die Aussprache *cum nobis* wie *cun — n*.

[2] *Travaux du Cercle Linguistique de Prague* 1. Prag 1929.

Digitized by Google

Welcher Laut einprägsamer ist als der andere, kann überhaupt nicht allgemein festgestellt werden, das hängt von der zu einer bestimmten Zeit in einer bestimmten Sprachgemeinschaft herrschenden Sprachgepflogenheit (= psychischen Veranlagung) ab. Das stark schwingende italienische [d] (*Nedda*) mag einprägsamer sein als das [t] (*petto*); ein deutsches festgespanntes und behauchtes [*ɔt h o*] kann viel einprägsamer sein als [*odo*]. Die Theorie, daß $d - t$ in einem absoluten Verhältnis von Stärke und Schwäche stehen, ist anfechtbar; das Wahrscheinliche ist, daß wir für jede Lautung eine an sich gleiche Energiemenge aufwenden, aber in verschiedener Weise verarbeiten. Bei *t* werden die Zungen- und Wangenmuskeln fest gespannt, nur die Stimmlippen nicht. Bei *d* werden die Stimmlippen gespannt, aber die anderen Muskeln weniger. Durch die für *d* gespannten Stimmlippen wird der Atemstoß in geringerem Maße und geringerer Kraft in die Mundhöhle gelassen als durch die geöffneten Stimmlippen für *t*. Da nun aber die Luftbüchse im Munde bei *d* geringeren Druck auszuhalten hat als bei *t*, ist der Gegendruck der Wangenmuskeln geringer und die Explosion schwächer. Daß wir bei *d* mehr Kraft oder mehr Luftvolumen aufgewendet hätten als bei *t*, ist unerweislich. Und an sich gar nicht wahrscheinlich. Kraft und Luft sind anders verwendet, und daher wird eine andere akustische Wirkung erzielt. Ob die eine einprägsamer ist als die andere, ist eine psychologische Frage. Welcher Teil der Lautung wirkt jeweilig mehr: der stimmlos explosive oder der stimmhaft schwingende?

Es ist also willkürlich, zu sagen, daß *d*, 'weil es die obere Grenze der Häufigkeit erreicht hat, 'zu *t* geschwächt' wurde, z. B. indogerm. **de/o nts* zu engl. **tonþ* — *tooth* (S. 37). Mir persönlich kommt *dens* wesentlich milder vor als *tooþ*.

Im altfranzösischen Auslaut ist $d > t$ sicher nicht Schwächung, die noch dazu auf ein Übermaß an *d*-Lautungen zurückzuführen wäre. Vielmehr ist es eine Angleichung an die Pausenstellung der Stimmlippen. Wir haben keinen Anhaltspunkt, ob die Franzosen des 11. Jahrhunderts festen oder losen Anschluß nach *t* bildeten, also ob sie ein anlautendes *t* mit oder ohne Nachhauch sprachen. Sicher ist, daß das *t* aus *d*, das ja naturgemäß den Weg vom stimmlosen *d* [*d̥*] über *t lenis* machen mußte, zu einer ebenso kräftigen *t*-Lautung kam wie das in starker Stellung stets verbliebene *t*, z. B. *amant*, da die gleiche Schreibung alle diese $t + s$ zu [z] band, z. B. lat. *fide* > **feid*, **feit*, *feiz*. Vgl. auch *credit* > **creidt* > *creit*. Wenn im Französischen des 7. bis 10. Jahrhunderts zwischensilbiges *-d-* schwand, im 9. bis 10. Jahrhundert auslautendes *d* stimmlos wurde, während anlautendes *t* dauernd erhalten blieb, wenn wir den bedeutenden Zuwachs an *t*-Lautungen sehen, der durch viele Jahrhunderte unversehrt bleibt, so müssen wir uns doch sagen, daß die Häufigkeit allein die Veränderung nicht bewirkt.

Die Annahme der Verstärkungslinie $t > ts$ ist glücklicher. Hier kommt tatsächlich eine neue Organbewegung hinzu, da die *t*-Stellung nicht glatt verlassen, sondern die *s*-Stellung in den Ausatmungsstoß gebildet wird. Doch kann damit diese Theorie nicht gerettet werden. Von Zipfs Hyperbelzeichnung (S. 89) bleibt daher nicht allzuviel übrig. Häufigkeit und Lautwandel können in einem gewissen Verhältnis zueinander stehen, nämlich übermäßige Häufigkeit im umgekehrten Verhältnis zur Sorgfalt der Lautung. Die Reihenfolge der eingeschriebenen Laute — und jede Reihenfolge als feststehende Verlaufsart — ist zu streichen. Die mathematische Formel $Y = \frac{n}{X}$, wobei Y die Einprägsamkeitslinie, X die Häufigkeitslinie darstellt, und *n* eine Konstante, 'deren tatsächlicher Wert uns im Augenblick nicht zu beschäftigen braucht', dürfte sich schon deshalb nicht als lebensfähig erweisen, weil der Wert des *n* nicht gefunden werden könnte.

Digitized by Google

Nicht befriedigend ist unter anderem auch die Erklärung der lateinischen Akzentbehandlung. Der sehr bestechenden Theorie vom Anfangsakzent bei *cónfacio, cónfero* usw. folgt die ebenfalls sehr einleuchtende: Als diese Bildungen fest waren, lag das Augenmerk nicht mehr auf *con-*. Es war wichtiger, *conficio* von *conicio, conduco* usw. zu trennen und also den Akzent auf den Verbalstamm zu schieben. Wenn dies nun nicht überall geschah (vgl. *cónfero, cónfrico* u. v. a.), so — meint Zipf — ist eine analogische Akzentverteilung eingetreten, weil die Sprechenden in so vielen Fällen den Rhythmus – ⏑ oder – ⏑ ⏑ vorfanden. Was soll man aber sagen, wenn die so naheliegende Analogie von *congemo, congero, confero, congelo, conjugo* zu den Simplicia *gemo, fero, gelo, jugo* usw. nicht wirkt und die Akzentuierung auf *con* beibehalten wird? Etwa zufälligerweise nur dann, wenn das Zeitwort den Rhythmus ⏑ ⏑ aufweist?! Hier liegt eben doch noch ein rhythmisches Prinzip vor, wonach – ⏑ ⏑ nicht genehm war, selbst wenn so kräftige Analogien lockten.

Auch auf dem Gebiete der Kasussuffixe usw. kann die Häufigkeit allein nicht als entscheidend angesehen werden. Nehmen wir z. B. den über 2000 Jahre alten spanischen Akk. Pl. *-os*, dem sich durch Analogie der Nom. Pl. gesellte. Diese überaus häufigen Formen haben die selteneren Kasus ganz aus dem Felde geschlagen und dabei ihre Lautgestalt nicht geändert. Wenn seit dem 19. Jahrhundert die Mundarten und, langsamst folgend, das Kastilische das *-s* vernachlässigen, so kann das nicht auf Häufigkeit dieser Formen zurückgehen, da das *-s* auch in Eigennamen und in Verbalformen schwindet. Was soll man nun erst von Zipfs Statistik der konjizirten vorhistorischen Formen sagen?

Es hieße, das Kind mit dem Bade ausschütten, wollte man Zipfs Häufigkeitstheorie allen Wert absprechen, weil die vorläufigen Ergebnisse nicht standhalten. Die Theorie wird gar nicht davon berührt, wenn das Beweisverfahren zunächst fehlerhaft ist. Freilich liegt der Gedanke nahe, daß wir die Vergangenheit nie so klarlegen werden, als unser wissenschaftliches Bedürfnis es wünschte. Sei's darum. Arbeiten wir entschlossen für die Zukunft. Ein junger Gelehrter, der heute den Sprachstand von den ältesten bis zu den jüngsten Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft phonetisch einwandfrei erfaßt[1], wird noch zu seinen Lebzeiten gewisse Verschiebungen feststellen können und sich für die klare Erkenntnis der Tatsachen in 100, 200 Jahren wirkliches Verdienst erworben haben. Ja, er ist in diesem Falle sogar des persönlichen Nachlebens sicher, da er als Kronzeuge einer vergangenen Zeit von nicht zu umgehender Bedeutung bleibt. Die großen Konjunkturbauten über dem bodenlosen Abgrund vergangener Jahrtausende werden die Phantasie immer reizen und naturgemäß immer nur von subjektivem Wert sein. Die aus der Gegenwart in die Zukunft gerichtete Arbeitsweise, wie die Phonetik sie unabweislich fordert, wird Klarheit bringen und auf sicheren Grund bauen. Vos, non vobis.

Wien. Elise Richter.

Georg Ellinger, Italien und der deutsche Humanismus in der neulateinischen Lyrik (= Geschichte der neulateinischen Literatur Deutschlands im sechzehnten Jahrhundert, 1). Berlin, Gruyter, 1929. XXI, 516 S. M. 20, geb. M. 22.

Der Band eröffnet eine auf jahrzehntelangen Vorstudien beruhende Darstellung der deutschen neulateinischen Lyrik. Er baut auf der italienischen Lyrik des 15. und 16. Jhs. auf und spinnt die Fäden zum deutschen Huma-

[1] Vgl. Gauchats L'Unité phonétique d'un patois de la Suisse romande, 1910.

Digitized by Google

nismus herüber, dem der zweite Teil gewidmet wird. Der zweite und der dritte Band bleiben der Lyrik des 16. und des beginnenden 17. Jhs. bestimmt, ein vierter Band soll die übrigen neulateinischen Dichtungsgattungen behandeln. Die außerdeutsche Dichtung, besonders der Niederlande, wird einbezogen. In kennzeichnender Auswahl soll eine Beschreibung der Gruppen, der Dichter und ihrer Werke die Grundlage für ihre Wertung im Gesamtrahmen des literarischen Ablaufes schaffen. Das vorausliegende 14. Jh. ist mit Humoristen wie Albertino Mussato und Petrarca für italienische Verhältnisse etwas spärlich, für die Begründung der Beziehungen zu Deutschland aber wohl ausreichend berücksichtigt. In dieser Zeit vollzieht sich die Erneuerung der lateinischen Sprache in der Loslösung vom Mittellatein, die Wiederaufnahme des klassischen Formen- und Motivschatzes. Über Petrarcas Wirkung auf den Geist der Zeit, über die von ihm geförderte Rombegeisterung werden treffende Worte gesagt, aber der Nachhall dieser Begeisterung in der Prager Kultur Karls IV. und Johanns von Neumarkt wird weder im Petrarca-Kapitel noch später (S. 12 ff. u. 355) ausreichend gewürdigt. Hier wirken nicht nur seine Ideen, sondern ebenso seine gekünstelte Sprache und sein Bilderschatz in der lateinischen Kunstsprache weiter. An solchen Stellen des Buches empfindet man die grundsätzliche Beschränkung auf die lyrische Dichtung als eine methodische Belastung, da diese Dichtung in Stoff und Phrasenschatz alle Wesenszüge mit der rhetorischen Prosa teilt, deren Übernahme nach Deutschland im 14. Jh. der Nachahmung lyrischer Formen vorauseilt. Über diese Kunstprosa hinweg erfolgt in Deutschland frühzeitig die Schulung des Geschmacks an der neulateinischen Dichtung. Auf diese Tatsachen müßte auch die Einleitung des zweiten Teiles stärker eingehen. Ohne ein deutliches Bild des böhmischen Frühhumanismus, wie es uns Konrad Burdachs Forschungen erschlossen haben, ist auch die Hauptwelle des Humanismus im 15. Jh. nicht deutbar. In Italien bringt das 15. Jh. die Hochblüte des lateinischen Humanismus; Enea Silvio Piccolomini steht bereits in enger Fühlung mit Deutschland; es gibt kaum eine ältere deutsche Bibliothek, die nicht mehrere Handschriften und frühe Drucke seiner Dichtungen birgt. Was Ellinger von ihm und Maffeo Vegio sagt, leitet die Reihe der trefflichen Darstellungen von Persönlichkeiten und Meisterwerken dieser Epoche glücklich ein. Es folgt das Bild des durch Eleganz der Form und den Motivreichtum persönlicher Erlebnisse ausgezeichneten Pontanus, um den sich die Dichter der Akademie zu Neapel reihen; er gehört ja zu den wenigen, die in guter kritischer Neuausgabe (ed. Benedetto Soldati, Firenze 1902) dem modernen Leser zugänglich gemacht worden sind. Unter seinem Einfluß schuf Sannazarro, der auch in Deutschland zu den verbreitetsten Dichtern des 16. Jhs. gehört. In Ferrara ist die Lyrik von den beiden Strozzi, Bojardo und Ariosto zu Hause; in Florenz schaffen der Dante- und Vergilerklärer Landini, Poliziano, der Platoverehrer Pico de Mirandola, in Rom gilt zunächst um die Mitte des Jahrhunderts als Haupt der Akademie Pomponius Laetus, der auch der Lehrer deutscher Humanisten wird; unter Leo X. sind die Führer Pietro Bembo, Cotta und Marcus Flaminius. Der Höhepunkt der Leistung ist um 1550 in Italien schon überschritten. Allegorie, Erlebnisdrang, besonders in der Liebeslyrik, Streben nach Gleichmaß, Pedanterie konventioneller Rede, Übergang zum Religiösen sind die Marksteine im Entwicklungsgange dieser Lyrik von Petrarca an bis zur Gegenreformation um 1530. Um diese Zeit zerreißt der religiöse Gegensatz die lebhaften Beziehungen zum deutschen Humanismus.

Mit diesem befaßt sich der zweite Teil des Bandes. Er setzt mit der Würdigung der Wanderlehrer wie Petrus Luder, Samuel Karoch ein, geht dann zu dem in Schlettstadt wirkenden Ludwig Dringenberg und dem Italienfahrer Heinrich Boger über und verbreitet sich in der Darstellung

Digitized by Google

der älteren Humanisten Wimpina, Fagilucus (Buchwald), Brant, Wimpfeling, Agricola, Kopernicus, Laurentius Corvinus (Rabe) und Bohuslaus von Hassenstein. Dieser ersten Reihe folgen die noch ausführlicheren Bilder der humanistischen Blütezeit: Erasmus, Hermann v. d. Busche, Jacob Locher (Übergang zur individuellen Lyrik in Deutschland), Heinrich Bebel (Volksnähe), Celtes (Einbruch des Metaphysischen, Vaterlandsgefühl), Hutten (gefühlsstarke Erlebnisdichtung), Caspar Ursinus Velius.

Der umfängliche Band umschließt etwa 400 italienische und 50 deutsche Humanisten mit ihren Lebensdaten, Werken und zum Teil auch mit Stichproben. Darunter mag dem Leser auch vieles vergessenswert erscheinen. Aber das Werk muß in erster Linie als Nachschlagebuch gewertet werden, das Kulturzentren, literarische Gruppen, Stoffe und Formen nachweist mit den Wirkungen, die in den deutschen Humanismus herüberreichen; hier haben auch Dichter zweiter und dritter Größe ihre Berechtigung. Zur Auswahl standen viele Hunderte von Namen und Werken; es wäre unbillig, an die getroffene Wahl die eigenen Forderungen als Maßstab heranzutragen. Man sollte dem Verfasser auf seinen Wegen willig folgen und auch für das dankbar sein, was er über das unumgänglich nötig Erscheinende hinaus geboten hat. Man möchte noch manchen Wunsch erfüllt sehen. Wie verteilt sich die handschriftliche Überlieferung der Italiener und Deutschen über Deutschland? Wie die frühen Einzeldrucke und Anthologien mit ihren vielfältigen Titeln? Erst so könnte der Wirkungsbereich und die Stärke des Einflusses anschaulich werden. Wirken nicht in beträchtlicher Weise die Formen und der Motivschatz der Vagantenpoesie, der mittelalterlichen Hymnik mit ihren teilweise klassisch-lyrischen Formen, auch die des Minnesanges in diese neulateinische Literatur hinein trotz der oft so entschieden klingenden Ablehnung der mittelalterlichen Überlieferung? Wertvoll wäre ein Eingehen auf die soziale Bedeutung, die die neulateinische Gelehrtenpoesie für die gesellschaftliche Umschichtung erhält: der Gelehrte steigt in seiner Schätzung bei Hofe und wird Lehrer eines neuen Lebensstils; anderseits wird die enge Verbindung, die zwischen der mittellateinischen Rhythmik und dem Empfinden der breiten Volksschichten bestand, gelöst, die neue Kunst wird auf einen engen Kreis von Genießenden beschränkt und wird volksfremde Spielerei oder Pedanterie. Gern sähe man auch die französische neulateinische Dichtung, mindestens J. C. Scaliger, in den Entwicklungsgang einbezogen. Manche dieser Wünsche werden in den nächsten Bänden gewiß mitbeachtet sein; inzwischen ist nur der zweite Band mit der Darstellung der deutschen Dichterkreise des 16. Jhs. erschienen. Was in dem ersten Bande geboten wird, erfüllt mit Bewunderung für die Weite der Übersicht über die Fülle des Stoffes, für die Treue im einzelnen und die wertvollen Erkenntnisse, die dem Verfasser aus seiner entsagungsvollen Beschäftigung mit dieser anscheinend so abliegenden Stoffwelt erwachsen sind. Man wird den geschulten Blick für das Wesentliche am klarsten erkennen, wenn man die Auswahl der hier behandelten Dichter mit den Dichtern vergleicht, die der Geschmack der deutschen Leser des beginnenden 17. Jhs. in den Gedichtanthologien vereinigt wissen wollte. Man nehme etwa die beiden Bände, die Ranutius Gherus 1608 in Frankfurt unter dem Titel 'Delitiae' erscheinen ließ. Hier sind Proben aus annähernd 200 italienischen Neulateinern geboten. Darunter sind 85 Dichter, die auch bei Ellinger behandelt werden. Das ist bei dem Wandel des Geschmacks und der verschiedenen Zielsetzung der verglichenen Werke ein sehr hoher Prozentsatz des Gemeinsamen, der allein schon ein Zeugnis für die Berechtigung der Stoffauswahl Ellingers ist. Wenn die gesamte Reihe der Bände vorliegen wird, besitzt die deutsche Literaturforschung ein Werk, dem auf diesem Gebiete das Ausland nichts Ebenbürtiges zur Seite stellen kann.

Breslau. J. Klapper.

Digitized by Google

Carl Appel, Raïmbaut von Orange. Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philol.-histor. Kl., N. F. XXI, 2. Berlin, Weidmann, 1928. 105 S.

Diese wichtige Schrift habe ich schon in der Deutschen Literaturzeitung 1929, Sp. 1623—6, angezeigt und mich dort über die ästhetische Bewertung Raïmbautscher Dichtungsweise sowie einige allgemeine Fragen, die sich daran knüpfen, teils in Übereinstimmung mit Appel, teils in einem gewissen Gegensatz zu ihm, wenigstens summarisch ausgesprochen. Für das Archiv hatte Pillet die Beurteilung übernommen; es sei mir gestattet, hier an die Stelle des Dahingeschiedenen zu treten, doch muß ich mich auf Biographisches und Textliches beschränken.

Wir wissen wenig von dem Leben unseres Dichters, der in frühem Mannesalter gestorben ist; immerhin sagen uns die historischen Zeugnisse noch etwas mehr als seine Gedichte. Es werden zunächst die paar urkundlichen Nachrichten von A. zusammengestellt: Testament des Vaters von 1155, Verpfändungen von 1158 und 1171. Hat A. mit Absicht nicht erwähnt, daß nach der Hist. gén. de Lang.[2] III, 799 Raïmbaut sich mit einem älteren Bruder Wilhelm in die Herrschaft von Orange teilte, etwa deshalb nicht erwähnt, weil ihm die Existenz jenes Wilhelm nicht gesichert erscheint, oder weil es schon Diez, L. u. W.[2], S. 54 bemerkt hatte? Letzterer hat freilich die falsche Jahreszahl 1150, was schon Kolsen, G. de Bornelh (1894) S. 50 festgestellt hat. Jedenfalls ist es Appels Verdienst, darauf zuerst hingewiesen zu haben, daß, wenn die H. g. de L. sagt: 'Il mourut, sans enfants, vers l'an 1173 à Courthezon', doch kein Dokument dafür beigebracht, sondern nur La Pise als Quelle angegeben wird. Das Buch von Joseph de la Pise ist betitelt 'Tableau de l'histoire des princes et principauté (sic) d'Orange' und ist im Haag 1638 erschienen. Ich habe es mir aus Berlin kommen lassen, aber dort steht nichts von 1173, sondern man findet nur auf S. 63, wo von Rambaut IV. von Orange die Rede ist, die Jahreszahl 1177 am Rande vermerkt. Um die Unsicherheit voll zu machen, sagt die H. g. de L. in Bd. IV, Note XXXVII, Nr. 10 bei der Genealogie der Herren von Montpellier von unserem Raïmbaut mit einem Male: 'mort, sans enfants, vers 1180' (!). Allerdings spricht La Pise S. 62 von einem Testament des Dichters, ja er macht Angaben daraus — die übrigens wieder nicht stimmen zu dem in der H. g. de L. III, 799 Vorgetragenen —, und daß er eine Quelle, vielleicht das Dokument selber, vor sich gehabt hat, ist mir nicht zweifelhaft; dafür spricht auch die Angabe folgender Einzelheit, die sich La Pise nicht aus den Fingern gesogen haben kann: 'Son testament fut publié pardevant Pierre Evesque d'Orange qui succéda à Bernard'[1]. Da nun, wie jeder Provenzalist weiß, es aus verschiedenen Gründen von großer Bedeutung wäre, ein gesichertes Sterbejahr für Raïmbaut zu haben, und das Testament würde doch wenigstens nahe heranführen, so kann man sich nur wundern, daß von französischer Seite nach der vielleicht noch vorhandenen Urkunde nicht geforscht worden ist. — Was wir aus den Liedern Raïmbauts für seine Biographie ge-

[1] In der Gallia Christiana I, 755 heißt es: *Petrum legimus Bernardo subrogatum; qui nominatur in testamento Raimbaud principis Arausicani Anno 1173.* Die letztere Angabe geht wahrscheinlich auf Vaissète zurück, und es wird daher auch hier nicht gesagt, wo das Dokument ruht, geschweige denn, daß es unter den 'Instrumenta' abgedruckt ist. Was den Bischof Petrus angeht, so haben wir für ihn noch das Datum 1177, denn man liest in den Animadversiones der G. Chr. S. XXXIII: *Anno 1177 testis est donationis factae hospitalariis a Raimunda quadam.* Hierauf beruhen die Angaben bei Gams, Series Episcoporum S. 592.

Digitized by Google

winnen können, ist bekanntlich sehr geringfügig und problematisch. Wenn A. meint, aus dem 24. Liede erführen wir, daß er auch Mondragon besaß, so erscheint mir das etwas zweifelhaft, denn an der Stelle *Si entr' Aurenga*[1] *e Mondrago Qu'eu tejn de mjdons de cui so*[2] ist es nicht ausgeschlossen, daß sich das Relativ nur auf *Aurenga* bezieht; gegen Ende des Jahrhunderts war Dragonet Herr von Mondragon, der in einer Urkunde seinen Besitz unter seine Söhne verteilt; s. Brunel, Chartes provenç no 183, und vgl. Archiv 156, 100, Anm. 1. Was die Gräfin *a Monrosier* betrifft, die A. erst S. 38 berührt[3], so möchte ich glauben, daß sie identisch ist mit der Gräfin, an die das 8. (nicht 5.) Lied nach Rodez geschickt wird, denn nach Joannes Dict. zu Montrozier (dép. Aveyron) besaßen die Grafen von Rodez im 13. Jahrhundert ein Schloß in Monrosier, eine Angabe, die durch die Verse bestätigt wird, welche Heinrich von Rodez *inz el castel de Monrozier* an G. Riquier gerichtet hat (MW. IV, 233, V. 36); es könnte sein, daß sie es schon im 12. Jahrhundert besessen haben. Das 5. Gedicht ist an einen Herrn Guiraut in Perpignan gerichtet, in welchem Kolsen (Zs. 41, 551) mit Bestimmtheit Guiraut von Borneulh erblickt; auch ein Fran Lobata wird dort erwähnt (vgl. Bergert S. 5). Im 33. Gedichte erscheint eine Frau Izabel (Appel, Inedita S. 261, V. 14). Über das Vorkommen von *Valentines* im 24. Liede wird erst S. 43 gesprochen, wo von der Lebensnachricht der Gräfin von Dia die Rede ist, nach welcher Raimbaut ihr Liebhaber war; hinsichtlich des letzten Punktes wäre ein Verweis auf Stroński in Revue d. Lang. rom. L, 16, Anm. 1, sowie in den Annales du Midi XIX, 545 nicht unerwünscht gewesen, weil wir dort sehen, wie die Historiker und Lokalforscher über das Problem der Gräfin von Dia denken.

Ich wende mich den Texten zu, bei deren Bearbeitung A. keine Mühe und keinen Aufwand an Scharfsinn gescheut hat. Wenn ich hier in manchem abweiche, so wird das niemanden wundernehmen, der die großen Schwierigkeiten Raimbautscher Dichtung kennt; auch ändert das nichts an der Tatsache, daß ein hübscher Teil von der literarischen Hinterlassenschaft des Dichters erst durch Appel halbwegs lesbar gemacht worden ist.

13. Lied (S. 45 ff.), V. 3 ff.: A. faßt *car* als 'denn', aber der Logik ist dann nicht Genüge geleistet. Ich verstehe es als 'warum?' und sehe daher in V. 3—4 einen Fragesatz, auf welchen die Verse 5—7 die Antwort geben. Das älteste Beispiel für diese Bedeutung von *car*, die bei Raynouard und Levy fehlt, bietet der Boëthius V. 130; den vier weiteren Belegen im Glossar von Appels Chrestomathie schließe ich noch die folgenden an: Tenzone Cercamon-Guilhalmi ed. Dejeanne S. 38, V. 32, B. von Ventadorn ed. Appel 3, 6, Arn. de Marnelh ed. Chabaneau in Poés. inéd. d. troub. du Périgord S. 26, V. 41, wo hinter *Mortz* ein Komma und hinter *prens* ein Fragezeichen stehen muß, G. Figueira, *Ja de far sirventes* ed. Schultz-

[1] Gelegentlich dieses Ortsnamens möchte ich gern ein altes Versehen berichtigen. In meinen Prov. Dichterinnen 5, S. 17, V. 42 steht zu Unrecht die Form *Aurenza* im Text, da alle Hss. *Aurenga* schreiben. Raynouard, Choix III, 177 weist allerdings *Aurenza* auf, aber er hat so geschrieben, um den Reim zu *Proenza* zu gewinnen. Da jedoch eine Form *Aurenza* nirgends erscheint, muß man annehmen, daß die Dichterin Azalais sich mit der Assonanz begnügt hat.

[2] Vgl. *lieis de cui tenh Aurengua* im 15. Liede, Str. 2. Beiläufig bemerkt, ist, wenn ich nicht irre, Raimbaut der erste Trobador, der sich einfallen ließ, seinen Besitz als ein von seiner Dame ihm verliehenes Lehen hinzustellen.

[3] A. sagt richtig nicht 'Gräfin von Monrosier', wie dies die Leandride, Bartsch im Jahrb. XIII, 39 und Anglade, Les vies de Nostradame ed. Chabaneau, S. 317 tun.

Digitized by Google

Gora, V. 53 u. 56, Tenzone Gunllem-Guiguenet bei Carstens S. 108, V. 25. Hierher rechne ich nicht Carstens IX, 31, 5, s. Archiv 133, 259, Kolsen, Dicht. d. Trobad. 52, 7 (R. d'Aurenga), s. Archiv 138, 283 und Ltrbl. 41, 335 und auch nicht B. v. Ventadorn 44, 49, da die einzige in Betracht kommende Handschrift V *can* schreibt und *car* doch erst von Appel eingeführt ist. In V. 5 halte ich das *a* für die Interjektion, die bei Raĭmbaut auch im 24. Liede, V. 25 und im 30. Liede, V. 19 u. 27 begegnet. Das *fui* in V. 7 kann kaum das Ursprüngliche sein, vielmehr ist dieses m. E. *fin* = *fi'n* gewesen, das, von den Schreibern verlesen oder nicht verstanden, zu *fui* wurde (a hat *fuz*). Ich lasse also V. 2—7 so lauten: *Car es enves mi escura Cill qe·m fai mal per ben traire? A, dolen faillimen fi'n, qe·m ven* ('Ach, ich beging mit Bezug auf sie, d. h. ihr gegenüber einen schlimmen Fehl, den sie mich büßen läßt'). — V. 10—11: *Seigner Dicus, cum aus retraire Tant gran ma desaventura!* Dieselbe Wortstellung findet man auch S. 39, V. 41, ferner gleich in V. 1 unseres Gedichtes (wenigstens nach Hs. A); vielleicht war eine Anmerkung am Platze, denn ich wüßte nicht, daß man außer bei Raĭmbaut eine Voranschiebung von attributivem *tan gran* oder *tal* teils vor den unbestimmten Artikel, teils vor das Possessiv antrifft. — V. 22: *Que·m val mos chantars q'ar laire?* Übers. 'Was nutzt mir mein Singen, das ich hinausjammere?' Auch hier erscheint mir das Näherliegende zu sein, *qar* als 'warum?' zu nehmen: 'Was nutzt mir mein Singen? Warum jammere ich?' Jedenfalls ist ein trans. *lairar* 'hinausjammern' nicht bekannt und dürfte selbst trotz tr. *braire* (S. 56, V. 15) für Raĭmbaut ein zu starkes Stück sein. — V. 30 zu *pechaire* konnte auf meine Prov. Stud. S. 117 zu V. 36 verwiesen werden. — V. 32—6. *Neis qi·m pen Aut al ven A presen, Cel tenrai per ben-volen, C'ams los huoills m'en volra traire.* Übers. 'Der mich hoch sichtbar in den Wind hängen wollte, den will ich mir als Freund erachten, denn beide Augen würde ich mir (aus dem Kopfe) reißen wollen'. A. scheint zu verstehen: denn ich bin in solcher Stimmung, daß ich mir beide Augen usw. Allein in den Hss. steht doch *volra* und nicht *volgra*, also muß anders verstanden werden. Das *que* in *c'ams* dürfte Relativum sein und *cel tenrai per ben-volen* ἀπὸ κοινοῦ zu beiden Sätzen stehen; wir hätten dann ἀπὸ κοινοῦ eines ganzen Satzes vor uns, das ich schon bei G. de l'Olivier d'Arle wahrgenommen habe (Cobl. esp. 24, 8—10) und das ja aus dem Altfranzösischen bekannt ist (s. meine Prov. Stud. S. 65 zu 8—10) sowie im Mittelhochdeutschen begegnet (s. Paul, Mhd. Gr. § 385). — V. 39. Ich teile ganz die Meinung von A., daß die Hs. a die annehmbarste Lesart bietet, nur würde ich die Klammer schon nach *dreitura* schließen und den folgenden Satz von *no·m gitetz tant a non-cura* abhängig machen. — V. 71. *E cels* von Hs. A. darf man, wie ich glaube, ohne Bedenken in *de c.* ändern; der Sinn würde dann nicht bloß, wie A. sagt, 'etwa', sondern ganz befriedigen.

41. Lied (S. 49 ff.). Zu V. 4 heißt es in der Anm.: *'tant-perque* in der bekannten Art miteinander verbunden'. Allerdings haben wir schon V. 1—2 den gleichen Sachverhalt, indem auch hier statt eines konsekutiven *que* eine relativische Anknüpfung folgt, aber sonst überrascht der Ausdruck 'bekannt'. Wir sind fürs Provenzalische mit syntaktischen Untersuchungen nicht gerade gesegnet, und ich weiß nur, daß ich erst in Zs. 43, 210 zu V. 1630—1 ein paar provenzalische Beispiele beigebracht habe, die sich nun freilich durch die beiden vorliegenden Stellen und auch durch Jaufre ed. Breuer V. 6641—2 vermehren lassen. — V. 15—19. *Pero sai que tant grant pena (Q'ins el cor mi nais e·m tresca) Non trais hom, ses penedensa, Cum ieu (q'en bella parvensa No·n ai tort).* Übers. 'Und doch weiß ich, daß so große Pein ... kein Mensch erduldete wie ich, ohne Gewissensqual (denn, freundlich angesehen [?] habe ich keine Schuld)'.

Digitized by Google

'Gewissensqual' stimmt nicht recht zu der Anmerkung, wo es richtiger heißt 'ohne daß er Buße zu tun hätte', aber ich meine, daß *ses penedensa* zu *cum ieu* zu ziehen ist, welches letztere man sich hinter *hom* stehend zu denken hat: 'ohne daß eine (mir etwa aufgelegte) Buße bei mir vorliegt', mithin auch keine Schuld, wie gleich das Folgende besagt, das A. mit Recht in Klammern einschließt, da V. 19 mit *Doncs per que n'ai gaug?* wieder an den Anfang der Strophe anknüpft. Was *en bella parvensa* betrifft, so verstehe ich = 'in schöner, d. h. reiner Offensichtlichkeit' und möchte dazu *per parven* S. 45, V. 24 (in der Übersetzung fortgeblieben) vergleichen, weil hier m. E. der Sinn 'offenkundig' verlangt wird. Zwar habe ich keine Parallele für *en parvensa* in obiger Bedeutung, aber *faire parvensa de* 'zeigen' kann doch dazu gelangen lassen. Im übrigen gehört ja *parvensa* zu jenen provenzalischen Worten, deren fortwährendes Schillern sehr unbequem ist und deren Sinnesschwierigkeiten sich selbst bei einer monographischen Behandlung nicht ganz glatt würden lösen lassen. — V. 28. Hier erscheint als 1. P. Präs. Ind. zu *escondre* die Form *escoing*. Die Anm. sagt nur, daß der Reim sie verlangt, aber man fragt, ob sie denn sonst noch begegnet, oder ob Reimzwang vorliegt. Harnisch S. 297 setzt für unsere Stelle ein **-ondio* an, doch ist das recht bedenklich, denn bei B. v. Ventadorn 43, 60 lautet dieselbe Person *escon*, und ebenso bei B. v. Born 34, 8 (*rescon*)[1]. — V. 48—49. *Car es tant nominativa, Tem, si·l o dic, que m'en vergoing.* Den Schluß interpretiert A. mit 'fürchte ich, daß ich mich scheue (und das Sagen nicht vollbringe)', aber steht das nicht im Widerspruch mit *si·l o dic*? Ich fasse *vergoing* als 3. P. des Konj. auf und verstehe: 'Ich fürchte, daß sie mich deswegen demütigt', d. h. in diesem Falle übel abfahren läßt. — V. 50 ff. In der Deutung dieser Strophe treffe ich ganz mit Lewent in Zs. f. frz. Spr. 52, 160 zusammen.

19. Lied (S. 56 ff.), V. 4 ff. *Miels m'estai, Pos lieis plai Qe·m ten gai, Q'ieu non chant migha per aver, Qe n'entend en autrui plazer.* Übers. 'Mir ergeht es besser, da es ihr gefällt ..., daß ich nicht um Lohnes willen singe, denn ich bin vielmehr damit auf anderer Vergnügen bedacht'. In der Anm. wird so analysiert: Das ist aber nicht der Fall, denn meiner Geliebten gefällt es, daß ich nicht um Geldeslohn singe, sondern um anderen damit Freude zu bereiten'. Wie soll denn eigentlich die Geliebte auf den Gedanken kommen, daß der Mitbesitzer von Orange um Geldeslohn singen könnte? Über die Geschmacklosigkeit dieser Idee Raimbauts wäre eine Bemerkung wohl am Platze gewesen. Aber auch die Logik läßt zu wünschen übrig, denn ein *que* 'denn' paßt nicht, und es mit 'sondern' zu interpretieren (s. Anm.) ist gewagt. Kann nicht modales *que* vorliegen, also zu verstehen sein 'in der Art, daß ich damit auch auf das Vergnügen anderer bedacht bin, d. h. darauf Rücksicht zu nehmen habe'? Doch ist es wohl besser, hier wie bei anderen Stellen dieses Gedichtes sich jedes Vorschlages zu enthalten. Ich möchte nur noch zweierlei bemerken: Die Gedankenverbindung zwischen der 2. und 1. Strophe bleibt für mich im Dunkeln, und ich kann bei V. 33 nicht sehen, wie eine Frage solchen Inhaltes in den Zusammenhang passen soll. — V. 57. *domini-ser*. Der Bindestrich überrascht, da er bei Appel, Chr.[6] 22, 21 nicht steht; vgl. S.-W. II, 277.

3. Lied (S. 80 ff.). V. 19—20. *Si no·us venc, Amors, mala fui natz, Que puose' amar e meins ric renc.* Die Übersetzung stimmt nicht zu dem in der Anm. Gesagten; das in der letzteren Vorgetragene ist m. E. das Richtige. Freilich kann ich nicht sehen, daß, wie es dort heißt, dieser für einen Trobador wenig passende Wunsch durch die folgende Strophe erklärt wird, aber man muß bei Raimbaut schon zufrieden sein. — V. 26 f. Der Anfang

[1] Vielleicht hat man doch *m'esconh* gesagt in Analogie an das sinnesverwandte *m'eslonh, me lonh.*

Digitized by Google

dieser Strophe erinnert etwas an die späteren nordfranzösischen *fatrasies*; daß auch derartiges passiert, darf nicht verwundern, da der Trobador alle Reimkünste spielen läßt. In V. 26 ist bei der Deutung von *datz* ein lapsus pennae untergelaufen; der Vers bleibt rätselhaft.

22. Lied (S. 86 ff.). Dieses Gedicht strotzt von seltenen Reimen[1], und der Herausgeber empfiehlt den Text weiteren Bemühungen, doch glaube ich kaum, daß solche lohnen würden. Der Text ist bis auf wenige Fetzen einfach unverständlich für uns, und wenn die Zeitgenossen des Dichters ihn wirklich besser verstanden haben sollten als wir, so müssen wir uns eben bescheiden. Aber ich fürchte sehr, daß man sich hierbei ebensowenig beruhigen wird, wie man es Mallarmé gegenüber getan hat.

Außer den genannten Gedichten hat Appel noch eine ganze Anzahl von Texten, teils vollständig, teils fragmentarisch, in seine Darstellung verwoben und sie mit größerem oder kleinerem Kommentar ausgestattet. Auch hierzu noch ein paar Bemerkungen: Bei dem 30. Liede (S. 102 f.) sind die Erklärungen allzu dürftig ausgefallen, z. B. war auf *traït* 'Verräter' in V. 40, das m. W. hier singulär steht, hinzuweisen, bei *destors* in V. 34 auf die in den Poés. prov. inéd. S. 115 frageweise vorgeschlagene Übersetzung, die freilich die Stelle auch nicht klarer macht, bei V. 9 auf die Schwierigkeit, den Wortlaut mit dem a. a. O. übersetzten *'si un œil me fût enleve'* in Einklang zu bringen. — S. 11 erscheint ein *nei* < *nego* mit Rücksicht auf den Zusammenhang doch recht problematisch. Ist für *nei* nicht einfach *uei* = *vei* 'ich sehe' zu schreiben und, da *at* nicht bloß 'Bedürfnis', sondern auch 'Vorteil' heißt, zu verstehen: 'und wenn wir auch von unserem Vorteil verloren, so sehe ich doch, daß wir noch alle im Tanz, d. h. kampffähig sind'? Das *en* in *si·m perde·m* wäre dann ein proleptisches. — S. 12. Schr. *Mesolio* für *me solio*, heute Mévouillon, über welchen Ortsnamen ich in der demnächst erscheinenden zweiten Reihe meiner 'Verm. Beiträge zum Altprovenz.' handele. — Auf S. 18 lehrt die inhaltliche Analyse leider nicht, wie man den Schluß des Geleites des 7. Liedes genau zu übersetzen und wie man in V. 39 ff. zu konstruieren habe (A. zeigt *de pros cavalliers, a de pron cavalier*, während Appel *de pro cavalliers* schreibt). — S. 22. In V. 31 haben fast alle Hss. *si* und nicht *se*. Bei V. 34 sehe ich keinen Anlaß, *s'i* statt *si* zu schreiben; der Sinn von *si fos perdutz* scheint entsprechend dem Zusammenhang zu sein: 'wenn ich denn verloren sein sollte', d. h. wenn denn mein Untergang beschlossen ist. — S. 26 ff. Das 20. Lied, das hier geboten wird, ist gleichzeitig von Crescini in den Atti del R. Istituto Veneto T. 86, p. sec. S. 1236 ff. herausgegeben worden. Es würde hier zu weit führen, die vielen sehr fragwürdigen Stellen zu diskutieren, nur möchte ich erwähnen, daß mir die Interpretation Crescinis von dem äußerst schwierigen Verse 28 ganz unannehmbar zu sein scheint. — Im 31. Liede, V. 19 (S. 39) würde ich von dem *fatz* der Hs. nicht abgehen und nicht *fitz* in den Text setzen, welche Form bei den Trobadors doch nicht begegnet. Man muß das *si* = 'wenn auch' ansehen, eine Bedeutung, die es ja mehrfach hat, und das *si* in V. 20 als das *si* des Nachsatzes nehmen, wie bei Appel, Chr. 100, 53.

Jena. O. Schultz-Gora.

Henry Frei, Diplomé de l'École des Langues orientales, Docteur ès Lettres, La Grammaire des Fautes. Introduction à la linguistique

[1] A. gebraucht S. 95 und 97 den Ausdruck *rims cars*; besser ist *caras rimas*, s. R. de Miraval, Gr. 406, 3, Str. 4, Vida des Arn. Daniel in A B a und Vida des R. d'Aurenga in N^2.

Digitized by Google

fonctionnelle, assimilation et différenciation, Brièveté et Invariabilité, Expressivité. Paris, Geuthner; Leipzig, Harrassowitz; Genf, Kundig. 1929. 317 S.

Schon der Titel des Buches wirkt suggestiv. Ein theoretisch und praktisch wohlgerüsteter Schüler Ballys unterzieht sich der von seinem Lehrer geforderten Aufgabe, die 'fehlerhafte' Redeweise systematisch zu studieren, ihre Ursachen zu untersuchen und ihren Zusammenhang mit dem Ausdrucksbedürfnis der Sprecher klarzulegen (Le Langage et la Vie², S. 51 ff.). Es liegt auf der Hand, daß eine solche Untersuchung für die Sprachpsychologie von größtem Nutzen sein muß, und tatsächlich bedeutet das Buch eine wirkliche Bereicherung für die Sprachwissenschaftler. Wie der Titel verrät, ist es Frei weniger um ein Bild des heutigen Französischen (le 'Français avancé') zu tun, als um die Einordnung der Erscheinungen unter allgemein sprachwissenschaftliche Gesichtspunkte. Als sattelfester Saussure-Bally-Schüler führt er die Scheidung zwischen Langue und Parole folgerecht durch, zwischen Allgemeinsprache und persönlichem Ausdrucksbedürfnis. 'Linguistique fonctionnelle' ist eben die 'linguistique de la parole', der Teil der Sprachwissenschaft, der, vom jeweiligen Ausdrucksbedürfnis ausgehend, die sprachlichen Erscheinungen daraufhin untersucht, wozu der Sprecher sie braucht, warum ein Abweichen von der (bisherigen) Allgemeinsprache für ihn geboten ist. Das Sprechbedürfnis äußert sich als Bedürfnis nach Kraftersparnis, und zwar einerseits Ersparnis an Gedächtniskraft, daher Vereinheitlichung der Formen, andererseits Ersparnis an Zeit- und Lautungsaufwand, daher Kürzung der Formen, der Wortgruppen. Es äußert sich als Angleichung bzw. Ungleichung, als Streben nach Deutlichkeit, als Streben nach Kraft und Saft der Rede usw. So gewinnt Frei einen hohen wissenschaftlichen Standpunkt, von dem aus er die 'fehlerhaften' Sprechweisen ordnet und erklärt, und der ihm den Ausblick zu fesselnden Vergleichen des Französischen mit dem Englischen und dem Chinesischen freigibt. Der große — nicht überladene — Reichtum an Beispielen macht das Buch außerdem zu einer Fundgrube für den Betrachter des neuesten Französischen. Für die bald zu erwartende und zu wünschende zweite Auflage seien dem Verfasser, seiner S. 12 geäußerten Aufforderung folgend, einige Bemerkungen zur Verfügung gestellt.

S. 48 *il faut mieux* gehörte eher unter die S. 49 erwähnten Kreuzungen. *Il vaut mieux + il faut.*

Ebenda *Par la voix des journaux* (statt *voie*) kann auch nur orthographische Verwechslung sein.

S. 57. Die älterfranzösischen Angleichungen *les nouvelles-venues, grande ouverte* usw. sind nicht 'korrekter' als *je me suis permise de ...* usw. Vgl. dazu auch die von Frei gut verteidigte 'falsche', tatsächlich richtige Angleichung *cette poison de fumée qui nous empeste* (S. 275).

S. 66 ff. Die Theorie vom Schwund der Monosyllaben eben wegen ihrer Kürze wird nicht gut gestützt durch die zahlreichen Beispiele, in denen das Ersatzwort auch einsilbig ist, wie *bis > gris, erre > terre, airs, fin > but, fur > prix, leu > loup, plain > plan, lot > part* und viele andere. Die Beispiele sind natürlich richtig, die Theorie ist es nicht. *Sire — sieur — monsieur* paßt überhaupt nicht her. *Monsieur* gehört doch zu *messire*, und die ganze Geschichte des Wortes läßt sich nicht in dieses Kapitel der Sprachbetrachtung zwängen.

S. 68. Die Bemerkung, daß vom Zeitwort die kurzen gleichlautenden Formen im Singular eher schwinden als die längeren, stimmt doppelt nicht. Fast alle dort aufgezählten Zeitwörter werden von Zeitwörtern der I. Konjugation zurückgedrängt. In dieser Bevorzugung liegt die Erklärung ihres Schwundes, nicht in der Gleichheit der Formen, die ja für

Digitized by Google

die Zeitwörter mit längerem Stamm genau so besteht, z. B. *entourer:* [*ātuʁ*] für 1., 2., 3., 6.

S. 71. Wenn man jetzt 1—3 [*a'i*] zu *haïr* bildet, so ist sicher nicht das Perfekt dafür heranzuziehen, das doch in der gesprochenen Sprache kaum eine Rolle spielt, sondern es ist der Ausgleich zu der Inchoativflexion: *il finit — ils finissent = il haït — ils haïssent.*

S. 71. Wenn *hier* seit dem 16. Jahrhundert zweisilbig ist, kann nicht gut das Längungsbedürfnis Ursache der Veränderung sein. Der Längungstheorie widerspricht auch die Neigung, den Partizipien Kurzformen als Adjektive gegenüberzustellen wie *enfle, use* (S. 80 ff.).

S. 76. Wenn Sgl. [*IkʁwA*] Pl. [*IkʁwAj*] = Konj. Sgl. Pl. [*IkʁwAj*] lautet, so kann hier nicht das Bedürfnis nach Trennung der Formen maßgebend sein. Es ist wohl ein rein phonetischer Grund vorhanden, nämlich ein Unterschied der Aussprache, je nachdem *wa* im absoluten Auslaut steht oder im Silbenauslaut, wenn auch das *-e* (*ent*) längst nicht mehr selbst gelautet wird. Warum sollte das Unterscheidungsbedürfnis hier größer sein als bei *aime:* [*ɛm*] 1., 2., 3., 6. Indik. = 1., 2., 3., 6. Konj. = 2. Imp., ebenso *tombe:* [*tɔ̃mb*] und so viele andere.

S. 101. Die Angleichung von *rappeler* an *souvenir* (*Je m'en rappelle*) ist durch die Bedeutung vollkommen erklärt. Man könnte auch von einer Kreuzung der nahe verwandten Ausdrucksweisen reden. *Tu te rappelles cet événement = Tu t'en souviens?*, worauf echomäßig die Antwort eintreten kann: *je m'en rappelle.* Die Erklärung, es sollen die vielen stummen *ə* vermieden werden: *je me le rappelle* oder gar *je ne me le suis pas rappelé* ist nicht stichhaltig, da ja doch *je ne me lève pas, je ne me le dis pas* vorhanden sind.

S. 112. Die Reihe *désagrafer, désatteler* usw. ist wohl versehentlich unter die Pleonasmen geraten, wie *prévoir d'avance* u. a.

S. 114 ff. Daß der Infinitiv nichts anderes ist als der 'représentant d'un verbe conjugué et par conséquent d'une proposition', scheint mir zu sehr nach den Regeln der hergebrachten Grammatik gedacht, oder wenigstens ausgedrückt. Der Infinitiv (oder jede andere Wortart) repräsentiert nicht das persönlich flektierte Zeitwort, sondern die unzerlegte Gesamtvorstellung. Der Begriff 'Auslassung' ist überhaupt in den verschiedenen vorgeführten Fällen verschieden zulässig. *Connais pas, transit par fer, Voyez guichet 5!* sind Kürzungen; *Tu écrira si tu veux au depot* = Schreibe, ob du ins Depot (gehen) willst usw.; *si beau je viens, si pluie je reste* u. v. a. sind unausgewickelte Gesamtvorstellungen, deren vollständigen Ausdruck zu geben die Sprechsituation überflüssig macht. Ebensowenig liegt eine Ellipse in der 'erlebten Rede' vor: *Vous avez volé ça. — J'ai volé ça?* Wohl aber in dem S. 218 angeführten und sehr fein erklärten Fall *un (soldat) porte-drapeau, un (homme) politique éminent,* wo Frei auseinandersetzt, daß nicht das Determinierende 'durch Vorsetzung des Artikels substantiviert' wird. Das Determinierte ist weggelassen und im Artikel verborgen. Auch S. 135 wird gesagt, das Sparsamkeitsbedürfnis dränge Sprache und Denken dazu, alle überflüssigen Einzelheiten verschwinden zu lassen (escamoter). Inwiefern ein Stilist nach guter Überlegung etwas als überflüssig wegschneidet, ist hier nicht die Frage. Die Personifikation der Sprache und des Denkens ist öfters vom Übel: Die Sprache läßt nichts verschwinden, das Denken unterdrückt nichts. Umgekehrt: Der Sprecher hat kein Bedürfnis, etwas auszudrücken, was in der Sprechsituation enthalten ist. Er braucht es nicht. Es wird nicht ausgelassen, es kommt vielmehr nicht in die Sprechabsicht.

S. 121, Z. 1. In ... *tandis que l'ellipse discursive est l'anticipation ou la reprise d'un élément donné dans le discours,* ist offenbar *est* Schreibfehler für *sous-entend.*

Digitized by Google

S. 130. Die Bezeichnung *r l m n* als 'consonnes à fonction vocalique' ist nicht glücklich. Gemeint ist silbische Funktion.

S. 136. Nicht weil es bequemer ist, sagt auch der mit dem Kopernikanischen System Aufgewachsene 'die Sonne geht auf' usw., sondern weil der impressionistische Ausdruck über den verstandesmäßigen siegt[1].

S. 137. *Compte rendu* erklärt sich doch wohl als feste syntaktische Fügung aus dem *le compte rendu par ...*

S. 224. Es ist nicht klar, wieso das Impersonale ein 'passiver Ausdruck' sein soll. Seine Aufgabe wäre nach Frei, das Prädikat des Anhaftens, des Enthaltenseins in ein Subjekt umzuwandeln: *De l'argent m'est nécessaire = il me faut de l'argent. Une parole imprudente vous a échappé = il vous a échapé une parole imprudente.*

S. 243. Die Wendung *je suis enthousiasme, un style nature* usw. erklärt sich vielleicht aus der S. 244 angeführten Neigung, *'tout'* vor das nunmehr qualitative Beiwort zu nehmen: *Je suis tout enthousiasme; enthousiasme* ist Prädikat, und von da aus kann der *tout*-lose Ausdruck kommen, der den Funktionswandel dieser Substantive bewirkt.

S. 269. *vengeux, râleux* gehören wohl nicht ganz in die Reihe der Suffixvertauschungen, weil *-eur > eux* eine phonetische Erscheinung ist.

Ebd. Zu *cochonceté, friponceté* würde man gern etwas über die *-ce*-Ableitung erfahren.

S. 275. *Ce fripon d'enfant < le fripon qu'est cet enfant* ist nicht gut entwickelt, weil letztere Wendung offenbar jünger ist als erstere.

Ich möchte zum Schluß noch auf die weitausgreifenden Bemerkungen über die Schaffung eines internationalen Wortschatzes aufmerksam machen (S. 232) und auf die bedeutungsvollen Worte, die dem reichen Inhalt dieses höchst anregenden und für jedermann lesenswerten Buches den Stempel aufdrücken (S. 291): Nous avons constaté dans ce livre l'existence d'un certain nombre de besoins qui sont la raison d'être du langage, qui par leurs actions sur lui et par leurs réactions réciproques le créent et le recréent sans cesse et font de l'"origine du langage' une réalité pour ainsi dire permanente.

Wien. Elise Richter.

Walter Küchler, Molière. Leipzig 1928, B. G. Teubner. 270 S.

Das große dreibändige Werk von Michaut über Molière — der vierte Band steht noch aus — bedeutet zweifellos ein Datum in der Molèreforschung. Mit großer Gründlichkeit und viel Scharfsinn hat Michaut alle Nachrichten geprüft, die uns über Molière überliefert sind, und hat im Anschluß daran viele Konstruktionen widerlegt, die die Molèristen glaubten aufrichten zu können. Hat das Buch auch eine Schwäche, nämlich die, daß Michaut nicht erkennt, auf welche Weise ein Werk autobiographisch zu deuten ist[2], so bringt es doch eine höchst bedeutsame Reinigung des Feldes. Nach Michaut wird die erste Molèreforschung sich ganz dem gründlichen Studium der Werke selbst hingeben und versuchen, sich zum Verständnis der 'attitude centrale', der 'loi intime' — im Sinne Valérys — durchzuringen, von der aus Werk und Mensch sich gleichermaßen offenbaren. Damit treten die Fähigkeiten des künstlerischen Nachempfindens und des psychologischen Verständnisses stark in den Vordergrund. Können wir dabei begreiflicherweise nicht mit einer völligen Einheitlichkeit der Molèreauffassung rech-

[1] Impressionismus, Expressionismus und Grammatik (Festschrift für Appel, ZRPh. 47, S. 355).

[2] Das geklärt zu haben, ist das Verdienst von R. Fernandez. Man vergleiche z. B. die unglückliche Darlegung Michauts III, 15 mit Fernandez pp. 108 f.!

Digitized by Google

nen, so bleibt die ungeheure Gegensätzlichkeit, die uns die deutsche Molière-forschung der letzten Jahre darbietet, doch erstaunlich, ja befremdlich.

Wenn wir bei Walter Küchler lesen 'Molière war in innerster Seele so wie sein Werk: von sprühender Lebendigkeit, von wesenhafter Heiterkeit, von glänzender Oberflächlichkeit; die seelische Heiterkeit lag ihm im Blute' (p. 239), dann könnten wir wohl glauben, es mit einem bewußten Paradoxon zu tun zu haben. Das ist nicht der Fall. Küchler meint, daß man immer zu viel nach den Absichten des Künstlers gefragt habe, anstatt nach den Kräften zu fragen, die ihn zum Schaffen gedrängt und befähigt haben. Man habe also den Moralisten Molière zu stark betont; das Argument der sozialen Funktion des Lachens ober könne bei ihm nur Oberflächlichkeit und Schwäche enthüllen. Verkennung des Dichters sei es vollends, wenn man philosophische Weisheit bei ihm glaube erkennen zu müssen: in seiner Gedanklichkeit erhebe sich Molière in keiner Weise über das Mittelmaß! Es sei ferner falsch, bei Molière Sinn für die Wirklichkeit, Realismus zu suchen; er arbeite mit primitiven Theaterrequisiten und sei als Theaterbohemien gar nicht fähig, die Sitten seiner Zeit zu beurteilen. Vor allem könne keine Rede sein von Charakterzeichnung bei Molière: seinen mit Abstraktion beladenen Schemen sei jede feinere, tiefere, komplexe und komplizierte Charakteristik versagt (pp. 203, 256, 236, 237, 215).

Aus künstlerischen Gründen glaubt Küchler Molière retten zu müssen als den genialen Techniker des Theaters, der aus seiner ewig heiteren Natur unermüdlich Bühnenzauber mache, Theaterspiel um des Theaterspiels willen, unaufhörliche Bewegung um der Bewegung willen, um des komischen Gegeneinanderschlagens und Zusammenklingens willen. Keine Psychologie in den Gestalten, sondern Logik und Berechnung des Theaterpraktikers! Nichts von eigenem Erleben, sondern ständig quellender komischer Reichtum! (pp. 230 und 245.)

Von dieser Grundeinstellung aus kommt Küchler zu einer höchst seltsamen Interpretation der Stücke. Sehen wir uns das an, was er zu Les Précieuses Ridicules sagt! Loret habe recht, wenn er von einem 'sujet chimérique' spräche; d. h. nach Küchler, die Idee eines Kampfes gegen eine Unnatur habe Molière völlig ferngelegen; er sei gar nicht imstande gewesen, die 'kulturelle Bedeutung der preziösen Bewegung vorurteilslos zu würdigen'. Auch sei keine Rede von irgendwelcher Vertiefung der Gestaltung; 'von idealistischem Tatendrang, leidenschaftlicher Sehnsucht, mädchenhaft-unschuldiger Träumerei ist in Molières Posse nichts zu spüren'. Und wie erklärt sich der Erfolg? 'Die überwältigend komische Wirkung dieses Schwanks ist der genialen Eingebung zu verdanken, aus der heraus Molière die komische Handlung auf dem einzigartigen Zusammenspiel der als Edelleute auftretenden Lakaien mit den preziösen Damen aufbaut'.

Noch deutlicher beim 'Tartuffe'. Molières Zeitgenossen und mit ihnen drei Jahrhunderte seien im Irrtum, wenn sie darin eine 'ernstere Angelegenheit' suchten. Molière tue nichts, um die Familie Orgon in eine dumpfe, beklemmende, tragische Atmosphäre einzuhüllen; alles Traurige des Falles verschwinde in der komischen Handlung restlos. Jeder müsse lachen und nur den genialen Einfall des Spaßmachers bewundern, nämlich den 'komischen Bösewicht' (sic!) zu gestalten. Alles ist ausgelassene Komik; sogar die 'staatliche Gerechtigkeit tritt mit komischer Gebärde auf den Plan'. Kurzum, alles, was sich im Tartuffe begebe, sei freie Erfindung der komischen Einbildungskraft.

Diese Beispiele dürften genügen, um die Irrtümer Küchlers deutlich erkennen zu lassen[1]. Küchler verwahrt sich wiederholt dagegen, daß er etwa

[1] Stellen wir hier fest, daß Küchlers Auffassung keineswegs eine Stütze findet in Michaut, auf den er sich vor allem zu berufen scheint. Siehe

Digitized by Google

Molière herabsetzen wolle. Aber was ist denn das Positive, das er seiner herben Kritik des allgemein anerkannten Molièrebildes entgegenstellt? Eine 'reine' Komik, eine rein technische Theaterkunst, eine geschmeidige, aber inhaltlose Spaßmacherkunst. 'Molières Komik ist komisches Leben, lebendige Komik, beständig quellender komischer Reichtum, komische Anschaulichkeit in szenischer Bewegung und sprachlicher Gewandung' — das ist keine Definition[1], verrät vielmehr, daß hier eine Selbsttäuschung vorliegt: Eine Komik ohne interessierenden psychischen Inhalt gibt es einfach nicht. Um die Dinge im komischen Lichte darzustellen[2], muß der Dichter die Dinge s e h e n! Daß die 'Gedanken' allein kein Kunstwerk ergeben, ist eine Selbstverständlichkeit; aber die vis comica bedarf des realen S t o f f e s, mehr als die ernste Dramatik (vgl. Molières eigene Äußerung darüber!). 'Theaterzauber' verstand man auch vor Molière zu machen; s e i n e Größe aber beruht darin, daß er den komischen Figuren wahres Leben gibt, daß er uns mit ihrem 'verdrehten' Bewußtsein wirklich mitgehen läßt und dadurch den komischen Bruch mit unserem übergeordneten, vernünftigen Bewußtsein um so stärker werden läßt. Seine Figuren sind karikaturenhaft, ja sie sind Maniaks, sind endlich Rasende im wahrsten Sinne: Harpagon ist nicht mehr völlig zurechnungsfähig, das Gewaltige und Packende aber dieser Gestalten ist keineswegs ihre 'Gaukelei', sondern die menschliche Wahrheit, die dahintersteckt. D a s ist die Kunst der Personenzeichnung, die auch Küchler bewundert (ohne daß ich recht den Zusammenhang mit seiner Grundthese zu verstehen vermöchte!). D a s ist die 'dichterische Bewältigung' (S. 125) und die 'künstlerische Wahrheit, die Molière von seinen Vorgängern unterscheidet' (205). D a s die 'Heraushebung in eine eigenartige, menschlich und sozial bedeutsame Sphäre und gleichzeitig in eine von innen heraus heftiger bewegte dramatische Situation' (150)! Eine Theatermache aus Instinkt und Berechnung hätte nicht die Welt erobert. Und eine nur parodistische Sprachkunst (44) hätte bei Molières Publikum nie verfangen.

Aber freilich muß man sich klar sein darüber, wie der Komiker seine Figuren bildet. 'Seine Komik entsteht im Gegensatz zu bon sens, raison und nature. Alles wirkt komisch, weil es so verdreht, so närrisch, so verblüffend, so ungeheuerlich ist', sagt Küchler (247) — ja, natürlich! Das ist der Weg der Komik; diese muß aber zu diesem Zweck bon sens, raison und nature mit aller Kraft und Sicherheit halten, und so widerspricht Molières Dramatik keineswegs der Boileauschen Forderung, daß sie gefalle 'par la raison seule et jamais ne la choque'. Es heißt die Dinge geradezu auf den Kopf stellen, wenn Küchler bei Molière die 'Vorführung der Charaktere in ihrem inneren Zwiespalt' vermißt, wenn er sie nicht poetisch genug findet, wenn er eine Liebe nicht tragisch gestaltet findet. Hier führt er einen Feldzug gegen die Komödie als Kunst überhaupt und wirft

---

Küchler S. 21 Für Michaut ist Molière der große Kenner der menschlichen Natur, die er wie kein anderer darzustellen verstanden hat; der große Maler der Zeitsitten; der tiefe Charakterkenner — also das Gegenteil von Küchler!

[1] Die Unsicherheit Küchlers über den Begriff 'Komik' scheint mir besonders kraß zutage zu treten in der Bemerkung zum 'Misanthrope': 'Hier wird Komik geschlagen aus seelischem Leid.' (p. 135.) — Ein wirklich bedauerlicher Satz! —

[2] Das Wesen der komischen Figur liegt darin, daß sie in ihrer besonderen (verdrehten!) Bewußtheit lebt, während der Zuschauer außer dem Miterleben dieses verdrehten Bewußtseins noch ein übergeordnetes, beurteilendes, vernünftiges Bewußtsein aufbringt; oder wie Freud sich ausdrückt: Komik besteht in der Entlarvung des psychischen Automatismus.

Digitized by Google

Molière vor, daß er keine Dramen geschrieben habe, daß er 'sich aus den Niederungen des Komischen nicht habe zur Höhe nachdenklicher Weltbetrachtung oder weltanschaulicher Nachdenklichkeit erheben können'.

Sehen wir so die 'positive' Seite in Küchlers Auffassung zerrinnen, so scheinen mir seine Verneinungen nicht weniger schwach fundiert. Gerade nach der gründlichen Prüfung Michauts steht die ungeheure Wucht, mit der Molière auf seine Zeit wirkte, unzweideutig fest. Küchler verkennt die Wirkungs w e i s e des Dichters. Gerade weil Molière so scharf das Wesentliche der preziösen Verirrung sah, so scharf, wie es nur der geniale Künstler fertigbringt, der über die Einzelheiten hinaus zum Kern, zum allgemein Menschlichen vordringt und sich nicht in kleinen 'sachlichen' Diskussionen verliert, gerade darum wirkte sein kleines Spiel so tief. Das war kein 'Spott denkbar primitivster Art'! Und wie? Den glühenden Kampf um Tartuffe, fünf volle Jahre hindurch, hätten Leute geführt, die Tartuffes 'heuchlerisch-berechnendes Getue ohne weiteres durchschaut hätten' und die ganze Sache als Bühnenzauber aufnahmen? Und der strenge Boileau hätte sich so leicht von 'glänzender Oberflächlichkeit' täuschen lassen? Er hat gewiß nicht ohne Grund die Verse geschrieben:

Leur cœur, qui se connaît et qui fuit la lumière,
S'il se moque de Dieu, *craint* Tartuffe et Molière.

Nein! Es läßt sich nicht aus der Welt leugnen: der M o r a l i s t Molière hat mächtig gewirkt! Nicht weil er 'moralisieren' wollte, sondern weil seine Kunst von einer so gesunden moralischen Kraft getragen ist.

Molière hat mehrere Dutzend Komödien geschrieben mit einer fast unübersehbaren Fülle von Personen: ist es nicht ein Zeichen genialster C h a r a k t e r i s i e r u n g s k u n s t, wenn nicht zwei davon in den Gedanken des aufmerksamen Molièrelesers zusammenfallen? Wie fein sind selbst Sganarelle und Arnolphe gegeneinander abgetönt! Seine Figuren sind alles andere als 'blasse Schemen'; sie sind Namen geworden für die Typen, die Molière so unvergleichlich scharf geschaut hat, daß sie noch in unserem Weltbild leben. — Es bleibt verwunderlich, daß Küchler nicht mit einem Wort den gegensätzlichen Standpunkt Michauts zu widerlegen versucht; III, 223 sagt Michaut: 'Il y a quelque chose d'âcre dans le rire de Molière, précisément parce que les personnages de Molière ne sont point des fantoches, qu'ils sont tirés de la vie réelle."

Wenn uns eingehende Nachrichten über den 'Theaterbohemien' fehlen, so sehen wir ihn doch lebendig an der Arbeit. Ist der Molière, den uns Küchler darzustellen versucht, wirklich derselbe, den wir in so feiner Weise Kunstfragen diskutieren sehen in der 'Critique' und im 'Impromptu'? Kann ein Schriftsteller treffendere Beweise geben für hohe Intelligenz, feines künstlerisches Empfinden und überlegene Haltung als Mensch? Und dasselbe Bild erhalten wir von 'Herrn von Molière' aus der Art, wie ihn seine Freunde, vor allem sein König, und wie ihn seine Feinde behandelt haben. Alle waren sich klar darüber, daß in ihm mehr steckte, als nur die 'scurrilité' und die 'agréables sottises', die Küchlers Molièrebild beherrschen.

Und damit kommen wir zu einem letzten Punkt, dem wichtigsten: Küchlers Auffassung ist in psychologischer Hinsicht unhaltbar. Wie wäre die oberflächlich-heitere Gauklernatur in Einklang zu bringen mit der gewaltigen künstlerischen Spannkraft, die seine 15jährige Lehr- und Wanderzeit dartut? Wie ist es zu erklären, daß der überquellende Spaßmacher so leidenschaftlich ringt, um seinen Tartuffe-'Zauber' herauszubringen? Hätte er nicht schon in den sieben Wochen, die er leidend und grollend sein Theater schloß, längst einen anderen Spaß aussinnen können? Nein! Stellt schon sein ganzes Leben Molière dar als einen Menschen von tiefster Beseeltheit, bei dem sich Tatkraft und Güte, Taktgefühl und Scharfblick,

Digitized by Google

Leidenschaftlichkeit und Selbstzucht, Kühnheit und Wirklichkeitssinn paarten, so spricht seine Kunst eine noch deutlichere Sprache[1]. Arnolphe, Alceste, Dandin, und wie sie alle heißen, zeigen in ihrer Komplexität, aus welcher reichen Seele sie entstanden sind.

Wenn wir erst einmal klar begriffen haben, in welcher Weise das Leben des Dichters in seine Gestalten überfließt, dann spüren wir, wie in denen Molières das Blut vom Herzen Poquelins pulsiert. Und wie könnte es anders sein? Der wahre Künstler verficht seine eigene Sache, aber wie ein Künstler, mit weitem Sinn, nicht wie ein kleiner Anwalt persönlicher Interessen; aus seinem Inneren, aus seiner Überzeugung fließt die große Kunst, der darum nichts von Künstlichkeit anhaftet. Küchler verneint den Künstler Molière; das ist das vielleicht ungewollte Resultat seines Buches. Demgegenüber erinnern wir wieder an Goethes Urteil, das gerade das künstlerische Feingefühl und das hochgebildete Innere Molières betont. Und wenn wir überblicken, wie klar sich das ganze Werk Molières aufbaut, wie eine gerade Linie führt von den Preziösen über Tartuffe zum Alceste, eine bewußte künstlerische Vervollkommnung, und wie nach der großen Krise der reife Künstler weiterschafft bis zur Todesstunde, härter gelegentlich, symbolischer vielleicht, dann scheint mir das ein Bild Molières zu befestigen, das dem von Küchler entworfenen diametral entgegengesetzt ist.

Jena. Jul. Schmidt.

Eugen Lerch, Historische französische Syntax. Zweiter Band: Untergeordnete Sätze und unterordnende Konjunktionen. Leipzig, O. R. Reisland, 1929. XVIII und 449 S.

Vier Jahre nach dem ersten Bande von Lerchs Historischer französischer Syntax, also verhältnismäßig schnell, ist nunmehr der zweite erheblich stärkere erschienen[2], und man darf demnach hoffen, daß es dem Verfasser gelingen wird, die ganze noch übrigbleibende Stoffmasse in absehbarer Zeit zu bewältigen. Eine ausführliche historische Syntax des Französischen zu schreiben, muß aus verschiedenen Gründen als ein sehr verdienstvolles Unternehmen gelten. Einmal ist ja der Teil von Nyrops Grammaire historique de la langue française, welcher die Syntax behandelt, noch nicht abgeschlossen, und zudem legt Nyrop bekanntlich das Schwergewicht auf das Neufranzösische, während Lerch zwar auch vom Neufranzösischen ausgeht und diesem einen breiten Raum gewährt, aber dabei doch die Entwicklung aus der alten Sprache zu ihrem vollen Rechte kommen läßt und so ein im Hinblick auf die einzelnen Sprachperioden möglichst gleichmäßig ausgeführtes Gesamtbild darbietet. Dann aber kam es darauf an, alles was bisher auf dem Gebiete der französischen Syntax geleistet worden ist, zusammenzufassen, durchzuprüfen und mit neuen Feststellungen und Gesichtspunkten zu bereichern. Dabei muß denn ein nicht unbeträchtlicher Gewinn für die Herausgeber altfranzösischer Texte abfallen, besonders für solche, denen es noch immer nicht deutlich geworden zu sein scheint, daß für eine befriedigende Behandlung altfranzösischer Texte eine sehr genaue Kenntnis der Syntax der alten Sprache unerläßlich ist.

Daß Lerch, auf seine früheren Arbeiten gestützt, sich getrauen durfte, an eine so schwierige Aufgabe heranzutreten, kann nicht zweifelhaft sein,

[1] Ich habe an anderer Stelle darauf hingewiesen, wie wertvoll die Beobachtungen der Psychoanalyse für diese 'nature incompatible' sind! Man vergleiche S. Freud, Der Witz.

[2] Er ist Herrn Lorck gewidmet, der ein 'Erforscher der Sprachseele' genannt wird; daß L. dieses ist, dürfte nicht jedem bekannt sein.

Digitized by Google

und wenn es ein Deutscher ist, der sie unternommen hat, so liegt das gewissermaßen in der Tradition. Denn wir dürfen, glaube ich, ohne Überheblichkeit sagen, daß das Meiste und Beste für die Erforschung der französischen Syntax von deutscher Seite getan worden ist. Freilich bildet unsere Neigung zum Theoretisieren gerade auf diesem Gebiete eine große Gefahr, aber ihr wird doch andererseits wieder wirksam durch die Fähigkeit begegnet, sich ruhig und liebevoll in die Betrachtung der Spracherscheinungen und ihrer Geschichte zu versenken, die verschiedenen Erklärungsmöglichkeiten mit Bedacht und Unbefangenheit gegeneinander abzuwägen, kurz, die Ausdauer zu entwickeln und die stille Überlegung walten zu lassen, ohne welche gegenüber der Vielgestaltigkeit und Verwickeltheit syntaktischer Verhältnisse nichts Rechtes zu machen ist. Nun haben sich allerdings auch bei uns — und nicht zum wenigsten bei uns — die Zeiten geändert: Schlagwörter, Schnellschreiberei und ödes Buchmachen sind in unserer Wissenschaft wie in anderen aufgekommen, so daß das Interesse für linguistische Untersuchungen, die nicht bloß 'anregend', d. h. oberflächlich sind, sondern ins Einzelne eindringen, mithin Nachdenken des Lesers erfordern, nur noch auf einen ziemlich kleinen Kreis beschränkt ist. Daher kann es leicht sein, daß Lerchs Arbeit nicht die Beachtung und Wertschätzung erfahren wird, welche sie verdient. Um so größerer Dank aber gebührt ihm darum für die Entsagung, die dazu gehört, ein solches *œuvre de longue haleine* in Angriff zu nehmen und dabei auszuharren.

Der Band, über den ich berichte, behandelt die Lokal-, Temporal-, Kausal-, Final-, Konzessivsätze, dann die Sätze des Begleitumstandes (Modalsätze), Konsekutivsätze und Komparativsätze. Man mag mit der Stoffanordnung im einzelnen nicht ganz zufrieden sein und auch hier und da die nötige Übersichtlichkeit[1] vermissen, man mag Unausgeglichenheiten verschiedener Art wahrnehmen, auch finden, daß Lücken vorhanden sind oder Auffassungen vertreten werden, mit denen man nicht übereinstimmen kann — das ändert nichts daran, daß unser Band mit seiner eindringenden Betrachtungsweise, die kaum einem Probleme aus dem Wege geht, mit der sorgfältigen Berücksichtigung der einschlägigen Literatur und der ausgedehnten eigenen Lektüre des Verfassers eine bedeutende Leistung darstellt. Schade, daß das Motto gewechselt hat. Es lautete für den ersten Band: 'Die wertvollsten Einsichten sind die Methoden' (Nietzsche). In der Methode liegt allerdings der Schwerpunkt, besonders bei sprachlichen Untersuchungen. Und da ist es nun erfreulich, zu sehen, daß Lerch aus der Forschungsrichtung von Diez, Tobler und Meyer-Lübke im ganzen nicht heraustritt, denn er weiß, daß es um die Intuition eine schöne Sache ist, eine andere aber, wenn auch nicht so bequeme, um die Erkenntnis historischer Entwicklungen, und daß auch das geistvollste Kombinieren vielfach in die Irre führt, wenn es nicht von zähem und ausdauerndem Durchpflügen der früheren Sprachperioden begleitet wird. Daß es bei letzterem nicht sein Bewenden haben darf, daß vielmehr das Beobachten und Registrieren nur die Grundlage zu sein hat, um zu einer Deutung und damit zu weiteren Ausblicken zu gelangen, versteht sich von selbst. Wie der Physiker hinter das Geheimnis der Natur kommen will, so suchen doch auch wir Geisteswissenschaftler nach Kräften die Erscheinungen des Sprachlebens zu erklären, und es sei hier an Toblers Worte in VB. I², 256 erinnert: 'Und begreifen möchte doch mancher gern, nicht stehenbleiben bei einem Verzeichnis von unleugbaren einzelnen Tatsachen'. Natürlich wird der For-

[1] Da mehrfach lange Anmerkungen innerhalb des Textes die Darstellung durchschneiden, so hätte es sich empfohlen, die Buchstaben, welche die einzelnen Abschnitte einleiten, fett zu drucken, damit man nicht so leicht den Faden verliert.

Digitized by Google

scher jedesmal zu prüfen haben, ob das vorliegende Material es schon rätlich erscheinen läßt, eine Erklärung vorzunehmen bzw. eine Hypothese aufzustellen. Hier ist Lerch gewiß erheblich weiter gegangen, als es Tobler getan haben würde, aber er verliert doch nie ganz den Boden unter den Füßen, und bei aller Kühnheit bleibt er doch Philologe.

Eine eingehende Besprechung des Buches verbietet sich in dieser Zeitschrift wegen Raummangels, doch möchte ich wenigstens eine Anzahl von Punkten berühren, schon um dem Verfasser zu zeigen, mit welchem Interesse ich seinen Ausführungen gefolgt bin.

Daß afrz. *puisque* 'überwiegend kausal gebraucht und als temporale Konjunktion fast als überflüssig befunden wurde' (S. 46), scheint mir nicht ausgemacht zu sein. Wenn es auf der genannten Seite heißt, daß *puisque* kaum eine unmittelbare Fortsetzung von *postquam* sei, sondern eher eine Neubildung aus der Präposition *puis*, dagegen S. 70, daß *puisque* nach *postquam* gebildet sei, so stimmt das nicht recht zusammen. Gegen *postquam* spricht auch der Umstand, der nicht erwähnt wird, daß die Bestandteile in der alten Sprache ja noch getrennt stehen können. — Unter den kausalen Konjunktionen wird eines afrz. *mais* nicht gedacht, wohl weil L. nur Tobler, VB. V, 420 zu Z. 339 im Auge hatte; hier wird Schelers Meinung, es handle sich im Bastart de Buillon an mehreren Stellen um kausales *mais*, mit Recht zurückgewiesen, aber darum hat es doch im Altfranzösischen existiert. Allerdings sind auch die von Melander, Étude sur *magis* ... S. 114 angeführten Stellen keineswegs sicher, weil überall mit 'aber' auszukommen ist; am ehesten kann noch, wie ich schon in Zs. 46, 317 A. 1 bemerkt habe, Barlahan ed. Appel 2698 (nicht 2701) in Frage kommen. Allein ich habe ebenda auch auf Mont.-Rayn., Rec. I, 62 V. 1126/7 hingewiesen und gesagt, daß ich diese Stelle für beweiskräftig halte. In der Tat paßt hier 'aber' nicht, und letzteres ist womöglich noch weniger der Fall an einer weiteren Fablel-Stelle, auf die ich inzwischen gestoßen bin: *Il vous estuet Menger anuit, mais en est tans* (M.-R., Rec. II, 56 V. 294/5). Ich glaube jetzt auch, daß, was ich am a. a. O. in dubio ließ, man in dem *mes* von Lanval V. 46 unser *mais* zu erkennen hat. Es kann nicht überraschen, daß, wie wir gesehen haben, *mais* im Norden zuweilen als kausale Konjunktion erscheint, da ja diese Verwendung im Provenzalischen recht geläufig ist. Wie sich der Bedeutungs- und damit auch der Funktionswandel erklärt, gedenke ich anderswo darzulegen. — Unter den Konditionalsätzen, die, wie natürlich, einen großen Raum einnehmen, ist der Abschnitt über die parataktische Darstellung des Bedingungsgefüges sehr glücklich ausgefallen. Wenn weder von der Umrahmung eines bedingten Satzes durch zwei bedingende Sätze (s. meine Prov. Stud. S. 86 zu V. 1—3 und Archiv 157, 54 zu V. 538—40) noch auch von zwei vorangestellten bedingenden Sätzen (s. Friedwagner zur Veng. Raguidel V. 815) die Rede ist, so liegt es vielleicht daran, daß L. das als eine Sache des Stils ansieht. Dagegen überrascht es, daß der Indikativ des Präteritums im bedingten irrealen Satze nicht erwähnt wird. Unter den Stellen, die Bischoff S. 118 für den Indik. anführt, finden sich doch vier[1], welche das Präteritum zeigen. Das älteste prov. Beispiel steht Fides V. 45; Höpffner bemerkt, daß sich sehr selten der Indik. Perf. finde, und verweist auf Meyer-Lübke § 689. Letzterer führt nur ein afrz. Beispiel an, das aber das Futurum zeigt, und sagt dann, daß fast überall das Durativum als das weniger bestimmte Tempus stehe. Ich bin schon in den Philolog. Studien (Voretzsch-Band) S. 240 auf den Punkt zu sprechen gekommen, und habe den Beispielen von Bischoff Folque 1371 und 13747 angeschlossen;

[1] An der Stelle im Wilhelm von England (= ed. Förster 1840) hat nur die eine Hs. *plot*, während die andere *plëust* aufweist.

Digitized by Google

jetzt füge ich noch Renart I, 469 V. 2878 sowie M.-R., Rec. I, 272 V. 490 hinzu. Übrigens ist auch das Präteritum im bedingten Satze nicht unerhört, was zu dem Erklärungsversuch L's (S. 226 ff.), warum es nicht zu einem Typus **si cantavit* kam, bemerkt sei. An den vier folgenden Stellen[1] handelt es sich allerdings immer nur um das Präteritum *fu*: Folque 5561, Vie de S. Gilles 627, Rich. le bel 2361, Barlah. ed. Appel 5573, aber überall *fust* zu schreiben, halte ich für unzulässig, wenn auch Foerster in Anm. zu Rich. dazu geneigt ist und Appel es gegen die Handschriften (vgl. Zs. 74, 97 A 2) wirklich tut. — Für das Verschwinden des afrz. Plusquamperfekts sind wir m. E. kaum in der Lage einen Grund anzugeben. L. sagt, daß es 'zu einer gewissen Zeit verpönt worden ist, offenbar wegen des übermäßigen, fast mechanischen Gebrauches, den die Eulalia, die Passion und der Leodegar bezeugen' (S. 266), aber das erscheint keineswegs plausibel, abgesehen davon, daß man von einem übermäßigen Gebrauche in den genannten Denkmälern schwerlich reden kann. — Ob *se* + Konditionalis im Altfranz. wirklich begegnet (S. 275), hat L. nicht festgestellt, und es ist schade, daß er hier nicht die 'Andacht zum Kleinen' hat walten lassen und nicht die Beispiele bei Klapperich usw. nachgeprüft hat. Das auch sonst fragwürdige Beispiel, das Mätzner aus der Marie de France anzieht, begegnet wohl kaum bei ihr, schon weil sie *si* für *se* nicht zu kennen scheint. Jedenfalls ist die provenzalische Stelle, mit der Mätzner ebenfalls aufwartet, unrichtig wiedergegeben, denn die beiden Hss. von Gr. 458, 1, L (bei Milá[2] 333) und A n° 512 zeigen im 2. Geleit die Imperfekta *encontrava* und *dava* (es liegen Siebensilbner vor) und nicht den Konditionalis. — Die S. 278 ff. vorgetragene Auffassung, nach welcher in den *mais que*-Sätzen ein Imperativ vorliegt (S. 306), kann nicht anerkannt werden, da *faites* und *dites*, der Form nach Indikative, in der Funktion des Konjunktivs stehen, s. Tobler, VB. I[2], 29. Daher ist denn auch der Satz 'daß der Konjunktiv nach *mais que* mit dem Imperativ wechselt, sollte gerade ein Argument dafür sein, daß es sich um den Wunschkonjunktiv handelt' (S. 207 A. 1) m. E. hinfällig. Es liegt ein Konjunktiv des Geforderten vor. — Auch der Meinung, daß die Konjunktivsätze ohne *si* als Wunschsätze anzusprechen seien (S. 278 ff.) kann man kaum zustimmen, und es bleibt doch das Natürlichste, mit Tobler, VB. IV, 17 den Konjunktiv als 'zum Ausdruck einer Voraussetzung verwendet' anzusehen. — In der *à moins que* (*ne*)-Frage, die so recht zeigt, wie schwierig die Erforschung der französischen Syntax ist, schließt sich L. mit Entschiedenheit der Toblerschen Auffassung an. Ob die letztere wirklich das Richtige trifft, erscheint mir nicht über allem Zweifel erhaben, vielmehr glaube ich, daß das Problem noch seiner endgültigen Lösung harrt. Ich kann hier meine Bedenken nicht näher begründen und möchte nur bemerken, daß, ganz abgesehen von der Claris-Stelle, mir die von Tobler, VB. III, 121 angezogenen Beispiele für ein afrz. 'bei Abwesenheit von' ebensowenig wie G. Paris (Romania XXVI, 580) *probants* sind. Interessant ist das von Lerch aus dem Patelin V. 1413 beigebrachte bisher älteste Beispiel von afrz. *a moins de* in bedingendem Sinn; übrigens versteht L. das *a mains de paroles* als 'wenn nicht vernünftige Worte vorgebracht werden', nimmt also *paroles* prägnant, aber *paroles* könnte auch, wie mir Nyrop schreibt, im Gegensatz zum Blöken des Schäfers stehen. — Für *se* 'wenn auch' werden S. 346 ein paar afrz. Belege angeführt, und es wird für weitere auf die Diss. von Johanssen (1884) verwiesen; letztere ist mir nicht zugänglich, aber es sei bemerkt, daß ich in Zs. 46, 318 unter Anführung anderer einschlägiger Literatur Beispiele gesammelt habe, zu

[1] Das Beispiel bei Bischoff S. 119 aus Erec (= ed. Förster 6940) gehört nicht hierher, denn *se* ist hier = 'wenn auch' (es liegt eine Tatsache vor).

Digitized by Google

denen noch Erec 6940 kommt (fürs Prov. s. Phil. Studien S. 254 zu V. 583 f.). Die Darstellung bei L. ist mir übrigens nicht ganz durchsichtig; es scheint, als ob er die Fälle mit dem Indik. nicht hineinrechnet, indem er ein adversatives Verhältnis annimmt, indessen ist damit mehrfach nicht auszukommen, und der konzessive Charakter auch solcher *se*-Sätze kann nicht in Abrede gestellt werden. — Die S. 369 geäußerte Behauptung, daß *sans ce que* ohne *ne* + Konj. seltener sei als *s. ce que* + *ne* + Ind., dürfte auf einem Irrtum beruhen, der vielleicht durch das bei Constans im Gloss. zum Trojaroman s. *senz* Stehende hervorgerufen ist. Hier heißt es nämlich: s. 'co que (ind.)' mit Gloss. 'à cele près que, bien que', es wird aber keine Belegstelle dafür geboten; dagegen folgen für den Konj. (ohne *ne*) nicht weniger als 9 Stellen (die in Ordnung sind[1]) mit der richtigen Gloss. 'sans que'. — Auf S. 372 wird wohl mit Recht Ritchies Annahme zurückgewiesen, aber mir scheint, daß andererseits L. der Konstruktion *sanz mal qu'ele ait* doch nicht genügende Beachtung schenkt. Schon in der Fides 345 erscheint sie (*senes tot forsfait qu'aiam audit*), und es fragt sich, ob so geartete Beispiele mit Konj. nicht auch im Norden häufiger vorkommen, als es den Anschein hat. Für die Erklärung des späten Auftretens der Konj. *sans que* wäre das vielleicht nicht ohne Bedeutung. Wenn L. sagt: 'dann aber müßte *sans que* von Anfang an mit dem Konjunktiv erscheinen', so ist das ja auch der Fall (vgl. S. 370), und wenn er fortfährt: 'während es hier altfrz. mit dem Indik. stehen würde (*sans qu'elle a*)', so darf man fragen, woher er das weiß. — Die Fälle wie je *ne puis teisir que ne die vostre plaisir* (S. 375), die L. mit Heinrichs als 'modale Tautologie' anzusehen scheint, erklären sich für mich aus Gedankenmischung, die zur Konstruktionsmischung geführt hat. — Es wird S. 381 zutreffend bemerkt, daß bei verneintem Hauptsatze der Konjunktiv stehe, wenn die Folge etwas Gedachtes ist; wenn es dann aber heißt: 'Im Altfrz. findet sich jedoch hier auch der Indikativ' und Roland 532 angeführt wird (*Tant nel vos sai ne preiser ne loer Que plus n'i ad d'onur et de bontés*), so ist übersehen, daß hier ja nur der Indik. stehen kann, eben weil ja nichts Gedachtes vorliegt. Mit anderen Worten: Die Verneintheit des Hauptsatzes ist an sich gleichgültig, und der Konj. hat mit ihr nichts zu tun; entscheidend ist nur, ob der Inhalt des *que*-Satzes etwas Vorgestelltes oder etwas Tatsächliches ist. — Daß L. noch von 'Ergänzung' spricht (S. 393), anstatt zu sagen: 'der Folgesatz bleibt unausgesprochen', überrascht einigermaßen, vgl. Archiv 152, 249. — L. meint im Gegensatz zu Tobler, daß das *que* in afrz. *que plus i mes et plus i pers* (S. 419) = *que* 'wie sehr' sei; dies leuchtet wirklich sehr wenig ein. — Unter 'Bericht. u. Nachtr. zum 1. Bd.' (S. 429) werden Zeitungsstellen dazu angeführt, daß ein Futur als Tempus der Erzählung gebraucht werden kann. Allein ist ein solches Futur der Erzählung anzuerkennen? Oder vielmehr: Lohnt es sich, auf solche Entgleisungen Ungebildeter einzugehen? Denn eine Entgleisung ist es doch, wenn in der simplen Erzählung Vergangenes mit zukünftig Gedachtem vermengt wird. Das aus Lanson beigebrachte Beispiel beweist nichts, da hier keine Erzählung vorliegt. Lanson setzt das von Voltaire Getane als bekannt voraus und will nur sagen: Jeder, der sich, wie damals Voltaire, in der gleichen Lage wie er befände, würde so handeln = 'Jeder, der ... wird so handeln'. Weil dies aber trocken ist, macht er behufs lebendigerer Gestaltung Voltaire wieder lebendig und zum Träger eines Futurs. Es liegt also m. E. ein bewußt angewandtes stilistisches Verfahren vor.

Ich sollte abbrechen, aber ich kann nicht umhin, noch des Abschnittes

[1] Das interessante *pas li trei* in V. 21386 ändert natürlich nichts an der Hierhergehörigkeit dieser Stelle.

Digitized by Google

über die Finalsätze zu gedenken. Hier ist besonders neu und originell die Deutung der Entstehung von *pour* + Inf. aus lat. *ad* + Gerundium, also *ad amicum salutandum* > *pro amico salutando* > *por son ami saluer* (*por son ami a saluer*), wobei denn das Substantiv oder Pronomen nicht zum Infinitiv gehöre, sondern zu *por* zu konstruieren sei; erst später wäre eine Verschiebung der Auffassung eingetreten. Diese sehr eingehend begründete Deutung hat entschieden etwas Bestechendes, denn sie scheint allein die Tatsache zu erklären, daß in der alten Sprache vor dem Infinitiv ausnahmslos die betonte Form erscheint. Doch bleiben einige Bedenken zurück. Einmal müßte dann für *sans* + Infin., das sich doch schon im Trojaroman 21252 findet (S. 371 wird ein Beispiel aus Cligès angeführt), analogische Einwirkung angenommen werden, und dann scheint mir doch die Tatsache entgegenzustehen, daß auch der präpositionslose Infinitiv das Pronomen vor sich (in betonter Form) und nach sich (in unbetonter Form) nehmen kann, mithin doch verbale Kraft zeigt. Von dem letzteren Falle sagt L. S. 138 A., daß er 'weiter unten' handeln werde, aber es geschieht nicht. Für den ersteren wird man freilich nicht viele Belege finden; immerhin bringt Tobler, VB. V, 405 eine Anzahl bei, Ebeling in Zs. XXIV, 516 drei weitere aus Meraugis, und ich kann noch M.-R., Rec. V, 155, V. 134 sowie aus späterer Zeit Deguileville, Peler. 3322, 3701, 4010 anschließen. — Bei dem 'Infinitiv mit eigenem Subjekt (S. 153 ff.) liegen die Dinge ja recht verwickelt, aber eine etwas größere Übersichtlichkeit in der Darstellung derselben wäre doch wohl erreichbar gewesen; so gehört z. B. das S. 161 Vorgetragene nicht in eine Anmerkung. Auch hier kann man sich nicht aller Zweifel entschlagen: die Erklärung der beiden Beispiele aus dem Lothringer Psalter (S. 153) erscheint doch gezwungen (das *nous* in dem *comment nous pourroit* ... des ersteren ist sogar recht hinderlich); für den *sans*-Satz muß wieder Übertragung von dem *por*-Satz, der allerdings nach L. etwa 80 Proz. beträgt, angenommen werden, und das geschieht auch S. 154 ausdrücklich. Von Einzelheiten muß ich mich auf folgendes Wenige beschränken: In dem Avare-Beispiel das *nous* als dat. eth. anzusehen (S. 160), verbietet doch das *mutuellement*. Bei dem Erec-Beispiel 5520 (S. 162, vgl. S. 154) war trotz Tobler VB. I², 90 zu erwägen, ob nicht *revenir* kausativ sein kann, vgl. prov. *revenir* bei Levy, S.-W. VII, 313 a—b; so faßte es schon Foerster in Anm. auf, wenn er sich auch sonderbar ausdrückt: 'merkwürdig knappe Wendung statt *faire revenir*. Zu S. 162 ff. möchte ich auf eine interessante Stelle bei Colin de Chanpiaus hinweisen (Bartsch, R. und P. S. 97 V. 32—4; P. Meyer, Rec. II, 378): *Nul avoir certes ne vaut Tant com amer de cuer baut Dame son ami*, wo also nicht nur der Infinitiv vor dem Subjekt steht, sondern von ihm auch noch (weit getrennt) ein Objekt (*son ami*) abhängt.

Noch ein paar Kleinigkeiten: S. 91. Die beiden Beispiele aus den C. n. n. werden besser vorangestellt; bei Rabelais ist der ursprüngliche Sachverhalt schon etwas verwischt. Übrigens ist der Ausdruck der Altphilologen 'polemischer Konjunktiv' recht unglücklich. — Die Erec-Stelle 109 scheint mir nicht 'besonders geartet' zu sein (S. 139). — S. 151 A. 2. Da für sogenanntes 'providentielles' *pour* erst aus Stendhal ein Beispiel angeführt wird, das S. 433 durch eines aus Bourget ergänzt wird, so sei an eine Stelle bei Voltaire erinnert, die Schopenhauer ed. Grisebach II, 678 anführt: *je n'y sais autre chose que me résigner et me dire que les mouches sont nées pour être mangées par les araignées et les hommes pour être dévorés par les chagrins* (scherzhaft, also *naître* nicht ernstlich gemeint; der Sinn ist nur: sie existieren). — S. 153. Lies 'Apfelstedt' statt 'Appelstedt'. — S. 163. Schreibe *vïes* für *vïez* und für die angegebene Fundstelle I, 14 der Cout. Beauv. 1, § 7, oder I, 4, denn es ist doch wohl die Ausgabe von Salmon gemeint. — S. 261. Schr. Thebenroman

Digitized by Google

8557 statt 8537. — S. 299. Schr. *amenez* statt *ammenez*. — Wie der Ausdruck 'Identität' auf S. 367 A. passen soll, ist mir nicht ersichtlich; ist 'Köincidenz' gemeint? — Schr. S. 370 Mitte *l'araisuna* für *l'araisna*, S. 374 Mitte *quin* für *qui*, S. 394 *nes* für *ne·s* (ein Zitieren nach Méon statt ed. Martin VIII, 384 ist nicht angenehm). — Das S. 416 oben Bemerkte erscheint nicht glücklich, da es sich doch bei Ebeling um Asymmetrie innerhalb desselben Satzgefüges handelt. — Daß P. Rajna 'überzeugend dargetan' habe, in *pour* stecke nicht nur *pro* und *per*, sondern auch *propter* (S. 432), vermag ich nicht zuzugeben.

Dem Wortregister wäre eine reichere Ausgestaltung zu gönnen: es fehlt z. B. afrz. *puis* als Konj. S. 44—5 und 44 A. 2, bei *puisque* vermißt man S. 62, bei *si* konzessiv S. 276 A. 2 u. a. — Auch das Sachregister ist, wenigstens nach einer Stichprobe zu urteilen, nicht vollständig, denn wenn zu der berühmten 'Erlebten Rede' (eine wirklich treffende Bezeichnung für die Erscheinung ist noch zu finden, vgl. Kalepky in Zs. f. frz. Spr. 53, 158 ff.) auch eine Reihe von Verweisen geboten wird, so fehlen doch S. 201—2, 204, 434.

Ich will nicht behaupten, daß durch briefliche Mitteilungen einem Buche nicht genutzt werden könnte, wenn aber die Orakelsprüche in solcher Fülle auftreten, in welcher Lerch sie Spitzer spenden läßt, so wirken sie eher peinlich als erfreulich; jedenfalls scheinen sie mir in einem monumental angelegten Werke nicht am Platze.

Jena. O. Schultz-Gora.

Gustave Fagniez, La femme et la société française dans la première moitié du XVII^e siècle. Paris, Gamber, 1929. XXII und 399 S.

Das Buch ist eine nachgelassene Arbeit des Historikers und Archivisten, dem die französische Geschichtschreibung bekannte Werke z. B. über die Industrie im 13. und 14. Jahrhundert, über Handel und Industrie unter Heinrich IV., über den Père Joseph und Richelieu usw. verdankt. Frantz Funck-Brentano hat dem Buch eine liebenswürdige Skizze über den sympathischen Verfasser vorausgeschickt, und ein Bild des eleganten Membre de l'Institut (im akademischen Frack und mit dem Degen an der Seite) begleitet das Titelblatt. Das Werk hat denn auch einen gewissen akademischen Stil. Es will sowohl einem größeren wie dem eigentlich wissenschaftlichen Publikum entgegenkommen, und befriedigt vielleicht beide Kreise nicht ganz. Die ersten vier Kapitel: La femme et l'éducation, La vie professionnelle, La femme dans la famille sind zuerst in der Revue des deux mondes erschienen. Sie bringen eine Fülle von zum Teil sehr interessanten Nachrichten vor allem rechtlicher und wirtschaftlicher Natur über das Leben der Frau zwischen 1598 (Edit de Nantes) und 1648 (Beginn der Fronde), aus Akten, Memoiren und anderen Schriften gesammelt. Dem ursprünglichen Veröffentlichungsort entsprechend ohne wissenschaftliche Nachweise. Tut man dem Buche aber Unrecht, wenn man trotzdem die Zusammenfassung zu einem recht lebendigen Kulturbild vermißt? Und vor allem die Entwicklung der gesellschaftlichen Stellung der Frau, die in dieser Periode so wichtig ist, scheint mir zu kurz zu kommen.

Am größten ist unsere Enttäuschung beim 5. Kapitel, das wir mit der größten Spannung aufschlagen: 'Le théâtre, la comédienne dans la première moitié du XVII^e siècle'. Wozu dieses halbe hundert Seiten, deren Inhalt in jeder Hinsicht von der Forschung der letzten Dezennien weit überholt ist? Und was wir gerade nach dem Titel des Abschnitts erwarten könnten: eine Auswertung der dramatischen Literatur für das Frauenleben in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, fehlt.

Den Schluß des Bandes bilden zwei sehr gründliche Abschnitte: 'L'assis-

Digitized by Google

tance publique et la charité féminine' und 'La renaissance catholique et la dévotion féminine dans la première moitié du XVIIe siècle'. Hier haben wir es mit gelehrter Forschung zu tun, die sich denn auch in zahlreichen Quellennachweisen bekundet. Es handelt sich aber um ein sehr begrenztes kulturhistorisches Gebiet, das für den Philologen und Literarhistoriker nur beschränktes Interesse besitzt.

Breslau. C. Appel.

La negación en español antiguo con referencias a otros idiomas por E. L. Llorens. Madrid 1929. Junta para ampliación de Estudios. Centro de Estudios históricos. Revista de filología española. Anejo XI. 199 S. 8°.

Die Fragen, die sich an die Verneinung im Spanischen knüpfen, sind weniger verwickelt als etwa im Französischen: die sog. 'halbe' Negation spielt dort gar keine Rolle, die 'pleonastische' Negation oder die 'Füllwörter' der Verneinung eine sehr geringe. Immerhin verhält es sich gerade in bezug auf die zuletzt erwähnten Erscheinungen in alter Zeit etwas anders als heute, und da die alte Sprache auch sonst mancherlei Bemerkenswertes im Gebrauche der Verneinung aufweist, so schien eine zusammenfassende Behandlung aller einschlägigen Fragen wohl einer Untersuchung wert. Der Verfasser der vorliegenden Abhandlung hat sich dieser Aufgabe, wie gleich vorausgeschickt sein mag, in trefflicher Weise entledigt. Seine Arbeit geht sogar über das im Titel genannte Thema hinaus, indem er auch die Verhältnisse im Katalanischen und im Portugiesischen recht ausgiebig heranzieht. — Nach einer allgemeinen Einleitung führt er die Verwendung der negativen Partikeln und Pronomina vor; zeigt, wie ursprünglich affirmative Wörter in Verbindung mit der Negation selbst negative Färbung annehmen, ja dann sogar selbständig negativ gebraucht werden können; wie die Negation sich einfindet, wo nicht eigentlich eine Verneinung, sondern nur ein leiser Zweifel vorliegt — lauter Erscheinungen, die ja aus allen romanischen Sprachen bekannt sind, die hier aber in willkommener Weise an den drei Sprachen der Pyrenäenhalbinsel nachgewiesen werden. Die Darstellung ist rein historisch-beschreibend und berührt nur syntaktische (allenfalls stilistische: § 13, Häufung der Negation) Verhältnisse; lautliche Probleme sind ganz außer acht gelassen: so wird das Verhältnis des asp. *non* zum späteren *no*, von *nin* zu *ni*, von sp. *nunca* gegen frz. *onc*, von *nenguno* zu *ninguno* und pg. *nenhum*, das Problem von *sin(es)* nicht besprochen. So tritt auch nicht zutage, daß mehrere der behandelten Wörter Lehnformen (zum mindesten im Kastilischen) sein müssen: *ren*, wohl auch *nient* und sicher auch *jamás*, das ohne ein Wort der Erklärung mit *ya* zusammengestellt wird. — Deutungen der Erscheinungen werden sparsam gebracht, ergeben sich übrigens z. T. durch die verständige Anordnung der Beispiele von selbst. Da Ll. keine neuen Deutungen bringt, zu solchen auch wohl kaum Anlaß war, so bleibt der Kritik nur übrig, festzustellen, daß das Buch nicht bloß eine reichhaltige Stoffsammlung gibt, sondern infolge der sorgfältigen Sichtung und wohlerwogenen Anordnung eine sehr nützliche und höchst anerkennenswerte Leistung darstellt. Die Ausstellungen, die ich zu machen habe, betreffen nur Kleinigkeiten. S. 12, Z. 10: In der serbokroatischen (nicht *südkr.*) Form ist der Akzent vom *c* auf das *e* gesprungen. — S. 67: In den Fügungen *no más de* scheint mir eher der Ersatz eines Ablativus comparationis als eines Genitivs vorzuliegen. — S. 70: Das aus der katal. *Vis. Fil.* angeführte Beispiel ist doch kaum dem frz. *ne... que* zu vergleichen, sondern stellt sich durch das hinzugefügte *res* zu den in der Anmerkung auf derselben Seite herangezogenen

Digitized by Google

span. Belegen. — S. 41: Der in Anm. 3 nach Tobler angeführte Satz bekommt seinen richtigen Sinn durch Intonation. — S. 82: In dem in der Anm. zitierten port. Beispiel mit *bem* sehe ich Ironie; überhaupt spielt bei dem Wandel von Affirmation zu Negation die Ironie wohl eine größere Rolle, als es nach Ll. den Anschein hat. — Dagegen ist *tampoco* kaum aus einer 'euphemistischen' Verwendung (S. 83) zu erklären, sondern aus der gewöhnlichen eines vergleichenden Adverbs: 'ich tue es nicht, der andere ebensowenig', woraus sich der negative Sinn sofort ergibt (wie ja auch in der alten Sprache dafür *otrossi, asimismo* eintreten können, denen ebenfalls ein Vergleich zugrunde liegt). — S. 94: Daß in Fällen wie *Non avie sacristano que podiesse sonar* ein *ninguno* 'unterdrückt' sei, ist wohl eine etwas veraltete Auffassung, die frühere Sprachzustände nach dem Maßstab heutigen Gebrauches mißt; ebenso wenn bei *e re nata* eine 'Ellipse' eines *ita* angenommen wird (S. 104/5 Anm.), das allenfalls nach 'logischer' Auffassung dastehen müßte. — S. 104 wird das pg. Argotwort *nictes* aus *nihil* abgeleitet; mir scheint Herleitung vom deutschen 'nichts' näher zu liegen; es wäre etwa in pg. Häfen aus dem Munde deutscher Matrosen übernommen worden. Bekanntlich fallen gerade negative Ausdrücke in der Rede Fremder besonders auf: ich erinnere an das *niti fistón* in Lopeschen Komödien, an das *n'y a plus*, das den deutschen Soldaten in Belgien als kennzeichnend erschien, an das 'Nix daitsch' im alten Österreich. — Für die Negation nach Verben des Verhinderns usw. (S. 167) und nach Komparativen (S. 173) kommt mir die Deutung Toblers u. a. durch Mischung zweier Gedanken annehmbarer vor als die durch Nachahmung des Lateinischen; gegen diese spricht wohl die Verbreitung auch in Sprachen, in denen lateinischer Einfluß nicht so nahe liegt. — Zu der sehr vollständigen Bibliographie wäre etwa der kleine Aufsatz von A. R. Nykl *Old Spanish terms of small value*, Mod. Lang. Notes 42 (1927) S. 311, hinzuzufügen, vgl. dazu die Bemerkung von G. I. Dale, ebd. 44 (1929) S. 323. Weiter J. Melander *L'origine de l'espagnol no más* usw. in Studier i mod. språkvet. 7, S. 79, Uppsala 1920.

Graz. Adolf Zauner.

Teatro antiguo español VII. Lope de Vega, El Cordobés valeroso Pedro Carbonero, publicado por José F. Montesinos. Madrid 1929. 249 S.

Die Herstellung kritischer Texte von Lope-Dramen durch J. F. Montesinos schreitet rüstig fort. Von den bisherigen sieben Bänden der Sammlung *Teatro antiguo español* bilden die letzten vier nichts Geringeres als den schönen Anfang einer *edición crítica* des großen Dramendichters. Sie umfassen bis jetzt *El Cuerdo loco, La Corona merecida, El Marqués de las Navas* und den *Pedro Carbonero*. Ihre Bedeutung läßt sich vielleicht am kürzesten also ausdrücken: sie machen alle früheren Drucke des jeweils edierten Dramas wertlos und veraltet. Denn ihre Texte sind auf Grund der besten handschriftlichen Überlieferung hergestellt, ihre Erläuterungen aber geben in monographischer Form das Vollständigste und Letzte, was textgeschichtlich, stoffgeschichtlich, dramentechnisch, stilkritisch, metrisch und kommentaristisch über das Einzeldrama auszusagen ist.

Die Comedia vom *Pedro Carbonero* war bisher nur in den beiden alten Drucken der *Parte 14* (1620 und 1621) sowie in dem von Menéndez y Pelayo in der großen Akademie-Ausgabe Bd. 11, und zwar nach der Vorlage von 1621, veranstalteten Neudruck zugänglich. Montesinos gibt den neuen Text in kritischer Fassung nach dem auf der Madrider Nationalbibliothek liegenden Autograph des Dichters. Wohlgezählte 24 Seiten textkritischer Beispiele und Bemerkungen vermitteln ein überzeugendes Bild von dem

Digitized by Google

gewaltigen Unterschied zwischen Lope-Handschriften und Lope-Drucken, aber auch für jeden, der mit diesen Dingen einigermaßen vertraut ist, einen respektablen Begriff von der mühevollen, Hirn und Augen strapazierenden Arbeit, die, für den flüchtigen Leser und Durchblätterer freilich unsichtbar, einer solchen wirklichen Ausgabe zugrunde liegt. Stofflich ist der *Pedro Carbonero* bedeutsam für die Art, wie Lope den dramatischen Typus *moros y cristianos* zu behandeln pflegt, dramaturgisch ist die Comedia ein seltenes Beispiel straffer Geschlossenheit und kunstvollen Aufbaues, verstechnisch sind an ihr bestimmte Eigenheiten zu beachten, wie etwa das überwiegende Vorherrschen der *redondillas* oder eine der frühesten Proben des Auftretens einer *seguidilla* im Drama, sprachlich bietet sie zahlreiche Belege des Moriskenspanisch. Alle diese Aspekte sind von Montesinos mit liebevoller Gründlichkeit herausgearbeitet und anziehend zur Darstellung gebracht. Ein besonderer Vorzug der Anmerkungen besteht wiederum in der durch eine außerordentlich weitgreifende Belesenheit ermöglichte Heranholung zahlreicher Belegstellen aus anderen Texten. (Wer auf dem Gebiete der Wortkunde arbeitet, versäumt viel, wenn er das reiche Material ungenützt läßt, das sich in den Anmerkungen dieser Bändereihe bereits angesammelt hat.) Drei Probeseiten der Originalhandschrift in Reproduktionen, die an Schärfe und Größe keinen Einwand übriglassen, vervollständigen das durchweg erfreuliche Bild dieser Ausgabe, von der wir nur wünschen können, daß sie in Bälde von weiteren ihresgleichen gefolgt sein möge.

München. Ludwig Pfandl.

Langenscheidts fremdsprachliche Lektüre. Band 9: G. Richert und Th. Schoen, Un poco de todo. Band 10: R. Großmann, La América española de hoy. Berlin-Schöneberg 1930. Je 160 S. Preis kart. M. 1,50 der Band.

Seinen englischen, französischen und italienischen Lektürebändchen hat der Langenscheidtsche Verlag nunmehr auch zwei spanische Bändchen folgen lassen. Die Texte, die modernen Zeitungen und Zeitschriften entnommen und mit einer fortlaufenden Präparation versehen sind, sollen der Auffrischung und Erweiterung vorhandener Sprachkenntnisse dienen.

Un poco de todo ist sehr gut geeignet, den Wortschatz in bezug auf die neuesten Gebiete des täglichen Lebens zu erweitern, und wird sich beim Unterricht vorteilhaft zu Konversationsübungen verwenden lassen. Neben Einkauf, Kleidung, Eisenbahn, Theaterwesen, Fußballsport usw. kommen auch Tanzdiele und Radio zu ihrem Recht, und wir finden Abschnitte über die neuesten Fragen des Filmwesens (Tonfilm) und des Flugwesens (Nachtfahrten). Amüsante Geschichtchen und Witze (zum Teil mit Illustrationen) ergänzen die unterhaltsame Lektüre nach der humoristischen Seite. Bedauern wird man nur, daß in den Präparationen schwierigere syntaktische Konstruktionen nicht erläutert sind. Druckfehler: S. 25, Z. 17 lies *re mayor*; S. 88, Z. 9 u. ö. lies *cinema*.

Band 10 kommt einem dringenden Bedürfnis entgegen, indem hier eine Einführung in die Gegenwartskultur des spanischen Amerika gegeben wird und vorwiegend in Ausschnitten aus spanisch-amerikanischen Zeitungen auf knappem Raume ein Material ausgebreitet ist, wie man es sonst nur durch umfangreiche, zeitraubende und kostspielige Lektüre gewinnen kann. Neben Landschafts- und Städtebildern werden insbesondere Beiträge zu den modernen Kulturproblemen Südamerikas geboten: Verkehrswesen, Presse, Theater, Erziehungsfragen, Volksfeste, Ansätze zu nationalen Kulturen, Einwanderung, Europäisierung und Industrialisierung, Panamerikanismus,

Digitized by Google

Iberoamerikanismus. Zahlreiche Federzeichnungen nach neuesten Aufnahmen spiegeln Landschaft, Volksleben, Kunst und Wirtschaftsleben wider.

Hamburg. Wilhelm Giese.

Berichtigungen.

Zu den Pichler-Briefen, Arch. N. F. 56, Heft 1/2, S. 9 ist die Anm. 2 dahin zu berichtigen, daß nicht Th. Vischers Faust-Parodie gemeint ist, sondern das gleichnamige moderne Epos von Rob. Hamerling, das 1888 erschien (freundl. Mitteilung von Prof. Enzinger). A. B.

In der Abhandlung: Heinrich von Kleist und die Seinen (Archiv N. S. 55; Heft 3 u. 4) bitte ich folgende Druckfehler verbessern zu wollen:

S. 163,	Z. 9	v. u.	lies:	verheimlicht wurde,
„ 171,	„ 6	v. o.	„	hallenähnliche Flure,
„ 171,	„ 13	„ „	„	leer stehen
„ 171,	„ 15	„ „	„	ausreichten,
„ 171,	„ 22	„ „	„	Pachterträge
„ 171,	„ 25	„ „	„	Fläche, „die Wiese“, lange
„ 171,	„ 26	„ „	„	muß sie
„ 175,	„ 7	v. u.	„	Der erwähnte ‘Liske’ war
„ 176,	„ 10	v. o.	„	dem Subſcriptus
„ 176,	„ 25	„ „	„	ersuche dich
„ 179,	„ 16	„ „	„	erhallten
„ 179,	„ 32	„ „	„	Stadtrath
„ 181,	„ 5	v. u.	„	Rücksicht zu üben und
„ 184,	„ 24	v. o.	„	1817
„ 185,	„ 5	v. u.	„	über sein Grab hinaus.

Berlin. Paul Hoffmann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

U. STORAGE
DATE DUE

GAYLORD
PRINTED IN U.S.A.

Digitized by Google

DO NOT REMOVE
SLIP FROM POCKET

NATIONAL
LIBRARY BINDERY
CO.
WEST SPRINGFIELD
EAST CLEVELAND
INDIANAPOLIS
ATLANTA

Digitized by Google

ALF Collections Vault
3 0000 103 760 223

Digitized by Google